Digitized by Google

H. un.
163 h

Diefenbach

Digitized by Google

Vorschule

der

Völkerkunde

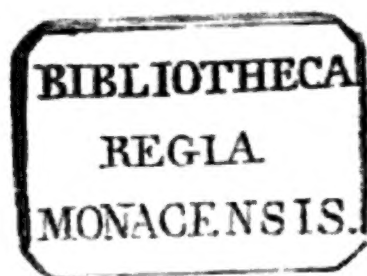
und der

Bildungsgeschichte

von

Dr. Lorenz Diefenbach,
correspondierendem Mitgliede der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin und der Maatschappy der Nederlandsche Letterkunde zu Leyden, Ehrenmitgliede der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache, Mitgliede des Gelehrtenausschusses des Germanischen Museums zu Nürnberg.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1864.



Druck von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Den Herren

Carl August Grafen Bose

zu Frankfurt a. M.,

Professor D. Anton Eberz

zu Frankfurt a. M.,

Professor D. August Schleicher

zu Jena

mit freundschaftlicher Verehrung gewidmet

von dem

Verfasser.

Vorwort.

In dieser Zeit des ausgedehntesten Völkerverkehrs und der „Nationalitätsfragen" hat die Völkerkunde das Recht und die Pflicht, als eine gesonderte Wissenschaft aufzutreten. Der große Umfang ihres Gebietes entschuldigt viele Irrthümer, welchen wir mitunter noch selbst bei den kenntnisreichsten Geschichtschreibern, Geographen, Tagesschriftstellern und Zeitungsschreibern begegnen, abgesehen von den absichtlichen Fälschungen, welche das Gewissen mancher Diplomaten und Publicisten zuließ. Die Schwierigkeit der Verpflichtung wuchs mit dem großartigen Fortschritte der Naturwissenschaften und insbesondere der, zu einer ganz neuen Wissenschaft erwachsenden, vergleichenden Sprachforschung, obschon eben dieser Fortschritt die wichtigsten Mittel zur Förderung der Völkerkunde darbietet. Denn die vielbeschäftigten Schriftsteller der genannten Fächer konnten jenem Fortschritte der Hülfswissenschaften der Völkerkunde in seinen Beziehungen zu dieser um so weniger folgen, weil es ihr zur Stunde noch an genügenden Lehrbüchern und Lehrstühlen fehlt, durch welche alle neuen Errungenschaften der Gehülfinnen in dem Brennpunkte dieser einen Wissenschaft gesammelt würden.

Das vorliegende Buch will diese Aufgabe nicht lösen, sondern nur zergliedern, um ihre Lösung vorzubereiten und zu erleichtern. Doch gibt es in den zahlreichen Beispielen zur Erläuterung dieser Aufgabe auch schon einen Theil des Inhalts, welchen ihre Lösung in einem vollständigen Lehrbuche der Völkerkunde zu bringen hat. Überdieß wirbt es den Leser zum Mitarbeiter nach gleichem Ziele hin, indem es ihm die Rubriken, gleichsam die schon eingehefteten

weißen Blätter übergibt, in welche er die Früchte seines eigenen Fleißes und Denkens einzeichnen und einordnen soll.

Eben aber nur denkende und selbstthätige Leser wünsche ich meinem Buche, welche sich die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aneignen wollen, ohne den Anspruch eigener Fachkenntnis zu machen, jedoch auch, ohne auf das eigene Urtheil zu verzichten. Letzteres gilt namentlich auch für die ganze Weltanschauung, die ihnen überall in dem Buche entgegentreten wird. Der Verfasser und seine gleichgesinnten Leser werden sich immer gerne belehren und bekehren lassen, aber jede unbedingte Autorität, welche der Forschung ihre Ergebnisse schon zum Voraus gebieten oder verbieten will, als eine Sünderin gegen den heiligen Geist der Wahrheit zurückweisen. In erster Linie stehen immer die Thatsachen. Wo ich nicht mit eigenen Augen sehen konnte, suchte ich nach Kräften die Glaubwürdigkeit meiner Quellen zu prüfen, deren genaue Anführung ich, ihnen und mir zu Liebe, durchgeführt habe. Indem ich nämlich meine Bürgen nenne, unterscheide ich anderseits in der Regel meine Ansichten von den ihren deutlich genug, um ihnen auch keine Verantwortung für erstere aufzubürden.

Die sehr häufige Kreuzung der Fäden, die Wechselberührungen zwischen den einzelnen Abtheilungen verhinderten nicht selten eine scharfe Trennung derselben, welche vielleicht eine geschicktere Hand besser durchgeführt hätte, ohne darum das Zusammengehörige allzusehr aus einander zu rücken. In jedem Falle blieb es nöthig, viele einzelne Erscheinungen immer wieder in mehreren Abschnitten zur Sprache zu bringen, und deſshalb von einem auf den andern zu verweisen, um wörtliche Wiederholungen zu vermeiden. Die allgemeine Form der Darstellung setzt bei den Lesern, wie sich schon aus dem vorhin Gesagten ergibt, keine Gelehrsamkeit, sondern nur die Aufmerksamkeit des Gebildeten voraus.

Damit der Leser schon bei dem Antritte seiner Wanderung eine Vorstellung von ihrem ganzen Verlaufe habe, gebe ich hier einen Ueberblick ihrer Hauptstationen in flüchtigen Umrissen, welchem ein einfaches Verzeichnis der Rubriken zum Nachschlagen folgen mag.

Die Einleitung gibt die allgemeine Eintheilung der Völker und der Sprachen in einem Gerippe, dessen natürliche Trockenheit und Farblosigkeit nur durch mehrere Beispiele gemildert wird, gleichwohl aber die volle Aufmerksamkeit des Lesers verlangt, damit er es später bei den sehr mannigfaltigen Gestaltungen des bewegten Lebens nie ganz aus den Augen verliere.

Dieses Leben und die Grenzmarken jedes Volksthums zeichnen sich nach folgenden Hauptmerkmalen und Kategorien.

Das äußerlichste Merkmal bilden die Namen der Völker, nach welchen auch die Eigennamen überhaupt in ihrer Bedeutung für die Völkerkunde kurz gewürdigt werden sollen.

Das innerlichste und wichtigste Merkmal der Abstammung, der Denkweise und des Bildungsganges der Völker: die Sprache, werden wir nach ihrem Grundwesen und nach ihren, gleichsam naturgeschichtlichen, Entwickelungsstufen betrachten. Ihre unzertrennliche Verbindung mit dem ganzen Wesen des Menschen erweitert ihre ethnologische (völkerkundliche) Bedeutung zugleich zur allgemein anthropologischen (menschenkundlichen), wie denn überhaupt die Grundlage der Völkerkunde die Menschenkunde bleibt.

In den weiteren Untersuchungen über die Volksnatur werden wir diese zweiseitig (dualistisch) als Leib und Seele betrachten, zugleich aber als einheitliche Gliederung, als einen Organismus, dessen verschiedene Thätigkeiten sich wechselseitig bedingen, und die von außen her z. B. durch die Beschaffenheit der Wohnsitze und durch Schicksale der Völker mitbedingt werden. Der genannte Dualismus, die Zweiheit in der Volks- und Menschennatur, läßt uns die Physiologie oder Naturkunde der Menschheit und die Psychologie oder Seelenkunde, soviel möglich, gesondert verhandeln.

Zuerst die Physiologie: die körperlichen Hauptmerkmale der Verschiedenheit der Menschenarten, seien sie urangeborene, oder durch jene äußeren Einflüsse, mitunter auch schon durch innere Entwickelung, entstanden oder wenigstens modificiert und umgestaltet, also durch Klima und Boden, Nahrung, Kleidung und Wohnung, durch die gesammte Lebensweise, die wir alsbald nachher noch in

gesonderten Abschnitten besprechen werden. Besondere Aufmerksamkeit wenden wir hier den sogenannten Rassen, ihren Artungen und Mischungen zu. Auch die graue und graueste Vorzeit führen wir in ihren Resten auf und unter der Erde, in den Trümmern versunkener Völker, ihres Wohnens und Wirkens dem Leser vor. Eine Reihe der wichtigsten und interessantesten Entdeckungen bis auf die neueste Zeit beleuchtet nicht bloß die Stellung der verschiedenen Völker und Rassen zu einander, sondern auch die des Menschen zu der Thierwelt und der ganzen ihn umgebenden Natur — eine bekanntlich in neuester Zeit vielbesprochene Aufgabe, zu deren Lösung wir auch an andern Stellen dieser Schrift mitzuwirken suchen.

Auch die Psychologie werden wir mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Rassen sowohl wie der äußeren Einwirkungen und Lebensfaktoren erwägen. Hier werden auch vorzüglich die Einflüsse besprochen werden, welche die Wanderungen und die mannigfaltigen Berührungen der Stämme und Völker mit einander auf ihre geistigen Kräfte und ihre Bildung üben.

Von der zu Grunde liegenden Volksnatur — ihre Veränderungen im Laufe der Zeit eingeschlossen — gehn wir auf das Volksleben in seinen thatsächlichen Aeußerungen über, welche wir ebenfalls, soweit sich jener Dualismus durchführen läßt, in leibliche und geistige, in mehr äußerliche und mehr innerliche scheiden.

Erstere sind die schon vorhin angeführten der gesammten Lebensweise, die in hohem Grade von der Natur des Erdstrichs abhängt, nämlich der Nahrung, Tracht und Wohnung.

Das mehr innerliche Volksleben umfaßt die Anschauungen und Lebensäußerungen, welche wir zum großen Theile durch den Ausdruck Sitte zu bezeichnen pflegen. Wir werden hier, immer mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Völker, oft auch ihrer sprachlichen Bezeichnungen, die folgenden Gegenstände verhandeln.

Die Familie; die Wechselverhältnisse ihrer Mitglieder und, auch außerhalb derselben, beider Geschlechter; weiterhin die der Mitglieder der volklichen Gesellschaft überhaupt, soweit das Gebiet der Sitten, Gebräuche und Umgangsformen reicht. Es kann

natürlich auf allen solchen weiten Gebieten nur von den allgemeinsten Umrissen und einer mäßigen Zahl von Beispielen die Rede sein.

Der Religion widmen wir einen besonderen Abschnitt.

Ebenso dem Rechtsbrauche in Volk und Staat, in der Gemeinde und in der Familie, die hier wiederholt zur Sprache kommt. Hier verhandeln wir auch die, oft ethnologisch wichtige, Entstehung und Rechtsgeschichte der verschiedenen Volksklassen: der Kasten, Stände u. s. w.

Haben wir nun der Volksnatur und dem Volksleben besondere Abtheilungen eingeräumt, so bestimmen wir eine dritte der Volksthätigkeit in ihren wichtigsten Richtungen und in ihrer Wechselwirkung wiederum mit der Geschichte, sowie dann mit ihren eigenen Ergebnissen: dem Wohlstande und der Bildung der Völker. Ebenso theilen wir auch wieder diese „Volksthätigkeit" in mehr äußerliche und mehr innerliche.

Diese Ausdrücke „Volks-natur, -leben und -thätigkeit" sind eben nur frei gewählte Grenzbezeichnungen für Dinge, die sich in der Wirklichkeit noch weniger strenge scheiden, als dieß unsere Darstellung zu thun vermag. Das Selbe gilt von der wiederholten Eintheilung nach „Äußerlichkeit" und „Innerlichkeit", weil das Äußere und Innere, Leibliche und Geistige überall nur die polaren Richtungen innerhalb Eines Lebens, Wesens und Organismus sind.

Die äußerliche Volksthätigkeit umfaßt namentlich: die Lebensweise ganzer Völkerschaften als Jäger, Fischer, Hirten, Landbauer u. s. w., die sich theils nach wechselnder Örtlichkeit, theils nach Bildungszeiträumen ändert. Dieser Abschnitt bespricht auch die friedliche oder kriegerische Stellung der Völker und Völkerklassen zu einander; sodann das Verhältnis der menschlichen Thätigkeit zur Thierwelt: die Jagd und Schlachtung, die Züchtung und Zähmung der Thiere. Die Thätigkeit der äußeren Selbsterhaltung entwickelt und potenziert sich zum Gewerb- und Kunstfleiße. Wir haben hier zu Gegenständen: Industrie und Handel; die technische Benutzung der Stoffe und Kräfte in der Natur; die Verkehrsmittel. Wir werden hier auch in den Benennungen der

Elemente und der Produkte, der Thiere, Pflanzen und Mineralien einen sprachlich-ethnologischen Wegweiser finden.

Die mehr innerliche Volksthätigkeit ist das gewöhnlich durch die Ausdrücke „Bildung, Bildungs- oder Kultur-geschichte" bezeichnete Gebiet, das in weiterem Sinne auch die, vorhin bei dem „Volksleben" vorkommende, Sitten-, Glaubens- oder Kirchen-, und Staats-geschichte umfaßt, hier aber in engerem Sinne uns zunächst die Literatur- und Kunst-geschichte bedeutet und zugleich die ganze Volkserziehung, die Unterrichts- und Bildungsanstalten umschließt. Haben wir früher die Sprache nach ihrem Organismus als Zweck an sich verhandelt und daraus ethnologische Schlüsse gezogen, so tritt sie hier in größerer Ausdehnung vor uns als Mittel zum Zwecke, als ausgebildetes Organ für alle Gebiete des Denkens und Fühlens.

Mit der Bildungsgeschichte in dem soeben angegebenen engeren Sinne beschäftigt sich die zweite Hälfte dieses Buches. Sie zeichnet, immer vom ethnologischen Standpunkte ausgehend, die Thätigkeit der bedeutendsten Kulturvölker fürs erste in den verschiedenen Gattungen der Dichtung und der Wissenschaft, fürs zweite in der Tonkunst und den (ethnologisch sehr wichtigen) bildenden Künsten. Somit zerfällt sie in zwei Hauptabtheilungen, welche die allgemeine Geschichte der Literatur und der Künste verhandeln.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Die Völker nach ihrer Entstehung, Abgrenzung und Wechselbeziehung.

Die **Völkerkunde** (Ethno-logie, -graphie) in unserem Sinne betrachtet und zeichnet die Völker als **Einzelwesen** oder Sammelwesen (Collectiv-Individuen), jedes in den Eigenschaften, die es von andern unterscheiden und es entweder zugleich auch mit andern verknüpfen, oder ihm ausschließlich angehören. Die prüfende Aufzählung dieser Eigenschaften bildet den Hauptinhalt unserer Arbeit.

Jedoch ist der Begriff des Einzelwesens dehnbar und wird oft nur beziehungsweise gebraucht, namentlich bei der Abgrenzung und Eintheilung der Völker nach ihrer **Abstammung**, welche wir als ihre sinnlich und geschichtlich bestimmteste (wenn auch manchmal schwer bestimmbare) Eigenschaft in den Vordergrund stellen.

Wir unterscheiden den Einzelnen, den Einzelmenschen, der seine Stelle in der Gliederung der Familie, der Gesellschaft u. s. w. einnimmt, von dem Vereinsamten in der Zelle der Einzelhaft oder der religiösen Weltentsagung, in der Verbannung oder auch in der Wüste großer Städte. Sodann auch von der willenlosen Nummer des einem fremden Willen unbedingt Unterworfenen, des Abgerichteten, des Arbeiters sine voto auf dem Schlachtfelde oder dem friedlichen Bureau, in der Fabrik, im Bagno. Nicht minder unterscheiden wir das gesunde Gesammtlebensgefühl des gegliederten, auf eigenen Füßen

stehenden und wandelnden Volkes — wie es in niederem Bereiche z. B. die Polypenfamilie besitzt — von der unterthierischen nur mechanischen Einheit der selbstlosen Sklavenhorde unter einem, nicht einmal den Göttern verantwortlichen, Machthaber, der für Alle denkt und will, handelt und genießt, und für welchen Alle arbeiten und leiden, ja sogar genießen und verdauen, wie Vaucansons automate Ente.

Der Einzelmensch kann durch Naturanlage und Schicksal dem Vaterhause gänzlich entwachsen, oder auch ein ewig verlorener Sohn werden. Er kann, nachdem er mit seinem Weibe auch den Wohnsitz seiner Familie oder seines Volkes verlassen hat, ein neues Volk gründen, sogar auch ein zweites mit seiner Kebse, wie einst Vater Abraham. Allerdings erwächst die neue Familie dieses Auswanderers zu einem neuen Einzel- oder Sammel-wesen; aber sein Erbe und Stammhalter bleibt den etwaigen Stiefbrüdern oder Vettern so nahe verbunden, daß die von allen gegründeten Volksstämme wiederum Glieder einer umfassenden Einheit werden, die wir Völkerfamilie nennen. Ebenso aber werden sich ihre Nachkommen gewöhnlich wieder in so bestimmten Richtungen verästen und verzweigen, daß uns diese Kunstausdrücke des Stammbaums nicht völlig ausreichen, um die vielfachen Stufen der Sonderung oder Vereinzelung (Individualisirung) zu unterscheiden. Wir stempeln die unentbehrlichsten dieser Ausdrücke möglichst genau, und mahnen unsere Leser, sie im Sinne zu behalten. In dieser Voraussetzung dürfen wir einige derselben auch freier gebrauchen, wo Schwerfälligkeit vermieden werden kann, ohne Mehrdeutigkeit zu befahren.

Bluts- oder Stamm-verwandtschaft nennen wir die gemeinsame Abstammung mehrerer Volkskörper von Einem Elternpaare. Können wir für dieses nicht wiederum Eltern nachweisen, so umfaßt seine sämmtlichen Nachkommen für alle Zeiten der Name der Familie. Er bleibt auch bei den stärksten Ausartungen und Mischungen geltend, so lange noch der ursprüngliche Stock sich als Hauptbestandtheil erkennen läßt; eine Bedingung, die auch für jede Unterabtheilung der Blutsverwandtschaft eintritt. In den meisten Fällen wird sie erfüllt.

Wir geben einige Beispiele, hier nur in Umrissen, ihre ausführliche Begründung und Darstellung uns und Andern vorbehaltend. So werden wir in dieser ganzen Schrift nur kleine Anleihen bei der Masse der Thatsachen machen, um unsere daraus abstrahierten Sätze zu belegen und zu erläutern.

Die Spanier samt den Portugiesen gehören dem Grundstocke nach zur iberischen Familie, ob sie gleich fürs erste, mit Ausnahme der in Spanien und Frankreich wohnenden Basken, das wesentlichste Stammeszeichen, die Sprache, aufgegeben haben und durch die Annahme der römischen Sprache zu einer, aus Völkern verschiedenen Stammes zusammengesetzten, neuen Gliederung gehören, die das Aussehen einer Familie gewonnen hat, nämlich zu dem romanischen **Völkerkreiße**; und obgleich fürs zweite schon frühe fremde Stämme sich zwischen und in die iberischen drängten, wie namentlich erst keltische, dann nach einander italische (römische), germanische, arabische.

Die Esten und Liwen in den russischen Ostseeprovinzen bleiben uns Finnen, obgleich ihre germanische Aristokratie ihre Sprache, gleichwie die einem dritten Stamme gehörige lettische, nur als „undeutsche" verneinend benennt, wozu denn noch seit der russischen Herrschaft slawische Stoffe kommen (älterer schwedischer nicht zu gedenken), die mit der Zeit alle übrigen überwuchern können.

Die osmanischen Türken mischten sich an vielen Orten fast gar nicht mit den von ihnen unterjochten Völkern, desto stärker aber mit der buntfarbigen Mosaik des Sklavenmarktes, mit den erkauften oder geraubten Müttern ihrer Kinder. Ihre Sprache und mehr noch ihre Körperbeschaffenheit zeigt die Einwirkung der Blutmischung; gleichwohl muß der „kranke Mann" noch viel kränker werden, bevor er untergeht oder zuerst und in beiden Fällen aufhört, ein Türke zu sein.

Die mündig gewordenen und entweder im Stammhause verbliebenen oder nach verschiedenen Richtungen ausgewanderten Söhne des vorhin vorausgesetzten Elternpaares bildeten neue Hausgenossenschaften, die wir, zum Unterschiede von der sie erzeugenden und umfassenden

(Ur-, Sammt-) Familie, Stämme nennen. Diesen entsprossen in gleicher Weise Äste, den Ästen Zweige.

Wir versäumen nicht zu bemerken: daß im Stammhause immer nur Ein Majoratserbe verbleiben und sich fortpflanzen kann (wenn es nicht etwa ganz verödet), dessen Nachkommen denen seiner ausgewanderten Brüder nebengeordnet (koordiniert) werden, also einen Stamm neben Stämmen bilden; das selbe Verhältnis erneuert sich bei der Wiederholung dieses Vorgangs in der ferneren Entwickelung des Familienlebens (Ast neben Ästen u. s. w.).

Eine qualitative, nicht genealogische, Überordnung darf ein solcher auf dem Stammgute verbliebener Stamm als primus inter pares, als Angesehenster unter seines Gleichen, nur dann in Anspruch nehmen, wenn er nicht allein nachweist, daß er als unmittelbarer und gesetzmäßiger Erbe (nicht etwa als späterer Besitznehmer) des Stammgutes in diesem auch die wirkliche Heimat der ganzen Sippschaft besitzt sondern auch drittens: daß er die wichtigsten der unter alle Erben vertheilten Güter (die Sprache voran, s. u.) am besten bewahrt hat. Es bleibt aber möglich, daß er in diesem dritten Punkte andern und selbst längst und fernhin ausgewanderten Verwandten nachstehe, wie z. B. die heutigen Bewohner des skandinavischen Festlandes ihrer Kolonie in Island.

Wie wir jedes einzelne Volk aufwärts nach seinem Ursprunge hin als Glied einer Familie u. s. w. verfolgen, so auch stromabwärts in seinen Verzweigungen und jüngeren Familienverbindungen. Diese gehn, wie wir bereits andeuteten, oft so weit auseinander, daß sie einen guten Theil ihrer Ähnlichkeit einbüßen.

Dieß geschieht bei den größeren wie bei den kleineren Stammestheilungen sowohl durch neue Entwickelungen und durch Zuwachs von außen her, wie auch durch verschiedenartige Verluste. Dabei tritt denn auch der Gegensatz auf: daß jeder Blutsverwandte einige oder viele der uralten Familienzüge glücklicher und treuer behält, als der andre oder auch als alle andern. Durch räumliche und zeitliche Ferne, sowie durch die Schärfe der Trennung, können selbst die nächsten Verwandten einander so stammfremd werden, daß sie nur noch an einzelnen Merkmalen einander erkennen, wie z. B. Magyaren,

Lappen und Finnen. Oder gar in solchem Maße, daß jede Dorfgemeinde als der einzige Rest eines besonderen Volksstammes erscheint, wie namentlich auf weiten Gebieten der Urbevölkerung Nordamerikas, wo die Forschung oft erst noch tastet.

Die Forschung hat die Aufgabe: die erhaltenen Erbstücke nach Zahl und Gewicht (Quantität und Qualität), zwei oft sehr ungleichen Eigenschaften, bis ins kleinste zu zergliedern und, in oft sehr verwickelter Gesellschaftsrechnung, zu vergleichen. Urtheile über Bausch und Bogen sind selbst für den geübten Blick ein Wagnis.

Zu den Bildern **Stamm**, **Ast** und **Zweig**, die wir nicht weiter ausdehnen wollen, würde das der Wurzel passen, statt des minder bildlichen Ausdruckes Familie, der uns hier aber anschaulicher und bequemer ist. Altbekannt und geläufig dagegen ist die „Wurzel" des „Wortstammes" in der geschichtlichen Sprachlehre, als Ausdruck für den Grundbestandtheil jedes einzelnen Wortes und seiner Verwandten. Das Wort Stamm mit seinen Ableitungen und Zusammensetzungen (Volksstamm, Stammverwandte u. dgl.) werden wir öfters, wo es die Deutlichkeit gestattet, mit der oben vorbehaltenen größeren Freiheit gebrauchen.

Eine häufige eigenthümliche Gattung von Verwandtschaftsverhältnissen zwischen Völkern und Sprachen bezeichnen wir durch den Namen der **Gruppe**.

Wir gebrauchen ihn, wo entweder aus Einer Wurzel dicht am Boden mehrere Stämme emporwachsen, oder auch aus dem schon sichtbaren eigentlichen Stamme ein oder mehrere stammartige Hauptäste heraustreten, so daß sich diese Nebenstämme u. s. w. gesondert entwickeln und verästen, zugleich aber die Wahrzeichen der Gemeinsamkeit ihres Ursprungs und Grundwesens gegenüber jedwedem andern Stamme der selben Familie mehr und minder deutlich in allen ihren Verzweigungen behalten.

Namentlich in der arisch-europäischen Familie (u. S. 12 ff.) treten solche Gruppen häufig als Zwillingsstämme auf.

Die Trennung dieser Gruppentheile (Zwillinge, Hauptäste, Nebenstämme) ist stark genug, um ihre Sprachen (die selbst wieder sich in Mundarten verzweigen) nie als bloße Mundarten neben einander zu

stellen. Freilich geschieht dieß auch häufig nicht bei Ästen und Zweigen, die weit weniger und später sich von einander entfernten, wie z. B. bei den sächsischen und nordischen „Sprachen" des germanischen Stammes.

Meistentheils, nicht immer, läßt sich die Entstehung und allmähliche Ausbildung der Unterscheidungsmerkmale bei solchen Sprachästen ziemlich leicht verfolgen, aber nur selten bis zu dem urkundlich belegbaren Augenblicke des Überganges der Einheit in die Mehrheit, am wenigsten bei den redenden Völkern selbst. Übrigens gelten diese Sätze nicht minder, als für die Theile der Gruppen, auch für die weiteren und engeren Verwandtschaftsstufen der Völker und ihrer Sprachen. Überall spricht die Sprache viel deutlicher von sich selbst, als von ihren Trägern. In unzähllichen Fällen erkennen wir deutlich die Gestaltung und Entwickelung der Sprachen, nicht so aber wie es kam: daß die Völker, die eigentlichen Urheber dieser Gestaltung, sie gerade so und nicht anders bildeten. Wir können z. B. die Lautverschiebungen der urverwandten Sprachen viel sicherer an sich geschichtlich verfolgen, als ihre Begründung in der natur- und kultur-geschichtlichen Zertheilung der Völker.

Wir geben einige Beispiele der Gruppe in ihren verschiedenen Schattierungen.

Daß die arischen Völker Irans und Indiens wie die litauischen (lettischen) und slawischen je eine Gruppe bilden, erkannte erst die neuere Sprachforschung, welcher auch erst in jüngerer Zeit die alten arischen Sprachen den Stoff zur Vergleichung lieferten. Früherhin wurde die nahe Wechselbeziehung jener Volksstämme um so weniger erkannt, weil die Arier in religiösem, die Litauer und die Slawen vielfach in mehr politischem Zwiespalt gegen einander standen, wie denn die nächstverwandten Völker oft in bitterster Feindschaft und in dauerndem Bruderzwiste gegen einander stehn. So z. B. auch in manchem Zeitraum der Geschichte die Schweden und die Dänen, die doch nur Zweige Eines Astes sind, und die jetzt nur ein künstlicher Skandinavismus gegen die ihnen stammverwandten Deutschen enger zu verbrüdern und von diesen gleich als Stammfremden zu trennen sucht. Für die eben angedeuteten religiösen Trennungen

bemerken wir einstweilen dieses. Ursprüngliche Gemeinsamkeit der (ältesten) Götter läßt sich sowohl bei den Ariern in Indien und in Iran, wie bei den litauischen und slawischen Völkern nachweisen. In Wechselwirkung mit der örtlichen und staatlichen Sonderung der Völker bildete sich auch Götterlehre und Religion überhaupt gesondert fort. Die verbleibenden gemeinsamen Gestalten und Namen der Götter und Halbgötter wechselten bei den beiden Hauptstämmen der arischen Gruppe mehrfach ihre Bedeutung, sogar bis zur feindseligen Verkehrung. Nicht so die der litu-slawischen Gruppe; dagegen bildeten die litauischen Völker ein kirchlich-politisches Gemeinwesen mit einem Centralheiligthum des Bundes (Romowe), in welchen selbst einige slawische Grenznachbarn eingetreten zu sein scheinen.

In jenen skandischen Germanen (Schweden, Norwegern, Dänen, Isländern, Färöern u. s. w.) sehen wir wiederum den einen, in den Deutschen der Gegenwart den andern Hauptast einer Gruppe. Doch hat diese Benennung hier eine von ihrem obigen Sinne ziemlich abweichende Geltung, wie dieß die Kunde des germanischen Stammes näher ergibt. Einstweilen geben wir zu bedenken: daß die unter einander selbst bedeutend unterschiedenen hochdeutsch, sächsisch (niederdeutsch und niederländisch) und friesisch redenden Äste der Germanen dennoch gegenüber den weit näher unter einander verwandten Germanen des skandischen Nordens eine gewisse Zusammengehörigkeit zeigen. Dieser Gegensatz entstand durch die sehr alte Trennung der politischen, zum Theile auch der kulturgeschichtlichen, Entwickelung, und prägte sich minder, doch allmählich wachsend, auch in der Sprache aus. Demungeachtet fehlt es nicht an sprachlichen und andern Merkmalen für eine andere, etwa dreifache, Eintheilung der germanischen Völkergruppe, ungefähr seit der Völkerwanderung, in Hochdeutsche, Niederdeutsche samt den Friesen, und Skandier oder Nordländer. Gehn wir weiter in die Vorzeit zurück, so erscheinen in vielen Beziehungen die germanischen Völkerschaften einander näher stehend; aber ihre Anzahl und darum wiederum ihre Mannigfaltigkeit ist größer. So z. B. schiebt sich zwischen Hoch- und Nieder-Deutsche noch der gotische Hauptast ein, während andre in den besiegten Völkern völlig verschwunden und verschollen sind.

In neuerer Zeit dagegen hat die wachsende Macht der hochdeutschen Sprache und ihres Schriftenthums die (nieder-) sächsische Sprache fast überwältigt, und auf Sprache und Bildung des skandischen Nordens einen unermeßlichen Einfluß geübt, gegen welchen neuerdings einige kindische und französierende Skandinavisten, welche den edeln Stammesgeist des eigenen Volkes verkennen, viel zu spät eine Schranke zu errichten suchen.

Eine andere Völkergruppe hat einst Bruderzwist unter fremdes Joch gebracht, unter welchem ihre Volksthümlichkeit langsam, aber sicher, erlischt. Die keltischen Briten in England riefen einst germanische Land- und See-räuber zu Hülfe gegen die, dem andern (älteren) Hauptaste der keltischen Gruppe angehörigen, Skoten. Bei dieser Gelegenheit führen wir ein Beispiel für die öfters entgegengesetzten Richtungen an, in welchen die Forschung, oder mindestens die Laune der Gelehrten vorschreitet. Der irische Engländer Betham trennt die noch lebenden Sprachen der keltischen Gruppe als gänzlich unverwandte von einander, der deutsche Forscher Holtzmann die lebenden Kelten (als Unkelten) von denen des Alterthums.

Gewichtigere, jedoch unserer Ansicht nach dennoch unzureichende Einwendungen sind neuerdings (durch Lottner) gegen die Einordnung der Griechen und der Italer in Eine Gruppe gemacht worden. Bei dieser Gruppe, unserem letzten Beispiele, verweilen wir etwas länger, weil ihre Bestandtheile uns Gelegenheit bieten, die Schwierigkeit engbegrenzter Gruppierung (in unserem Sinne) zu zeigen, wobei denn noch andere Stufen und Gattungen der Eintheilung zur Sprache kommen werden, deren Bestimmung mitunter bis jetzt noch größeren Schwierigkeiten oder Schwankungen unterworfen ist.

Unter dem Namen Griechen (Γραικοί, Graeci) verstehn wir eine Anzahl von Völkerschaften, die nach ihrer Geschichte sowie auch nach ihrer Sprache und andern Abstammungszeichen einander nahe genug stehn, um als Ein Stamm, sogar als Ein Volk zu erscheinen, bei übrigens ziemlich deutlichen Trennungsmarken leichterer Art. Andere gemeinsam gewordene Namen, wie besonders „Hellenen“, lassen wir vorläufig zur Seite.

„Volk" bedeutet uns hier eine ihrer stammlichen und zugleich ihrer politischen Einheit bewuste Vielheit. Gewöhnlich nimmt man bei „Volk" oder „Nation" nur die politische Zusammengehörigkeit als nothwendiges Merkmal an, welche nach Umständen auch ganz verschiedene Stämme umfassen kann, jedoch mit qualitativem und meistens auch quantitativem Vorwiegen Eines Stammes. Dieses Verhältnis kommt auch in Griechenland vor, von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Der „Staat" umschließt immer ein „Volk" in diesen beiden Bedeutungen. Dagegen kann auch ein Volksstamm in mehrere Staaten zertheilt sein, die sich wechselnd mit einander vertragen und schlagen; oder auch staatlich ganz geschieden, wie z. B. emancipierte Kolonien von ihren Mutterländern, oder die ihres Volksthums bewusten dichteren Deutschen in Nordamerika von dem alten (Einen?!) Deutschland, oder auch wie die Britonen in England und in Frankreich, die erst in neuerer Zeit wieder zum Bewustsein ihrer Stammeseinheit zurückkamen.

Kehren wir zu den Griechen zurück.

Dicht an der also genannten, die Dorier, Ionier (Doren, Ionen) u. s. w. umschließenden, Umfangslinie erblicken wir — von den nebelhaften Pelasgern, sowie von den Phrygiern u. s. w. abgesehen — in Makedonien und Epiros Völkerschaften und Sprachen, welche eine Brücke von dem, nur verschiedene Mundarten redenden, Griechenvolke zu einem andern Stamme gleicher Familie, nämlich dem illyrischen oder dem thrakischen, wenn nicht beiden zugleich, zu bilden scheinen; und die sich zu den eigentlich griechischen Völkern und Sprachen ungefähr wie ein Gruppentheil zu dem andern verhalten. Dieses Verhältnis bleibt, auch wenn Makedonen und Epiroten nur durch Mischung, nicht durch Blutsverwandtschaft mit Thrakern und Illyriern verbunden waren, eine noch nicht hinreichend entschiedene Frage.

Jedenfalls gilt ihre Nebenordnung mit den Griechen unter die Kategorie der „Gruppe" zunächst nur, solange wir auf der olympischen oder (Balkan-) Haemos-Halbinsel stehn bleiben. Da wir aber jene Kategorie auf die stammverwandten Völkerkreiße dieser und der italischen oder Apenninen-Halbinsel anwenden, so müssen

wir uns begnügen, den Griechen-Namen auch auf die Makedonen auszudehnen und dabei nur etwa zu bemerken: daß der griechische Hauptast der griechisch-italischen Gruppe sich in zwei Hauptzweige theile, deren jeder wiederum in mehr und minder deutlich geschiedene und wiederum im Kleinen sich gruppierende Abtheilungen zerfalle, wie z. B. der eine, „im engsten Sinne griechische", in die ionisch-attische und die aeolodorische Gruppe.

In Italien nun erblicken wir wiederum ähnliche, jedoch nicht gleiche, Verhältnisse.

Der sehr alten griechischen Bevölkerung Unteritaliens (Großgriechenlands) und mehrerer Inseln, sowie anderseits der späten keltischen Einwanderung in Oberitalien zu geschweigen, gewahren wir hier einige Volksstämme, deren stammliche (genealogische) Verhältnisse zu den Griechen wie zu den Latinern und ihren Genossen bis heute noch zu undeutlich sind, um bestimmt oder verneint zu werden.

Es sind dieß namentlich die Japygen nebst den Messapiern, und die Etrusker. Bei Ersteren vorzüglich liegt die Möglichkeit (Mehr nicht!) einer ähnlichen Verwandtschaftsbeziehung zu den Griechen vor, wie der Makedonen, oder vielleicht auch einer Vermittelung zwischen dem ältesten griechischen und dem (in engerem Sinne) italischen Sprachen- und Völker-Kreiße.

Weit deutlicher lassen uns in letzteren die Entdeckungen und Forschungen der neueren Zeit hineinblicken, verbunden mit den Nachrichten der Alten. Es genüge hier, zu sagen: daß Volk und Sprache Roms und wahrscheinlich einiger andern italischen Gebiete mit den, wiederum näher an einander stehenden, Umbrern und Oskern u. s. w. in unläugbar näherer Verwandtschaft stehn, als mit dem (sonst unter allen andern zunächst stehenden) griechischen Kreiße, aber in geringerer, als die griechischen Mundarten unter einander, obgleich ein Zeitraum wahrscheinlich ist, in welchem die umbrische Sprache sich in ähnlicher Weise als Mundart zur lateinischen verhielt, wie z. B. die aeolische in geschichtlicher Zeit zur ionischen.

Ob wir nun gleich die sicher stammverwandten italischen Völker erst in einer Zeit kennen lernen, in welcher sie einander ferner stehn,

als dieß bei den griechischen der Fall ist, abgesehen hier von den Makedonen, dort von den Messapiern u. s. w.; und obgleich die beiden Kreiße weit genug von einander abstehn, um selbst kritischer Forschung Raum zu Zweifeln an ihrer näheren Verwandtschaft überhaupt zu lassen: so wählen wir doch den Ausdruck Gruppe für die Verbindung der Griechen und der Italer.

Wir haben bis dahin immer nur Wechselbeziehungen der Völker besprochen, die sich dem Begriffe der **Familie** unterordnen: **Stämme** mit ihren **Äften** und **Zweigen**, die sich großentheils zugleich als **Gruppen** mit ihren **Hauptäften** u. s. w. darstellten. Wir kommen nun noch zu zwei andern Eintheilungen der Völker und der Sprachen, die nicht bloß in ihrer Anwendung, sondern selbst noch in ihrer allgemeinen Begründung und Statthaftigkeit bedeutenden Zweifeln unterliegen.

Die eine gehört noch dem Gebiete der Blutsverwandtschaft an und fragt nur nach einer noch umfassenderen Einheit, als die obigen: ob nämlich je zwei und mehrere der bis jetzt anerkannten, großen Völkerfamilien von einer höheren Einheit abstammen, zu welcher sie sich ursprünglich verhielten, wie jetzt ihre Stämme zu ihnen selbst?

Diese Frage tritt auf, wo bei großer Verschiedenheit der physiologischen und sprachlichen Merkmale, sowie der geschichtlichen und geographischen Entwickelung, immer noch viel Gemeinsames bleibt, das sich (nach dem augenblicklichen Stande der Wissenschaft) weder durch Mischung und Entlehnung, noch durch bloß dynamische Verwandtschaft (d. h. durch Ähnlichkeit der Anlagen und des ganzen Organismus ohne Blutsverwandtschaft) genügend erklären läßt. Jene großen Unterschiede müßten alsdann durch Hinaufrückung der Brüdertrennung in eine noch weit ältere Zeit, als bei den Stämmen Einer Familie, oder (vielleicht auch: zugleich) durch eine sehr weite und dauernde örtliche Trennung erklärt werden. Ein solches Verhältnis würden wir **Familiengruppe** nennen.

Wie eine solche entstehn könnte, wollen wir an einem Beispiele zeigen, dessen Anspruch auf diese Geltung wir keineswegs verbürgen, so lange die Wage noch zwischen Ja und Nein schwankt. Indem wir dieß schreiben, hat die Untersuchung über diesen Gegenstand: die mög-

liche Ureinheit der Indogermanen und der Semiten, durch deutsche und italienische Forscher einen neuen Anlauf genommen.

Den obersten Rang unter den bekannten und bis heute in großer Ausdehnung fortdauernden Völker- und Sprachen-familien nehmen vermöge ihrer Naturgaben und ihrer geschichtlichen Bedeutung, sowie durch die Deutlichkeit ihrer Begrenzung und Gliederung, zwei Familien ein, die sich auch in den meisten Zeiten und Räumen ihrer Geschichte berühren, jedoch seltener mischen. Wieweit nach ihnen andere Familien in der Natur- und Bildungs-geschichte der Menschheit zu den höheren Rangstufen gehören, lassen wir hier noch unbesprochen. Den ersten Rang unter jenen beiden Familien nimmt die der indogermanischen Völker und Sprachen ein, den zweiten die der semitischen. Vorerst verzeichnen wir kurz ihre Hauptglieder.

Die **indogermanische** Familie nennen wir auch die **indo- oder arisch-europäische**, frühere Forscher die skythische (Boxhorn) und die japhetische, neueste die mittelländische und die ostwestliche. Seit unvordenklicher Zeit haust sie von Hindostan bis nach Westeuropa und verbreitet sich bei Menschengedenken über alle Welttheile. Ihre Hauptstämme sind folgende: In Asien die Arier (in engerem Sinne; mitunter gilt der Name auch für die ganze Familie), sanskrit. Âryâs (Ἄριοι Herodot. VII 62). Sie umfassen zwei Hauptäste: die (brahmanischen) Hindus in Hindustan, von Kafiristan im Norden bis nach Südindien, wo jedoch die drawidischen Urbewohner bei weitem die Hauptbevölkerung bilden, deren Trümmer bis hinauf zu den Brahuis, den Nachbarn jener Kafirs, reichen. In Kabulistan beginnt der iranische oder eranische Hauptast mit den Balutschen (Belutschen) und den Awghânen (Afghanen, Patanen), die auch in Oberindien gesiedelt haben. Zu den Iraniern gehören die Perser, Kurden, Armenier und die Osseten (Iron) im Kaukasus; auf die alten und neuen Bewohner Irans aus anderen Völkerfamilien gehen wir hier nicht ein. In der alten und der mittleren Zeit streiften wahrscheinlich iranische Völker auch nach Europa herein. Hier finden wir heutzutage armenische Kolonien, sowie die zu den Hindus gehörigen Zigeuner (Rom, Sinte, Kale), mehr noch als Fremdlinge.

Aber auch die meisten in Europa einheimisch gewordenen Völker gehören der indogermanischen Familie an. Wir theilen sie in folgende Gruppen (vgl. o. S. 6 ff.).

Die griechisch-italische: die Griechen, deren Vorfahren sowie alte und neuere Kolonien auch in Kleinasien zu Hause sind und welche einst einen großen Theil Süditaliens (Großgriechenland) und der nahen Inseln, besonders Siciliens, bevölkerten; die Italer (Italiker), nämlich die Latiner oder Römer mit ihren Verwandten: den Umbrern, Oskern, Sabinern, Volskern u. s. w. Auf beiden Halbinseln, der olympischen wie der apenninischen, wohnten auch noch andere Stämme, welche theils hellenisiert und romanisiert wurden, theils in den Völkerwanderungen verschwanden. Doch erhielt sich noch mit eigener Volksthümlichkeit und Sprache ein Rest der Illyrier oder der Thraken in den Albanesen oder Schkipetaren, deren Einordnung in die indogermanische Familie noch nicht sicher begründet ist. Ihre nächsten Stammverwandten mögen die Ostromanen sein, auf welche wir unten bei dem romanischen Völkerkreiße kommen.

Die zweite (sicher indogermanische) Gruppe ist die keltische, welche einst Gallien als Hauptland besaß, wie denn auch ihr Blut in den heutigen Franzosen vorwiegt. Von dort aus durchzogen und besiedelten die Kelten oder Galater viele Theile Europas, und eine Kolonie derselben blieb selbst in Kleinasien. Namentlich siedelten sie bleibend in einem Theile Hispaniens, gröstentheils mit den iberischen Urbewohnern gemischt, deren Rest in den heutigen Basken (Escaldunac) Volksthum und Sprache erhielt, zugleich der einzige Rest einer ganzen Völkerfamilie, auf welchen wir bei der Physiologie näher zu sprechen kommen, sowie auf die noch räthselhafteren Liguren in den Küstenländern des Mittelmeeres. Sodann eroberten und besiedelten die keltischen Gallier den grösten Theil Oberitaliens, nach ihnen Gallia cisalpina (diesseit der Alpen, im Gegensatze zur transalpina = Frankreich) von den Römern geheißen. Auch die Helvetier, welche der nachmaligen Schweiz den Namen gaben, gehörten zu ihnen; aber nicht die Raeti in der Schweiz, Tirol u. s. w., soweit wir bis jetzt sehen. Endlich war Großbritannien fast aus-

schließlich von Kelten bewohnt, deren Reste nur dort und als Auswanderer von dort in der Niederbretagne sich als solche mit eigener Sprache bis heute erhielten. Gerade aber diese lebenden Reste berechtigen uns zur Annahme einer Gruppe, deren einer Hauptast in Irland und Schottland, jetzt nur noch in Theilen dieser früher von ihm erfüllten Länder und auf mehreren Inseln wohnt, und den Namen der Galen (Gaelen), richtiger und antiker Gaidelen (Gadhelen u. s. w.) trägt. Der andere Hauptast, welchen wir den britonischen oder kymrobritonischen nennen, bewohnte vor der sächsischen Eroberung ganz England, wanderte nach ihr zum Theil nach der Bretagne aus, gab erst später Volksthum und Sprache in Cumberland, Devonshire und erst im 18. Jahrhundert in Cornwall auf und erhält beides jetzt noch in Wales (Cymru) und in der erwähnten Niederbretagne. Zu diesem zweiten Hauptaste scheinen sämtliche Kelten des geschichtlichen Alterthums gehört zu haben; desto räthselhafter bleibt die Trennung und jedenfalls frühere Einwanderungszeit des gaidelischen Hauptastes.

Die dritte Gruppe ist die germanische (o. S. 7). Sie theilt sich in mehrere Hauptäste, unter welchen die stärkste Grenzmarke zwischen den skandischen (skandinavischen) oder nordischen und allen übrigen läuft, nach der Vorzeit hin aber immer schwächer wird. In letzterer unterscheidet sich am deutlichsten der, erst im 17. bis 18. Jahrhundert in einem Reste in der Krim als solcher erloschene, Hauptast der Goten, zu welchem auch namentlich die Gepiden, Rugier, Wandalen, Burgunder gehört zu haben scheinen. Aber auch heute noch unterscheidet mehr und minder unter den Germanen außer den Skandiern die Sprache noch folgende Hauptstämme: Friesen, Sachsen (Niedersachsen) oder Niederdeutsche, zu welchen auch die Niederländer (mit Einschlusse der Vlaminge) und die Engländer gehören; Oberdeutsche in der Schweiz, Deutschland und Oesterreich, durch eine starke Lautverschiebung in der Spruche (s. u.) von allen übrigen Germanen der Gegenwart und den meisten der Vorzeit (in welchen namentlich die Longobarden sich an sie anschließen) gesondert. Außerdem mischen sich besonders sprachliche Merkmale der oberen und der niederen Deutschen in alten und neuen Völkerschaften

im mittleren Deutschland und besonders im Rheinland und in seinen Grenzgebieten, von der Rheinpfalz bis nach Lothringen und den Niederlanden herab. Zu letzteren gehören wahrscheinlich die alten Franken und sicher die „Sachsen“ in Siebenbürgen samt ihren Stammverwandten in Ungarn.

Die vierte Gruppe ist die litu-slawische (s. u. über diese Benennung). Den antikeren Hauptast bilden die Litauer, Letten und die alten Preussen (Prusai), die erst nach der Reformation ihre Sprache aufgaben; als erloschener Ast werden auch die Jadwingen genannt. Der jüngere, aber weitaus zahlreichere, Hauptast sind die Slawen (Wenden u. s. w.), zu welchen namentlich die Russen, Serben und übrigen Südslawen (Slowenen u. s. w.), sowie die Polen (Lechen), Böhmen (Czechen), Wenden gehören. Die Letztgenannten bewahren ihre Sprache noch in der Lausitz, während die Sprachen der übrigen, in vielen Gebieten Deutschlands einst die Hauptbevölkerung bildenden, Slawen allmählich bis zum 17. Jahrhundert erloschen sind.

Einige nicht oder nicht sicher zu den Indogermanen zu zählende Bewohner Europas haben wir im Vorstehenden bereits genannt und nennen nur noch: als die ältesten unter den heutigen die Völker der finnischen Familie: Finnländer und Karelen, Esten und Liwen, Lappen, Magyaren; die übrigen Finnen wohnen in Asien. In geschichtlicher Zeit wanderten namentlich ein Türken und Semiten: Juden; Araber früher in Spanien, Sicilien u. s. w., jetzt noch auf Malta und den Nachbarinseln.

Noch weit kürzer fassen wir uns bei der **semitischen** Familie. Ihre Hauptsitze im Alterthum sind Mesopotamien mit seinen Riesenstädten und Weltreichen, Syrien mit Palaestina und den phoenikischen Küstenländern, Arabien, dessen südlicher Stamm wahrscheinlich Abyssinien einnahm und kolonisierte. Zeitweilig wohnten auch in Aegypten semitische Stämme, wie die Hyksos und die Juden. Fester siedelten solche in Iran (wo die alte Pehlwi- oder Huzwaresch-Sprache eine starke Impfung semitischer Sprachtheile auf iranischen Stamm zeigt) und in Kleinasien, vielleicht bis nach Griechenland hinüber. Unter den zahlreichen phoenikischen Kolo-

nien ist Karthago die berühmteste. Späterer Zeit gehört die Verbreitung der Araber über Aegypten und Mauretanien, und ihre Ansiedelung in europäischen, indischen u. a. Gebieten. Den bekannten Sprachen nach, deren Zahl allmählich durch die Kenntnis der alten Sprachen Babylons und Assyriens, Südarabiens und der persischen Monarchie sich vermehrt, unterscheiden wir als Hauptstämme der Semiten: den arabischen in zwei Hauptästen des Nordens und des Südens (der Himjariten), an welchen sich der abyssinische (aethiopische) in noch nicht ganz erkanntem Maße anzuschließen scheint; den aramäischen, der in chaldäischer und syrischer Sprache bekannt ist; den phoenikisch-hebräischen.

Wir lassen hier die Fragen zur Seite nach einer möglichen uralten Verwandtschaft der Semiten mit den libyschen oder berberischen Völkern und Beider mit dem aegyptischen (koptischen); und gar mit den schwarzen (chamitischen oder kuschitischen) Völkern in und um Abyssinien, wo deutsche und französische Missionäre wahrscheinlich die leicht erklärliche semitische Sprachmischung für Urverwandtschaft hielten. D'Abbadie glaubte sogar in der Hamtonga-Sprache Beweise für den Zusammenhang der semitischen und der indogermanischen Sprachen zu finden.

Dieser Zusammenhang aber bildet den Ausgangspunkt unseres sehr problematischen Satzes: daß Semiten und Indogermanen eine „Gruppe“ in höherer Instanz, als die bisher besprochenen, also eine „Familiengruppe“ bilden können. Da auch auf anderen großen Völkergebieten, wie z. B. auf dem ural-altaischen (s. u.), eine solche Verwandtschaft jenseit der sicheren Grenze der Familie zur Frage werden kann: so mag denn ihre mögliche Verfolgung hier noch einen kleinen Raum füllen. Wir fingieren dabei die Bejahung der wichtigsten Vorfrage: der, wenn auch entfernten, Sprachverwandtschaft.

Auf einer Hochebene wohnten die gemeinsamen Urahnen der Semiten und der Indogermanen. Auf Hochebenen nämlich, deren maßvolle Lebenskraft in Boden und Klima, deren Fruchtbarkeit ohne tropische Ueberwucherung den letztgeborenen „Erstling der Creatur“ weder verkümmern noch im Sinnenleben versinken ließ, suchen wir lieber, als in heißen Himmelsstrichen, die Urheimaten der Völker-

familien, daher auch die Brutstätten der mit ihrem Entstehn und Bestehn am nächsten verknüpften Pflanzen- und Thier-gattungen. Neuestens hat Spiegel (in „Erân") die Gemeinsamkeit der Urheimat oder des Paradieses der hebräischen und der iranischen Sagen wahrscheinlich gemacht.

Ein Sohn jener Urahnen wanderte aus und gründete die Familie der Semiten. Erst geraume Zeit, nachdem diese bereits in ihren, großentheils heißen und ebenen, theils sand- und stein-, theils wasser- und humus-reichen Ländern ein bestimmtes Gepräge des Körperbaus, der Sinnesweise und der Sprache angenommen hatten — als sie vielleicht schon Schiffe erfunden und das „Schiff der Wüste" gezähmt hatten, um ihre Ströme und Seegebiete wie ihre Saharen zu befahren: da erst war auch die Familie des daheim gebliebenen Sohnes und Erben hinreichend angewachsen, um sich weit über die Grenzen des alten Erbes hinaus zu verbreiten.

Schon durch ihr längeres Verweilen im gemäßigten Klima der Urheimat, und vielleicht durch den Umstand: daß ihre fremdstammigen (asiatischen) Nachbarn nicht so tief standen, als die (zumal die afrikanischen) der Semiten, hatten sich ihre Naturanlagen: Leib, Seele und Sprache, reicher entwickelt, als diese zur Zeit ihrer Auswanderung bereits bei den Semiten sich gestaltet hatten. Dazu kam nun auch: daß ihre Auswanderer Ländergebiete besetzten, welche fast überall eine höhere Entwickelung begünstigten, als die der Semiten. Wir meinen in Asien, außer der Urheimat, das dieselbe umfassende Iran, die indische Welt, sodann den vielgegliedertesten und bildungsfähigsten Welttheil Europa, und zwischen beiden viele Theile Kleinasiens und Kaukasiens. Allerdings trafen sie in Iran und in Kleinasien, vielleicht auch bis nach Griechenland herüber, mit semitischen Völkern zusammen (andrer Stämme hier nicht zu gedenken), erhielten aber die Oberhand.

So geschah es, daß die ältere semitische Linie der Urfamilie ihre Anlagen früher, und vielleicht in der Brutwärme ihrer Klimate auch schneller, ausbildete, als die arisch-europäische, aber minder hoch und vielseitig, obgleich letztere die folgenreichsten aller geistigen Errungenschaften erst von den Semiten erhielt, nämlich

die Schrift und das (Ur-) Christenthum. Im übrigen vertheilen sich die Gründer der bedeutendsten Religionen unter Beide, wie wir später finden werden.

Eine solche Erklärung der Ungleichheiten neben bedeutender Gleichheit oder Ähnlichkeit der Naturgaben und ihrer Ausbildungsfähigkeit würden wir in jedem ähnlichen Falle versuchen. Wo nur immer bei der Abwägung dieser Gaben die Ähnlichkeit überwiegt, ist jener Versuch berechtigt, auch wo wir von der Blutsverwandtschaft gänzlich absehen und selbst wo die Einheit der Rasse uns noch zweifelhaft ist, wo nämlich einigermaßen durchgreifende körperliche (physiologische) Verschiedenheiten, besonders im Baue des Kopfes, wahrnehmbar sind. Es fragt sich dann, ob diese Unterschiede erst im langen Laufe der Zeit sich ausbildeten oder ob sie als ursprüngliche nachgewiesen werden können.

Mit der „Rasse" sprechen wir das Stichwort der zweiten jener Fragen aus, die wir noch nicht spruchreif halten. Zur Erläuterung dieses Wortes und seines Begriffes müssen wir etwas weiter ausholen.

Überwinden wir die Hindernisse, die sich der Bejahung der ersten Frage: nach der Blutsverwandtschaft ganzer Familien unter einander, entgegenstellen, auch nur in Einem Falle, ohne daß sich dieser Bejahung eine gleich entschiedene Verneinung für irgend andre Völker- und Sprachen-kreiße von ähnlicher Ausdehnung und Besonderheit zur Seite stellt; mit andern Worten: wenn wir ganze Familien bis zu ihren gemeinsamen Ahnen hinauf verfolgen können, und nun dazu, auch noch außer ihnen, nirgends einen entschiedenen Fall der Unverwandtschaft zwischen andern Völkerkreißen finden —: so befinden wir uns auf dem Wege zum Thurme von Babel, und weiter hinauf zu der alleinigen Urheimat aller Familien und Stämme in Eden. Und ist auch erst nur einmal das Dasein (noch nicht der Ort) dieser allgemeinen und einen Menschenheimat entschieden, so gestattet die daraus folgende Blutsverwandtschaft aller Völker nur noch die Frage des Grades, und löst auch in der Hauptsache das Räthsel der Rasse, aus dem aber dann wiederum neue Räthsel entstehn.

Aber diese geschichtliche Einheit des ganzen Menschengeschlechts ist zur Zeit noch eine offene Frage. Freilich entdeckt die

zunehmende Ausdehnung und Schärfe der Beobachtungen immer mehr Uebergangsstufen zwischen den Varietäten aller Naturreiche, mit Einschlusse der Menschenwelt, und nicht minder auch so viele Ausnahmen innerhalb der Einzelkreiße von ihren Regeln, daß letztere selbst zu ersteren in ein anarchisches Verhältniß treten, indem nämlich die Ausnahmenmajorität die Regeln „majorisierte“, d. h. überstimmte und mediatisierte, ähnlich wie in der Aussprachlehre der englischen Sprache. Nach dieser Richtung hin wirkt namentlich das merkwürdige Werk von Waiz über die Anthropologie der Urvölker.

Jedoch würde selbst die Ununterbrochenheit (Continuität) des Zusammenhangs aller Wesengattungen von einem ihrer Pole bis zum andern immer noch nicht ihre gemeinsame äußerliche und thatsächliche Abstammung von Einem Wesen (Keime) beweisen, sondern zunächst nur den inneren Zusammenhang ihrer Gestaltung, etwa wie der Gemälde der einander folgenden Kunstperioden, die ihrem Style nach zusammenhangen und fortschreiten, ohne daß darum eines wirklich dem andern nachgebildet und geradewegs daraus fortgebildet wäre. Ein solcher Zusammenhang der Gestalten und Wesen auf Erden beglaubigte also noch nicht die Einheit ihres Stammbaums und Geschlechtsregisters, sondern vorerst nur das einheitliche Gesetz ihrer Entstehung und Ausbildung, ihrer Eigenschaften und Kräfte, mit griechischem Ausdrucke (von δύναμις Kraft): ihre dynamische Einheit in der Vielheit, und die harmonische Gliederung in dem Leben des ganzen Planeten. Selbst die Herausbildung der Arten und Gattungen aus einander, wie sie am bestimmtesten Darwin annimmt, würde, so lange sie nicht überhaupt in äußerster Folgerichtigkeit auf eine Zahleinheit zurückgeführt wird, diese auch noch nicht gebieterisch für die Menschen und ihre Gattungen fordern, da eben so gut wie der erste und niedrigste Mensch aus dem vornehmsten Affen, auch in gleicher Weise an verschiedenen Orten die ersten Menschen aus ihren jeweiligen Ahnen sich entwickeln konnten.

Wir werden zwar späterhin wiederum (bei der Physiologie und namentlich auch bei der Sprache) die Marksteine zwischen Menschheit und Thierheit berühren und mitunter lockern, dürfen uns aber nicht allzutief in das Labyrinth der Kosmogonie, zu deutsch: in die Werk-

stätte des Weltlebens, hineinwagen, um unser näher und möglichst praktisch gestelltes Ziel nicht aus den Augen zu verlieren.

Auf unserem heutigen Standpunkte — bereit, ihn morgen schon durch Gründe verrücken zu lassen — sagen wir: So lange die ursprüngliche Einheit der Sprachen unerwiesen bleibt, ja unerweisbar scheint (wie namentlich Pott, der Beherrscher so vieler Sprachen, annimmt), halten wir es mit den Menschen ebenso.

Wir begnügen uns deßhalb mit der bestimmten Annahme der Kraftverwandtschaft, der dynamischen (virtuellen, formalen) Einheit des Menschengeschlechtes, welcher sich selbst die sichersten und grösten Unterschiede der menschlichen Organismen unterordnen. Diese Einheit der Menschennatur ist unabhängig von der Einheit oder Vielheit des Ursprungs der Menschheit nach Orte, Zahl und Zeit, wie wir so eben in der Bemerkung zu Darwins Theorie andeuteten.

Ob und wieweit jene Unterschiede in dunkler Vorzeit angeboren sein, ob und wieweit sie in den Lebensäonen der Menschheit und ihres Planeten im wesentlichen unverändert fortdauern mögen; ob sie, was wichtiger ist, so hohe Scheidewände aufrichten, daß die Schildhalter an beiden Polen dieser dynamischen Einheit Halbgott und Thier heißen: auf diese beiden Fragen wollen wir hier nur einstweilen Folgendes antworten.

Die uns bekannten Beobachtungen und Schlüsse lassen uns ein bedeutendes Maß der Wandelbarkeit annehmen, der Verschlechterung und Verarmung sowohl, wie der Vervollkommnung und Bereicherung der menschlichen Gestalt und Begabung. Die meisten Fälle, in welchen ein Mensch oder ein Volk über oder unter der als menschlich angenommenen (mittleren) Begabung und Haltung erscheint, sind Ergebnisse mehr der Bildung oder ihres Gegentheils, also auch der Krankheit und der Verkümmerung, als einer regelrechten natürlichen Rangordnung. Nicht stimmfähig bei diesem Urtheil sind philanthropische Begeisterung, aristokratische Kastenordnung und Proslavery, jüdisch-christlicher Bibeldienst, noch endlich apriorisierende Philosophie.

Jene Art der Gruppierung nun, die wir **Rasse** nennen, steht, nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft, im allgemeinen noch in schwankender Mitte zwischen Bluts- und Kraft-verwandtschaft,

geschichtlicher und dynamischer Einheit. Vorläufig jedoch betrachten wir sie als eine Gattung der letzteren.

Das Wort Rasse (aus frz. race, und dieses nebst ital. razza u. s. w. aus althochdeutsch reiza, Linie) wird gewöhnlich nur vom physiologisch-anatomischen Standpunkte aus (dem sich freilich der psychologische eng anschließt) für Menschen und Thiere gebraucht. Es bezeichnet namentlich bei ersteren die in den wesentlichsten Merkmalen des gesammten Körperbaus, besonders des Knochenbaus, übereinstimmenden Völker, wobei begreiflicher Weise auch die Einheit der Abstammung und des Wohngebietes häufig vorkommt, aber nicht als entscheidendes Merkmal gilt. Seit Blumenbach aber haben die Erfahrungen und Ansichten über diese Eintheilung und ihre Kennzeichen so mannigfache Vor- und Rück-schritte gemacht, daß z. B. jetzt mehrere bedeutende Anatomen die Kreuzung und Abwechselung des Schädelbaus in allen Rassen zahlreich und allseitig genug finden, um den alten Begriff der Rasse überhaupt zu verneinen (vgl. u. a. R. Wagner in den Gött. Anz. 1862 Nachr. 27).

Wir werden bei der Physiologie ausführlicher auf diesen Gegenstand zurückkommen und die wichtigsten Versuche der Rasseneintheilung verzeichnen. Bei den einzelnen Stämmen mögen wir immerhin diese Eintheilungen im Auge behalten, aber ohne Vorurtheil für die nächste Aufgabe: geprüfte Thatsachen zu sammeln; an diesen mangelt es weit mehr, als man gemeinhin annimmt.

Da wir Physis und Psyche nur als zwei Seiten Eines Organismus ansehen, so verstehen wir auch unter Rasse einen Kreiß, dessen Mitglieder sich durch Merkmale an Leib und Seele, durch Ähnlichkeit des gesammten Baues oder Organismus als eintrittsfähig ausweisen müssen.

Wir müssen desshalb die feinste und vollständigste Äußerung des menschlichen Wesens, die selbst mit dem Knochenbau in Wechselwirkung steht und doch auch auf Geisterschwingen sich über die ganze Sinnenwelt erhebt, die Sprache nämlich, welcher wir das entscheidendste Stimmrecht bei der Abstammungsfrage zutheilen, auch bei der Rassenfrage zu Rathe ziehen. Zum Danke dafür aber wird sie diese Frage erst recht verwickeln, und sogar dieselbe auf ihr eigenes Sondergebiet

übertragen, indem sie daselbst eine der Völkerrasse mindestens ähnliche und gleich schwierige Ein- und Ab-theilung aufzustellen sucht.

Wir fragen nämlich zuerst: Kommt bei größeren Menschenkreißen wesentliche Einheit des (primären) Organismus, zunächst seiner körperlichen Seite, vor neben Grundverschiedenheit der Sprache (eines sekundären Organismus)? Mit andern Worten: Kommt es vor, daß Völker, die nach ihrem Körperbau und nach ihrem sichtbaren Grundwesen überhaupt Einem Stamme anzugehören scheinen, dennoch Sprachen ganz verschiedener Art und Abstammung als Muttersprachen reden?

Diese Menschenkreiße können in Einem oder in getrennten Gebieten des Raumes erscheinen, oder auch ebenso der Zeit, wenn wir nämlich Reliquien, Abbildungen und Beschreibungen aus der Vorzeit mit Wahrnehmungen der Gegenwart vergleichen.

Sind nun die Sprachen eines solchen Kreißes grundverschieden, so verneinen wir (nach unserer vorhin angedeuteten Grundansicht) auch für die Völker die Möglichkeit gleicher Abstammung, solange nicht ein völliger Austausch der Muttersprache nachgewiesen werden kann, wie wir dieß z. B. schon oben innerhalb des gegenwärtigen romanischen Völkerkreißes bemerkten.

Wenn wir alsdann, jedoch erst nach scharfer Prüfung, die Rasseneinheit, als zunächst physiologische Thatsache, nicht leugnen können noch wollen: so erscheint uns die Sprache durch ihre Mehrheit und Grundverschiedenheit in fast widersinniger Unabhängigkeit von dem Baue des Menschen, zu welchem denn doch auch die Sprachwerkzeuge gehören, und indem sie (die Sprache) sich anderseits desto enger mit seiner Abstammung verknüpft.

Dieser letztere Satz bewährt sich in dem umgekehrten, nicht seltenen Falle: daß Völker bei vielfach verschiedenem Körperbau wesentliche und fast zweifellos ererbliche Spracheinheit besitzen, wie z. B. die schon erwähnten finnischen Lappen und ihre Stammverwandten u. a. in Finnland und Ungarn. Wir werden im folgenden Abschnitte uns überzeugen, daß in diesem Falle die Gliederung der Sprache mit weit größerer Selbständigkeit und Kraft der Gewalt

äußerer Eindrücke widerstand, als die Gliederung des Körpers und selbst des geistigen Volksthums.

Wir kommen jetzt zu der vorhin angedeuteten Uebertragung des Rassenbegriffs auf das eigenste Gebiet der Sprache, als eines selbständigen, gleichsam von dem Sprechenden losgetrennten, Wesens oder einer „sekundären Gliederung", wie wir sie nach Schmitthenners Vorgange nannten. Da wir uns im nächsten Abschnitte ausführlich über die Sprache äußern werden, wollen wir hier nur einstweilen in Kürze dem Bedürfnisse unseres Zusammenhanges zu genügen suchen.

Die selben, oder mindestens ähnliche, Fragen, welche wir für die Wechselbeziehung der Völker aufstellten, wiederholen sich für ihre Sprachen an sich: ob nämlich Verwandtschaft des (lexikalischen) Stoffes, und dann in der Regel auch ursprünglich des (grammatischen) Baues, oder bloß des letzteren, analog der dynamischen der Völker, also der Rasse, anzunehmen sei. Zur Erläuterung dieser Ausdrücke diene einstweilen Folgendes: Unter Sprachstoff verstehn wir hier die einheimischen Sprachwurzeln (s. o.) und die aus ihnen, wenn auch zu verschiedenen Zeiten, gebildeten Wörter, mit Ausschlusse der aus andern Sprachen entlehnten; unter Sprachbau oder auch Sprachform die Wort-bildung, -beugung und -setzung. In dem Abschnitte von der Sprache werden wir diese beiden Hauptseiten der Sprache näher besprechen, und dabei auch die wichtigen Wandelungen der Wortbeugung und der Satzbildung innerhalb der einzelnen Sprachen im Laufe der Zeit.

Die Verwandtschaft des Sprachstoffes läßt auf die der Volksstämme schließen, soweit nicht ersterer fremde Bestandtheile einschließt, wie z. B. massenhaft in der englischen und der albanesischen Sprache, oder wenn nicht gar fremder Sprachstoff den angeborenen der Volksmehrheit völlig überwältigt hat, wie auf dem schon oben citierten romanischen Gebiete.

Finden wir dagegen Gleichheit oder doch große Ähnlichkeit des Sprachbaues bei Unverwandtschaft des Sprachstoffes: so haben wir das Gegenbild der Rasse ohne Ur- (Stamm-, Bluts-) -verwandtschaft. Wir nennen es, zu bequemerer Unterscheidung, **Sprach-**

klasse im Gegensatze zu der (gleichstammigen) Sprachfamilie (lieber als Sprachen=, da wir nur „Sprachstamm“ sagen dürfen).

Der Forscher hat hier eine zwiefache Aufgabe. Fürs erste: eine ganz bestimmte Verwandtschaft der Sprachformen zu erweisen, die weit über die allgemeine aller Menschensprachen hinausgeht. Fürs zweite: sobald diese Verwandtschaft erwiesen ist, sich zu überzeugen, ob die des Sprachstoffes, mindestens seiner vorherrschenden und naturwüchsigsten Bestandtheile, entschieden verneint werden könne.

Wir glauben zwar, die Umrisse der Rasse und der Klasse, der nur dynamischen Verwandtschaft zwischen Völkern und Sprachen, hiermit deutlich genug gezogen zu haben, soweit wir den ausgeführteren Zeichnungen des nächsten Abschnittes vorgreifen durften. Aber wir geben damit immer nur erst einen Begriff, dessen Wirklichkeit noch nicht erwiesen ist, eine Voraussetzung, die wir in Ermangelung eines Besseren, für Lebensgebiete aufstellen, für welche unsere übrigen und sicherer festgestellten Sammelnamen (Kategorien) nicht zuzureichen scheinen. Scheinen! Denn, wie in vielen andern Dingen, geht auch in der vergleichenden Völker= und Sprachen=kunde der Wellenschlag der Forschung in unserer thätigen Zeit viel zu hoch, als daß wir überall schon in klare, ruhige Tiefe zu blicken vermöchten.

Unser Gewissen gestattet uns nirgends, zu sagen, wo wir erst fragen dürfen, gebietet uns aber, möglichst zur (bejahenden oder verneinenden) Lösung der Fragen beizutragen und Andre zu gleichem Vorgehn aufzumuntern, sei es auch nur um nicht einsam in der Irre zu gehn, um socios habuisse errorum! Wir wollen und können deßhalb auch nicht schweigend die ungewisse Zukunft abwarten, in welcher die Stammeseinheit aller Menschen und ihrer Sprachen oder ihr Gegentheil als das Ergebnis ihrer vollständigen Natur= und Entwickelungs=geschichte festgestellt sein wird. Wir bleiben vorläufig bei unserer Voraussetzung der Kraftverwandtschaft, der dynamischen Einheit aller Menschenstämme, solange nicht die Untersuchungen über die Präadamiten älterer Erdzeiträume die Grenzen der Menschheit nach unten zerfließen lassen, und ihre Grenzen nach oben durch die Überartung der Species Mensch in die Species Engel durchbrochen werden.

Das Volksthum in seinen Einzelheiten.

Die **Merkmale**, die wir bei jedem einzelnen Volke zu besichtigen haben, um es in seiner Besonderheit sowie in seinen Beziehungen zu andern Völkern zu erkennen, umfassen das ganze Dasein des Volkes, alle seine wesentlichen Eigenschaften in ihrem Entwickelungsgange. Also vor allem seine Naturanlagen, sowohl in ihrer zusammenhangenden Gliederung und Wechselwirkung (als „Organismus"), wie unter dem Einflusse von außen her wirkender Kräfte (Potenzen, Faktoren), und wiederum in ihrer Gegenwirkung auf diese. Erleidet ja unser Wandelstern selbst, mindestens seine Oberfläche und nächster Dunstkreiß, viele und oft große Veränderungen durch die Lebensäußerungen seiner eigenen Kinder, insbesondere durch die Thätigkeit der Menschen und der Infusorien.

Eine ausführliche Lösung dieser Aufgabe würde eine Encyclopädie bilden, welche mindestens die folgenden Gegenstände umfaßte. Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften, besonders der Geschichte der Bildung, des Rechts und der Religion, sowie der Erdkunde; sodann die meisten Theile der Naturwissenschaften und der Seelenlehre, und vorzüglich die diesen beiden zugehörige vergleichende und geschichtliche Sprachlehre. An letztere schlösse sich in zweiter Reihe das aus der Sprache entsprossene Schriftenthum (Literaturgeschichte), das einen wesentlichen Theil der Bildungsgeschichte ausmacht; in ähnlichem Maße auch die Künste, an welche sich wiederum die Gewerbe anreihen, an diese denn endlich die übrigen Gebiete der Volkswirthschaft.

Wir nun wollen und können nur ein Buch, keine Bücherei, schreiben. Aber auch die engen Schranken, innerhalb welcher wir jene Aufgabe als die unsere bearbeiten wollen, erlassen uns nicht die Zuziehung aller erwähnten Wissenschaften zunächst immer vom ethnologischen Standpunkte aus. Und was wir darinn nicht mit eigenen Augen gesehen und erforscht zu haben glauben, müssen wir den Ergebnissen fremder Forschung entnehmen, hier wie dort die Möglichkeit des Irrthums voraussetzend, aber auch das noch nicht völlig Beglaubigte einstweilen aussprechend, solange die Lücke nicht durch Sicheres ausgefüllt werden könnte.

Somit werden wir uns bemühen, aus der Überfülle des Stoffes das Nöthigste, das eigentlich Kennzeichnende (Charakteristische) herauszufinden und nicht sowohl zu schildern, als zu zeichnen, oft nur in flüchtigen Umrissen, selten in Farbenskizzen. Die Gegenwart der Völker nach ihrer Vertheilung, ihren Eigenschaften und Zuständen liegt uns freilich zunächst vor Augen, immer aber doch nur als Entwickelungsstufe. Desshalb werden wir auch die hinab in die Vergangenheit führenden Stufen betreten; und vielleicht deuten auch hier und da schon weißagende Zeichen auf die Zukunft.

Völkernamen.

Als erstes Merkmal der Völkerverwandtschaft und ihres Gegentheils gilt uns die, bereits im ersten Abschnitte als solches aufgestellte und in ihren Hauptgraden verfolgte, **Abstammung** jedes Volkes nach seinem Grundstocke. Wir erläuterten dort die Begriffe der geschichtlichen und der dynamischen Verwandtschaft: der Familie und der Rasse. Von ersterer leiteten wir „Stämme und Äste", und wählten für ein dehnbares geschwisterliches Verhältnis den Namen der „Gruppe".

Nun muß aber auch jedes Kind einen oder vielmehr mindestens zwei Namen haben, selbst der „elternlose" Findling, welchem zu seinem Sondernamen auch zum Ersatze des nicht ererbten Familiennamens ein neuer octroyiert wird, wenn ihn nicht eine bestehende Familie an Kindes Statt annimmt und benamt.

Die den Völkern oder auch nur den Geschichtschreibern geläufigen **Völkernamen** sind äusserst selten in uraltem einheimischem, und selbst in seiner appellativen Bedeutung noch durchsichtigem, Gebrauche begründet, wie der der schon erwähnten indisch-iranischen Gruppe: Âryâs (die Ehrenwerthen). Die meisten sind auf sehr verschiedenen Wegen entstanden, und müssen öfters noch jetzt mit einer gewissen Willkür, nach praktischen oder wissenschaftlichen Gründen, gebildet werden, wie dieß ja auch bei den allgemeinen Eintheilungsnamen geschieht. So müssen wir zu unserem Gebrauche z. B. die Namen Germanen, Italer — unterschieden von den modernen romanischen Italienern — u. dgl. erst stempeln. Manchmal ergeben sich bloß formelle Bedenken. Z. B. lassen sich die Zusammensetzungen Indo-germanen, -europäer, -germanisch, -europäisch (für die bereits im vorigen Abschnitte erwähnte Familie) leichter handhaben, als die Zusammenstellung Arisch-europäisch, welche wir vorziehen würden, wenn sie auch substantivische Gestalt vertrüge, wir müsten denn Ario- oder Aryo-europäer, -europäisch sagen; arische Europäer besagte etwas Anderes. Oder wenn wir für den Namen der litu- (oder lito-, letto-) -slawischen Gruppe sowohl den der slawischen Hälfte gäng und gäbe finden, als auch nach dem gegenwärtigen Bestande der ersten Hälfte nicht mehr die erloschenen Mundarten der Preussen und der Jadwingen mit zu Pathen zu laden haben: so finden wir doch noch zwei Formen Eines ursprünglichen Volks- und Sprach-namens, nämlich der Litauer und der Letten als Nebenbuhlerinnen. Wir mögen keine der (auch nur adjektivisch brauchbaren) Zusammenstellungen litauisch- und lettisch-slawisch gebrauchen, sondern wählen oder bilden, um neutral zu bleiben, die Form Litu- als die wahrscheinliche Grundform (lîtu) der verschiedenen in jenen beiden Sprachen und ihren Mundarten vorkommenden Wechselbenennungen.

Da bekanntlich auch Gelehrte irren können, Mönche und Chronisten der früheren Zeit desgleichen, so darf es nicht befremden, wenn tausendjähriger Irrthum in einem von jenen willkürlich gegebenen Namen erst spät abgestellt wurde — oder auch gar nicht, sei es faute de mieux, oder weil er einmal aller Welt so geläufig war, wie etwa

Auf- und Unter-gang der Sonne, statt der Erde. So z. B. bewirkte der zufällige Anklang der Teutonen (deren deutsche Abstammung sogar nicht unangefochten ist) an die „Teutschen" die Geltung ihres Namens für das deutsche Gesammtvolk und mehr noch für seine Sprache (teutonica, theutunica) bis vor nicht gar langer Zeit. Man erschloß daraus sogar einen Eponymos (d. h. nach dem Volke erst benannten Vertreter desselben) Theuto als Stammvater aller Deutschen, vielleicht mit einiger Anlehnung an den mystischen Schrifterfinder Theuth (Thoth u. dgl.). Ein ähnliches Spiel mit dem taciteischen Tuisco ließ sich noch eher entschuldigen.

Hier reiht sich unmittelbar der Fall an, daß ein Volk nach seiner Sprache benannt wurde, nämlich eben die Deutschen, wenn anders dieses Adjektiv (thiudisk u. s. w.) zunächst von der Benennung der Volkssprache auf das sie redende Volk übergetragen wurde; sein Stammwort thiuda, diot u. s. w. bedeutete Volk im Allgemeinen. Wir wollen hier nicht untersuchen, wieweit auch deuten und deutlich mit diesen Wörtern verbunden ist. In jedem Falle bleibt es lächerlich, wenn undeutsch redende Völker des deutschen Bundes tendenziös „Deutsche" genannt werden. Eher erwirbt die völlige Aneignung deutscher Sprache dem Fremdstammigen auch deutsches Bürgerrecht.

Dagegen gilt die fremde Sprache dem kindlichen und kindischen Volke als gar keine Sprache, sondern als „Vogelgezwitscher" und noch Weniger. Auch der Stolz der gebildeten Völker sieht und hört in dem Fremdsprachigen den „Barbaren", den Mlêččhas des alten Inders; das dazu gehörige Zeitwort (vielleicht denominativ, vgl. Bopp, Gloss. Sanscr. h. v. und dagegen Benfey, Griech. Wurzellexikon II. 313 ff.) bedeutet undeutlich, unverständlich reden, wie unser nhd. wälschen und wälsch, das ursprünglich auch nur das Undeutsche bezeichnet. Der slawische, auch in die übrigen osteuropäischen Sprachen übergegangene, Name des Deutschen: Njemec (magyar. Nemet) — der in Hankas altböhmischen Glossen durch barbarus übersetzt ist —, fem. njemka, wird gewöhnlich von njemŭ stumm (vielleicht auch dumm; altrussisch bei Nestor wiederum auch barbarus) abgeleitet; dagegen von slovo Wort (aber auch von slava Ruhm) der einheimische Name des Slawen: Slovan, Slovjeninŭ (bei Mi-

klosich) u. s. w., der anderseits bekanntlich das traurige Loß ihn tragender Stämme durch die besondere Form und Bedeutung des Sklaven verewigte. So waren auch in der antiken Zeit andre Sklavenbenennungen, wie die attischen „Γέται καὶ Δάοι“ (Strab. VII. p. 304), und daraus der Davus der römischen Komiker (statt des lat. Dacus) eigentlich Völkernamen; und letztere überhaupt wurden häufig zu Gattungsnamen für Charaktere und Berufsklassen.

Ebenfalls von sprachlichem Standpunkte aus gebrauchen wir den Namen romanisch auch für die Völker, welche „romanische“, d. h. von der alten römischen abstammende, Sprachen reden, nach dem Vorgange dieser Völker selbst, besonders in ihrer früheren Zeit. Noch jetzt gilt Rumonsch u. dgl. in Graubünden nicht für das Volk, sondern nur für seine Sprache, und ist im Grunde Eins mit Romans, wie sich die altprovenzalische Sprache selbst nannte. Dagegen gieng der für Sprachen und Völker übliche Römername der byzantinischen Griechen (als Oströmer): Ῥωμαῖοι (spr. Roméï), und der auch der Sprache nach wirklich romanisierten Romuni, Rumuni (Walachen, Moldauer und Zinzaren) von den Völkern aus, und verdankt sein Dasein, gleichwie der Name Rûmi u. dgl. für Europäer überhaupt unter Arabern, Türken u. s. w., der Nachwirkung der altrömischen Weltmacht. Der äußerlich und innerlich abhängig gewordene Gallier u. s. w. gab einst den Stolz auf den alten eigenen Namen hin für die Ehre, civis Romanis (römischer Bürger) zu sein oder doch zu heißen, und dichtete sich gar einen Stammbaum an, der mit dem gleich zuverlässigen des Römers in Troja seine Wurzel fand.

Des Rûmi jüngerer Zwillingsbruder ist der Fĕringi, Φράγκος, der Franke, mit welchem die christlichen und unchristlichen Ostländer oft den Westländer überhaupt bezeichnen; denominatio a potiori, (Benennung nach dem Mächtigeren), seit Karls d. Gr. Weltherrschaft?

Bei den Byzantinern bedeutet Φραντζίσκος den Franzosen, Franciscus, eine Ableitung von dem Namen des fränkischen Besiegers, welchen bekanntlich die vorher romanisierten Völker Galliens erhielten, und welchen sogar nicht selten deutsche Elsässer mit verächtlicher Verachtung ihres eigenen Stammes für sich in Anspruch nehmen.

Wir reihen hier ein Beispiel andrer Namengebung an. Umgekehrt, wie verbreitete Wurfwaffen der Franken nach ihnen francisca angelsächs. franca altnord. frakka (aber nach W. Wackernagel Verkleinerung aus framea) genannt wurden, geschah dieß mit dem Volke der Sachsen, das nach seinem sahs (Messer) benannt wurde. Doch leitet Wackernagel auch den Volksnamen Franke von dem Waffennamen ab. J. Grimm (Geschichte der d. Spr.) glaubt in frank (und frei) altnord. frackr die alte Grundbedeutung erhalten; dagegen möge indessen meine Zusammenstellung in m. Goth. Wtb. I. 403 beachtet werden, deren Wiederholung und Ergänzung hier zu großen Raum wegnehmen würde. A. Kuhn geht sogar auf sanskrit. prânč procedens, oriens, zurück. Der Name Sachse bedeutet im Munde der keltischen Völker in Groß- und Klein-Britannien noch heute den Engländer als Nachkommen ihres Besiegers, des (Angel-) Sachsen; bei andern Völkern den Deutschen überhaupt, weil ihnen der sächsische Volksstamm zuerst bekannt wurde.

Auf diesem Wege sind viele Gesammtvolksnamen üblich geworden, indem das ganze Volk durch seine Nachbarn mit dem Namen eines seiner Zweige bezeichnet wurde, der zuerst mit jenen in Berührung kam.

Der Name Germani bezeichnete ursprünglich nur einen einzelnen, vielleicht sogar nach einem undeutschen (keltischen) benannten, deutschen Stamm, und breitete seine Geltung, vielleicht unter Mitwirkung einer volksthümlichen lateinischen Deutung, weiter aus. Wir heutzutage gebrauchen ihn gewöhnlich (und so in diesem Buche) für alle Stämme deutschen Blutes, den skandinavischen eingeschlossen, die ihren einheimischen Sammelnamen bei dem Beginne der großen Völkerwanderung oder noch früher vergessen haben mögen.

Bei mehreren romanischen und neukeltischen Völkern gilt für alle Deutschen der Name der Alamannen (Allemannen), der ursprünglich (gleich dem der Markomannen) nur einen großen deutschen Völkerbund bezeichnete, in welchem indessen naturgemäß zuvörderst die näher verwandten Völkerschaften zusammentraten.

Die Namen Hellas, Hellen (älteste Form Sellos?) mögen als Beispiel gelten, daß das Uebergewicht eines einheimischen Stammes auch seinen Namen auf die übrigen Stammesgebiete ausdehnte.

Die Russen dagegen wurden wahrscheinlich nach den germanischen (skandischen) Auswanderern benannt, die sich einst unter ihnen festsetzten und Staaten gründeten.

Öfters wird der Name des Volkes erst von dem des Landes abgeleitet, wie Nieder-, Hol-, Engel- (Eng-), Ir-, Schottländer. In Engelland steckte schon der Stammname der Angeln. Die deutschen Schweizer nennen sich selbst Dütsche, die Stammverwandten in Deutschland aber Dütschländer. Ihr eignes Land hat den Namen Schweiz, Schwîz von einem seiner Cantone angenommen. Sein Anklang an Schweden begründete oder begünstigte eine Legende von skandischer Einwanderung. Aber dieser Anklang ist nur scheinbar, da der Landes- und Volks-name Schweden aus der Zusammensetzung Svithiod (Suethidi u. dgl.) d. h. Swi-Volk entstand. Isländisch heißen Sviar pl. die Schweden, ihr Land Sviarîki, d. h. Swi-Reich, woraus schwed. Sverige dän. Sverrig.

Der erwähnte Name Niederländer trennt seit Belgiens Losreißung politisch die beiden niederländischen Stämme in den früher vereinigten Staaten, die jedoch noch beide in Holland wie in Belgien den deutschen Namen (duytsch, dietsch, nêder-, nêr-duytsch) nicht aufgegeben haben. Der Stammverwandte in England legt ihnen ausschließlich, während er die übrigen Niederdeutschen zu den Germans zählt, den Namen Dutch (Deutsche) bei, womit der Yankee wiederum die Deutschen in Amerika überhaupt bezeichnet.

Mannigfach lehrreich sind die Völkernamen auf den britischen Inseln von der alten bis zur heutigen Zeit. Wir wählen nur die umfassendsten aus.

Die germanischen Eroberer nahmen den keltischen Briten nicht bloß das Land, sondern auch den Namen ab, der sich nur bei ihrem Zweige in Klein-Britannien, Britannia parva, der Bretagne Frankreichs erhalten hat. Außerdem behielten Jene ihren altgermanischen Sondernamen Angeln in dem vorhin erwähnten des Landes Engelland, jetzt in England verstümmelt, roman. Angleterre, Inghilterra u. s. w., daher neugriech. Ἰγγιλτέρρα, und in der Ableitung englisch, english, romanisch inglese, anglais u. s. w., daher u. a. neugriech. Ἰγγλέζος. Der gewaltigere Sachsenname

verblieb, wie schon bemerkt, den gemischten Nachkommen der Angelsachsen bei den von ihnen besiegten Kelten. Unter diesen behielt der eine Hauptast der Gruppe in Irland, Hochschottland und auf den kleinen Inseln bis heute im Volke den Sammtnamen des Gaidelen (Gaideal, Gaoidheal, Gaele, Gale), durch Eirionnach (Irisch) und Albannach (Schottisch) unterschieden, wogegen bei den andern Völkern jetzt die Namen Iren und Schotten oder Skoten, auch Ir-, Schott-länder, gewöhnlich die Bewohner dieser Inseln ohne Unterschied des Stammes bezeichnen. In Schottland theilen sich Kelten und Germanen geographisch in Highland und Lowland, High- und Low-landers, wie wir denn dort unter Hoch-ländern, -schotten die galische (gaidelische) Bevölkerung des Hochlands verstehn. Wiederum ist zu bemerken, daß Scoti, Scotia, Schotten, Schottland ursprünglich für die keltischen Iren und ihre Insel galt, später aber mit ihnen nicht bloß nach Nordengland, Alba (uralter Name der ganzen Insel, bekannter in abgeleiteter Form Albion) auswanderte, sondern auch dort ausschließlich haftete und seine Geltung erweiterte, während er in der alten Heimat verschwand.

Schon vor Caesar waren Belgen vom Festlande in Britannien und Irland eingewandert. Der daheim verbliebene Volksstock behielt diesen Namen für sein Land, das er später mit germanischen Einwandrern theilte, vergaß ihn aber, wahrscheinlich erst bei dieser Einwanderung, für sich selbst und tauschte ihn gegen den Namen der Wallonen aus, den ihm (in abgeleiteter Form) wahrscheinlich die germanischen Nachbarn gaben, und welchen durch geschichtliche Fügung auch seine Stammverwandten, die kymrischen Vealhas, Vealas der Angelsachsen in Wales, wie in Corn-wall diesseit und jenseit des Kanals ebenfalls durch Germanen erhielten. Diesem merkwürdigen Namen Walche, Wale u. dgl., angelsächs. Vealh slaw. Vlach, Vloh u. s. w., begegnen wir vom westlichen bis zum östlichen Ende Europas als Völkernamen, immer aber nur im Munde fremdstammiger Nachbarn. Seine Entstehung werden wir an andrer Stelle besprechen.

Eigennamen überhaupt.

An diese Beispiele aus den zahlreichen Namengattungen der Völker reihen wir noch einige Bemerkungen über andre **Namengattungen** innerhalb der Völker und Länder, deren ethnische (volkliche) Deutung mindestens gleicher Hülfe der Sprachkenntnis bedarf, wie die der ganzen Gebiete. Wir meinen die Namen der einzelnen Familien und Menschen, der Wohnorte und sonstiger Örtlichkeiten, besonders der Gewässer, Berge, Gefilde, Waldungen. Zunächst nur die Einzel- oder Eigennamen. Die Gattungsnamen der Örtlichkeiten, Thiere und Pflanzen, auf welche wir unten bei der Bildungsgeschichte kommen werden, gehören als Wörter schon unmittelbar zur Sprache. Sofern auch die Eigennamen aus der bekannten Landessprache stammen, kann ihre Bedeutung sehr lehrreich sein, auch für die Sprache selbst, wenn sie ältere Formen derselben erhielten, oder durch ihre sehr häufige Entstellung aus noch heute verständlicher Urgestalt interessante Beobachtungen und Aufgaben für den Sprachforscher bieten. Ihre Wichtigkeit erhöht sich, wenn sie Reliquien ganz verschwundener Sprachen und Bevölkerungen sind, wie z. B. keltische, slawische, romanische Namen in Deutschland und noch mehr ligurische, illyrische, thrakische, skythische in Osteuropa, ungriechische in Kleinasien u. s. w., weil diese Namen den Werth äußerst seltener Sprachreste besitzen.

Die ältesten Namen sind ihrer Natur nach die der nicht von Menschenhänden geschaffenen Örtlichkeiten. Aber ihre Dauer ist sehr verschieden. Ihr Wechsel rührt zwar öfters von verschiedenen Volksstämmen her, die einander folgten; nicht selten aber auch von räthselhaften Ursachen, wo die neuen Namen gleicher Sprache mit den alten angehören, ohne daß eine zeitweilige Verödung des Landstriches bekannt geworden wäre. Die zahlreichsten und deutlichsten Beispiele des Namenwechsels als Wahrzeichens der Völkerwanderungen dürften die Flüsse bieten. So müht man sich vergeblich mit deutschen Deutungen unsers „freien deutschen“ Rheines ab, weil er den Namen vielmehr höchst wahrscheinlich von den Galliern erhielt, die allerdings ein älteres „historisches“ Recht auf ihn haben, als wir

Nachkommen seiner germanischen Ueberschreiter und Bewältiger. Auch der Name unsers Maines stammt von den Galliern her. Die römischen Formen Maenus, Moenus, Menus sind schon verderbte, wie sich u. a. aus Inschriften ergibt, sowie aus dem Namen der seiner Mündung gegenüber erbauten Stadt Magontia, Moganti-a, -acum, Mogontiacum u. s. w., der sich allmählich, ähnlich dem Flußnamen, in Mainz verderbt hat, zunächst aus der althochd. Form Máginza, neben welcher die mittellateinische, aber aus ältester Zeit überkommene, des Flußnamens Magus steht. Der Flußname Saone in Frankreich entwickelte sich aus dem gallischen Sauconna. Ein älterer Name dieses Flusses war Arar, ein, vielleicht noch älterer, dritter Brigulos. Diese Namen gehören vielleicht verschiedenen Volksstämmen der Anwohner an, die einander auch in der Zeit folgten. Der Flußname Rhone, vulgo weiblich im Hochdeutschen, wie auch im kymrischen (doch wohl der Gelehrten?) Rhodwyn, hat in letzterem und in dem altdeutschen und noch jetzt alamannisch-schweizerischem Rotten masc. (lautverschoben) den alten Dental erhalten, welchen der gallische (wenn nicht etwa von griechischen Ansiedlern gegebene?) Ῥοδανός, Ro̊danus besaß.

Auch die Ortsnamen überdauern häufig die Sprachen und Völker, von welchen sie herstammen. Viele seit geschichtlichem Gedenken deutsche Städte und Dörfer tragen noch gallische, viel mehrere slawische Namen, wenn auch längst entstellt und verdeutscht, wie anderseits deutsche Ortsnamen verwelschten. In Frankreich haben sehr viele Städte ihre alten gallischen u. s. w. Namen ganz verloren, dagegen aber den einst appositiv darneben stehenden Volksnamen zum Hauptnamen erhoben und darinn wichtige Zeugnisse für Dasein und Wohnsitze zahlreicher Völkerschaften erhalten, wenn auch in äußerster Verwelschung. In Griechenland haben sich oft die Namen der Städte besser erhalten, als die der Gewässer, Gebirge und Bezirke, welche entweder neue griechische, oder slawische und andre fremde bekamen. In Nordamerika wird bald das Andenken der rothen Rasse nur noch in zahlreichen verstümmelten Flußnamen u. dgl. fortleben, aber auch in Gebiets- und Orts-namen, wie z. B. Chicago, wogegen andere, wie Manhattan, im gewöhnlichen Ge-

brauche durch europäische ersetzt wurden, welche selbst wieder wechselten. Ähnlich verhält es sich mit verschwundenen Sprachen und Völkern Europas, deren Bestimmung oft sehr schwierig ist, weil die ärmlichen und unverständigen Nachrichten der alten Schriftsteller ihre ethnische Stellung mehr als ungewis lassen. Dieß gilt namentlich von den Raeten und Vindeliken, deren Spuren überdieß oft irrig in romanischen Ortsnamen Tirols und der Schweiz gesucht werden, weil diese in einer von den Namen anderer romanischer Gebiete sehr abweichenden Weise sich aus ursprünglich lateinischen oder deutschen entwickelten. Eine andere Frage ist es: ob zu dieser Eigenthümlichkeit die vorromanische Volkssprache nachwirke.

Wir geben einige wenige Beispiele von Ortsnamen in Deutschland, über welche in neuerer Zeit gute geschichtliche Arbeiten von Förstemann, Weigand, Stark u. A. vorliegen. Worms, althochd. Wormiza, entstellt aus dem ganz oder halb keltischen Namen Borbetomagus. Die Umgebungen der Stadt zeigten und zeigen mitunter eine wahre Namenchronik alter Geschichte und Sage. Aus der Zeit der Burgunder, deren Königssitz einst Worms war, stammte der ausgegangene Ort Burgunthart (hart Wald), sowie von dem grimmen Hagene des Burigundenhofes, freilich in alter Zeit, die platea Hagenonis in der Stadt 1141 und nahe bei ihr der Weinberg Hagenbrunno 1156 benamt waren. Von den Franken, welche den Burgundern folgten, reden u. a. die Stadtnamen Frankônô-dal und -furt (Frankenthal und Frankfurt) an Rhein und Main, ersterer nahe bei Worms. Urkunden und Bilder der Bodenbeschaffenheit, des Grundes und Ursprunges der ersten Ansiedelung (worauf wir noch mehrmals zurückkommen werden) sind in den meisten Ortsnamen zu suchen, nicht immer aber leicht zu finden. So z. B., gröstentheils in der zweiten Hälfte von Zusammensetzungen, in rod, rode (Rodichin, jetzt Rœdchen u. s. w.), niederrhein. rath; feld, felden u. s. w.; au; wald, busch, hart, hagen oder hain, auch hag und hecke, hecken; brunn, brunnen, born; bach, niederd. beck; berg, hœhe, bœhel (bœhl); burg, stein; hûs, hûsin, nhd. haus, hausen (oft ohne Zusammensetzung; auch Ein-, Fünfhaus); kirch, kirchen, münster (ebenfalls oft ohne Zusammensetzung);

stat, steten, städt u. dgl.; hof, hofen u. s. w. Die Endung -en u. s. w. ist gewöhnlich ursprünglich die des Pluraldativs, vor welchem einst „zu, zu den“ u. dgl. stand, manchmal auch vor Singulardativen. Einige Belege kommen unter folgenden Beispielen aus Hessen und den Grenzgebieten vor. Gießen hieß ursprünglich ze den giezen (ad fluenta), später im 14. Jahrh. pl. nom. die giessen und sg. nom. der gieze (mittelhd., aus ahd. der giozo, das Flüßchen). Der Dorfname Michelnau ist ursprünglich dat. sing. „ze der michelen owa“ 1187 = zu der großen Aue; auch der nom. sing. kommt in der alten Zusammensetzung Mychilauwe (ohne n) vor. Das Dorf Burggräfenrode hieß 1405 (zum) Rôde und erhielt 1483 einen Burcgreven in seiner Burg, daher die Zusammensetzung. Langenhain, noch jetzt, wie schon 1280, vom Volke der hayn (im hâñ u. s. w.) genannt, hieß 1341 „daz dorf zume langenhayn.“ Sehr oft sind Namen der Ortschaften von denen des Gehölzes entnommen, in und bei welchem die Siedelung begann, wie der Eiche, Buche, Birke, Linde, Erle. So die Dorfnamen Eichen, Großeneichen (zu den großen Eichen); verhüllt und entstellt Meiches, vermuthlich aus im oder zum eiches (Eichwald); Garbenteich, im 12 Jahrh. Gariwartis (Eigenn.) eich fem., in sinnlosem Sinne nach Volkes Weise neubelebt; Bûseck, im Volke Bousich, aus Buches eichehe d. i. wohl Buchos (nicht der Baumname) Eichengehölz. Linden oder Großenlinden hieß zo grôßin linden; darnach baute man Lützellinden, das noch jetzt den unverständlich gewordenen (lützel klein) Namen trägt, und darneben ein synonymes Kleinlinden, das aber im Volke Linnes heißt, wie schon frühe Lindehe, Lindee, d. h. Lindengebüsch (ahd. lindahi). Die uralte Benennung der hauk (altnord. haugr) d. i. Hügel, kommt als Flurenname vor in der Wetterau bis nach Frankfurt herauf, namentlich in den Dorfmarken von Melbach, Niedererlenbach, Praunheim; in einem Stadttheile von Friedberg, noch jetzt der hauk, im 14. Jahrh. uf dem hauge; die wetterauer Aussprache hâk veranlaßte die falsche Umdeutung des Ortsnamens Herrenhauk in -hâg. Eine als Appellativ urlängst verschollene Benennung für Wohnorte, lâr, steckt in vielen Ortsnamen, z. B. Wetzlar, früher Wetzflar u. s. w., worinn f der Rest eines alten Wortes für Fluß,

Bach ist; Mainzlar, früher Mancilar; Birklar, früher Birchenlar; Hollar, früher Holûnlar; Lollar. Amalienhûsen im hessischen Hinterlande hat in dem heutigen Namen die Amelûse das altdeutsche û erhalten, ist aber etymologisch unverständlich geworden, weil die zahlreichen Ortsnamen des Bezirkes -hûsen in -hausen gewandelt haben, auch in der Volkssprache. Das kurze a in Alsfeld hat ebenso die Erinnerung an die alte Form (11. Jahrh.) Adelesfeld verloren; noch mehr das an alt angeglichene Altenstadt, ahd. Alahstat, die an den vorchristlichen alh, alah d. h. Tempel; gleichen Namen trug die Königspfalz Alstidi bei Dietmar von Merseburg. Die verschwundenen Bieber haben sich in dem jetzt gleichlautenden, in Hessen häufigen, Ortsnamen verewigt, der ursprünglich zur biberâ, d. h. zum Bieberbach, lautete und sich besser in dem Geschlechtsnamen Bibra erhielt.

Besondere Beachtung verdienen die Personennamen. Eine Menge germanischer Namen unter Romanen und Slawen bezeugt die Mischung dieser Völker, unter Ersteren auch häufig als Namen vornehmer Familien die geschichtliche Qualität derselben. Doch gehören vielleicht mitunter die schönsten und volltönendsten den Nachkommen besiegter Geschlechter an. Wenigstens tragen in alten Namenverzeichnissen von Klosterurkunden in Frankreich und der Schweiz deutsche Namen viele Angehörige niederer Stände, die schwerlich alle Nachkommen gotischer, burgundischer, fränkischer Eroberer waren. Die möglichen Erklärungen dieser Thatsache dürfen wir hier nicht verfolgen. Auf der pyrenäischen Halbinsel, auf welcher die alte iberische Sprache außerhalb des baskischen Gebietes längst der romanischen das Feld räumte, tragen noch viele Familiennamen ihr Gepräge, während andre Eigennamen die Erbzeugnisse anderer Stämme sind, welche auf die Halbinsel einwanderten. Wir würden Viel um ein Onomastikon der Griechen des Mittelalters und der heutigen Zeit geben, weil aus ihren Namen viele Streiflichter auf sonst sehr dunkle Zeiträume fallen; ihre Sichtung erfordert übrigens vielseitige Sprachenkenntnis. Unter allen christlichen und mohammedanischen Völkern haben die Namen der Kalenderheiligen u. s. w. die meisten einheimischen Vornamen verdrängt.

Die Sprache.

Die **Sprache** stellen wir wiederholt an die Spitze aller Abstammungszeugnisse der Völker, und verweilen deßhalb länger bei ihr, stets jedoch mehr nur nach ihrer Beziehung zur Völkerkunde. Wir nehmen sie sogar häufig gleichbedeutend mit dem Volke, das sie redet („de taal is gansch het volk!"), als dessen wahrnehmbarste und sicherste Vertreterin, als sein tiefinnerstes Erbtheil. Dieß wird sie sogar dort, wo das Volk dieses Erbe gegen einen jüngeren errungenen und noch mehr aufgedrungenen Besitz austauschte, der ihm schnell genug zur andern Natur wurde. Es ist bezeichnend, daß viele der heutigen politischen „Nationalitätsfragen" zugleich als „Sprachfragen" auftreten, wie z. B. in Schleswig und in Österreich.

Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß wir in ein wissenschaftliches Gebiet eintreten, auf welchem mehrere Wegstrecken nicht die landübliche „belehrende Unterhaltung" unserer populären Naturgeschichten und illustrierten oder nicht illustrierten Zeitschriften, sondern nur Nahrung für aufmerksame Lernbegier bieten. Wir werden zwar als Illustrationen Beispiele aus den einzelnen Sprachen und Sprachkreißen einfügen, aber eben nur so viele, daß die allgemeinen Lehrsätze dadurch wirklich illustriert, d. h. anschaulich gemacht werden, und so wenige, daß der Zusammenhang der ganzen Darstellung nicht dadurch gestört und zersplittert wird. Am sparsamsten werden wir damit gerade bei einem Theile dieses Abschnittes sein müssen, der vorzugsweise abstrakter Natur und Gegenstand des rechnenden und zergliedernden Verstandes ist. Wir meinen die Eintheilung der Sprachenwelt in Gattungen, zunächst nach dem Bau der einzelnen Sprachen, wobei die mächtige Ausdehnung des Gebietes und die verwickelte Berechnung die reichlichere Beweisführung der aufgestellten Sätze durch Beispiele aus hundert und aber hundert Sprachen verbietet und nur die Zuziehung einzelner schlagender Belege räthlich macht.

Die allgemeine Natur der Sprache haben wir im Verlaufe dieses Abschnittes in unserer Weise dargestellt, lasen aber seitdem eine Schil-

derung derselben von M. Carriere, die unsere Leser gewis nicht minder, als uns, ansprechen wird, wesshalb wir sie ihnen mittheilen. „Daß wir Menschen mit einander reden, gehört zu den großen Wundern des Daseins, die geheimnisvoll offenbar uns umgeben, in denen wir weben und wirken, neben deren ordnungsvoller Herrlichkeit alle vermeintlichen außerordentlichen Mirakel verblassen und verschwinden. Noch unbestimmt und dunkel, einer Ahnung gleich, regt sich im Gemüthe eine Idee; der Geist sucht sie sich klar zu machen, indem er sie in Worte faßt und ausspricht. Der Wille veranlaßt durch das Gehirn eine Bewegung der Sprachwerkzeuge. Die aus der Brust durch den Kehlkopf strömende Luft wird im Munde eigenthümlich geformt, und ihre so bereiteten Wellen pflanzen sich nach außen fort. Da schlagen sie an das Ohr des Hörenden und bringen darinn Bebungen besonderer Art hervor. Die werden von den Nerven zum Gehirn geleitet; dort erwecken sie Tonempfindungen, und durch diese wird die Seele des Zweiten angetrieben, sich die selben Gedanken im Bewustsein zu erzeugen, die der Erste gedacht und ausgesprochen hat. Als solcher Vorgang stellt sich die alltägliche Erscheinung des Gesprächs der näheren Betrachtung dar. Ein weiteres Nachdenken über den Grund und die Möglichkeit desselben führt zu den umfassendsten und wichtigsten Fragen, den wahren Lebensfragen der Menschheit, und zu deren Lösung." Nicht minder sinnvoll und schön äußert sich J. Grimm in seiner Abhandlung „über den Ursprung der Sprache" über deren ersten Zeitraum: „Ihr Auftreten ist einfach, kunstlos, voll Leben, wie das Blut im jugendlichen Leib raschen Umlauf hat. Alle Wörter sind kurz, einsilbig, fast nur mit kurzen Vokalen und einfachen Konsonanten gebildet; der Wortvorrath drängt sich schnell und dicht wie Halme des Grases. Alle Begriffe gehn hervor aus sinnlicher ungetrübter Anschauung, die selbst schon ein Gedanke war, der nach allen Seiten hin leichte und neue Gedanken entsteigen. Die Verhältnisse der Wörter und Vorstellungen sind naiv und frisch, aber ungeschmückt, durch nachfolgende noch unangereihte Wörter ausgedrückt. Mit jedem Schritte, den sie thut, entfaltet die geschwätzige Sprache Fülle und Befähigung; aber sie wirkt im ganzen ohne Maß und Einklang. Ihre Gedanken haben nichts Bleibendes,

Stätiges; darum stiftet diese früheste Sprache noch keine Denkmale des Geistes und verhallt, wie das glückliche Leben jener ältesten Menschen, ohne Spur in der Geschichte." Unsere Leser mögen bei der erwähnten Eintheilung der Sprachgattungen nochmals zu diesen Worten des großen Meisters zurückkehren.

Eine fertige gegliederte Sprache ward und wird nie einem Menschen angeboren oder anerschaffen; aber seine ersten Laute kündigen schon ihren Ursprung an, und ihre Werkzeuge brachte er mit auf die Welt. Diese haben wir hier nach beiden Polen: dem leiblichen und dem geistigen, ins Auge zu fassen.

Im allgemeinen sind zwar die Sprachwerkzeuge anatomisch ziemlich genau untersucht, aber unseres Wissens noch nicht in Beziehung auf die Unterschiede der Menschenrassen, obgleich gerade diese vorzüglich auf anatomischem Wege begründet werden. Vielleicht liegt die Ursache dieser Unterlassungssünde nicht sowohl in der Schwierigkeit der Untersuchung, als in der Unbekanntschaft der Anatomen mit der vollen ethnologischen Wichtigkeit der Sprache. Auch die einfacheren Unterschiede der Stimme bedürfen noch viefach anatomischer Begründung, namentlich wo sie ethnologische Bedeutung haben, wie z. B. die unter den Italienern verbreitete Klangfülle und Biegsamkeit der Singstimme, und die oft behauptete tiefe, dem Ohre des Weißen (und nicht bloß des Abolitionisten) wohlklingende Stimmlage der Neger in Nordamerika. In Afrika dagegen soll (nach H. Smith bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker I 109) ihre Stimme bei den Männern heiser und schwach, bei den Weibern sehr hoch und schrillend lauten. J. Hunt (Sitzung der Anthropological Society im September 1863, s. „Reader" 1863 p. 324) sagt: die Stimme des Negers gleiche öfters dem Alt eines Eunuchen. Die Mexikaner (Azteken) haben nach Gomara (bei Waitz a. a. O. 64) schlechte Singstimme.

Dagegen haben weniger anatomischen, als bildungsgeschichtlichen, darum aber doch theilweise körperlichen Grund die von römischen und griechischen Schriftstellern berichteten Stimmeigenheiten „barbarischer" Völker in Rede, Gesang und Schlachtruf, sowie auch das grauenhafte „Kriegsgeheul" der nordamerikanischen Urbewohner, welches selbst die

einzelnen Stämme unterscheidet und ganz besonders durch die Stimmlage dem Ohre des Weißen fremdartig erklingt. Sogar unter den verschiedenen Bevölkerungsklassen Eines Stammes finden wir Eigenheiten der Stimme verbreitet, die auf Unterschieden leiblicher und geistiger Lebensweise beruhen, mit der Zeit aber sich vererben, und zwar nicht bloß durch Erziehung, sondern auch durch allmähliche Bildung und Umbildung des Organs. Wir werden aber auch nachher auf den Erfahrungssatz kommen: daß die physiologischen Unterschiede in Sprache und Aussprache, die mit dem Bau der äußeren und inneren Sprachwerkzeuge in Wechselwirkung stehn, keineswegs immer auf Verschiedenheit der Familie oder der Rasse zurückdeuten, sondern auch zwischen nahen Blutsverwandten vorkommen. Anderseits können fremdstammige Lautgattungen, gewöhnlich auch mit einiger Wortmischung verbunden, in die Sprachen eindringen, z. B. französisch j in die deutsche, britonische u. a. Bei Eigennamen geschieht dieß begreiflicher Weise noch häufiger, als bei Fremdwörtern. So nimmt die deutsche Sprache Ortsnamen mit fremden Lauten und Formen, die sie in früherer bildungskräftigerer Zeit nach ihrem Organe umgestaltete, jetzt weit häufiger unverändert auf.

Uns bleiben die Mängel anatomischer Kenntnis der Sprachwerkzeuge in der erwähnten Beziehung sehr empfindlich. Wir müssen eben aus wahrnehmbaren Erscheinungen und Thatsachen auf ihre, uns noch verborgenen, Ursachen und Gesetze schließen.

Wir stehn hier an einem der Punkte, an welchen gerade durch die große Verschiedenheit der Menschen zugleich und über derselben ihre dynamische Einheit hervorleuchtet. Wir verfolgen zuerst unsern obigen Satz etwas weiter.

Die einzelnen Laute und noch mehr die Lautverbindungen der Sprachen sind, oft also selbst bei nächstverwandten Volkszweigen, so verschieden, daß wir auf entsprechende Unterschiede der Sprachwerkzeuge, namentlich ihrer Bewegungsnerven, schließen müssen. Es gehört längere Übung der Sprach- und der Gehör-werkzeuge dazu, wenn Menschen Eines Volkes, aber weit aus einander liegender Stämme desselben, eine und die selbe, den Redenden von Kind auf bekannte, Umgangs- und Schrift-sprache zu wechselseitiger leichter Verständlichkeit reden oder

lesen sollen, zumal solange sie bei der eigensten Aussprache beharren. Bei längerem Verkehr bilden sich Zugeständnisse und Vermittelungen, bei welchen oft eine wenig beugsame Besonderheit (Individualität) dem Einflusse einer umgebenden Mehrheit die Wage hält und sich dieser, auch bei dem besten Willen, nur schwieriger und unvollkommener angleicht, als mancher ganz fremdstammigen Aussprache und Sprache. So z. B. wird der nämliche neuhochdeutsche Text, wörtlich, aber in fließender Rede, vorgetragen von Ostfriesen und von Alamannen, welche noch nicht oder erst selten aus dem heimischen Sprachkreiße hinaus horchten, Jedem von Beiden anfangs fast unverständlich sein. Noch viel schwerer wird Einer des Andern Aussprache (vulgo „Accent") erlernen, und gar, wenn er sie in ihrer Quelle und ganzen Fülle aufsucht, nämlich in der Volkssprache.

Hierhin gehört ein Vorgang von großer Bedeutung: die Lautverschiebung innerhalb großer und kleiner Sprachenkreiße, welche in allen oder den meisten Sprachen im Laufe der Zeit eintritt, oft aber zugleich örtlich sich entwickelt und gleichzeitig mit den älteren Lautstufen anderer Bezirke und Volkstheile fortdauert, wodurch sie zum bleibenden Stammesmerkmal wird. Wir bemerkten diesen Vorgang oben bei dem hochdeutschen Stamme gegenüber den Brüdern, welche wiederum in ähnlicher Weise sich von den meisten übrigen Indogermanen unterscheiden. So hat auch die armenische Sprache, ohne aber ihre Formen sonst wesentlich zu verändern, wie dieß bei den germanischen Stämmen geschieht, in vielen Gegenden die geschichtlich bekannten alten Lautstufen behalten, in andern verschoben, und zwar mehrfach recht eigentlich gewechselt, indem z. B. die Tenues p, k, t zu den Mediae b, g, d wurden und umgekehrt, wobei die alten Lautzeichen (Buchstaben) beibehalten wurden und nur örtlich die Aussprache umtauschten. Verschiedenartige Lautverschiebungen, einestheils wagerechte und gleichzeitige im Alterthum sowie in späteren Zwischenräumen, anderntheils lothrechte im Laufe der Zeit, also in einer Folge von Verwandelungen, zeigen sich z. B. auf griechischem und romanischem Sprachgebiete. Leider dürfen wir diese Sätze nicht durch eine Darstellung der wichtigsten Lautverschiebungen versinnlichen, weil wir eine gleiche und weitgreifende ganzer Lautsysteme zu Grunde legen

müßten. Einiges Nähere wird sich im Folgenden gelegentlich ergeben, am reichlichsten aus einer Reihe von Verwandtschaftsnamen, welche wir hier einfügen, um unsern Lesern einen (wenn auch Vielen überflüssigen) tieferen Einblick in die sprachlichen Entwickelungen zunächst der Indogermanen zu geben. Es ist mehr nur Zufall, daß wir diese Wortgattung aus der Menge der Beispiele herausgreifen; jedoch hat gerade sie auch eine große innere Bedeutung, weil sie dem engsten Kreiße, der Familie nämlich, angehört. Wir geben immerhin auch in dieser Auswahl nur Bruchstücke und Beispiele, dürfen uns auch nicht auf nähere Erörterungen der Völker- und Sprachen-namen und ebensowenig der Schrift- und Aussprach-regeln einlassen. Nach diesem Exkurse mögen die Leser mit uns den hier abreißenden Faden wieder anknüpfen.

Soviel möglich, reihen wir die indogermanischen Stämme und Gruppen an einander wie folgt (vgl. unser obiges Verzeichnis). Arier in Asien: Inder, Iranier; Griechen und Romanen; Kelten; Germanen; Litauer und Slawen. Zweifelhafte und fremde Stämme: Albanesen, Finnen, Kaukasier, Drawiden, werden gelegentlich berührt.

1. Vater sanskrit. altpers. pitár, nom. sg. pitâ; pali bengal. tamul. (entlehnt) pita; zend. patar, pitar, nom. sg. patâ; balutsch. pith awghan. plâr neupers. padar, peder, in Mundarten wakhan. faet ghilan. pîr; osset. füd, plur. füdälthä; dialekt. fid, pl. fidtha, neben fidaltha Vorväter; armen. hayr. griech. πατήρ (neugriech. πατέρας); lat. păter, (Ju-, Dies-) -pĭter; ital. span. (port.) pâdre portug. pai provenz. paire altfranz. peire nfrz. père (churwälsch bap, neben patern väterlich, patria Vaterland u. s. w.; ostroman. tatä, neben patriä Vaterland). gaibel. athair (jetzt ausgesprochen âhir), neben dem entlehnten paidir Mönch, wie deutsch pâter und selbst kurd. patrí id. aus lat. pater; (kymrobriton. tad Vater). got. fadar (neben atta, das auch in andern german. Sprachen auftritt) langobard. sächs. neunord. altfries. fader altfries. feder, feider angelsächs. fäder engl. father (fâdher) neuniederd. neufries. vaer, vâr altnord. fadir althochd. fatar mittel- und neu-hochd. (mnhd.) vater nhd. vâter; aus dem Germ. entl. finn. faari. slaw.

patka neben batĭka Demin. gehört vielleicht nicht hierher, ebensowenig der verbreitete Stamm otĭcĭ? Der litau. Ast hat ein besonderes Wort litau. tĕwas lett. têws preuss. tâws. alban. tátë, neben babá, ist mit dem ostroman. Worte eines. Einige Ableitungen: sanskr. pitr-aya, -ivya älterer Vatersbruder; gr. πατρυιός Stiefvater lat. patruus Vatersbruder = ags. fädera mnd. fadre altfries. federia u. dgl. (räthselhaft aber nordfries. wangeroog. pei) ahd. fataro, vediro u. dgl. mhd. vetere nhd. vetter. Vatersschwester ags. fadhu nnd. vade afrs. fethe nordfrs. fedde. nhd. gevatter = ahd. kevatero mhd. gevatere ags. gefäder afrs. fadera nfrs. nnd. nnord. (daher auch lapp.) fadder; fem. ahd. gevatira, givatera nhd. gevatterin; darneben die gleichbed. Lehnwörter aus lat. pater mhd. pate, später patt nhd. pâte, und aus lat. patrinus im Odenwald pettern in der Wetterau petter mhd. pfetter; litau. pûtas vermuthlich aus nhd. pâte.

2. Mutter sanskr. mâtár; neupers. mâder awghan. mur. gr. ματήρ, μήτηρ (ngr. μητέρα, auch μάνα); lat. mâter ital. span. (port.) madre port. mãi (mit Nasenlaut) provenz. maire afrz. meire nfrz. mère (churw. ostrom. mamma). gaidel. mathair (spr. mâhir vgl. 1); (kymrobrit. mamm); hierher vielleicht kymr. modryb Muhme, Matrone. altsächs. môdor alts. ags. môdhor nnd. fries. nnord. môder zsgz. nnd. schwed. môr nfrs. moar, moer; engl. mother altn. môdir ahd. mûter u. dgl. nhd. mutter (got. aithei ahd. eidî altn. eidha). preuss. mûti lett. mâte litau. mote in Ableitungen, gew. = motere Gattin, aber motina Mutter; slaw. mati, gen. (serb.) matera; materĭ-nii, -skŭ = lat. maternus. alban. mótrëa Schwester hierher? (mḗmë, ḗmmë Mutter). Ableitungen u. a. lat. matertera, matrona; Mutterschwester ahd. muotera ags. môdrie mnd. moddere nnd. mödder afrs. môdire nordfrs. medder.

3. Bruder sanskr. bhrấtar altpers. brâtar zend. brâtarĕ (brâturyê Base); hindustani u. s. w. bhâî mahratt. bhâu zigeun. bhrâl, brâl; balutsch. brâth awghan. vrôr huzwaresch berur npers. bĭrâder u. s. w. kurd. brâ osset. arváde erváde (aus bhrâde, vrâde), plur. ervádelthä; armen. éghbayr (aus brair). griech.

(ἀδελφός Bruder) φρατήρ, φράτωρ Mitglied einer φράτρα, φρατρία d. i. Bruderschaft, einer ursprünglich blutsverwandten Volksabtheilung; lat. frâter ital. fratello (Demin.; frate, frà Mönch) prov. fraire frz. frère (frater Mönch) churwälsch frar, frer (fratern = lat. fraternus ital. span. port. fraterno) ostrom. frate (span. hermano port. irmão aus lat. germanus). gaidel. brâthair, (vgl. 1. 2.); kymr. brawd, pl. broder (brodorion Landsleute) korn. brauder briton. breur, pl. breudeur. got. altſ. brôthar agſ. brôdhor, brêdher engl. afrſ. brother, pl. engl. auch brethren; nnd. frieſ. nnord. brôder zſgz. nnd. brôr u. ſ. w.; nnländ. broeder altn. brôdhir ahd. bruadar u. ſ. w. mhd. bruoder nhd. brûder. preuſſ. brâtis, Demin. pl. bratrîkai; litau. brôlis (brotussis Brudersſohn) lett. brâlis; ſlaw. bratrŭ, brat u. ſ. w., daher mordwin. (finn.) brat, und magyar. barat Mönch, Freund. alban. entlehnt frátinist brüderlich (vëlá, vla u. ſ. w. Bruder, vgl. eſtn. welli lapp. welj id.).

4. Schweſter ſanskr. svasar (aus svastar), nom. sg. svásâ (auch bhaginî, bhagnî prâkrit. bahinî hinduſt. bhenâ zigeun. bhên u. ſ. w.); zend. khanhar nperſ. khvâher (jetzt kâher ausgeſprochen) kurd. chur awgh. chûr balutſch. ghwâr oſſet. chorra, chore, cho huzwar. khoh (neben khat-man aus ſemit. ăchath) armen. khoyr. (gr. ἀδελφή); lat. soror (aus sosor? vgl. ſanskr.) ital. obſol. sorore, jetzt sorella (Demin.) ſpan. port. sor (Kloſterſchweſter; hermana, irmãa Schweſter ſ. 2.) churw. sorrur, sora, sour oſtrom. sorä. gaidel. piuthar u. dgl. (aus spiusthar?); kymr. chwaer briton. choar korn. wuir, hôr (vgl. die iraniſchen Formen). goth. svistar ahd. suister amhd. altſ. afrz. swester nhd. schwester agſ. sveoster u. dgl. altn. systir; in den neuen ſächſ., frieſ. und nord. Sprachen fällt ebenfalls v weg oder ſteckt in dem wechſelnden Vokal sü-, si-, sö-, se-, sa-ster. preuſſ. šostro litau. sessû, gen. sessers (lett. mâse, vgl. litau. mósza Mannsſchweſter); ſlaw. sestra u. dgl. Finniſche Völker entlehnten vermuthlich von germaniſchen oder auch ſlawiſchen Völkern finn. sisar eſtn. sössar mordwin. sasor tſcheremiſſ. šužar wotjak. (ältere Schweſter) suser. Aus gleicher Wurzel sva entſtanden viele Verwandtſchafts-

namen, wie z. B. altslaw. svjestĭ Mannesschwester serb. svast Frauenschwester, und besonders die Namen der Verschwägerung in der folgenden Nummer.

5. Schwiegereltern sanskr. çvaçurau dual., sing. msc. çvaçura fem. çvaçrû; çvaçurya Schwager; npers. khvûser (kâser) id. khusûr, khesû kurd. kasú Schwäher (Schwiegervater) armen. skésr-ayr (-ayr Mann?) id. skésur, késur Schwieger. gr. ἑκυρ-ός m. -ά f. (ngr. nur πενϑερ-ός, -ά) Schwiegereltern = lat. socer m. socrus f. ital. suocero span. suegro port. sogro m. (-a f.); aus lat. consocer ostrom. cuscru und daraus alban. krusku; vgl. aus lat. consobrinus (Vetter) span. sobrino churw. cusrin ital. cugino frz. cousin (aus lat. cognatus Schwager ital. cognato span. port. cuñado churw. quinau m. quinada f. ostrom. cumnátu, daraus alban. kunát). Schwiegereltern alban. vjécher-i m. -a f. (aus sv-?). kymr. chwegr f. chwegrwn m. korn. huweger f. hwegeren m. (Frauenvater). got. svaihr-a m. -o f.; masc. ahd. svehur u. dgl. (auch bisweilen Schwager) amhd. ags. mnl. swêr nhd. schwæher u. s. f.; fem. ahd. suigar u. dgl. nhd. schwîger agh. mnl. sweger altn. schwed. sværa u. s. f. Schwager (sächs. auch mitunter Schwiegersohn) u. a. amhd. sächs. (auch engl. dial.) fries. swager nnord. svåger, neben ahd. gesuîo mhd. geswige, geswie, geswei oberd. geschwei. Schwäher, Mannesvater litau. szeszuras, szeszorus slaw. svekrŭ u. s. f., neben neuslaw. svak russ. svojak (svoi eigen, sein), verschieden von den aus dem Deutschen entlehnten und hybriden Wörtern für Schwager und Schwägerin litau. szwógeris m. szvégerka f. poln. szwagier m. -ka f. böhm. šwagr m. -owa f. niederlausitz. šwar m. -owka f.; nlaus. šwiger-syn m. -žjowka f. Schwiegerkinder.

6. Sohn sanskr. sûnu (sûnus) comm. Sohn, Tochter; aus gleicher Wurzel (su erzeugen) sut-a m. -â f. und griech. υἱός m. Masc. got. sunus ahd. alts. ags. afrs. sunu altn. sonr (r aus s Nominativsuffix) afrs. engl. schwed. son nhd. mnl. nfrs. sôn (zoon) nnd. sœne u. s. w. nnd. dän. sön. litau. sûnús preuss. souns; slaw. sŭnŭ u. dgl., daraus vermuthlich perm. (finn.) zon.

7. Tochter sanskr. duhitár bengal. ghî; zend. dughdhar npers. dokhter u. dgl. armen. dustr, in Zss. ducht; awghan. lûr,

ljûr griech. ϑυγάτηρ (ngr. ϑυγατέρα zakon. σχάϑη). altgaidel. (angeblich) dear. got. dauhtar altſ. ahd. dohter altſ. agſ. dohtor nnd. frieſ. dochter engl. daughter (obſol. doftyr, dial. in Craven drister, ſo?) hd. tochter altn. dôttir ſchwed. dotter dän. datter. litau. duktė̃, .gen. dukterês; preuſſ. dukti; aſlaw. dŭštĭ, gen. dŭštere; ruſſ. dočĭ böhm. dcera (obſol. dci), accus. dceř; poln. corka. Aus dem Germaniſchen entlehnten wiederum die Finnen lapp. daktar mordwin. techter finn. eſtn. tütär u. dgl. moxan. taiter tſcheremiſſ. üdür u. dgl.

8. Für mehrere Verwandſchaftsgrade, beſonders Neffe und Enkel (beider Geſchlechter) gilt folgendes Wort, deſſen Grundbedeutung vielleicht vaterlos (naptar aus na-pĭtar, -pătar) iſt. ſanskr. aperſ. zend. náptar ſanskr. (in den Veden) napât m. (zend. m. acc. naptarĕm gen. nafedhrô) Enkel, ſanskr. naptar auch Sohn; zend. napat, napa, nap m. Enkel; ſanskr. naptrî, naptî zend. napti f. Enkelin; nperſ. nevâdeh m. u. dgl. (aus napât u. dgl.) Enkel. gr. ἀνεψιός; νέποδες pl. m. Kinder, nepotes bei den Alexandrinern; lat. nepot, nom. nepos m. neptis f. ital. nipote u. ſ. f. churw. nefs, nevs, neiv m. neza, niazza f.; aus frz. neveu altengl. nevoy, nevew neuengl. nephew (ph vielleicht durch german. Miſchung); afranz. niepce nfrz. engl. niece. alban. nip finn. nepa gen. newa lapp. năpat Neffe; finn. nepaat u. dgl. pl. Vettern. ahd. nefo u. dgl. Neffe, Vetter niftila mnhd. niftel ält. nd. nichtel nnl. nicht (nhd. nichte aus dem Niederd.) Nichte, mhd. auch Verwandte überh., nnl. auch Enkelin; nhd. neffe = afrſ. neva; mhd. mnl. nnd. neve id., Vetter agſ. nefa, genefa Neffe, Enkel, ſylviſch (am Monteroſa) nuwo Enkel nnl. nêf id., Neffe, Vetter (auch Mücke, frz. cousin) altn. nefi Bruder, Familienglied; nift altn. Schweſter, Braut, Neuvermählte, Weib überh. anfrieſ. Nichte ahd. agſ. id., Schwiegertochter.

9. Schwiegertochter ſanskr. snušâ armen. nu; oſſet. fai-nus Schwägerin; in kaukaſ. Sprachen laziſch nusa Braut thuſchiſch nus Schnur çin (neu) -nus tſchetſchenz. nuskul Braut. gr. νυός, ἐννυός (vgl. νύμφη?); lat. nurus ital. nuora oſtrom. port. nora ſpan. nuera. alban. núseja neuvermählte Schnur oder Schwägerin nuset'

e malljit die Nymphen des Berges. ahd. snura, snôra amhd. snûr mhd. snore, snörge nhd. schnûr, früher und noch jetzt dialekt. schnurche, schnörche agh. snora u. dgl. nl. snâr slaw. snocha Schnur, Braut.

10. Ähnlich, wie in 9, wechseln die Bedeutungen in folgendem Worte: got. bruths ahd. mittellat. brûta amhd. brût altſ. und. nnord. brûd engl. bride u. ſ. f. = nhd. braut, ahd. mlt. brûta auch = churw. brütt, brit franz. bru Schnur, altſ. brûd auch Gattin. Aus germanischen Sprachen lett. brûte poln. (in Niederschlesien) bruta estn. prûd lapp. brudes Braut; gaidel. brideach Jungfrau, Braut aus engl. bride?

11. Schwager (Mannsbruder) sanskr. dêvaras (jüngerer Mannsbruder); armen. tagr (tal Mannsschwester). gr. δαήρ (δαFήρ); lat. levir. litau. dĕwĕris lett. deeweris; slaw. dêverŭ poln. dziewierz. agſ. tâcor afrſ. tâker ahd. zeihhur.

Wenn auch, nach unserem oben Gesagten, mitunter Laute stammfremder Sprachen und selbst ihr gesammter Klang nicht so starke Unterschiede zeigen, wie manche blutsverwandte Sprachen und Mundarten, so werden wir dennoch im Ganzen die zahlreichsten und stärksten Verschiedenheiten des Lautes in den Sprachen des verschiedensten Baues und der getrenntesten Völkergebiete zu suchen haben, wie z. B. zwischen den indogermanischen, amerikanischen, afrikanischen Sprachenkreißen.

Bei dem Wandel und den Abweichungen der Laute innerhalb stammverwandter Sprachgebiete (auffallender, als auf stammfremden!) haben wir einen Unterschied zu beachten, der zu manchen schwer lösbaren Fragen führt.

Häufig gehn Laute bei jener Verschiebung in andre über oder tauschen sich (wie theilweise im Armenischen s. o.) gegen andre wechselseitig aus, die schon gleichzeitig mit ihnen, nur an andern Stellen, der Sprache geläufig waren oder bleiben. Sonderbar genug, da diese Umbildung durch keine entsprechende des Organs bedingt zu sein scheint, für welche sich dann möglicher Weise klimatische, diätetische u. a. Gründe finden ließen. Im Allgemeinen gehört hier-

her auch, um ein geläufiges Beispiel anzuführen, die Lautverschiebungsleiter: Tenuis, Aspirata, Media, die von Calcutta bis nach Wien reicht.

Aber eben an sie knüpfen wir den zweiten und stärkeren Wandel des Lautes. Abgesehen von ihren Lücken und Unvollkommenheiten, fragt es sich, ob jene Lautgattungen wirklich auch überall auf dem weiten Gebiete nur mit einander abwechseln, und nicht auch jede für sich zeitlich und örtlich eine mannigfache Geltung und Aussprache haben, welche hier und da bis zu völliger Ungleichartigkeit und (unter den redenden Stämmen) wechselseitiger (bedingter) Unaussprechbarkeit gelangen.

Wir bejahen diese Frage und geben einige wenige Beispiele, da wir hier nicht erschöpfend auf die Sache eingehen können. Tenuis und Media werden im Grunde im mittleren und südlichen (südwestlichen) Deutschland ebenso genau unterschieden, wie im nördlichen, abgesehen von der landschaftlich verschiedenen Stellung beider. Aber der Süddeutsche (mit Ausnahme des Schweizers u. s. w.) spricht beide Lautgattungen anders aus, als der Norddeutsche und mit ihm die meisten Völker, ja, diesen ist seine Aussprache, besonders der Media, eine ganz fremdartige. Die Media nämlich lautet hier nicht, wie anderswo, mit nasaler Schwingung an, sondern klingt weit härter, jedoch nicht ganz so hart, wie die norddeutsche u. s. w. Tenuis. Die süddeutsche Tenuis ihrerseits ist eigentlich eine (sanskritische) tenuis aspirata, d. h. die Tenuis plus h, also p-h, t-h, k-h (verschieden von f, th, ch). Es ist im Grunde eine besondere Lautverschiebung innerhalb der allgemeinen. Außerdem nun ist das weiche s des Norddeutschen (z der Franzosen u. s. w.) ebenso fremdartig dem Süddeutschen, wie umgekehrt Jenem ursprünglich das š (sch) des Letzteren, das jedoch seine häßliche Herrschaft immer weiter ausdehnt. Nehmen wir noch hinzu, daß die Umlaute œ (offenes vom geschlossenen im Niedersächsischen unterschieden) und æ in mehreren Gegenden des nördlichen und östlichen und in den meisten des südlichen Deutschlands fast oder ganz zu e und i verdünnt sind, was für die Mundbewegung einen ähnlichen und noch größeren Unterschied macht, als jene verschiedene Aussprache der Medien: so begreift man, daß erfahrene

Beobachter den Unterschied der Volksstämme an ihrem Sprechen nicht bloß hören, sondern auch sehen, resp. den Redenden recht eigentlich am Munde absehen. So arg ist es aber nirgends mit solchen Wahrzeichen, wie in der semitischen (südarabischen) Sprache Ehhkili, deren Sprecher sich schon von weitem durch völlige Mundverzerrungen kenntlich machen, ohne welche sie manche, in den übrigen semitischen und wohl auch in allen andern Sprachen nicht vorkommende, Laute ihrer Sprache nicht zur Welt bringen können.

In manchen Fällen läßt sich (wie schon oben angedeutet wurde) Ein- und Nach-wirkung fremdstammiger Sprachen bei Lauten und ganzen Lautklassen vermuthen, durch welche sich eine Sprache von ihren Verwandten unterscheidet. Die Laute der (von mûrdhan m. Kopf) sogenannten Mûrdhanya-Klasse (Kopflaute, Cerebralen, Lingualen) des sanskritischen Alphabets reichen bis nach Awghanistan hinauf, und sind vollkommen in dem, von Südindien bis zu der genannten Nordgrenze vor den eingewanderten arischen Sprachen herrschenden und mehr und minder noch lebenden, Stamme (oder Familie) der sogenannten drawidischen Sprachen zu Hause. Man vermuthet deßhalb das Eindringen jener Lautgattung aus der Sprache der besiegten Urbewohner in die der Sieger, obgleich die Mischung des Sprachstoffes in verhältnismäßig sehr geringem Grade in dieser Richtung stattfand, desto stärker aber in der umgekehrten, nämlich von der Sanskrit-Sprache aus in die drawidischen. Einzelne den Cerebralen ähnliche, wenn nicht gleiche, Laute kommen indessen auch in europäischen Sprachen und Mundarten indogermanischer Familie vor. In zweien iranischen Sprachen: der armenischen und der ossetischen, sind Laute der kaukasischen Nachbarinnen eingedrungen, vielleicht unter Mitwirkung gleichartiger lautbildender Örtlichkeit, zunächst aber durch Verkehr, wie denn auch Wörter jener Sprachen eindrangen. (Vgl. auch Schleicher, Zur vergl. Sprachengeschichte S. 29 ff.)

Eine ähnliche Erscheinung bei den britisch-keltischen Gliedern der indogermanischen Familie bietet keine Handhabe für jene Erklärung, da keine fremdstammigen Bewohner beider britischen Hauptinseln vor der Einwanderung der zwei über sie verbreiteten keltischen Hauptstämme bekannt sind. Diese beiden nämlich unterscheiden sich durch eine eigen-

thümliche Aussprache der flüssigen Laute (besonders l, r, n) von den übrigen indogermanischen Sprachen. Ob die gallische und andre keltische Sprachen des Festlandes in der Vorzeit diese Aussprache ebenfalls hatten, fragt sich; was das Bas-Breton davon hat, läßt sich aus Großbritannien herleiten.

In gleicher Weise, wie sich die Völker im Laufe der Zeit Lautgattungen angewöhnen, gewöhnen sie sich solche auch ab, und verlernen die Fähigkeit, allermindestens die Leichtigkeit, sie auszusprechen. Die reine Aspiration der mutae, zumal der mediae, nämlich der Nachtritt des h nach denselben, den die Inder (theilweise mit Einschlusse der Zigeuner) allein noch (auch nach jenen Cerebralen) folgerecht durchführen, wird einst der ganzen Familie gemeinsam gewesen sein. Die ältesten Griechen sprachen wahrscheinlich noch die, in Inschriften öfters mit zwei Buchstaben geschriebenen, tenues aspiratae ΠΗ, ΚΗ (ph, kh) und wandelten sie erst später in die einheitlichen Laute Φ, Χ; vgl. jedoch dagegen und für die Aspiraten überhaupt einen so eben erschienenen Aufsatz von Ebel in Kuhns Zeitschrift f. vergl. Sprachforschung XIII 4. TH kommt unseres Wissens nicht vor, vielleicht weil es schon früher als einheitliches Θ ausgesprochen wurde? Noch später assibilierte sich auch die Dentalmedia Δ unorganisch, während ihr etymologischer Vorgänger (sanskrit.) dh in obigem th, ϑ steckt. Die germanischen Sprachen mochten einst alle die assibilierten Dentalen besitzen; die Frage: ob und wo etwa die Media unorganisch aus der Tenuis entstand? lassen wir hier bei Seite. Die hochdeutsche Sprache verlor unter den bekannten am frühesten die Assibilation; darnach die sächsischen, bis auf die englische, die noch beide Lautstufen ausspricht, aber nur die Tenuis schreibt. Langsam kommt sie den friesischen abhanden bis heute; in den nordischen (skandischen), unter welchen die isländische sie noch erhält, erlitt sie eine eigenthümliche Wandelung (in die unaspirierte Tenuis, bei den übrigen in die Media), und in der verschliffensten, der dänischen, Sprache trat sie dafür an etymologisch falscher Stelle auf (bei schließendem d, wenigstens landschaftlich). Die meisten Indogermanen Europas haben das h ihrer Vorfahren verlernt und sprechen es gar nicht mehr aus, oder schwach (franz. h besonders in ursprünglich deutschen Wörtern),

oder stärker, wie ch, χ, namentlich die Griechen in fremden Namen, während sie den spiritus asper ihrer Altvordern nur noch schreiben, nicht mehr sprechen.

Wir kommen nun auf die nothwendige Wechselwirkung von Laut und Lautwerkzeugen zurück, und dürfen weiter die Vermuthung aufstellen: daß bei letzteren nicht bloß die weicheren Theile, sondern in langer Folge der Geschlechter auch der Knochenbau, mindestens des Kopfes, demnächst des Halses und der Brust, sowie anderseits der Gehörwerkzeuge, mannigfache und nicht unbedeutende Änderungen erleiden muß, und zwar sogar innerhalb der engsten Volkskreiße, wie sich aus unsern Beispielen ergab. Unsere Leser wollen sich dieses Schlusses weiter unten erinnern.

Ein solches Auseinanderwachsen der Sprachlaute und ihrer aktiven und passiven (Gehör-) Werkzeuge in zunehmender Ausdehnung des Raumes und der Zeit bleibt immer — wie bei jedem andern Familien-erbtheil und -merkmal — die Vervielfachung (Differenziierung) einer ursprünglichen Einheit, soweit eine solche angenommen werden kann. Denn auch hier dürfen wir die Regel: daß kein einzelnes Ding oder Wesen einem andern völlig gleich ist (duo perfecte similia non dantur), nicht vergessen. Die Zwillinge oder die zwei ähnlichsten Söhne der Urahnen waren immerhin von einander verschiedene Einzelwesen; ja die Ahnen selbst, Mann und Weib, erwuchsen in allmählichem Wandel des Stoffes und der Form aus Embryonen zu Greisen. Adams erstes Lallen klang anders, als sein letztes Wort, und selbst Evas Beredtsamkeit war nur eine Entfaltung urweiblicher Naturanlage.

Freilich dürfen wir nicht einmal den Ursprung verschiedenartiger Sprachlaute aus dieser bedingten Einheit annehmen, wo sie bei stammfremden Sprechern vorkommen, solange uns die Ureinheit des Menschengeschlechtes mindestens zweifelhaft ist. Wo sich aber diese Einheit verneinen läßt, tritt desto stärker eine andere hervor: die dynamische der ganzen Menschheit, welche wir im Beginne unserer Erörterung der Verschiedenartigkeit der Sprachlaute bereits andeuteten.

Obgleich nur die Minderheit der Menschen das Vermögen oder, richtiger, die hinreichende Schärfe der Auffassung und Wiedergebung

(Reproduction) besitzt, um die ihr ungewohnten und fremdartigen Sprachlaute vollkommen nachzuahmen: so wird doch bedingungsweise jedem gesunden und unverdrossen strebenden Menschen die Erlernung und genaue Nachahmung jewedes wirklich unter Menschen vorkommenden Sprachlautes möglich sein, und sei es das Schnalzen der Hottentotten.

Übrigens halten wir diese wechselseitige Nachahmungsfähigkeit weder hinreichend noch unerläßlich nöthig, um die Sprachfähigkeit als eine allgemein menschliche Eigenschaft zu erweisen. Denn die nur äußerliche und lautliche Nachahmung könnte Sache des Wiederhalls, eines mechanischen oder thierischen Automaten sein. Und anderseits gilt uns die künstlich-genaue und absichtliche Gleichheit — ihre Erweislichkeit vorausgesetzt — weit weniger, als die natürliche Ähnlichkeit der Sprachlaute und überhaupt der Verständigung durch die Sprache bei den verschiedenen Völkerfamilien und Rassen.

So verschieden und sogar ungleichartig die Laute und der Bau vieler Sprachen erscheinen, so dürfen wir doch in weiterer Bedeutung eine allgemeine Gleichartigkeit des leiblichen und geistigen Sprachvermögens bei allen Menschen annehmen. Die vorhin besprochenen Unterschiede in dem Bau der Sprach- und Gehör-werkzeuge werden wahrscheinlich auch bei genauerer Untersuchung die Grenzen des menschlichen Gattungsbegriffes ebensowenig überschreiten, wie die vollständiger bekannten Unterschiede in der Sprache selbst, ihrem Laute, Baue und Wurzelbestande. Das Selbe glauben wir von der geistigen Seite der Sprache, von ihrer Kraft nämlich: Anschauungen in gegliedertem Klangbilde wiederzugeben, und in zwar höchst mannigfacher, aber stets sinnreicher und jedem sinnigen und aufmerksamen Menschen zugänglicher Weise. Sinnvoll sagen chinesische Chronisten: „Der Weise Soüi-gin (englische Schreibung) gab zuerst den Pflanzen und Thieren Namen; und diese Namen waren so bezeichnend (expressive), daß jedes Dinges Wesen (nature) aus ihnen erkennbar war" (Tylor bei Pott, Anti-Kaulen XXIV). Noch bündiger sagt Thomas von Aquino: „Nomina debent naturis rerum congruere" (ebds. 131). Das lebendige Wort soll also seinen Gegenstand aussprechen. Kein göttliches Siegel ist unvertilgbarer, als die Sprache (an sich, nicht so

im einzelnen). Auch bei dem Peſcheräh und bei dem Neuholländer bleibt ſie ein wundervolles Kunſtwerk der Natur. Freilich hat auch hier die Möglichkeit urweltlicher Mittler zwiſchen dem Menſchen, der Säugethierordnung der Zweihänder, und der übrigen Thierwelt ein Wort mitzuſprechen.

Wir laſſen zwar hier noch die Praeadamiten im Alluvium ruhen, gehn aber dafür ſchon über ſie hinaus, um ein Grenzgebiet unſerer Wiſſenſchaft zu ſtreifen und, nach einer noch beſtimmteren Ausſprache unſers adellichen Menſchenbewußtſeins, ein deſto demüthigeres Bekenntnis auszuſprechen.

Die gegliederte (organiſche) Sprache iſt ein Eigenthum oder eine Eigenſchaft nicht bloß aller (geſunden) Menſchen, ſondern auch allein der Menſchen. Aber wir wiederholen gleichwohl die Behauptung: daß die Sprache (als fertige Gliederung) dem Menſchen nicht angeboren iſt, ſowenig dem oder den Urmenſchen, wie dem Menſchenkinde, dem infans, jeder geſchichtlichen Zeit. Aus keines Adams Haupte kann die Sprache fix und fertig, wie aus Jupiters Haupte Minerva, ins Daſein geſprungen ſein. Vielmehr, wie die urerſte Anſchauung nur Empfindung war, war auch ihr Wiederhall, ihr Ausdruck im Munde des Menſchen nur ein Empfindungslaut, ein beſeelter Klang, noch nicht einmal ſo ſprachhaft, wie das ſchriftmäßig gewordene Empfindungswort, die Interjection.

Nun beſitzen die höheren Thiergattungen nicht bloß ſolche Lautzeichen, neben Gebehrden und Mienen, zum Ausdrucke des Schmerzes und der Angſt, des Verlangens und des Behagens, der Liebe und des Haſſes, des Spiels und der Neckerei wie der Drohung und des Zornes u. ſ. w.: ſondern in gleichem Maße, wie ſie ſich im Verkehre mit den Menſchen nach ihrem ganzen ſonſtigen Weſen ausbilden, bildet ſich auch dieſe erſte Thierſprache aus. Wer mit pſychologiſchem Sinne völlig zahme Hunde und Katzen beobachtet hat, weiß, daß ſie nicht bloß — gleichwie in Geſtalt und Farbe — weit größere Mannigfaltigkeit in jenen allgemeinen Empfindungslauten gewinnen, ſondern auch ganz beſtimmte Töne und Tonfolgen für ebenſo beſtimmte Zwecke. So für die Scala von der leiſen Bitte bis zum ungeduldigen Verlangen, ſowie für beſtimmte Gegen-

stände und Zeitpunkte des Wunsches, z. B. für Malzeiten, Ein- und Aus-laß durch die Thüren, Begleitung des Menschen auf Ausgängen. Die, stets durchgehende, Stimme der Katze hat hierbei an Färbung und Feinheit des Ausdruckes ähnliche Vorzüge vor der, weit seltener (in Geheul, Gewimmer u. dgl.) durchgehenden, Stimme des Hundes, wie sie die Streich- und Blas-instrumente vor dem nur schattenriß-artigen, wenig nachhallenden Klange des Klaviers voraushaben. Dagegen hat im gezähmten Zustande der Hund vor der Katze voraus eine weit größere Mannigfaltigkeit sowohl der Arten, wie der individuellen Gestaltungen und Sinnesweisen innerhalb je Einer Art, und ebenso auch der Sprech- und Ausdrucksweise. So z. B. bellt der feige knabenhafte Polterer ähnlich als Hund, wie als Mensch, um nur Ein Beispiel zu nennen. Der Grund dieser Verschiedenheit von der Katze liegt zwar einestheils in der Gattung, aber auch darinn, daß die Katze weit weniger willkürlich gepaart und gezüchtet und überhaupt mehr ihrer ursprünglichen Natur überlassen wird, als der Hund.

Vergessen wir nicht, nach dem aktiven Sprachvermögen der höheren Säugethiere und noch zahlreicherer Vögel auch das passivere des Verständnisses nicht bloß für Laute ihnen ebenbürtiger Wesen, sondern auch für ein ganzes Wörterbuch menschlicher Ausdrücke, geltend zu machen. Allerdings reicht auch dieses Auffassungsvermögen nicht bis zur Zergliederung gegliederter Rede, wohl aber bis zum Verständnisse ganzer Sätzchen als Einheiten, in feiner Auffassung ganz bestimmter Tonreihen, also immerhin einer Gliederung, die weit über den Schall des vokalischen Rufes, des Pfiffes oder des konsonantischen Zischens, Schnalzens u. s. w. hinausgeht. Die Verschiedenheit der Menschensprachen findet ihr Gegenbild in der der Vogelbanden je einer und derselben Vogelart, wie z. B. der Buchfinken und Kanarienvögel (s. A. v. Humboldt, Reise nach Peru I 212).

Nach alle Dem verhält sich die Thiersprache zur menschlichen ähnlich, wie der sogenannte Naturtrieb oder Instinkt zur menschlichen Denkkraft oder Vernunft. Das heißt: beide unterscheiden sich in Wahrheit nicht durch ihr Grundwesen, sondern nur, aber freilich unermeßlich, durch die Grenzen ihrer Bildungsfähigkeit.

Auch hier fehlt uns noch die genügende Belehrung über die Vergleichung der Stimmwerkzeuge der verschiedenen Thierarten mit einander, wie mit denen der Menschen.

Für das Verhältnis beider zu einander haben wir nun noch Folgendes zu bemerken.

Wir haben vorhin die Dehnungsfähigkeit der menschlichen Lautwerkzeuge hervorgehoben, welche — wenigstens bei einem Maximum von Naturvollkommenheit, wie von Fleiß und Übung — keinen Laut menschlicher Sprache (krankhafte Eigenheiten ausgenommen) für irgend einen Menschen von stammfremder Zunge unbedingt unnachahmbar werden läßt. Im Bereiche dieser Dehnungsfähigkeit liegen nun sogar die eigenthümlichen Laute vieler Thiergattungen, von dem Brummen der Schmeißfliegenflügel und dem tieferen Contrebasse des Bären oder des grollenden Bullenbeißers an bis zu dem zärtesten chromatischen Laufe der Katze und den diatonischen Intervallen der Nachtigallenmelodie. Wir fanden solche Thiersprachengenies nicht bloß unter halbwilden nordamerikanischen Jägern, sondern auch unter ebenfalls naturvertrauten, aber zum Theil feingebildeten Europäern.

Eine ähnliche, aber weit beschränktere, Fähigkeit der Thiere, menschliche Laute, Rede oder Gesang, nachzuahmen, findet sich bekanntlich bei den Vögeln (Singvögeln, Spottdrossel, Papagai u. s. w.), ob sie gleich in den meisten übrigen Beziehungen dem Menschen weit ferner stehn, als seine Gattungsgenossen, die Säugethiere.

Es galt uns bei dieser Abschweifung, die Natur der Sprache überhaupt zu kennzeichnen.

Wenn wir sie als die bedeutendste Vermittlerin zwischen dem anschauenden Ich im Menschen und den von diesem angeschauten (sinnlichen und geistigen) Dingen erkannten: so erkennen wir auch die Nothwendigkeit ihres organischen Zusammenhanges mit der Anschauungskraft im Menschen, und zugleich denn ihr Bedingtsein durch dieselbe, da wir dieser die Priorität einräumen, obgleich der Empfindung der Empfindungslaut oft mit telegraphischer Schnelle folgt.

So läßt uns denn der Unterschied der Sprachen in Klang, Bau, Wortsinn (und Wortfolge) einen entsprechenden Unterschied der Anschauung und Auffassung bei den sprechenden Völkern,

Volksstämmen und Rassen voraussetzen, der ungleich mehr in ihrem inneren Wesen und Organismus begründet, als durch den Unterschied der Erscheinungen, der Sprachgegenstände in der Außenwelt hervorgebracht sein muß. Ein Andres ist es mit der überall vorauszusetzenden Einwirkung der Außenwelt auf den Organismus der Menschen selbst und auf seine Entwickelung im Laufe der Zeit und der Geschlechtsfolgen, also auch auf seine Sprachbegabung.

Karl Vogt (Zoolog. Briefe II 545) macht auf die Organe der Sprache, nach ihrer geistigeren, wie ihrer sinnlicheren Seite, im Gehirne aufmerksam, freilich nur vermuthend. Er sagt u. a.: „Ein dürftiger Anhaltspunkt für Untersuchungen der Art ist uns darinn gegeben, daß die Sprachen der meisten Völker, welche stark vorragende Kiefer und eine zurückweichende Stirne, also eine geringere Entwickelung der vorderen Hemisphärenlappen besitzen, meist nur Bezeichnungen für concrete Gegenstände und Erscheinungen haben, der Worte für abstrakte Gegenstände aber [bis jetzt, und wie einst alle Sprachen!] gänzlich entbehren, während bei den meisten dieser Völker bei einer so bedeutenden Entwickelung der hinteren Hemisphärenlappen der Reichthum der Sprache an Lauten den übrigen Sprachen Nichts nachgibt."

In allen vorhin genannten Beziehungen erscheint die Einheit neben oder, richtiger, über der Mannigfaltigkeit. Die selten gehemmte Sonnenglut über Persiens entwässerten Ebenen und der Nebelhimmel über den schottischen Hochlanden, die Natur der Schweiz und der sibirischen Steppen, und selbst die Naturveränderungen im Gefolge der Bildung oder der Barbarei auf einem und dem selben Volksgebiete müssen allerdings sehr verschiedenartig auf den sehenden, hörenden, fühlenden, redenden Menschen einwirken. Aber immer bleibt ein allumfassender Charakter aller bewohnten Zonen, und nirgends ist die Menschenheimat Erde ein schlackenhafter Mondkörper ganz ohne Dunstkreiß oder eine Sonne mit Flammenkreiß, oder ein Meeresgrund mit Wasser statt der Luft; ebensowenig denn auch der Mensch ein feuerathmender Salamander der Sage, wie ein durch Kiemen athmender und stummer Fisch.

Auch jener psychologische und gleichsam logische Unterschied der inneren Sprachbildung durch die Weltanschauung verhält sich zu der über der Mannigfaltigkeit schwebenden Einheit der Menschen-

natur ebenso oder ähnlich, wie der vorhin gezeichnete Unterschied der äußeren Sprachentfaltung und ihrer Werkzeuge.

Wie dort, finden wir auch bei dieser Innenseite des Sprachvermögens, bei dem Denkvermögen, dessen Außenseite das Sprachvermögen ist, jene große Dehnbarkeit, Nachahmungs- und Aneignungs-fähigkeit. Je nach dem Maße der Begabung, in welcher sich Passivität und Wandelbarkeit mit aktiver Besitzergreifung des fremden Eigenthums verbinden muß, lernt der Mensch oder das Volk, die eine fremde Sprache annehmen, auch andere Gestaltung und Fügung der sinnlichen Anschauung und zugleich der Vorstellungen und Ideen.

Außer diesem exoterischen, in ein andres Sprachgebiet übergreifenden Wechsel gibt es auch einen esoterischen im Inneren der Sprachgebiete, welcher zugleich den Satz bezeugt: daß selbst ein großer Unterschied des Sprachbaues an sich noch keinen entsprechenden Unterschied der Abstammung beweist.

Im Laufe der Zeit nämlich erleidet jede Sprache, wenn auch die einzelnen Sprachen und Sprachklassen in sehr verschiedener Stärke, eine Umgestaltung, die in engster Verbindung steht mit einer gleichen der Vorstellungsweise, besonders der Reihenfolge und Rangordnung der Theile einer zusammengesetzten Vorstellung. Sie äußert sich vorzüglich in sogenannter grammatischer Hinsicht: im Bau des Satzes und, damit wechselbezüglich (correlativ), in den Wortformen, zunächst der Abbeugung; nicht geringer, aber weniger regelmäßig, in dem Vorrathe der Wörter, und vielleicht auch in der merkwürdigen Vorstellungsverknüpfung (Ideenassociation) im Bereiche der einzelnen Wortstämme mit ihren Ableitungen und Zusammensetzungen. Wir kommen unten wiederholt auf diesen Gegenstand zurück.

Im ganzen ist der Stoff, auch wo er großen Schaden leidet, weit dauerhafter als die Form. In den romanischen Sprachen erhielten sich weniger Nachwirkungen ihrer fremden Vorgängerinnen aus ihren, den Stoff überlebenden, Formen, als Reste ihres Wortschatzes. In der englischen Sprache überdauert der deutsche Sprachstoff die sehr zertrümmerte deutsche Sprachform, indem diese dagegen sich zugleich mächtiger erweist, als der durch die französierten

Normannen eingedrungene fremde Sprachstoff, sofern dieser sich vielfach in Aussprache und Tonfall dem eingeborenen Geiste der Volksmehrheit anbequemen muste, weit mehr, als ähnlicher in der hochdeutschen Sprache. In Wortbildung und Zusammensetzung, Prä- und Suffixion findet zwar hier Austausch der Mittel statt, aber der angelsächsische Grundstoff gibt weit mehr, als er von dem französischen empfängt.

Wir lassen es für jetzt bei diesen Andeutungen bewenden, um einen Umriß der wichtigsten Unterschiede des Baues in den bekannteren Sprachen zu geben, wie sich diese theils neben, theils nach einander, nach Raum und Zeit oder nach beiden zugleich gestalten. Wir haben dieselben bereits am Schlusse des vorigen Abschnittes den „Sprachklassen" zu Grunde gelegt und gebrauchen diese Benennung auch hier für die Eintheilung der Sprachen nach ihrem Bau, aber in möglichst weitem Sinne, so daß innerhalb Einer Hauptsprachklasse, welche dann auch zur Unterscheidung Sprachgattung heißen mag, sich engere Kreiße nach gleichen Merkmalen bilden können.

Die Sprach-gattung oder -klasse kann, gleichwie die Menschenrasse, ebensowohl gleich- wie fremd-stammige Glieder umfassen, oder wenigstens muß sie solange als möglich unabhängig von der Frage nach der Abstammung der Sprachen festgesetzt werden.

Wir werden auch hier nur Beispiele dieser Eintheilung geben, soweit sie unser ethnologischer Hauptzweck erfordert, ohne kritischer Begründung oder Anfechtung viel Raum zu gestatten.

Die von Schleicher und W. v. Humboldt zuerst festgestellte und auch von Steinthal neben andern angenommene „morphologische" Eintheilung nimmt drei Welttheile für die ganze Sprachwelt auf Erden an, bei welcher indessen die erst in unseren Tagen, durch Reisende, Missionäre und die kritischen Bearbeiter ihrer Mittheilungen, näher bekannt werdenden Sprachen Afrikas noch fast gar nicht in Betrachtung gezogen sind. Am ersten kann uns Pott berichten, ob dieser Erdtheil Stoff zu einem neuen Sprachwelttheil in sich schließe; auch Fr. Müller hat ihm neuerdings seine Forschung zugewendet.

Die erste, d. h. alterthümlichste und unterste, Gattung oder Klasse bilden die einsilbigen und zugleich nebenstellenden (neben-, bei-setzenden, juxtapositiven, isolierenden) Sprachen. Ihre (immer oder

doch weitaus größtentheils) einsilbigen Wörter stehn nicht etwa als Wurzeln den aus ihnen erwachsenen Bildungen gegenüber, sondern sind gleichsam (soweit unser Blick reicht) mit Einem Male vollständig und fertig ins Dasein getreten, und keines weitern Wachsthums fähig. Nicht in organischer Wandelung und Verzweigung, sondern in anorganisch-krystallinischer oder vielmehr noch loserer Weise andere ihres Gleichen an sich ziehend und sich anreihend, bilden sie Sätze.

Schon hier geht es nicht ohne eine mindestens innere, logische Umwandlung der untergeordneten Wörter ab, die ihre ursprünglich selbständige Bedeutung zu einer nur dienenden verflüchtigen, wie z. B. ein chinesisches Wort, das selbständig „Gebrauch“ bedeutet, in der Bedeutung der (instrumentalen) Präposition mit vor ein gegenständlicheres Wort tritt, wobei freilich die Grundbedeutung des Gebrauches, der Handhabung noch deutlich genug sichtbar ist. Andre chinesische Partikeln, welche nicht bloß unsern trennbaren Partikeln entsprechen, sondern auch unsere Beugungssuffixe u. dgl. ersetzen, haben ihre Selbständigkeit noch weit mehr vergessen, oder erscheinen außer jener untergeordneteren Anwendung nur in pronominaler Bedeutung, die wir ja auch bei unsern ältesten Suffixen u. s. w. zu Grunde legen. Indessen kommt auch jene weit stärkere Verflüchtigung nicht gar selten in den flektierenden Sprachen vor, und namentlich auch in den jüngeren und verschliffeneren Phasen indogermanischer Sprachen. Franz. chez (bei) entstand aus (in) casa (Haus), rez (de chaussée u. s. w.) aus rasum, lez (neben) aus latus, unser hochd. neben aus in eben. Viele unserer Wortbildungsendungen (Bildungssuffixe) sind noch als besondere Wörter kenntlich und aus früheren Zeiträumen belegbar; wir kommen nachher darauf zurück. So stellt sich denn auch neben chines. „Mann-Kind“ = Sohn, „Weib-Kind“ = Tochter unser engl. he-, she-friend, lat. anser mas u. s. w. Vollends muß die Urzeit unserer Sprachen noch weit mehr Ähnlichkeiten mit den nebenstellenden gezeigt haben.

Das Gebiet der letzteren geht durch das „himmlische Reich“ Chinas (mit Ausschlusse der „Tataren“ der Mandschu-Dynastie), übersteigt den Himalaya, umfaßt namentlich Tibet und die sog. indochinesischen Völker Hinterindiens.

Die stoffliche (Wurzel-) Verwandtschaft dieser Sprachen untereinander, welche zugleich die der Völker bezeugen würde, ist nach ihrem gegenwärtigen Bestande noch weit mehr zu verneinen, als die Rasseneinheit der sie redenden Völker. Aber auch ihr Bau zeigt noch so große und durchgreifende Verschiedenheiten, daß z. B. Steinthal zwar die chinesische mit den hinterindischen unter die gemeinsame Kategorie der nebensetzenden stellt, letztere aber zu den „formlosen", diese zu den „Formsprachen" zählt (Steinthal, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaus. Berlin 1860. S. 327) und von jenen und mehreren Mitgliedern ganz anderer Sprachklassen emphatisch sagt: ihnen mangele der Satz, der chinesischen dagegen das Wort.

Diese erste Staffel der Sprachenleiter nannten wir die alterthümlichste. Die auf ihr stehenden Völker können nichtsdestoweniger ebensogut die jüngsten wie die ältesten sein. Wie alt sie, als Rassenindividuum genommen, auch sein mögen, so sind sie ihrer Sprache, zum Theil auch andern Eigenthümlichkeiten nach, auf einer ursprünglichen (primitiven) Stufe so ziemlich stehn geblieben, während die übrigen Völker eine oder zwei höhere Sprachstufen erstiegen. Damit meinen wir freilich wiederum nicht eine geschichtliche oder stammliche, sondern nur eine dynamische Stufenfolge der Völker und der Sprachen; also nicht die Chinesen und ihre Genossen als Stammväter der Indogermanen u. s. w. Vielmehr nehmen wir nach Wahrscheinlichkeitsschlüssen auch für die Sprachen höherer Stufen eine Urform an, die eben nur wieder dynamisch jenen asiatischen der einsilbigen Klasse neben- oder zu-geordnet ist, stofflich aber andern Familien zugehört.

In gewisser Beziehung ist diese Kindheit der Sprache überhaupt ihr vollkommenster, weil durchsichtigster und naturwüchsigster, Zustand. Freilich aber verhält sich ihr Bau zu dem der höchsten Sprachklasse nur etwa wie der der kyklopischen Mauer mit ihren rohen Werkstücken zu der aus klein und fein ausgearbeiteten Stückchen kunstvoll zusammengesetzten Mosaik.

Nach dem Vorgesagten können wir die folgenden Stufen ebensowohl als Sprachgattungen auffassen, wie als Sprachperioden, die sich (wiederum zunächst nur formell) aus einander entwickeln, so-

fern in vielen und wesentlichen Stücken die eine schon zu einer Verfassung gelangt ist, zu welcher die andere noch unterwegs ist.

So ist denn eine zweite Sprachgattung gewissermaßen nur der Uebergang von der ersten zur dritten. Wir bemerkten aber auch bereits, daß sogar diese dritte noch manche Züge der ersten aufzuweisen hat, ja sogar solche neubildet, wie denn anderseits die Strömung schon innerhalb der ersten Gattung beginnen muste.

Das ursprünglich selbständige Wort, das nur zur Bezeichnung einer Nebenbedeutung, einer besonderen Gestaltung oder Beziehung eines gewichtigeren, in dem Vordergrunde des Satzes stehenden Wortes benutzt wird, kann noch eine Zeit lange in seiner Besonderheit aufgefaßt und desshalb auch ausgesprochen werden, aber schon sogleich in schwächerer Färbung und Betonung. Aus dieser muß dann allmählich auch eine stärkere Abnahme der Selbständigkeit hervorgehn, wie Verkürzung (Zusammenziehung, Verstümmelung), Schwächung des Lautes nach Länge, Quantität, Betonung und Farbe (Qualität) u. s. w. Endlich wird das dienende Wort mürbe und reif zur Verschmelzung mit dem Herrschenden, in Gestalt von Vor-, Nach- und Einschubs-silben (Af-, Prä-, Suf-, In-fixen).

Gans- und Enten-männchen heißt später Ganser und Enterich, Hund- und Fuchs-weibchen Hündin und Füchsin, neben der Zaube oder (niederd.) Teve und der Fohe, aus welcher einst der Fuchs entstanden war. Diese „movierenden“, das Geschlecht bezeichnenden Endsilben hatten irgend einmal und vielleicht in irgend welcher vollständigeren Gestalt auch selbständige Bedeutung. Dagegen haben wir noch Nichts von einer „Fischin, Vogelin“ u. s. w. vernommen. Viele Thiergattungen führen bekanntlich in beiden Geschlechtern ganz verschiedene und unverwandte Namen.

Ähnlich, wie mit der Bezeichnung des Geschlechtes, gieng es mit der der Abstammung und so vieler andern Beziehungen, welche wir durch Affixe zu bezeichnen pflegen, und die sowohl in der Wortbildung, mit Einschlusse der Steigerung, wie noch feiner in der Wortbeugung (Declination und Conjugation) vorkommen. Während in unsern indogermanischen Sprachen der Ursprung vieler dieser Silben, vielleicht für immer, unkenntlich geworden ist, läßt er sich bei

vielen noch mehr und minder nachweisen. So z. B. läßt er sich im Neuhochdeutschen, außer den noch trennbaren Präfixen um, über, unter u. s. w., für die untrennbaren be, ge, ver, zer u. s. w. und die Suffixe lich, bar, haft, schaft, heit u. s. w. theils deutlich erweisen, theils zurückerschließen. Wir lassen hier die Frage zur Seite: ob die Präpositionen aus einst untrennbaren Präfixen entstanden, welche aber selbst noch früher aus selbständigen Wörtern gebildet wurden.

Diese und ähnliche anatomische Untersuchungen zeigen uns die Entwickelungsstufen der Sprachen, welche wir vorhin als „Perioden" mit ihren „Gattungen" vereinigten. Sie fallen indessen nicht ganz mit diesen zusammen, wie folgender flüchtige Umriß zeigt, welcher freilich erst durch die unmittelbar nach ihm fortgesetzte Erläuterung verständlicher wird.

Die **erste** dieser Stufen fällt mit der ersten Gattung zusammen, als die der Neben- oder Nebeneinander-stellung.

Die **zweite** Stufe bildet den Uebergang der ersten Gattung in die höheren. In ihr nämlich wird jene „Nebenstellung" zur näheren „Zusammenstellung", in welcher die Wörter (der Nebenbegriffe mit denen der Hauptbegriffe) sich gleichsam die Hände reichen, aber noch trennbar sind. Somit unterscheidet sich von dieser Stufe

die **dritte**: der untrennbaren Zusammensetzung; beide zusammengenommen gehören der zweiten Gattung an, welche wir sogleich nachher als die „anfügende" zeichnen werden.

Die **vierte** Stufe steigert die Zusammensetzung zur innigen Verschmelzung, wobei freilich Theile der verschmolzenen Wortkörper auch zerschmelzen, und die vorher immer noch mit einiger Persönlichkeit begabten Diener als bloße Werkzeuge gebraucht und immer mehr verbraucht werden. Die dienenden Wörter nämlich werden zu ableitenden und abbiegenden Silben. Diese vierte Stufe kennzeichnet die dritte Gattung (die „anbildende" s. nachher), welche den ersten Rang unter allen einnimmt. Dieser Rang war ihr zwar angeboren und ihre vornehme Anlage hat sich in der Folge als Erbweisheit beurkundet; aber diese spätere Ausbildung ist weit deutlicher, als die Angeborenheit der Anlage. Wir wagen nicht die Behauptung: daß

die Wurzeln oder Embryonen der Wörter schon, wie die der Thiere und der Pflanzen, implicite, im ersten Keime ihre ganze künftige Gestaltung und Entwickelung in sich trugen und gerade so und nicht anders hervorbringen musten. Gleichwohl zeigen sich schon bei den einfachen Wortwurzeln bedeutende Unterschiede, sogar zwischen Sprachen und Sprachfamilien Einer Gattung, wie der indogermanischen und der semitischen. Es fragt sich aber: ob bei mikroskopischer Untersuchung diese Unterschiede als völlig ursprüngliche sich bewähren. Wir können bei solchen Fragen nicht verweilen, und nehmen nun die Aufzeichnung der Gattungen wieder auf.

Die zweite Sprachgattung ist die anfügende oder „agglutinierende" (anleimende). Erst nur locker, dann immer fester fügt sie die Wörter zusammen, welche vorher ganz lose, nach der Rangordnung ihrer Begriffe, an einander gereiht waren. Wiederum kommen solche, anfangs noch lösbare, Zusammenfügungen auch in der jüngsten Sprachperiode, gleichsam aufs neue vor. So z. B. kann die Futurumsbildung der meisten romanischen Sprachen durch die Zusammensetzung mit habere früherhin noch, neben der schon vollendeten Verschmelzung, als Zusammenstellung auftreten, und sogar ein Personfürwort als Gegenstand der Handlung zwischen ihre Bestandtheile einschieben lassen. Oder vielmehr zeigen sich die Theile des Sätzchens noch in klarer, logischer wie körperlicher Sonderung, wie in dir vos ai neben vos dirai (ich habe euch zu sagen); auch in der Schreibung noch unterschieden steht dir hai neben dirai; die italienischen Nebenformen (aus habeo) zeichnen sich in dar-, far- ò und -aggio. Die malayischen Sprachen, die man, samt den ural-altaischen (mongolischen, türkischen, finnischen) und den kaukasischen, zu den anfügenden zu zählen pflegt, schieben in ähnlicher Weise Bildungssilben in das Innere der Wörter ein, die zwar völlig kenntlich, jedoch nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt und Bedeutung bekannt sind. Einigermaßen läßt sich damit im indogermanischen Kreiße die Einschiebung eines, aber anderweitig noch in seiner Sonderbedeutung hervortretenden, Hilfszeitworts in das Zeitwort keltischer Sprachen, zunächst der alten irischen vergleichen. Einschiebungen von Silben in sanskritischen und andern indogerma-

nischen Zeitwörtern sind anders aufzufassen. Mannigfache, namentlich auch pronominale Einschiebungen (Infixionen) neben anderartigen Umgestaltungen bilden bei Sprachen verschiedener Gattung und Familie Conjugationsformen, durch welche (je in Einem Worte) oft sehr zusammengesetzte Beziehungen ausgedrückt werden. So namentlich in den (in engerem Sinne) kaukasischen Sprachen, noch mehr aber in der baskischen Sprache und in sämmtlichen amerikanischen.

Letztere — welchen sich also in Europa die iberische oder baskische Sprache zugesellt, jedoch dem Stoffe nach ganz, dem Baue nach großentheils, in um so merkwürdigerer Besonderheit und Einsamkeit dastehend — zeigen eine Verschmelzungs- und Einverleibungs-fähigkeit, welche weit über das schon erwähnte Verschmelzungsvermögen der dritten Sprachgattung hinausgeht. Sie werden zwar zu der anfügenden Gattung gerechnet, bilden aber eine ziemlich scharf umgrenzte Abtheilung oder Art derselben, welche wir die einverleibende (incorporierende) oder verschmelzende oder (nach Du Ponceau) polysynthetische nennen.

Die amerikanischen Sprachen, über deren theils wirkliche, theils scheinbare große stoffliche Verschiedenheit von einander wir uns später äußern werden, machen aus einem ziemlich langen und vieltheiligen Satze gleichsam Ein Wort, indem sie von seinen einzelnen Bestandtheilen oder Wörtern nur Stücke nehmen und zusammenfügen. So wenig deutlich uns auch die Gesetze dieser Wortbehauung sind, verneinen wir hier doch a priori eine regellose Wortverstümmelung. Wir geben einige Beispiele, zwei nach Du Ponceau (bei Pickering-Talvj Indian. Sprache. Lpz., Vogel S. 4 ff.) aus der Sprache der Delawaren in Nordamerika. Ein Schmeichelruf der Frauen an ein Kätzchen, Hundchen u. dgl.: kuligatšis! bedeutet „(gib mir) deine hübsche Pfote klein (Pfötchen)!“ und ist gebildet aus k pron. inseparabile du dein; wulit hübsch; wichgat Pfote, Bein; šis (schis) -chen, Verkleinerungssuffix. Aus pilsit keusch und lenape Mann schmilzt pilape Jüngling zusammen. Ein drittes Beispiel aus der Sahaptinsprache (wohl = Sprache der Schahaptan = Nez percés etc. in und um Kanada) nehmen wir aus Steinthal a. a. O. S. 14: hi- (er) tau- (bei Nacht gethan) tuala- (im

Regen gethan) wihnan- (wihnata zu Fuße reisen) kau- (kokauna vorbeiziehen) -na (bedeutet den Aorist und die Richtung vom Sprechenden her); das ganze Satzwort bedeutet „er reist in regnichter Nacht vorbei". Bei Pickering-Talvj S. 50 ist sogar ein aus 17 einsilbigen Bestandtheilen zusammengesetztes Satzwort aus der Sprache der Tsalaki (Thiroki, Cherokee) in Nordamerika aufgestellt. Das erste Beispiel erinnert zwar an italien. zampettina (hübsches Pfötchen) und an ngr. ποδαράκισον (dein Füßchen oder Pfötchen); aber die sonderbare Auswahl und Verschmelzung (statt der Zusammensetzung) einzelner Worttheile in den amerikanischen Sprachen übersteigt alles Maß der Verkürzung und selbst der Verstümmelung, die z. B. bei indogermanischen Zusammensetzungen, vorzüglich auch bei der Reduplication, vorkommt. Wir unsers Theils wissen nicht, ob die edelsten und wesentlichsten Theile der Wörter verschluckt oder verschwiegen werden dürfen, und wie weit bloß lautliche (phonetische) Neigungen und Abneigungen conservativen und logischen Gesetzen die Herrschaft streitig machen.

Die Einverleibungskraft der baskischen Sprache, die sich auch bei den zahlreichen romanischen Lehnwörtern geltend macht, zeigt sich vorzüglich in den mannigfachen Beziehungen des Subjekts und des Objekts innerhalb der einzelnen Conjugationsformen, welche überdieß durch ein einfaches angehängtes n zu Participien werden. So z. B. in einem Wiegenliedchen bei W. v. Humboldt (Mithridates IV 331): gura (wollen) d- (es, sc. schlafen) o- (thust) zu- (du) -n (Suff. part. act. praes., deutsch -end) egunen (Tages) baten (eines), gleichsam „eines du schlafen wollenden Tages", d. h. „eines Tages, wo du es (schlafen) willst".

Indessen wetteifert mit dem baskischen Zeitworte das türkische, wie ein Beispiel aus Kasembegs Grammatik (deutsch von Zenker Lpz. 1848 vgl. Schleicher, Sprachen Europas Bonn 1850 S. 74, Steinthal a. a. O. S. 15) zeigen mag: sev- (lieb-, Wurzel) iš- (wechselseitig, Ausdruck der Reciprocität) dir- (Ausdruck der Transitivität) e- (unmöglich) me- (nicht, Ausdruck der Verneinung) -mek (-en, Infinitivsuffix), in summa „sich wechselseitig zu lieben nicht nöthigen können". Zu deutsch „Liebe läßt sich nicht erzwingen!" Wahrscheinlich pflegen auch türkische Romantiker beiderlei Geschlechts

sich einfacher auszudrücken, als der Grammatiker; ohne Zweifel aber ist diese Bildung dem kunstvollen Getriebe der Sprache völlig angemessen.

Die Abwägung oder Berechnung der Sprachgattungen nach ihren wechselseitigen Werthverhältnissen ist eben nicht leicht und einfach. Jedoch wird schwerlich ein Protest erhoben werden gegen das Primat der dritten Sprachgattung, der anbildenden oder ableitenden und abwandelnden oder abbeugenden (flexivischen), wie wir dieses auch den beiden von ihr umfaßten Völkerfamilien zugestanden: der indogermanischen und der semitischen.

Der Vorrang der ersteren prägt sich wohl in der Sprache entschiedener aus, als in dem sonstigen Wesen dieser Völkerfamilien. Die Juden in den gebildeten Theilen Europas und die Araber in Spanien berechtigen uns zu der Vermuthung: daß die Semiten, wenn sie lange vor Moses und Mohammed als jugendfrische Einwanderer an der Stelle der Indogermanen Europa eingenommen hätten, nicht wesentlich in ihrer Entwickelung hinter der thatsächlichen der letzteren zurückgeblieben sein würden. Gewis würden dann zwar auch ihre Sprachen eine andere Gestalt, als die thatsächliche, erhalten haben, resp. weit schneller zerfallen sein; aber die gebildeteste und von der Bildung zernagteste semitische Sprache würde sich immerhin zu ihrer Ahnengestalt verhalten, wie ihrerseits die englische zur angelsächsischen, die französische zur lateinischen, so daß die ursprüngliche Rangfolge der beiden Familien durch Zeit und Entwickelung bei den Sprachen nicht so weit ausgeglichen worden wäre, wie bei den Menschen.

Indessen kann auch bei einigen der durchgreifendsten unter den zahlreichen Unterscheidungsmerkmalen dieser beiden großen Sprachfamilien die Wage des Werthes noch schwanken, wie z. B. bei der größeren Gewalt, welche den semitischen Vokalen, zum Ersatze für ihre Eintönigkeit in den Urbildungen (Wurzeln), zur Bezeichnung der Richtung, Beziehung und leiseren Umwandelung der Begriffe, besonders in den Gattungen und der Abwandelung der Zeitwörter, gegeben ist, und die somit auch eine sehr feine Sinnenauffassung für die vokalische Tonleiter voraussetzt und verlangt. Im allgemeinen gehört diese Eigenschaft einem älteren, aber gesünderen und vollsaftigeren Zeitraume der Sprachen überhaupt an, darum jedoch nicht der ältesten,

welche wahrscheinlich geringere Verschiedenheit der Selbstlaute hatte. Dieß gilt eben auch für die indogermanischen Sprachen, wie denn anderseits auch in den semitischen Sprachen der neueren Zeit der Verfall des Vokalismus begonnen hat. Ähnlich verhält es sich mit dem Personwandel in der Conjugation, der bei den Semiten annoch viel deutlicher, als bei den Indogermanen, sich an die Fürwörter anlehnt, und eben wegen seiner Alterthümlichkeit der zweiten (anfügenden) Sprach-gattung oder -periode noch näher steht. Freilich zeigt sich bei indogermanischen Sprachen in absteigender Lebenslinie ein Streben, die Verdunkelung der angebildeten, angehängten Personfürwörter im Zeitwort durch Anfügung neuer oder auch durch Wiederholung der alten, dabei aber oft veränderten, aufzuwägen. Aber diese und ähnliche Vorgänge tragen, eben auch jener semitischen Personenbezeichnung gegenüber, das Gepräge eines spätsommerlichen zweiten Triebes des Lebenssaftes. Am deutlichsten mag sich der Vorrang des Indogermanismus in der (antiken) Declination und in der Zusammensetzungsfähigkeit herausstellen.

Vergleichen wir die besterhaltenen Sprachen der dritten Gattung mit den beiden andern Gattungen, so zeigt sich leicht ihr hoher Verdienstadel im Vergleiche mit dem Geburtsadel und dem Conservativismus namentlich der ersten (nebenstellenden) Gattung. Die Sprachen der alten Inder, Preussen und Litauer, Griechen und Italer unterscheiden am feinsten und vernehmlichsten die verschiedenen Redetheile, die Wort-ableitung, -steigerung, -beugung, die Schattierungen der Grundbegriffe u. s. w.

Hier sind wir indessen noch keineswegs zu Ende, sondern finden uns beinahe zu einer Wallfahrt nach Kevelaer veranlaßt, sowohl indem wir auf bereits Angedeutetes zurückkommen, als weil der vor uns liegende Weg an sich den früher durchwanderten Stadien so ähnlich sieht, daß wir zurückzuschreiten vermeinen.

Jenseit der Mittagshöhe ihres Lebens nämlich geht der Entwickelungsgang der Sprachen, wie jedes andern Organismus, nach kurzem oder eigentlich nie völligem Verweilen, abwärts, und dabei in vielen Stücken scheinbar rückwärts, nach dem Ursprunge hinab. Am

auffallendsten ist diese Erscheinung bei den Sprachen der gebildetesten und am raschesten vorgeschrittenen Indogermanen. Ihre „synthetische" Natur wird durch Welken und Verfall wieder zur „analytischen". Nämlich die zur schönen Einheit verwachsenen Bildungs- und Beugungsformen schleifen sich ab bis zur Unkenntlichkeit und Unbrauchbarkeit, und plötzlich tritt der Hauptbegriff, also das Haupt-Wort, nackt und bloß und dazu gewöhnlich voll Narben und Verstümmelungen auf, so daß es einer Menge äußerer Mittelchen und Zuthaten bedarf, um wieder in Gesellschaft auftreten und sich geltend machen zu können. Die zerriebenen Endungen des Zeitworts reichen nicht mehr aus, um Zahl, Person und Zeit zu unterscheiden, und müssen durch ausdrückliches Aussprechen der Personfürwörter und durch Hülfszeitwörter ersetzt werden; ebenso die verstümmelten Fallformen des Nennwortes durch Artikel und Präpositionen.

Allerdings aber wird durch dieß Zerfallen und das dadurch veranlaßte Neubauen und Neuzusammensetzen eine weit feinere und der fortschreitenden Bildung entsprechende Geistesäußerung möglich, als je zuvor. Ich erlaube mir, hier ein Plagiat aus einer verschollenen Schrift von mir selbst („Über Leben, Geschichte und Sprache" Gießen 1835) anzufügen: „Immer willkürlicher waltet der Geist mit der Sprache, und nicht bloß mit ihren Formen, sondern auch mit ihrem Wörtervorrathe. Sonderbare Beziehungen der Sprache zur Geschichte zeigen sich: Ehrenhafte Worte pejorieren ihre Bedeutung, Deminutive erhalten den Rang ihrer Primitive, und dieser Kurs erhöht sich zur augmentativen Bedeutung, so namentlich in der jetzigen griechischen Volkssprache. Die schönen Gebäude der Sprachen zerfallen allmählich. Verlassen auf verödetem Boden, wie der feenhafte Todtenpalast zu Agra, stehn noch einzelne reiche Antiken in der Gegenwart. Aber der freie Menschengeist trauert nicht über das Zerfallen der Form, die, obgleich reich und schön, dem erwachsenden zu enge ward, sondern er waltet wunderbar mit den Trümmern. Erhabene Menschen, die Fürsten im Reiche der Kunst und der Wissenschaft, adeln die gesunkensten Sprachen; und die Theile einer nur aus Trümmern bestehenden Sprache fügen sich unter eines Shakespeares Hand bald zur feinsten Mosaik, bald zum erhabenen Pantheon zusammen."

Eben die englische Sprache, als Vertreterin der zerfallensten, „von der Kultur benagtesten“ Sprachen, kann als Zugführerin einer neuentstehenden vierten Entwickelungsperiode gelten.

Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß viele Erscheinungen dieses Zerfalls durch keinen Optimismus der Bildungsgeschichte geadelt werden können. Solche kommen bei sämmtlichen Sprachen vor, auch bei denen der beiden ersten Gattungen, ohne daß das verschliffene und zerstückelte Material zum Ersatze für die Einbuße immer desto brauchbarer für feineren Gedankenausdruck wird. Besonders gilt dieß von der Entwerthung der beseelten Worte zu gestempelten Wörtern. Ihre etymologische Bedeutung und deßhalb auch ihr Zusammenhang mit den Sprößlingen der gleichen Wurzel wurde in zahllosen Fällen vergessen, sei es, daß das Etymon, das Stammwort oder wenigstens dessen Urbedeutung aus der Sprache verschwand, oder daß das einzelne Wort ausartete und bis zur Unkenntlichkeit des Ursprungs entstellt wurde. Häufig würde schon geringe Kenntnis der Sprachgeschichte, ja nur ein wenig Nachdenken und Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang der wenig oder gar nicht entstellten Wörter über ihre lautliche und logische Verwandtschaft aufklären. Aber gerade dieser Mangel an Verständnis des Sprachlebens, diese Entwöhnung von der bewusten Bildung der Worte und darum auch von der instinktartigen Begründung ihrer Wahl nach ihrer Urbedeutung charakterisiert die späteren Sprachzeiträume. Einige wenige Beispiele ohne lange Wahl mögen diese Sätze verdeutlichen.

Das Adjectiv nhd. nnd. schœn mhd. schœne erhielt den Umlaut (œ) durch die alte Endung i in ahd. altsächs. skôni; sein Adverb schôn, dessen Zusammenhang mit ihm die neuen Hochdeutschen und Sachsen vergessen haben, lautete einst skôno, mhd. schône, dessen Endung (o) ebenfalls abfiel, aber ihrer Natur nach keinen Umlaut nachwirkte. Ähnlich verhält es sich mit dem vergessenen Zusammenhang der von diesem Stammworte abgeleiteten Zeitwörter schœnen und schônen. Beider Bedeutung vereinigt ahd. scônen, ist aber schon aus zweien Ableitungen zusammengeflossen, deren eine, scônjan, das umlautwirkende j besaß. Eine kleine Auswahl aus dem reichen Stoffe dieses Wortstamms wird auch den Zusammenhang der aus

einander gegangenen Bedeutungen beleuchten. Die heutige Bedeutung unsers schœn hat schon das got. skauns, zeigt aber außer der Bedeutung „wohlgestaltet" in Zusammensetzung noch die einfachere und ältere „gestaltet" überhaupt, welche nebst der Form vielleicht auf Verwandtschaft mit skavjan nhd. schauen deutet und etwa auf „Aussehen, Sichtbarkeit" u. dgl. zurückzuführen ist. In mehreren alten und lebenden Mundarten bedeutet das Adjectiv auch hell, nett, rein, anmuthig; das Adverb verflüchtigte erst allmählich die Bedeutung „schön, geziemlich" (vgl. unser Adverb „ziemlich"), die es noch jetzt in oberdeutschen Mundarten hat, in die heutige. Man vergleiche etwa die Synonyme „bereits", mnd. „reide, reids, greids", die das Bereitete, Bereite, Fertige bedeutet; wie auch „klar, hell, rein" als Adverbien, „klar" (fertig) als Adjectiv, zumal in Mundarten und vertraulicher Rede, ähnlich gebraucht werden. Die Bedeutung rein, „schön sauber, säuberlich" tritt mehrfach, wie im Adjectiv und Adverb, auch im Zeitworte auf; vgl. nhd. („den Wein") schœnen = klären; in der Schweiz ebenso und für säubern überhaupt, während dort schônen „sich erhellen, aufheitern" (des Wetters) bedeutet, gleichwie auch im älteren Neuhochdeutsch schœnen (nach Frisch). Unser schônen bedeutet eigentlich „rein, vollständig u. dgl. erhalten", woran sich auch die Bedeutungen des Sparens und des Verschonens knüpfen; mnd. mnl. verschônen bedeutet schonen und reinigen; hd. beschœnen ursprünglich „sich putzen" in zwiefachem Sinne als „sich reinigen" und darnach „sich schmücken"; dann, zumal im Niederl., moralisch „rein machen" = nhd. beschœnigen, wie denn auch dafür sich „schœn" machen (entschuldigen) vorkommt (nach Schmeller, Bair. Wb. III 369).

Nhd. sehr und versehren vermitteln wir durch wenige Beispiele aus vielen. Got. sair n. Schmerz; hd. sächs. fries. sêr n. id.; sêre f. id., Versehrung, Wunde; adj. schmerzlich, wund, schwärend, altsächs. auch schwer, beschwerlich, wie engl. sore, sorely; adv. ahd. sêro, in den jüngeren Sprachen sêre, sêr, ahd. nur in der Bedeutung des Adjectivs; allmählich kommt die heutige Bedeutung „in schwerem, hohem Maße," vgl. auch mhd. sêre wunt schwer verwundet. Das Zw. sêren, ver-, be-sêren bedeutete Schmerzen verursachen,

mitunter auch, empfinden; ein Adj. amhd. sêreg agſ. sârig ſchmerzlich, traurig. Auch kelt. sâr m. bedeutet leibliche und geiſtige Verſehrung; gaidel. adj. und praefix. ſehr.

Nhd. senden got. sandjan u. ſ. w. bedeutet eigentlich „gehn laſſen, machen" als Cauſativ von (mhd. noch ſtark biegend) sinden gehn, reiſen. Dazu u. a. got. sinth altſ. sîth amhd. sind m. Gang, Reiſe, =mal (wie gang u. dgl. in mehreren germaniſchen Sprachen); got. gasintha, mith-g. m. (Mitgänger) Begleiter, Gefährte plur. Geleite, Genoſſenſchaft, gr. *συνοδία* (*ὁδός* Weg); ſo ahd. saman-, gi-sindo mhd. gesinde ſächſ. gesîdh m. u. ſ. w. Begleiter, neben dem Neutrum ahd. gisindi amnhd. gesinde altſ. gisîdhi Geleite, ſpäter meiſt in der nhd. Bedeutung. So vermittelt ſich ſogar der vornehme gesandte mit dem gesindel.

Nhd. u. ſ. w. sêlig altſ. sâlig ſtammt nicht von seele (ahd. seula got. saivala), ſondern von got. (sêls) agſ. sêl gut übh.; altn. ſchwed. sæll (säll) glücklich, daher das zſgſ. altn. ôsæll ſchwed. usel dän. ussel adj. und ſogar nnord. subst. m. usling unglücklich, vgl. nhd. unsêlig kein Glück habend noch bringend, und ebenfalls in allmählicher Zuſammenziehung in fränkiſchen Mundarten únsĕlig, uňslich, unstlich unglücklich, elend (in nhd. unselig, wie bei vielen anderen Zuſammenſetzungen, verſtärkt die Vorrückung des Accentes auf die Stammſilbe den Begriff). Mit altſ. sâlig zuſammengeſetzt iſt lofsâlig lobenswerth. Noch unbeſtimmtere Bedeutungen hat nhd. sêlig in Zuſammenſetzung mit glück-, gott-, fried-, hold-, aber auch feind- (mit Etwas verſehen, praeditus Grimm, Gramm. II 574). Ähnliche allgemeine Bedeutung gewinnt agſ. eadig (got. audags ahd. ôtac) ſelig, reich (praeditus) in Zuſammenſetzungen. Dagegen ſind die nhd. Zſſ. arm-, saum-selig nur an selig angelehnt, das eigentlich hier Ableitung von sal in mhd. armsal n. Elend und ahd. sûmsal (Saumſal) n. mhd. sûmesele f. iſt.

Dieſes armselig iſt mit dem allgemein germaniſchen Adjectiv arm zuſammengeſetzt, das in den blutsverwandten Sprachen keine ſicheren Angehörigen hat, dagegen in den finniſchen Sprachen Europas. Man beachte in folgenden Beiſpielen die Bedeutungsübergänge. lapp. armes mitleidswerth, miserabilis arme, armo Mitleid,

Erbarmen finn. armahtaa sich erbarmen armias wohlwollend, theilnehmend finn. estn. armas lieb, angenehm. An diese Bedeutungen schließen sich germanische an. got. arms elend, arm arman, ga-a. mitleidig sein, sich erbarmen arma-hairts (hairtô Herz) barmherzig, während nnl. armhartig sowohl armselig wie kleinmüthig bedeutet, aber ahd. arm- neben barm-herzi agſ. nur earmheort barmherzig. Dagegen gehört vermuthlich einem andern Wortstamme unser barmherzig ahd. barmen, in jüngeren Sprachen er-barmen.

Nhd. schuster (û, u), richtiger schuhster mhd. schuchsutære, schuechs'tere, schue's'ter, ist zusammengesetzt aus schuh und ahd. suttari u. dgl. mhd. sutere, das Schuster und Schneider bedeutet, eigentlich Näher, wie lat. sutor, von der verbreiteten indogermanischen und selbst finnischen Wurzel sû sanskr. zigeun. siv (suv u. s. w.) z. B. in den nähen bed. Zww. litau. suti (praes. suwu) lett. šut aslaw. šiti (prs. šivą) lat. suere got. ahd. siujan mhd. seuwen u. s. f. Zu den zahlreichen Sprößlingen dieser Wurzel gehört auch nhd. saum m. u. s. f., das ursprünglich Naht übh., dann Saumnaht, Kleiderrand bedeutet; daher wiederum u. a. das Zw. nhd. sæumen, altn. sauma nähen, flicken u. dgl. (von diesem und von einander verschieden sind sæumen zaudern und saumlast u. s. w.).

Das nhd. und allgemein germanische Wort schalk m. bedeutet ursprünglich, wie got. skalks, Knecht, Diener, woraus sich die heutige Bedeutung entwickelte; ebenso auch die Bed. Dreifuß im Mhd., oder älteren Nhd., wie im Nnd. Nnl. die verwandte der Balkenstütze und. dgl. Dem mhd. „der Pfannen schalk" entspricht ganz das schwäb. Pfannen-knecht, vgl. nhd. Stiefel-, Licht-knecht u. s. M. Auch in keltische und finnische Sprachen ist skalk eingedrungen, schwerlich ursprünglich dort zu Hause. In zweien Zusammensetzungen durchwanderte es die romanischen Sprachen und kehrte durch diese in die nhd. zurück als Sene- und Mar-schall. Ersterer ist vermuthlich ursprünglich der älteste Hausdiener, vgl. got. sins, sineigs (lat. senex u. s. w.) alt, burgund. sinista (Ältester) Oberpriester. ahd. marah-scalc mhd. marschalk ist der Pferdeknecht, dessen Rangerhöhung viele Analogien findet, wie z. B. unsere adelichen Stall-meister und -junker, und besonders den franz. connétable ital. contestabile u. s. f. aus

comes stabuli Stallgraf; daher auch unser Konstabel und nl. coninestavel id., an Königsstab assimiliert.

Das allgemein germanische Adj. eigen engl. own u. s. f. entstammt, vermuthlich als part. pass., dem Zeitworte got. aigan ahd. eigan u. s. f. haben, besitzen, engl. owe praet. ought, desshalb I ought to do (ich soll thun) eig. ich hatte oder hätte zu thun. Dagegen hat nhd. ereignen Nichts damit zu schaffen, sondern ist gefälscht aus dem früheren nhd. ereugnen, neben eräugen, ereigen ahd. araugian mhd. eröugen zeigen = got. augjan amhd. ougen u. s. f., aus auge got. augo u. s. f.

Wir schließen noch einige „Volksetymologien" an, Belege für den Sprachbildungstrieb späterer Zeiträume, der das Fremde oder in der eigenen Sprache unverständlich Gewordene umgestaltend an verständliche Wörter ähnliches Lautes anlehnt, um eine Art von Sinn hineinzubringen. Der Maulwurf ist erst seit dem 15. Jahrh. aus moltwurf entstanden, weil das allgemein germanische Wort molta got. mulda u. s. f. Staub, Erde nicht mehr überall verstanden wurde; die Erde, welche er aufwirft, wurde zum Maule, womit er dieß thut. — armbrust f., früher ntr., entstanden aus mittellat. arcubalista (Bogenschleuder), entstellt in arbalista provenz. arba-lesta, -resta frz. arbalète; die deutsche Umformung mochte die Haltung bei der Spannung im Sinne haben. — Der Krebß ahd. krebiz, chrepazo u. s. f. gestaltete sich franz. escrevisse (écr.) wallon. grav-iche, -ase, wurde aber englisch zum craw-, cray-fish (Krähenfisch) potenziert. — lat. asparagus, unser Spargel, ist dem Engländer sparrow-grass (Spatzengras). — griech. καρυόφυλλον (Nußblatt) wurde im Mittellatein gario-, garo-filum u. dgl. (an filum Faden angelehnt?) frz. girofl-e, -ée ital. garófano; nl. u. a. ghenoffel, geroffels-, groffels-negelin (hd. nægelchen nd. nælke, daher nhd. nēlke); engl. gilly-flower, indem fl zu flower Blume erwuchs. — lat. ligusticum wurde umgelautet und umgedeutet u. a. in libu-, libi-, levi-, lupi-sticum, lumbi-cista, -sticium, hd. liebe-, lebe-, leber-stöckel, liebstück mnd. lubbestok (lubbe Gift) u. s. w.

Trotz allem Wandel ist doch nicht leicht irgendwo eine Sprache im Laufe ihrer inneren Entwickelung, sowie durch Zusammenstoß, Ver-

kehr und Mischung mit fremden Sprachen so ganz entstellt worden, daß sie der Völkerkunde nicht noch einige untrügliche Ursprungszeugnisse vorweisen könnte. So z. B. würde sich die heutige englische Sprache, abgesehen von ihren früheren Phasen, schon durch die Restchen ihrer Wortbeugung als germanische ausweisen; auch Wortbildung und Wortvorrath sind in dem Hexenkessel ihres Gemengsels vorwiegend germanisch geblieben (o. S. 58–59). Hier, wie bei allen Sprachmischungen, trägt die Bedeutung und Verwendung einheimischer Wörter neben eingewanderten bildungsgeschichtlichen Charakter. Dahin gehört der Gebrauch der altsächsischen Namen für die schlachtbaren Thiere, der französischen für ihr eßbares Fleisch (calf, ox neben veal, beef u. s. w.).

Allerdings bleibt bei manchen Sprachen die Einreihung in einen Stammbaum schwierig, aber zunächst, weil sie nicht bloß verkümmerte und sehr gemischte, sondern auch die einzigen Reste von Sprachgebieten sind, deren ältere Gestalt und Ausdehnung uns unbekannt sind; oder weil sie durch scharfe, ja feindliche, oft auch zeitlich und räumlich weite Trennung von den Verwandten auch qualitativ so weit von diesen sich entfernten, daß nur der Blick des Forschers die Verwandtschaftszeichen erkennt. Erst in unsern Tagen z. B. wurde die armenische Sprache nach Gebühr dem iranischen Kreiße zugetheilt, und gar die früher, freilich mangelhaft, erkannte arisch-europäische Natur der keltischen Sprachen wiederentdeckt, während dagegen über die gleiche Natur der sehr gemischten Sprache der Albanesen die Akten noch nicht geschlossen sind. Bestimmter, als diese, erklären wir die, ebenfalls stark gemischte, Sprache der Basken für den einzigen Rest einer verschwundenen Familie, dessen schon erwähnte nur formelle Ähnlichkeit mit den amerikanischen Sprachen nicht überschätzt werden darf, wie auch die neuerdings wieder hervorgesuchte Möglichkeit libyscher Sippschaft nicht viel mehr Grund zu haben scheint, als die Scheingleichung der Iberer auf der Pyrenäenhalbinsel und am Kaukasos.

Es gibt eine Gattung der Sprachbildung mit verschiedenen Unterarten, die zu keiner der genannten Kategorien gehört, weil sie nicht sowohl entstand, als gemacht wurde, und deßhalb auch in Sachen der Völkerkunde nicht eigentliches Zeugnis abzulegen vermag. Und

doch wirkt auch bei solchen künstlichen oder willkürlich gebildeten Sprachen, oder eher Sprachgemengen, nicht ganz ungemischte Willkür, sobald sie zu wirklichen Verständigungsmitteln mehr und minder abgeschlossener Gesellschaftsklassen erwachsen.

Die bekanntesten dieser sogenannten Sprachen sind die Gaunersprachen, demnächst die der fahrenden Leute und Bettler, der Händler, Handwerker, Jäger, Bergleute, Schiffer, Studenten, Freimaurer, religiösen Geheimbündler und Fanatiker, Philosophen und andrer Schulengenossen, Diplomaten und Publicisten u. s. w., die übrigens meistens nur in einer Anzahl der gewöhnlichen Sprache beigemischter, oft auch organischer und alter geschichtlich berechtigter, Ausdrücke bestehn. Auch die Kinder treten hier zwiefach auf. Einmal in dem natürlichen Kauderwelsch des in Lautwerkzeugen und Denkkraft noch völlig unreifen Alters, das durch willkürliche, aber dieser Entwickelungsstufe angemessene Wortbildungen der Erwachsenen (Spielgenossen, Wärter, Angehörigen) vermehrt und längere Zeit hindurch beibehalten, ja in einzelnen Ausdrücken als Erbgut der ganzen Kinderschaft je eines Volkes so bestimmt ausgeprägt wird, daß es in den Wörterbüchern der Schriftsprache Aufnahme findet. Zweitens in dem kindischen Versuche, durch Einschiebung gewisser Silben (z. B. bi in der „Bi-Sprache") oder andere willkürliche, jedoch geregelte, Lautveränderungen Geheimsprachen zu bilden, welche jedes Kind zwar leicht sprechen aber fast gar nicht (im Hören) verstehn lernt, wie dieß ja auch bei dem Schwulste lyrischer, religiöser und philosophischer Überschwänklichkeit und Originalsucht vorkommt. Jene Einschiebung erinnert nur von fern an eine oben erwähnte organische in mehreren Sprachen.

Wir wollen nun noch folgende Einzelheiten aus den zahlreichen Willkürsprachen bemerken. Die verbreitetste Gaunersprache in Deutschland hat sofern einen wirklich sprachlich-organischen und deßhalb auch volklichen Ursprung, als ein großer Theil ihres Wörterschatzes der hebräischen Sprache entnommen ist, oder vielmehr der „judendeutschen" Mischsprache, in welcher die jüdischen Mitglieder der ersten Banden den Genossen den willkommenen Kern einer Mischsprache zubrachten, den sie nun gemeinsam durch Aenderungen

und Zusätze fortbildeten. Dieß Gemisch ist unter dem Namen „Rotwälsch“ bekannt.

Das ehrliche „Judendeutsch“ selbst ist die, jetzt allmählich, zumal in den gebildeten Kreißen, erlöschende Familiensprache der Juden, welche die deutsche mit zahlreichen, oft noch hebräisch flektierten, Wörtern ihrer alten Stammsprache mischt. Als Geheimsprache wird sie nur bei vorkommender Gelegenheit, namentlich beim Handel, angewendet, ohne jedoch Nichtjuden die Erlernung zu erschweren, wenn sie Lust dazu bezeigen.

Jene Bereicherung der deutsch-hebräischen Gaunersprache gieng vor sich, indem Juden und gute deutsche Christen, aber schlechte Staatsbürger, nicht ohne Phantasie theils deutsche Wörter umbildeten, oft auch nur umdeuteten d. h. ihre Bedeutung änderten, theils aus deutschem Stoffe neue Wörter formten, die in sinnbildlicher Weise mit ihrem (etymologischen) Grundsinne verknüpft und dadurch leichter behalten und gebräuchlich wurden. Diese Verknüpfung fand auch bei jenen nur umgedeuteten, aber lautlich unveränderten Wörtern statt, auch bei ursprünglich hebräischen dieser Art, also immerhin ein nicht unorganisches, nur halb willkürliches Verfahren; vollständig neue Wortschöpfungen kommen nicht leicht vor. In ähnlicher Weise entstanden die Gaunersprachen anderer Länder, wie die Germanía in Spanien, die lingua zerga oder das Gergo in Italien, das Argot in Frankreich, die Hántyrka in Böhmen, das Slang und Cant in England u. s. w. Wir geben einige Beispiele, zunächst nach Pott („Die Zigeuner“ u. s. w.); bei den meisten bedarf die Symbolik keiner Erläuterung.

Galgen balanza (Wage, kaum des Gerichtes und der Todten, wohl nur nach der Gestalt); frz. borne, finibusterre. Gerichtsbeamter padrastro (Stiefvater), ähnlich madrastra Kette, Kerker, der auch temór (Furcht) heißt; eingekerkert rotwälsch krank. Degen rotw. stoßflinte, lang,- blank-michel; span. (Germania) centella (Funken, lat. scintilla), filosa (von filo Schneide). Span. gobierno Pferdezaum; ähnlich rotw. regierung Strick zum Binden der Bestohlenen, auch der gestohlenen Schweine (um den Hals, um die Stimme zu ersticken). Rotw. sperling, eig. sperrling (von sperren) Knebel; verdienen stehlen, rauben; das dadurch

Gewonnene stück brot; geschäft Jahrmarkt. Die Kirche nennt der fromme spanische Dieb salud, estrella (Stern); an Merkurs Stelle sind bei den italienischen Banditen die Kirchenheiligen getreten. Rotw. klucke mit den kücken Vorleglöffel mit den Eßlöffeln; griffling m. Hand, Finger, Handschuh. Aus den Namen der weißen und schwarzen Farbe bilden sich viele Wörter, wie rotw. weißert m. Weißbrot, Weck weißheitsschieber Bäcker; böhm. (běl Weißes) bělka Milch bělo Tag, dagegen die Nacht tmawá (tmawý finster) rotw. schwarza, schwerze f. ital. bruna-materna (von ihrem mütterlichen Schutze?). Kaffee rotw. schwärzling, schoger i. q. judend. schocher majim (schwarzes Wasser). Pfarrer rotw. schwarzfärber frz. sanglier (von der Schwärze des Ebers), judend. und rotw. gallach (Geschorener, von der Tonsur). Hebräische und rabbinische Wörter im Rotwälschen klingen oft deutsch, z. B. schmîre böhm. (Hautyrka) šmir Wache aus hebr. smîro id. (mašmor Gefängnis); rotw. gfar, gĕfâr (gefahr) Dorf aus hebr. kĕfar, kĕfor id., daher auch kaffor rotw. (auch studentisch u. s. w. allgemein üblich) käffer Bauer. Auffallend selten kommen indisch-zigeunerische Wörter in den Mischsprachen der Gauner vor, wie z. B. čûrin, cûri Messer (hindust. 'chûri sanskr. xurî) in dem „chourineur“ der „Mystères de Paris“ von E. Sue.

Der erwähnte kindische Trieb, neue Sprachen zu bilden, läßt sich auch bei ausgewachsenen müßigen Sprachgenies nachweisen. Kardinal Mais Collectio auctorum classicorum enthält Beispiele solcher Versuche, die in Zellen- oder Schulen-luft vertrockneten Gehirnen entsprossen zu sein scheinen, aber Methode in den Wahnsinn zu bringen suchen und dadurch im Gegensatze zu den ganz unorganischen Lautgeburten tollgewordener Irvingianer stehn. Deutlicher liegt bei der Lingua ignota sanctae Hildegardis gröstentheils das Spiel hysterischer Schwärmerei mit wirklichen Wörtern und Sprachlauten vor. Ein selbstbewustes Spiel des Witzes ist das Sprachgemisch der maccaronischen Gedichte, welche in gleicher Weise nieder- und hochdeutsche Wörter lateinisch flectieren, wie die Zigeuner Spaniens die indischen Wörter ihrer Muttersprache in kastilianische Beugungs- und Satz-formen stecken.

Die sonderbare, durch Sitte geheiligte Willkür polynesischer Herrscher schaffte bei bestimmten Anlässen Worte der Landessprache für immer ab und octroyierte dem Volke dafür neue, ich weiß nicht, ob gleich willkürlich gebildete.

Vereinzelte Einwirkungen ähnlicher Art pflegt auch unter weit gebildeteren Völkern bis heute politische und kirchliche Sitte und Macht zu üben. Die Weihen, Glaubens-sätze und -urkunden, Mysterien und Sakramente der antiken und modernen Kirchen weihen einzelne Wörter zu ausschließlich kirchlichem Gebrauche und legen ein polynesisches Tabu auf ihren Gebrauch im weltlichen Leben, oder fromme Scheu des Volkes läßt sie allmählich aus diesem verschwinden, wodurch denn ein Ersatz durch andre nöthig wird. So z. B. griech. Brot und Wein im Abendmahl noch ἄρτος und (minder ausschließlich) οἶνος, im profanen Leben aber ψωμί und κρασί (Krume und Mischtrank); auch wol ὀψάριον (ψάρι) Fisch, ursprünglich, wie ὄψον, der zubereitete, eßbare, auch im n. T.; ἰχθύς vielleicht wegen seiner mystischen Bedeutung außer Gebrauche. Auf diesem Wege kommen auch viele Fremdwörter herein und werden endlich zu Lehnwörtern mit einem Bürgerrecht, das mitunter später seine Ehren wieder verliert. Das besondere Priesterthum wurde durch das allgemeine, das die Reformatoren ausriefen, wieder auf seine etymologische und altchristliche Bedeutung als Presbyterenthum zurückgeführt und, wo es beharrte, zum Pfaffenthum degradiert, welches letztere ursprünglich ebenfalls einen makellosen Sinn hatte. Der τύραννος und der δεσπότης verschlimmerte sich zum Tyrannen und zum Despoten, der Landesherr von Frankreich herrscht bequemer als Volkskaiser der Franzosen; die Namen Demokrate und Republikaner bekamen in Nordamerika eine ganz andre Geltung, als in Europa, und sind dort zu feindlichen Gegensätzen geworden, wie denn in der Geschichte die, aus der allgemeinen res publica entstandene, Republik öfters den einheimischen Freistaat nicht bloß dem Namen, sondern auch dem Begriffe nach verdrängt hat. Eine eigenthümliche Erscheinung ist die Scheue vor vielen, ursprünglich unverdächtigen und anständigen Wörtern, welche durch Verbildung und Unsittlichkeit eines Zeitraums eine unsittliche Nebenbedeutung erhalten haben oder wenig-

stens an unsaubere Dinge erinnern. Eine ähnliche Scheu vor an sich natürlichen und deßhalb reinen Vorstellungen und ihren Namen entsteht auch im Gefolge wirklich feiner Bildung, wie denn die Schamhaftigkeit überhaupt ein Erzeugnis der Bildung ist. Selbst der roheste Bauer gebraucht noch zahlreiche anständige Synonymen für allmählich allzu derb und unmittelbar gewordene Bezeichnungen, deren hohes Alterthum oft die vergleichende Sprachforschung beweist, obgleich viele Wörterbücher sie todtzuschweigen suchen, was dem Sprachforscher als eine Gewaltthat gilt. Nur die Prüderie der guten Gesellschaft ächtet solche Dinge und Worte im Übermaße, aus Befangenheit und geheimem Bewustsein der Mitschuld an dem Verderbnis der Zeit. Das Meiden und Umschreiben selbst wird dann oft zum lüsternen Spiele. Auf andre Gattungen von Pseudonymie aus mancherlei Scheu kommen wir unten bei den Frauensprachen.

Wenn jene, durch mehr und minder willkürliches Übereinkommen (conventionell) geschaffenen, fortgebildeten und innerhalb bestimmter Kreiße der Gesellschaft und der Ungesellschaft, unter den Outcasts und Banditi, verbreiteten Sprachen dem Streben nach Sonderung und nach Unverständlichkeit für die außerhalb jener Kreiße Stehenden ihr Dasein verdankten: so kommen wir nun auf eine willkürliche Sprachverbreitung und -annahme aus entgegengesetztem Beweggrunde zu sprechen, die sich manchmal paradoxer Weise unmittelbar an jene anknüpft. So wird nämlich der erwähnte jüdisch-deutsche Handelsjargon nicht minder, als die auf gleichem Grunde erwachsene Gaunersprache, auch von Leuten erlernt, in deren Adern kein jüdischer Blutstropfen ist, während anderseits die Zigeuner ihre (wirkliche) Volkssprache gerne als Sonderorgan ihres Stammes für sich behalten und mit den Zunftgenossen nur deren Sprache oder Zunftjargon reden (vgl. das oben Bemerkte).

Diese zweite Gattung willkürlicher Sprachenverwaltung ist die weit über die stammlichen (volklichen, ethnischen) Kreiße hinaus gedehnte Verbreitung wirklicher (organischer) Sprachen, theils ebenfalls für bestimmte Gebiete der Gesellschaft und der Interessen, theils zur nöthigen Verständigung mit Jedermann auf meistentheils be-

stimmten und oft weiten Strecken, deren Landessprachen sich dann der Länge nach nicht ganz der Einwirkung der Fremdlinge entziehen können.

So wurde die lateinische Sprache, theils die mehr und minder klassische, theils die nach Ort und Zeit vielfach umgebildete und verbildete, im ganzen Occidente zur Sprache der Verträge und Urkunden, der Kirche und der Schule, der Wissenschaft und des gebildeten Verkehrs. Später, bei zunehmender volksthümlicher Bildung, wurde sie theils, namentlich in reformierten und nationalen Kirchen, durch die Landessprachen, theils durch die französische ersetzt, welcher neuestens wieder die diplomatische Alleinherrschaft durch die Landessprachen streitig gemacht wird. Seit einiger Zeit theilt sie überdieß das Recht der „Weltsprache" mit der englischen, bleibt jedoch noch immer die allgemeine Verständigungssprache in den höfischen Kreißen der vielstammigsten Staaten. Gleiche, und zwar naturgemäßere, Geltung hat neben ihr die hochdeutsche Sprache in Skandinavien, auch in Holland; sodann am Hofe der Romanows in Rußland, und in der gebildeten Gesellschaft slawischer, magyarischer und ostromanischer Volksgebiete. Am deutschen und österreichischen Kaiserhofe war früher spanische und italienische Sprache gebräuchlich. Dieß sind beide noch im christlichen und mohammedanischen Orient, die spanische jedoch mehr nur unter den aus Spanien stammenden Juden. Die italienische theilt ihre Geltung in Handel und Verkehr in vielen Gegenden des Ostens mit der griechischen, welche einst die Reichs-, Bildungs- und Schrift-sprache des ganzen weiten Ostreichs war. In vielen Küstenstrichen des Mittelmeers dient die Lingua Franca, zunächst aus der italienischen Sprache geradebrecht, zur Verständigung zwischen Osten und Westen, wird aber neuerdings besonders in Algier durch die französische Sprache verdrängt. In den westindischen Kolonien haben die Neger die Sprachen ihrer Herrn entgliedert (disorganisiert), mit einigen Zusätzen versehen, und in neuen, freilich ziemlich lockeren, Formen zu allgemeinen Verständigungsmitteln unter einander und mit ihren Herrn gemacht. In San Domingo haben sie in weniger zerrütteter Weise sich ein eigenthümliches Französisch zurecht gemacht. In weiten Strecken Südamerikas, namentlich Brasiliens, reden die Be-

wohner neben den amerikanischen Muttersprachen und der portugiesischen das Guarani oder Tupi als „lingoa geral“ (linguam generalem), gemeinsame Verkehrssprache. Die großartige Verbreitung der Kečua (Quichua)-Sprache in Peru wurde durch die erobernden Inkas einst systematisch betrieben.

Wo Völker verschiedener Sprache dicht an einander angrenzen und, ungehemmt durch natürliche und künstliche Scheidewände, lebhaft mit einander verkehren, ohne daß jedoch eines sammt seiner Sprache in dem andern gänzlich aufgienge und ohne daß auch eine Sprache vor der andern zum allgemeinen Verkehrsmittel würde: da entwickelt sich oft ein so vielseitiger und federkräftiger Sprachsinn, daß zwei- und drei-erlei Stämme von früh auf ihre zwei oder drei Sprachen vollständig mehr sich angewöhnen, als bloß erlernen, und ihre ursprünglichen Muttersprachen nur noch im vertrauten Kreiße des Hauses gebrauchen, wenn nicht auch dort eine stammliche Mischehe die traulichste Zwiesprache in zweien Sprachen führen läßt. Die Wechselwirkung ist so organisch mächtig, daß nicht selten z. B. der wälsche Schweizer, der nicht selbst deutsch spricht, durch das häufige Hören dieser Sprache von Kind auf mit Leichtigkeit die, seinen Organen sonst fremden, tiefen Kehltöne und harten Konsonantengruppen der alemannischen Mundart aussprechen lernt.

Die selben Erscheinungen treten bei Kolonien inmitten fremdsprachiger Völker auf, wofür auch schon die Nachrichten und Inschriften des Alterthums zahlreiche Beispiele geben.

Das Kirchenthum, das im Westen die lateinische, im Osten die griechische und die arabische Sprache weit über die nationalen Grenzen hinaus verbreitete, hat aber auch nicht bloß unter Völkern Eines Blutes die blutigste Zwietracht hervorgebracht, sondern auch ihre sprachliche Trennung herbeigeführt, mindestens vergrößert und erhalten, namentlich auf slawischem Gebiete. Dort scheidet nicht bloß halbgriechische und lateinische Schrift die griechischen von den römischen Katholiken, sondern auch im Sorbenlande eine abweichende Mundart die letzteren von den Protestanten; doch besteht auch hier der Unterschied mehr in dem Gebrauche einiger Schriftzeichen. Dagegen hat der eingeborene, aber aus Hochmuth und Eigennutz mohammedanisch

gewordene Adel Bosniens die Stammsprache beibehalten, jedoch nicht ganz ohne Spuren der türkisch-arabischen Genossenschaft in Glauben, Verfassung und Bildung.

Wir treten jetzt auf ein ebenso großes wie merkwürdiges Gebiet der Sprach- und Völker-kunde über, das als kolossale Ausnahme die Regel der Einheit von Abstammung und Sprache zu erschüttern droht. Wir meinen eine (bisher schon einige Male berührte) weit mächtigere Verbreitung einzelner Sprachen und Mundarten, als die vorbezeichneten Vorgänge zeigten, da sie allmählich zur Alleinherrschaft auf dem eroberten Boden wird, dessen Sprachen sie entweder in entlegene Winkel und sogar, im Munde der Flüchtlinge und Auswanderer, zum Lande hinaus drängt, oder gänzlich erstickt, so daß sie also einen wirklichen Sprachaustausch herbeiführt.

Es ist uns vergönnt, Ereignisse dieser Gattung in ihrem Werden zu belauschen. Indem wir uns auf die nothwendigsten Umrisse beschränken, wollen wir von der Gegenwart ausgehn.

Wir sehen in Deutschland wie in Frankreich eine von zweien, in Spanien und Italien, wie früher in Griechenland, eine von mehreren ebenbürtigen Mundarten allmählich zur Alleinherrschaft in Staat, Kirche, Schriftenthum und Gesellschaft gelangt. Zwar haben sich zwei Äste der niederdeutschen Sprache (oder Hauptmundart) auf allen jenen Gebieten erhalten und sogar auf andre Welttheile verbreitet: die holländische und die englische Sprache; aber in Deutschland weicht sie immer mehr der hochdeutschen Schwester, ist noch bei Menschengedenken in vielen Landschaften aus den gebildeten Familien verschwunden, und hat zwar jetzt, in dem Zeitalter der „Nationalitäten“, einen neuen Aufschwung genommen, der aber doch mehr nur dem schönen Eifer mehrerer Schriftsteller zuzuschreiben ist und den Sieg der rauher klingenden Sprache aus „Hochdeutschland“ nicht hemmen wird. Die schöne Provenzalsprache, die am frühesten zur Sprache der Bildung und der Dichtung erwachsene Tochter Roms in der Provincia romana, ist in Frankreich unter dem Drucke der schon früh verstümmelten und klanglos gewordenen nordfranzösischen Sprache in bloße Volksmundarten zersplittert; und ihr katalonischer Zweig ist jetzt auch nur Provinzmundart der wohlklingen-

deren kastilianisch-spanischen Sprache gegenüber, wie ebenso auch die galicische Sprache, die eigentlich zur portugiesischen gehört, durch ihre politische Trennung von dieser aber isoliert wurde.

Wenn hier nur nächstverwandte Sprachen und Mundarten einander verdrängen, so sehen wir ebenso Schritt vor Schritt die Sprachen der Basken in Spanien und Frankreich, der Kelten in Großbritannien und Frankreich, der Romanen in Graubünden u. s. w., der Litauer und Letten in Preußen und Russland, der Sorben in Sachsen und Preußen u. s. f. zurückweichen vor nicht oder nicht nahe ihnen verwandten Sprachen (romanischen, germanischen und slawischen). Diesen häufigen und bereits sehr alten Vorgang werden wiederum jene, auch auf mehreren der eben genannten Gebiete auftretenden, Nationalitätsbestrebungen nicht aufhalten. Der mächtigere allgemeinere Drang nach Bildung läßt auch die Völkerschaften und Volksklassen, welche bisher in ihrer Abgeschlossenheit noch die alten Sprachheiligthümer bewahrten, zu der Literatur der großen Schriftsprachen wallfahrten. Uebersetzungen reichen aus mehreren Gründen nicht aus.

Den großen Sprachenwechsel der romanisierten Völker können wir bei den meisten durch alle Zeitalter hindurch verfolgen, wenn auch nicht immer in heller Beleuchtung. Auch zeigen sich, bei allgemeiner Gleichheit des Vorgangs und seiner Gründe, bedeutende einzelne Verschiedenheiten. Wir haben diese Völker und ihre Sprachen bisher schon öfters berührt, auch bei den Wörtervergleichungen Beispiele aus letzteren gegeben. Hier mag eine kurze Uebersicht derselben ihre Stelle finden, bei welcher einige Wiederholungen früher zerstreuter Bemerkungen sich nicht vermeiden lassen; sodann einige Beispiele aus dem romanischen Wörterschatze. Ausführliches findet der Wißbegierige besonders in der Grammatik und dem Wörterbuche der romanischen Sprachen von Diez. Bei der Literaturgeschichte kommen wir auch auf dieses Gebiet zurück.

Italien, das ursprünglich vielsprachige Mutterland, wurde frühzeitig ganz romanisiert. Seine heutige Zertheilung in drei Sprachprovinzen: Ober-, Mittel-, Unter-italien, läßt sich nicht strenge durchführen. Stark von den übrigen Mundarten, doch auch von ein-

ander, verschieden sind die oberitalienischen, die an den Seealpen in die provenzalischen übergehn, in der Schweiz die Einwirkungen der Grenznachbarn (s. nachher) empfinden. Von den lombardischen weicht die venezianische sehr ab, noch mehr die genuesische; die piemontesische reicht schon in ein anderes Sprachgebiet hinüber, und vermittelt, namentlich durch konsonantische Flexionssuffixe, die provenzalische und vielleicht auch die raetoromanische Sprache mit der italienischen. Im Süden haben die sardischen Mundarten, insbesondere die von Loguboru (Logodoro), Anspruch auf den Rang eines besonderen Romanzos, mit vielen antiken Flexionen, und werden mit den eigentlich italienischen besonders durch die sicilische vermittelt. Außerdem hat in Sardinien eine katalanische Ansiedelung ihre Sprache behalten. Auch griechische (byzantinische), albanesische, deutsche, slawische, arabische (auf Malta und den nahen Inseln) Ansiedelungen auf italienischem Gebiet haben ihre Sprachen erhalten, immer stärker mit der italienischen gemischt und ihr weichend.

In mehreren Eigenschaften zunächst der italienischen verwandt ist die ost- oder dako- und thrako-romanische (rumunische, romänische) Sprache in Walachei, Moldau, Siebenbürgen, Ungarn, Bukowina u. s. w., in Thrakien, Makedonien, Albanien, ein versprengter Theil in Istrien. Ihre Bedeutung wächst neuerdings durch literarische Ausbildung, sowie durch die politische Geltendmachung des Volksthums in den Donaufürstenthümern und in Oesterreich (Siebenbürgen, wo die Romanen die Mehrheit in dem Völkergemische bilden). Die stärkste Mischung der Sprache ist die slawische; demnächst kommen griechische, auch einige türkische und weit weniger deutsche Wörter vor, als in allen Schwestersprachen. Einige albanische Wörter sind vielleicht altes gemeinsames Stammgut, wie auch gewisse Lautgattungen und die Stellung des Artikels als Suffixes, welche auch die (slawische) bulgarische Sprache hat. Die Aussprache der gequetschten Laute (suoni schiacciati, sons mouillés) unterscheidet mehrere Mundarten; das gequetschte g lautet in der Walachei wie im Französischen (j), in der Moldau wie im Italienischen; das c hier und dort wie im Italienischen, aber

wie ts (c, z) bei den thrakischen u. s. w. Romanen, welche daher den Spitznamen Zinzaren erhielten; ihre Sprache hat überhaupt viele Besonderheiten.

Die romanischen Sprachen der Schweiz theilen sich in drei Äste: die italienischen und französischen (die provenzalischen, hier und da den italienischen näher stehenden) „Patois“, und die raetoromanische oder churwälsche Sprache (Romansch, Rumauntsch u. dgl.). Letztere steht in den Mundarten Graubündens der provenzalischen, in denen Ober- und Unter-Engadeins (Ladin) der italienischen näher, vermittelt aber überhaupt die Merkmale dieser beiden Sprachen und hat außerdem viele eigenthümliche in Lauten, Biegungen und Wortvorrath. Dieser ist in Graubünden sehr mit deutscher Sprache gemischt, welche die romanische immer mehr verdrängt. Letztere reichte einst durch das ganze Rheinthal und Vorarlberg bis an den Bodensee und wahrscheinlich sogar in die Lechlande hinein, so ziemlich die Gebiete der alten stammverwandten Raeti und Vindelici füllend. Auch werden Mundarten derselben in Tirol gesprochen, wo die Ortsnamen auf ihre früher weit größere Verbreitung deuten, gänzlich von der italienischen Sprache Südtirols unterschieden. Selbst das Furlano (die Mundart Friauls), beonders in seiner älteren Gestalt, trägt Spuren dieses Sprachastes; für dieses und das Piemontesische behalten wir uns bestimmteres Urtheil vor.

Frankreich theilt sich in die, immer mehr zur Alleinherrschaft gelangende, französische Sprache des Nordens und die provenzalische des Südens, welche durch die katalanische (Kataloniens) gleichsam in die spanische Sprache übergeht. Lebende Ursprachen Frankreichs sind die keltisch-britonische der Niederbretagne und die baskische, deren Gebiet politisch unter Frankreich und Spanien getheilt ist. Deutsche Mundarten reichen vom Oberrhein durch Lothringen bis nach Flandern. In Belgien spricht der wälsche Volkstheil die wallonische, zunächst zur nordfranzösischen gehörige, Sprache.

In Spanien ist die kastilianische Mundart die herrschende geworden. Die katalanische, zur provenzalischen gehörige, nannten

wir schon, ebenso die galicische, die zu der Sprache Portugals, der nächsten Schwestersprache der spanischen, gehört. Wir bemerkten bereits, daß viele Familiennamen Spaniens noch das Gepräge der iberisch-baskischen Sprache tragen. Die arabische Sprache scheint seit etwa 200 Jahren verhallt zu sein. Viele ihrer Wörter blieben in der spanischen, nicht so viele in der portugiesischen Sprache.

In allen romanischen Sprachen, mit Ausnahme der ostromanischen, ist die gröste Zahl der Lehnwörter germanischen Ursprungs.

Aus lat. capere (ital. capire fassen, begreifen) nehmen, fassen Frequent. captare; daher u. a. churwälsch cattar, chattar finden, gewinnen; später zsgs. adcaptare (mittellat. accapitare u. dgl.): ital. accattare aspan. acabdar aportug. achatar afrnz. acater rouchi (nordfrz. Mundart) acatá nfrz. acheter verschaffen, ein Gut erwerben, neuital. entlehnen, erstreben, betteln u. dgl., dann kaufen; Subst. ital. accatto provenz. acapta frz. achat. Weitere Zss. mit re: ital. raccattare port. regatar frz. racheter; mit re-ex: span. rescatar port. resgatar loskaufen. — Lat. captivus: it. cattivo id. (gefangen); elend, schlecht, böse; die Grundbedeutung haben die Formen span. cautivo port. captivo, cativo frz. captif; die sekundäre span. cativo prov. caitiu frz. chetif.

Lat. capitale mlat. auch captale Besitzthum, besonders Vieh (nach der Kopfzahl?), daraus mlt. catallum id. afrz. chatel bewegliches Gut übh. engl. chattle Vieh; sodann prov. cabdal afrz. chaudel span. port. caudal Vermögen Ueberfluß u. dgl.; nhd. kapitâl u. s. w.

althochd. heigiro u. dgl. Reiher = afrz. hairon nfrz. héron (neben aigrette Reiherbusch) prov. aigron katal. agron span. airon it. aghirone.

nhd. herberge ahd. heriberga (hari Heer) afrz. her-, helberc m. herberge f. (noch in der Bed. Kriegslager) prov. alberc m. alberga f. churwälsch albierg m. aspan. ital. albergo nspan. port. albergue nfrz. auberge m.; Zw. ahd. heribergôn (schon in der Bed. herbergen) afrz. herbergier nfrz. (h)éberger prov. ar-, albergar span. albergar it. albergare.

Die nfrz. Sprache verstümmelte allmählich aqua in ô (eau), habui in œ (eus, afrz. ëus), augustus in û (aout, neben áouter) u. s. w.

Die lat. Wörter palatium und palatum (gemeinsame Grundbedeutung Gewölbe? vgl. gr. οὐρανίσκος u. dgl.) mischten sich in frz. palais, unterschieden sich aber in ital. palazzo und paláto span. port. palacio und paladar (port. auch paļato, padar) churwälsch palaz und palat (Gaumen, auch ital. cielo della bocca churw. čiel da la bucca).

Der ital. Ruf „Zu den Waffen!“ all'arme! wurde zum subst. m. so wie zu frz. alarme span. port. alarma ostrom. larmă f. nhd. lärm m. (ganz eingebürgertes Lehnwort, neben dem Fremdwort alárm m.).

Den häufigen Wechsel der Liquiden zeigt lat. ital. ánima neben it. (poet.) span. port. alma churw. olma prov. anma, arma afrz. anime, anme, arme, airme nfrz. âme ostrom. ínimă (me dóre = frz. j'ai mal au coeur, ich habe Leibweh, nur in der Walachei, nicht in der Moldau).

ital. baldacchino span. frz. baldaquin nhd. báldachin m. (Thronhimmel), von dem aus Seide und Goldfäden gewirkten Stoffe aspan. balanquin afrz. baudequin, und dieser nach der Stadt Bagdad ital. Baldacco benannt.

Aus got. vardja ahd. wart-o, -a Wache, Wächter (schweiz. wart m. Thürwart) ahd. wartên sehen, im Auge, Acht haben u. s. f. stammen it. guardare span. port. prov. churw. guardar churw. dial. vurdar, urdar frz. garder in den ahd. Bedeutungen, die sinnlichere des Sehens mitunter nur in roman. Zss.; Subst. it. span. churw. guardia prov. guarda frz. garde; daher u. a. it. guardiano u. s. f.

Ähnliche Bedeutungen in got. vahtvô ahd. wahta nhd. wacht f. u. s. f. ital. (cremon.) prov. guaita afrz. guette f. nfrz. guet m.; Zw. ahd. wahtên it. guatare, guaitare prov. guaitar frz. guetter anschauen, lauern.

Aus ahd. faltstuol (Faltstuhl, curulis sella) afrz. faudestueil nfrz. fauteuil it. span. port. faldistorio m.

Die Leber der mit Feigen gemästeten Gans, mlt. ficatum (scil. jecur), wurde zum allgemeinen Worte für Leber: schon in dem sehr alten Romanzo der Casseler Glossen figido ital. fégato sard. figáu venez. figá lombard. fídegh (aus fíghed) port. fígado span. hígado ostrom. ficát churw. fio frz. foie m.; ganz wie ngr. συκότι n. aus συκωτὸν ἧπαρ. Wahrscheinlich entstand ebenfalls aus dem Namen eines römischen Gerichtes porcus trojanus gefülltes Schwein (nach dem trojanischen benannt), welches später p. de Troja heißen konnte, der roman. Name für Sau übh.: wiederum schon in den Casseler Glossen und ital. troja (aspan. troya) prov. trueia katal. truja frz. truie f.

Aus dem lat. cuppa, cûpa Faß, später (mlt.) auch Trinkgefäß, Becher entwickelten sich viele romanische und in der Folge auch deutsche Wörter, z. B. ital. coppa f. coppo m. span. port. prov. churw. copa f. port. copo m. churw. coppa, cuppa f. cupp m. frz. coupe ostrom. cofă f. Becher, Schale u. dgl. churw. coppa del chiau (des Hauptes) Schädel; daher auch nhd. kopf (der Tasse wie des Thieres), welches das echt deutsche Haupt got. haubith u. s. f. im Hd. zurückdrängte. Daher auch schon ahd. span. port. prov. cuba frz. cuve nhd. kûfe f; ostrom. kupă ein Maß; Demin. prov. cubel churw. cuvaigl nhd. kœbel m., woraus span. cubilete frz. gobelet m. Becher; neben churw. cupaigl m. Butterschale. Ferner u. v. a. afrz. cope picard. coupet, couplet m. Gipfel übh. nhd. kuppe Dem. küppel; auch die kuppel ital. cúpola, daraus span. cúpula frz. coupóle f.

Auf die oft merkwürdigen Neubildungen und Unterschiede der romanischen Sprachen in Wort- und Satz-bau können wir hier nicht eingehn.

Wenn wir in den vorhin gegebenen Beispielen volkliche und sprachliche Minderheiten immer mehr zusammenschmelzen sahen, so geschah bei der Romanisierung fast überall das Widerspiel, wogegen wiederum die germanischen Eroberer des Römerreiches in Italien, Gallien und Iberien ziemlich schnell verwelschten, freilich zahlreiche Spuren in den romanischen Sprachen zurücklassend. So die Goten, Burgunden, Longobarden u. s. w.; am schnellsten in dem späteren

Frankreich die Normannen, welche bekanntlich bei ihrer nachmaligen Eroberung Englands schon nicht mehr ihre Stammsprache, sondern die ihnen ganz angeeignete französische importierten.

Die Frage: Warum die Minderheit der römischen Eroberer die Besiegten romanisierte, die der germanischen aber von letzteren romanisiert wurde? ist noch nicht hinreichend beantwortet und verdient eine Monographie. Ein Hauptgrund liegt in der Macht der Bildung und des verfeinerten Lebensgenusses, welche die Römer brachten, die Germanen vorfanden; ein andrer in dem, schon oben erwähnten, gestempelten Gebrauche der römischen Schriftsprache, welche auch in ihrer Verderbnis fortwährend als urkundliche Gerichtssprache galt und durch den Sitz des abendländischen Kirchenthums in Rom neuen Aufschwung bekam.

Bisweilen zeigt sich auch ein wiederholter Wechsel der Sprachen, wie der Volksstämme selbst. In vielen und großen Gebieten Deutschlands schoben sich slawische Völker den deutschen eher nach, als daß sie diese verdrängt hätten; wurden aber später wieder von deutschen theils barbarisch zernichtet oder doch verdrängt, theils friedlicher einverleibt und germanisiert. In Griechenland thaten und erlitten die Slawen Ähnliches. In Schleswig wird jetzt in Gegenden deutsch gesprochen, wo früher dänisch; in neuester Zeit dagegen will oder wollte die Gewalt der Dänen ihre Sprache dem ganzen Lande aufdrängen. Das Elsaß war einst gallisch, wurde früh deutsch, und sträubt sich noch heute, wenigstens im Kerne des Volkes, gegen die Sprache der „Wälschen“, ob es gleich schwerlich mit den übrigen „Schmerzenskindern“ Deutschlands bei dem Schützenfeste in Frankfurt a. M. aufgetreten wäre, wenn wir auch Lust und Muth gehabt hätten, es einzuladen.

Die großartigste Erscheinung dieser Gattung bleibt immer die Verbreitung der römischen Sprache über einen großen Theil des Orbis romanus. Sie verdrängte, wie wir zum Theile schon erzählten, die durch Europa (bis nach Kleinasien, wo sie erst spät in der griechischen aufgieng) verbreitete Keltensprache, Britannien und Irland ausgenommen (s. vorhin); die iberische (und keltiberische) der pyrenäischen Halbinsel; bis an die Grenze der griechischen Propaganda auch die

dakisch-thrakische in Südosteuropa, deren Rest, wenn nicht zunächst der illyrischen, die albanesische ist, welche auch viele alte und neuere römische Bestandtheile, neben zahlreicheren griechischen, auch türkischen, slawischen u. s. w., aufgenommen hat. Die dako- (thrako-, ost-) -romanische Sprache hat viele slawische Wörter und selbst Bildungssilben aufgenommen.

Traurig für den Ethnologen ist das Verschwinden der vorrömischen Sprachen, besonders denn auch das völlige und frühe der Ursprachen der romanisierten Etrusker, Japygen, Liguren u. s. w. des alten Italiens selbst. Der Unverstand und Hochmuth der beiden „klassischen“ Völker: der Griechen und der Römer, ließ die Sprachen der „Barbaren“ unbeachtet oder gab höchstens einige trümmerhafte Bemerkungen über sie. Hätten die klassischen Schriftsteller, statt kindischer und künstlicher Stammsagen der Völker, Wörterbücher und Sprachlehren derselben hinterlassen, so würde die Völkerkunde dreier Welttheile überall klar sehen, wo sie jetzt nur in dichter Dämmerung tastet und die klassische Unterlassungssünde verwünscht.

Da die romanischen Westvölker Europas durch ihre Sprachen, durch den altrömischen Unterbau ihrer Bildung, durch die — jedoch nicht ausschließliche und immer mehr vermorschende — neurömische Glaubensgemeinschaft, und endlich durch ihre örtliche Stellung nahe genug zusammenhangen: so ist die neuerdings aufgetauchte Benennung einer „romanischen Rasse“ (für unsern Ausdruck „rom. Völkerkreiß“) nicht ganz unberechtigt und kann eine sehr gewichtige Thatsache bedeuten, wenn es kühnen und klugen Politikern gelänge, unter dem Banner romanischer Rede, Sitte und Religion diese Völker den germanischen als ihren Erbfeinden, sowie den slawischen und ihren griechischen Glaubensgenossen entgegenzustellen. Auf letzterer Seite hätten sie sogar einige Sympathien bei den Ost- (Dako- und Thrako-) Romanen griechischen Glaubens zu erwarten.

Selbst in der neuen Welt stehn sich germanische und romanische Zungen und Völker gegenüber, nämlich englische und spanische, neben andern Bruchtheilen, unter welchen deutsche (hochdeutsche), portugiesische und, mitunter noch, französische die beträchtlichsten

sind. Überdieß haben dort rassenhaft weit aus einander liegende Völker: Europäer und Amerikaner, nicht bloß die beiderseitigen Sprachen in Gebrauch genommen, sondern auch ausgetauscht, vorzüglich in Südamerika, wo viele Indianer, und zwar ohne starke Mischung, wie es scheint, ihre Sprachen beim Gebrauche der spanischen und portugiesischen ganz vergaßen. Nicht so häufig ist der umgekehrte Fall, bei welchem die Ehen der Europäer mit Indianerinnen oft mitgewirkt zu haben scheinen, und (Individuen ausgenommen) nur in Südamerika, wo das indianische Blut und Volksthum nicht bloß sich erhält, sondern die Eingewanderten sogar allmählich zu absorbieren scheint. In Paraguay hat das Guarani, in Cuenca u. s. w. die alte Inkasprache Kečua (Quichua) das Spanische selbst bei den (wenigen) reinblütigen Spaniern verdrängt (vgl. o. über die Verbreitung dieser Sprachen). In Nordamerika sollen nur die, zu den Algonkins gehörigen, Brothertons jetzt ausschließlich englisch sprechen.

Die Verbreitung der englischen Sprache übertrifft dem Raume nach weit die der römischen. Gleichwohl nannten wir diese die großartigste, weil sie weit bevölkertere und von höher organisierten und im Ganzen weit gebildeteren Urbewohnern gefüllte Gebiete einnahm, als die Anglisierung in Nordamerika und gar in Australien; freilich erlöschen dort überall die eingeborenen Stämme, und Europäer wandern nach, die sich bis jetzt ebenfalls schnell anglisieren; erst neuerdings gewinnt das deutsche Volksthum größere Bedeutung und Dauer. Ostindien, mit seiner alten Bildung und seinen weitaus zahlreicheren Bewohnern großentheils edelster Rasse, rechnen wir hier nicht, weil es von den Engländern nur beherrscht, nicht entnationalisiert wird, wiewohl sich neuestens stärkere Einflüsse europäischer, minder speciell englischer, Bildung zeigen, die aber fast nur das Sanskrit und die lebenden Landessprachen zu Organen wählen. Sogar die aufblühenden Hochschulen werden jetzt mit indisch redenden und, wo möglich, eingeborenen Lehrern besetzt. Die Sanskritsprache muß dabei, gleichwie in Europa die lateinische, ihren lebenden Töchtern und Nachfolgerinnen immer mehr Platz machen. Viel häufiger, als die Eingeborenen englisch lernen, erlernen nothgedrungen im staatlichen und geschäftlichen Verkehr die Engländer die Landessprachen, am meisten das

Hindustani, das zu der Reihe der oben besprochenen Verkehrssprachen unter verschiedenen Stämmen gehört, seinem Grunde nach aber eine einheimische, nur stark gemischte, Sanskritide ist.

Die Triebfedern und Mittel der Sprachverbreitung wiederholen sich zwar überall und immer, aber in sehr verschiedenen Maßen. Die alten Römer und die Engländer haben dabei Vieles gemein: Geschicklichkeit im Kolonisieren und in Handelsverbindung, wie z. B. römische Weinhändler und Commis voyageurs Gallien romanisieren halfen; sodann Heiligung aller Mittel im Kriegführen. In manchen Dingen ließen die Römer das Volksthum der Besiegten ungestört und trieben sogar mit den beiderseitigen Göttern Tauschhandel, zufrieden, wenn die Besiegten nur ihren Caesaren göttliche Ehre erwiesen und klingende Opfer spendeten — während dagegen die Spanier den Unverstand der amerikanischen gente sin razon (Volk ohne Vernunft), der ihren gekreuzigten Gott nicht begreifen konnte, mit dem Tode bestraften, und doch bis heute nur bewirkten, daß die Religion der Inquisition und der zwieträchtigen Madonnen weißer und schwarzer Farbe ein wunderliches Gemisch mit den alten Landesreligionen bildet, das weder mit dem mildleuchtenden Urchristenthum, noch auch mit dem farbenglänzenden Romanismus Ähnlichkeit hat. Die Franzosen gelten als gute Soldaten, aber als schlechte Kolonisierer; und es fragt sich noch sehr, ob der neue „Kaiser der Araber“ in den Tuilerien die Araber und Kabylen Algeriens durch Einimpfung der französischen Sprache vollends zu getreuen Unterthanen umschaffen kann, wenn er auch will. Die Deutschen sind Kolonisten ohne Gleichen, aber schlechte Kolonisierer, weil sie nur allzu leicht ihr Volkseigenthum vergessen und vertauschen, und im Auslande häufiger eitel auf ihre Vielseitigkeit, als stolz auf ihre Selbständigkeit sind. Mitschuld trägt freilich ihr Mangel an staatlicher Einheit, gleichviel, ob wir darinn überhaupt einen Mangel sehen oder, wenigstens centralisierten Despotien gegenüber, einen Vorzug. Die germanischen Niederländer werden sich ähnlich zu den eingeborenen Bevölkerungen des malayischen Archipelagos verhalten, wie die Engländer zu denen Indiens; Beider Herrschaft trägt das Gepräge des „Herrn Company“, der ursprünglichen Handelsgewalt.

Osteuropa und ein guter Theil Asiens würde ebenso griechisch geworden sein, wie Westeuropa römisch, wäre nicht Griechenland und das ganze Oströmerreich politisch in der Einheit des Türkenreiches untergegangen. Dieses ist zu barbarisch, um, einen Theil Kleinasiens ausgenommen, sprachliche Propaganda zu machen, und um griechischer Bildung, mit ihren Licht- und Schatten-seiten, zugänglich zu werden. Diese Bildung hatten die früheren ungriechischen Bestandtheile des byzantinischen Reiches in verschiedenen Maßen angenommen. Etwas später wurden die slawischen Eindringlinge im Inneren Griechenlands völlig in Griechen umgewandelt; in Landschaften, wo sie massenhafter wohnten, nahmen sie wenigstens das griechische Kirchenthum an.

In neuerer Zeit dagegen äußert der Panslawismus auch dort seinen Einfluß kaum weniger gegen das Griechenthum, als gegen das Türkenthum. Ersteres hat selbst in den romanischen Donaufürstenthümern den alten Boden großentheils verloren, dafür aber in dem bisherigen Königreiche Hellas Grund und Boden zu einer neuen Verbreitung gewonnen, obgleich oder weil letzteres eine absichtlich verpfuschte diplomatische Schöpfung ist, die gegen diese Absicht ihrer Schöpfer das, trotz aller Epoden derselben unheilbare, Geschwür des „kranken Mannes" so lange offen erhält, bis es selbst eine lebensfähigere nationale und geographische Abrundung gewonnen hat. Wenn einmal in Konstantinopel die türkische Sprache als Staatssprache aufhört, so dürfte nicht die russische ihre Erbin werden, sondern die griechische ihr altes Recht wiedergewinnen.

Unter den Schkipetaren oder Albanesen zeigt sich nicht bloß in Attika und anderswo neben griechischer Nachbarschaft, sondern auch z. B. schon vor dem Freiheitskriege auf der fast ausschließlich von ihnen bewohnten Insel Hydra, die leicht erklärliche Erscheinung: daß die Weiber ausschließlich die alte Muttersprache reden, die Männer aber außerhalb der engsten heimischen Kreiße mehr die griechische, welche denn überhaupt der (so gut wie schriftlosen) albanesischen immer mehr Herr wird.

Ein Unterschied in der Sprache beider Geschlechter unter amerikanischen Völkern ist in mehreren, wenn nicht den meisten, Fällen kein stammlicher. Das Gleiche gilt auch von andern Sprach-

unterschieden innerhalb der Völker. So der verschiedenen Stände malayo-polynesischer Völker, zumal im wechselseitigen Verkehr, auf Java, Samoa, Tonga; auch der nordamerikanischen Natchez und Creeks, von welchen Nutall sogar sagt: daß sie in andrer Sprache, als unter den Gleichen, zu ihren Vornehmen reden. Hat er richtig gehört, so gehören Letztere einem andern Stamme an, wie z. B. die deutschen Grundherren in den russischen Ostseeprovinzen den unterworfenen „undeutsch" redenden Stämmen gegenüber. Der Adel der Abiponer in Südamerika gebraucht einige besondere Wörter und Wortformen (Anhängesilben, s. Waitz, Anthropologie der Naturvölker I 476), ein merkwürdiger noch näher zu ergründender Umstand. Wenn in anderen Ländern des mittleren und südlichen Amerikas (a. a. O. IV 56 ff. 395 ff.) die Fürsten oder der Adel unter sich eine ganz andere Sprache redeten, als die übrigen Volksklassen, so lag dieß in dem Unterschiede der Abstammung. Ähnliche Erscheinungen kommen auch in Europa vor, wie unter den Resten der Kelten und der Iberer. Ein Anderes ist die Adoptierung fremder Kultur- oder Mode-sprache durch die eingeborene Aristokratie des Standes und der Bildung, wie namentlich der französischen unter dem Adel Deutschlands und andrer Länder in früherer Zeit und jetzt noch in weiteren Gesellschaftskreißen der belgischen Städte und selbst der Staatsverwaltung in Belgien, ohne Unterschied niederdeutscher und wallonischer Abstammung. Hierzu vergleiche man unser Obiges über die Verbreitung vieler Sprachen über ihre natürlichen Grenzen hinaus. Noch stärker, als an den genannten Orten die Stände, unterscheiden sich die Parias in Malabar durch aufgedrungene Selbsterniedrigung in Ausdrücken, wofür der Niederländer Jk. Cantor Visscher in seinen Briefen aus Malabar (s. „The Reader" 1863 p. 278) interessante Beispiele gibt. Es lautet mehr tragisch als komisch, wenn sie im Gespräche mit Leuten höherer Klasse ihre Kinder „Kälber", ihr Silber „Kupfer", ihren Reis „Spreu" nennen. Wir Europäer sind denn doch weit gebildeter und freisinniger, und begnügen uns, die höheren Kasten „speisen" zu sehen, was wir „essen", und ihre Kinder Prinzen, Prinzessen, Comtessen u. dgl. schon in den Windeln zu nennen. Die Abweichung der Sprache der

unverheirateten Jugend beider Geschlechter von der der (erwachsenen) Verheirateten bei den südamerikanischen Mbayas (nach Azara) läßt sich vielleicht mit den oben berührten Eigenheiten der Kindersprache aller Völker in Lauten und Wörtern vergleichen.

Eine Grundverschiedenheit der Sprache unter beiden Geschlechtern würde sich in Amerika nach den dortigen Verhältnissen am besten durch die, auch in Volkssagen begründete, Vermuthung erklären: daß die Vorfahren des Volksstockes die Männer eines besiegten Stammes ausrotteten und die Weiber für sich behielten, welche dann ihre alte Muttersprache zunächst auf ihre Töchter vererbten. Letztere wurde von den Söhnen zwar ebenfalls verstanden und vermuthlich in früher Kindheit auch gesprochen, später aber als Frauensprache gemieden. Wir geben einige, uns gerade zur Hand liegende, Mittheilungen.

In der Sprache der südamerikanischen Omaguas heißt bei den Männern das Weib huaina, bei den Weibern selbst cunia, dort der Sohn teagra, hier memuera (nach Gilij in Adelungs Mithridates III 611); gerade bei diesen Begriffen könnten ganz verschiedene Wörter Einer Sprache angehören, etwa wie erzeugen und gebären, Vater und Mutter, Sohn und Tochter u. s. w. Dieser Wortgattung gehören auch folgende Beispiele an. In Centralamerika (Mithridates III., 3 S. 123 ff. nach spanischer Schreibung) bei den Huastecas: Vater 1. (Männerspr.) paylom 2. (Weiberspr.) pap; Sohn 1. atic 2. tam; Bruder 1. Huast. atmim, atatal Othomi qhuâdâ 2. Huast. xibam Oth. idâ; Schwester 1. Huast. ixam Oth. nqhû 2. Huast. bayil, acab Oth. qhuhvê. In Nordamerika bei den Thirokis (Cherokesen) bedeutet (nach Talvj, Indianische Sprachen Lpz. 1834 S. 78 ff.) ungkitaw bei den Frauen mein Bruder, bei den Männern meine Schwester, für welche die Frauen ungkilung sagen; leider kennen wir die Etymologie dieser, offenbar zusammenhangenden, Benennungen nicht. Auch bei den Sioux lauten die Verwandtschaftsbenennungen im Munde beider Geschlechter verschieden, ohne darum zweierlei Sprachen anzugehören. Bedeutender ist der Unterschied anderer Wörter, sogar interjectionaler Ausrufe, bei beiden Geschlechtern nordamerikanischer Völker (a. a. O.), der Interjectionen auch bei den brasilianischen Kiriri (s. Mamiani,

Grammatik der Kiriri-Sprache, her. von H. C. v. d. Gabelentz Lpz. 1852 S. 59). Der Volksname der Karaiben auf den Antillen lautet bei den Männern Callinago, bei den Weibern Calliponau; es fragt sich, ob beide Namen für das ganze Volk ohne Unterschied des Geschlechtes gelten. Gerade unter den Inselkaraiben berichtet die Sage (nach Breton im Mithrid. III 677): daß ihre Vorfahren vom Festlande gekommen seien und nur die Frauen des besiegten Volkes am Leben erhalten haben, unter welchen Reste der alten Sprache im Gebrauche geblieben seien. Breton (a. a. O. 697 ff.) gibt folgende Beispiele dieser Sprachen der Männer und der Frauen (in französischer Schreibung): Gott 1. icheiri, iouloucu 2. chemiin; Erde 1. nonum 2. monha; Sonne 1. hueyu 2. cachi; Mond 1. nonum (? s. Erde) 2. chirititi; Mensch 1. oüékelli 2. eyeri; Weib 1. oüelle 2. inhara; Kinder 1. mouleketium 2. niankaénum; Auge 1. énoulou 2. acou; Haar 1. ouéche 2. itibouri; Cassavabrot 1. aleiba 2. marou. Diese Wörter können nicht wohl Einer Sprache, kaum Einem Sprachstamme angehören.

Von den Mongolinnen berichtet der Burjäte Galsang Gombojew (in den Mélanges asiatiques der Petersburger Akademie II 665 ff. vom 6/18 Juni 1856): daß sie aus ehrfürchtiger Scheu und Sitte andere Wörter, als die Männer, für gewisse Begriffe und Gegenstände gebrauchen. So für den Filz, dessen Gebrauch ihm ein feierliches Ansehen verschafft, und für diejenigen Appellative, die zufällig auch Namen der älteren Verwandten des Ehemannes sind. Hier, und wahrscheinlich mehr und minder auch in andern Fällen, hangen Unterschiede in der Sprache der Frauen als solcher mit ihrer geselligen Stellung und Geltung zusammen. Anderseits schließen sich an dieses Meiden und Ersetzen der Benennungen aus Scheu, Aberglauben u. dgl. verwandte Erscheinungen auf andern Gebieten, wie auf den schon oben S. 60 ff. erwähnten der Religion u. s. w. Man nennt den Teufel nicht gern bei seinem wahren Namen, und ebensowenig auch der Indianer mancher nordamerikanischen Stämme sich selbst bei dem seinen, welchen er zumal den Fremden verhehlt und durch einen adoptierten ersetzt. Die finnischen Liven geben unter gewissen Umständen, wie namentlich wann sie auf der See sind, mehreren

Dingen und Wesen mehr und minder bildliche Namen statt der gewöhnlichen (s. Sjögren, livische Grammatik her. von Wiedemann Petersb. 1861 Einl. S. LXXVI).

Wir gedenken auch noch der Amazonen, die (nach Bohuß Sjestrenewitsch) kampffertig dem skythischen Männerheere gegenüberstanden, aber auf friedliche Unterhandlungen eingiengen, worauf beide Heere erst mit einander sprachen, ohne sich zu verstehn, darauf aber sich verständigten, ohne mit einander zu sprechen. Die Folge dieses stummen Verständnisses war ein neues Volk, über dessen Sprache wir keine Nachricht haben.

Von den „Britones Armorici“ in der Bretagne erzählt Nennius (Hist. Brit. 23) eine gräuliche Sage, welche den keltischen Namen dieses Landes: kymr. Llydâw, Llettaw korn. Lezou gaidel. Leatha, Leta und des Volkes kymr. Letewicion u. s. w. agſ. Lidviccas als „semitacentes, quia confuse loquuntur“ (vgl. oben über die Bezeichnung der Fremdsprachigen als Stummer u. dgl.) erklären soll. Die aus Britannien nach Armorica eingedrungenen Britonen hätten dort das männliche Geschlecht ausgerottet und die Frauen und Töchter geheiratet, ihnen aber die Zungen ausgeschnitten, damit sie die Kinder nicht ihre alte Sprache lehren könnten.

Jene Verbreitung von Kultursprachen über ihre natürlichen Grenzen hinaus, wenigstens als Verkehrsmittels zwischen sonst fremdsprachigen Völkern, zusammengenommen mit der Verbreitung des Verkehrs und einer gleichartigen Bildung überhaupt, würde endlich folgerecht zu einer Gesammtsprache (Pasilalie) der weltbürgerlichen Zukunft führen. Bevor letztere eintritt, betrachten wir jene als ein Problem unter vielen.

Sicher aber ist das Verschwinden der Sondersprachen und der Volksmundarten innerhalb je eines volklichen und staatlichen Kreißes mit zunehmender Gleichheit der Bildung, der bürgerlichen Rechte und der Stellung in der Gesellschaft. Wir sagen Amen dazu, wollen aber vor diesem Verschwinden alle Volksmundarten in allen ihren Eigenheiten mit möglichster Genauigkeit aufgezeichnet wissen, weil wir ihnen unberechenbaren Werth für die Stammes- und Bildungs-geschichte der Völker und Sprachen zuerkennen.

Die Ursachen ihrer Entstehung und Sonderung sind nicht überall die selben. Die stammlichen (ethnischen) werden nirgends ganz fehlen, oder vielmehr sind die stammlichen Unterschiede immer wechselbezüglich (correlativ) mit den mundartlichen. Wo beide nur gering sind, entstand entweder die Absonderung von den Verwandten erst in später Zeit, wogegen eine frühere Trennung der Familienglieder ihre Redeweise bekanntlich nicht bloß zu Mundarten, sondern auch zu Sprachen aus einander wachsen ließ; oder denn ist jener geringe Grad der Verschiedenheit das Ergebnis ihrer allmählichen Abnahme und der Vorbote ihrer Auflösung in eine neue oder erneute Einheit. Ein Beispiel des ersten Falles sei der Unterschied der deutschen Mundarten in Siebenbürgen und Ungarn von den rheinischen ihrer Heimat und von einander selbst; des zweiten Falles die Abnahme der Eigenthümlichkeiten vieler Volks- und Provinzial-mundarten in Deutschland, welche immer mehr in die allgemeine -hoch deutsche Bildungssprache aufgehn.

Es lebt noch mancher Bürgermeister oder Schultheiß deutscher Dorfgemeinden, der bei seinem Amtsantritte in einer — mit der oben erwähnten Gegenwart malayischer u. a. Völker verwandten — früheren Zeit von seinen staatsamtlichen oder gutsherrlichen Vorgesetzten mit „Ihr" angeredet wurde und darnach die Stufenleiter „Er" und „Sie" durchmachte. Je höher er auf dieser stieg, desto hochdeutscher wurde seine eigene Mundart, erst im amtlichen, dann auch im geselligen Verkehre mit Gebildeten, endlich auch mit den vorgeschrittenen Söhnen seiner Schulkameraden. Ähnlich ergeht es den „niederen Ständen" überhaupt bei abnehmendem Kastenwesen und zunehmender Bildung — erst mit Tracht und Lebensweise, dann mit der Sprache, und endlich mit dem Gesprochenen!

In vielen Landschaften, z. B. im mittleren und südwestlichen Deutschland, hat sich seit nicht gar langer Zeit, jedoch über Menschengedenken hinaus, eine Zwittermundart zwischen Hochdeutsch und der Volksmundart im Munde der „Honoratioren" gebildet. Ganz ohne stammliche Berechtigung und Bedeutung, wiewohl sprachlich nicht ganz regellos, ist sie nur eine Misgeburt jener Beiden und wird schwerlich das 19. Jahrhundert überleben.

Bei mehreren Völkern hat (wie schon erwähnt) mehr das Glaubensbekenntnis als die Abstammung Unterschiede der Sprache erhalten oder ausgebildet, wie z. B. bei den slawischen Sorben beider Lausitzen, den romanischen Waldensern im Piemont, den semitischen, syrischen und chaldäischen Christen (Nestorianern und Jakobiten) des arabischen und kurdischen Ostens; der Schrift bei den Slawen griechischer und römischer Kirche.

Bei den mundartlichen Besonderheiten der Juden, zu welchen auch gewöhnlich eine eigenthümliche Tonweise noch unerklärten Ursprunges gehört, hat stammliche, confessionelle und gesellige Absonderung gewirkt, abgesehen von der Mischung mit der alten Stammsprache. Ähnliche Unterschiede der Tonweise, z. B. einer gedehnten und singenden, kommen indessen auch unter Blutsverwandten vor, z. B. unter Mundarten in Deutschland und sogar unter nahen Ortschaften, die sonst wesentlich gleiche Mundart reden. Es fragt sich: ob einzelne verbreitete, aber immer mehr abnehmende, Eigenheiten der Juden in der Aussprache deutscher Laute ihren Grund in Eigenheiten des Sprachorgans haben, namentlich das Anstoßen der Zunge bei dem harten s, dessen ebenfalls häufiges Vorkommen bei ungemischten Deutschen wenigstens diesen Grund hat. Dann müste aber die Abnahme dieser Eigenheit auch mit einer Änderung des Organs verknüpft sein, und deutet vielleicht eher auf eine bloße Gewohnheit, welche geht wie sie kam. Aus einem hebräischen Zischlaute möchten wir indessen die Gewohnheit nicht herleiten; wenigstens fanden wir kaum irgendwo eine Einwirkung des bekannten hebräischen tiefen ch (Cheth) der deutschen Juden auf ihre Aussprache des Deutschen.

Die Quantität und Qualität der Mundarten unter den einzelnen Völkern ist sehr verschieden; die Gründe dieses verschiedenen Maßes sind theils ethnische, theils bildungsgeschichtliche. Die slawischen Sprachen sind zahlreich genug und ihre Unterschiede großentheils bedeutend. Dagegen haben sich die einzelnen gewöhnlich in nur wenige und wenig abweichende Mundarten geschieden, am wenigsten die verbreitetste: die russische, zumal, wenn wir die kleinrussische Mundart als Sprache von ihr trennen. Auch die magyarische Sprache hat wohl nur Eine bedeutender abweichende Mundart. In

der griechischen Sprache sind die einst so bedeutenden und ausgeprägten Unterschiede der Mundarten, mit Ausnahme der lakonischen, fast ganz verwischt; dagegen haben sich in dem räumlich und politisch zersplitterten Volke neue gebildet. Den grösten Reichthum an Mundarten haben die germanischen und die romanischen Völker, abgesehen von den stärkeren Theilungen, wie des Südens und des Nordens in Deutschland, Frankreich, Italien.

In der Regel werden allmählich die Mundarten der Schriftsprache zum Raube, die sich erst aus ihnen bereichert hat. Wohl ihnen und ihren Sprechern, wenn sie auch volklich zu dieser Schriftsprache gehören! In der deutschen Schweiz bildet sich langsam für den Umgang der Gebildeten ein schönes Hochdeutsch aus, obgleich selbst die Schriftsprache noch viele Provinzialismen festhält. Die französischen Mundarten der Schweiz werden, gleich den provenzalischen Schwestern, allgemach in der französischen Gesammtsprache aufgehn. Die churwälschen Mundarten machen neuerdings einen Anlauf zur Einigung, werden aber erlöschen, bevor sie zu dieser gelangen. Die italienischen Schweizer werden ihre Mundarten der neu aufstrebenden Spracheinheit Italiens opfern. Die deutschen Elsäßer werden verwälschen, wenn Deutschland keine Kraft erwirbt, sie wieder an sich zu ziehen!

Wir haben die Völker sammt ihren Sprachen in Familien, Gruppen, Stämme, Gattungen, Klassen u. s. w. eingetheilt. Aber schon hier, wo nur Beispiele aus den einzelnen Völkern gewählt wurden, sahen wir öfters die Grenze zwischen Sprache und Mundart verschwimmen. Die niederdeutsche Sprache oder Hauptmundart zerfällt, wie wir bemerkten, innerhalb Deutschlands in Volksmundarten; ein alter Sonderast derselben ist in Flandern seit der Erschaffung Belgiens gleicher Gefahr ausgesetzt, behält aber in Holland und seinen Kolonien volle Geltung als Sprache. Uebrigens verblieb den Gesellschaftskreißen, die in den meisten Theilen Niederdeutschlands die alte Muttersprache aufgaben, neben einer Anzahl von Wörtern und Ausdrucksweisen, ihr sanfter Klang in der Aussprache der anfangs als Fremdsprache erlernten hochdeutschen als ethnisches Merkmal. Bei jenem großen

Sprachentausche der Romanen blieben verhältnismäßig wenig keltische, iberische u. s. w. Wörter übrig. Sogar die Nachwirkung der alten Landessprachen auf die Aussprache und noch mehr auf den Bau, resp. die Zertrümmerung und Umgestaltung, der neurömischen Sprachen haben wir früher überschätzt, da sich viele Abweichungen von der lateinischen Sprache (außer denen der alten rustica von der Schriftsprache) nachweislich erst im Laufe und im Geiste der späteren Zeit bildeten, nachdem die Ursprachen längst verhallt waren. Die größte Zahl der unlateinischen Wörter in den romanischen Sprachen (s. o. bei diesen) rührt von den germanischen Siegern her.

Um aus dem stammgemischten Wörtervorrath einer Sprache nicht bloß auf die verschiedenen (ursprünglichen und hinzugekommenen) Bestandtheile eines Volkes zu schließen, sondern auch auf seine Berührungen mit andern Völkern ohne Blutmischung, also auf seine Beziehungen zu diesen (und ihren Sprachen) in Politik, Religion, Sitte, Wissenschaft, Kunst, Gewerbe, Handel u. s. w., bei Angrenzungen und Wanderungen im Verlaufe der Geschichte u. s. w. —: müssen wir die Wörter nicht bloß zählen, sondern auch wägen. So z. B. die französischen Wörter in der englischen (z. B. o. S. 75 die für Fleischspeisen), hochdeutschen, niederländischen, den skandinavischen und selbst den übrigen romanischen Sprachen; die altgriechischen Benennungen für die höheren Bildungsgebiete in den meisten Sprachen (für die Sternkunde sogar in der alten indischen); die deutschen Wörter in den romanischen und slawischen Sprachen; die lateinischen Lehnwörter in der neuhochdeutschen Sprache, oft noch neben echten und alten deutschen in andern germanischen Sprachen, wie Fenster aus fenestra neben Windauge (englisch, nordisch), Spiegel aus speculum neben engl. lookingglass, während deutscher Glaube und Aberglaube sich mit den Lehnwörtern Religion und Kirche mischt, der Dichter (dictator) aber und die Natur ganz die alteinheimischen guten Wörter skôp (skôf) und knuat u. dgl. verdrängt haben. Der Eifer des volksthümlichen Sprachreinigers kann viele Fremdwörter noch durch gute und allgemein verständliche, selten durch neu, wenn auch sprachgemäß, gebildete ersetzen; eingefleischte Lehnwörter fast nie.

Unter letzteren verstehn wir die alten, durch den Gebrauch völlig eingebürgerten und dadurch zugleich auch in Laut und Betonung der Sprache assimilierten Fremdwörter. Sie haben die größere Wichtigkeit, aber auch mitunter Schwierigkeit, für ethnologische Schlüsse. Oft sind sie Vagabunden, die schon mehrere Sprachen durchwandert haben, bevor sie in die unsere kamen; oder gar, die unsere eigenen verlorenen Söhne sind und erst wieder heim kommen, wann sie ihre Gewänder zerlumpt und mit fremden Lappen geflickt haben, wie eben unsere obige „Rasse". Manchmal stellen sich Lehnwörter von ähnlicher Gestalt und Bedeutung dicht neben einheimische, wie z. B. neuhochd. verdammen, aber noch mittelhd. verdamnen althd. virdamnôn aus lat. damnare neben das ganz gleichbedeutende niederd. verdœmen früher hochd. vertumen, vertüemen, fortuoman got. af-domjan; das Lehnwort wurde, wie es scheint, durch die Kirche eingeführt.

Viele Lehnwörter sind demnach nicht leicht als solche zu erkennen. Stehn sie neben ähnlichen eingeborenen oder auch nur neben den ausländischen Formen des zweifellos gemeinsamen Urwortes, so bezeugen gewöhnlich Mängel und Unregelmäßigkeiten der Lautverschiebung, also ihre unvollständige Angleichung (Assimilierung), ihren fremden Ursprung. Besondere Aufmerksamkeit auf solche Möglichkeiten hat die Sprachforschung als Hülfswissenschaft der Völkerkunde bei solchen Wortgattungen zu richten, die auf alte Heimaten, Wanderungen, Bildungszustände schließen lassen. Unser Löwe, eigentlich Lewe, ist nicht etwa ein Wahrzeichen aus alter Ostheimat, sondern von dem römischen leo entlehnt, dieser aus dem griechischen λέων, der aber selbst vielleicht aus einer nicht-arischen Sprache und Landschaft Asiens stammt. Der Luchs dagegen ist kein Einwanderer, sondern ein Bruder des griechischen λύγξ, dessen Geschwister sich weit hinauf gen Osten zeigen. Vielmehr noch erweist sich der Hund als treuer Genosse auch des arisch-europäischen Menschen, der sich jedem Klima gleich seinem Herrn anbequemte und dabei auch seinen guten alten Namen von Indien bis Irland, nur mit den gesetzlichen zeit- und orts-gemäßen Lautänderungen, behielt. Der römische Pflug aratrum bürgerte sich unter den britischen Kelten, dem Namen, weil ohne Zweifel auch der Sache nach, ein, obgleich diese die Wurzel ar mit den Römern gleichberechtigt

besaßen und wahrscheinlichst daraus einheimische Benennungen des Pfluges gebildet hatten. Dies letztere Wort ist im Osten Europas, besonders unter Germanen und Slawen, weithin verbreitet, stammt aber vielleicht schon von den alten Raeten her (vgl. meine Origines Europaeae v. Plaumorati).

Völlige Sicherheit für die Abstammung einer Sprache gibt erst das übereinstimmende Zeugnis ihres Wortvorrathes und ihres Baues. Letzterer ist zwar das gewichtigste Merkmal der Gattung und der Klasse, für die stoffliche Verwandtschaft aber mehr nur, soweit seine ursprüngliche Gestalt ermittelt werden kann. Die oben erörterte Veränderung der, in Wechselwirkung mit Wort-beugung und -bildung stehenden, Satzbildung im Laufe der Zeit steht großentheils unter dem Einflusse von Bildungsstationen, an welchen Völker gleicher Abstammung an weit auseinander liegenden Zeitpunkten, unverwandte dagegen gleichzeitig ankommen können. So z. B. zeigen die romanischen Sprachen und (aber in geringerem Maße) auch die modernen germanischen (am meisten die englische) und die neugriechische Sprache, gegenüber den antiken synthetischen Sprachen den analytischen Charakter der späteren Entwickelung durch Verlust und Ersatz von Beugungsformen, sowie in Wortfolge und Satzbildung. In letzterer jedoch stehn hoch- und nieder-deutsche Sprache noch in älterer (kunstvollerer oder auch verwickelterer) Wortfolge der einfacheren, deutlicheren und gleichsam prosaischeren gegenüber, welche die skandinavischen Sprachen und die englische mehr und minder mit den romanischen theilen, unter welchen wiederum die italienische, im Gegensatze besonders zur französischen, noch viele antike und selbst neugeschaffene Satzbildungen verwickelter Art bilden kann.

Die genealogische Schlußfolgerung aus dem Wortvorrathe hat zwar auch manche Schwierigkeiten, da die Gestalt der Wörter großem Wechsel unterworfen ist. Verwandte Wörter werden einander unähnlich, unverwandte dagegen verschmelzen miteinander völlig zu Einer Form (besonders häufig im Englischen); viele einst allen verwandten Sprachen gemeinsame Wörter gehn einigen oder allen verloren, wogegen in den einzelnen Sprachen neue sich bilden oder aus der Fremde zu- oder hin und her wandern, was wir vorhin ausführlicher be-

sprachen. Aber wir haben wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß in all solchem Wechsel und Wellenschlage immer der Grund, wenigstens dem Auge des Forschers, sichtbar bleibt. Im ganzen, sobald wir uns vergewissert haben: welche Wörter einer Sprache die in ihrem Boden wurzelnde Mehrheit bilden, so entscheidet dieses Zeugnis ihre Abstammung, alle übrigen Zeugnisse überwiegend; demnächst denn auch, vor allen außersprachlichen Zeugnissen, die Abstammung des Volkes, sofern wir uns überzeugen, daß es seine Stammsprache nicht gegen eine andre ausgetauscht hat.

Stellen wir aber auch die Sprache allen andern Abstammungszeugnissen voran, also auch dem des Körperbaus, dessen stärkste Veränderungen sie überdauert, wenn gleich nicht ohne Mitleiden: so sehen wir in ihr doch immer nur einen Theil oder, lieber, eine — und zwar die feinste und reichste — Aeußerung der ganzen Volksnatur. Wie diese überhaupt, ist auch die Sprache leiblich und geistig zugleich, wie wir bereits geltend machten, und zwar vorwiegend geistig, ob sie gleich zunächst durch die Sinne vernommen, gehört und gesehen, wird.

Gesehen nämlich wird (ungerechnet die Schrift, auf welche wir später kommen) fürs erste die, bereits oben erwähnte, auf die Muskeln des Mundes u. s. w. wirkende Bewegung der Sprachwerkzeuge, die bei den verschiedenen Sprachen, ja Mundarten, verschieden in die Augen fällt, und der Länge nach auf die dauernde Muskelhaltung der Volksstämme einigen Einfluß üben muß.

Fürs zweite die bald die Lautsprache hülfreich begleitende, bald selbständig und allein redende Geberde. Am mannigfaltigsten bei den lebhaften Kindern des Südens und des Ostens, haben ganz bestimmte, aber örtlich oft verschiedene und sogar mitunter gegensätzlich wechselnde, Bewegungen des Kopfes, der Hände, der Arme und der Schultern, der Augen samt ihren Lidern und Brauen, der Lippen, der Gesichtsmuskeln überhaupt u. s. w. ganz bestimmte Bedeutung. Doch auch unsere deutschen Bauern und noch mehr die Bäuerinnen begleiten ihre Rede mit den ausdrucksvollsten Schwingungen der Arme, Biegungen des Oberkörpers u. s. w., so daß man dieses Accompagnement zu dem Texte in Noten setzen könnte. Mit der Bildung

geht die Abnahme dieser Beweglichkeit Hand in Hand, und die Rede selbst wird accentloser, gleichtöniger.

Wie bei der Lautsprache, und noch deutlicher, sehen wir auch hier verwandte Erscheinungen bei den Thieren, vorzüglich den höheren Säugethieren, bei welchen denn noch die Bewegungen der Ohren und des Schwanzes eine sehr beredte Rolle spielen. Zu diesen naturwüchsigeren Zeichen treten denn auch noch, unter Mitwirkung menschlicher Bildung und Abrichtung, mehr bewußte und willkürliche, wie z. B. das Stehn und Gehn auf den Hinterfüßen, namentlich der Thiere, deren Vorderfüße handartig gebraucht werden können.

In eigenthümlicher Mitte zwischen der lautlosen Geberde und der Lautsprache stehn viele, wiederum ganz bestimmte und dabei volklich und örtlich verschiedene, hörbare, meist konsonantische Zeichen der Bejahung, Verneinung, Frage, des Zweifels, der Abweisung, Herbeirufung, Verwunderung, Stillung und Beschwichtigung, des Bedauerns u. s. w., welche durch die Zunge und alle übrigen beweglichen Theile des Mundes und des Rachens von der Stimmritze bis zu den Lippen, mit Hülfe des Athems, hervorgebracht werden. Einige derselben, wie z. B. hm! st! sch! brr oder prr!, sind mehr und minder in der Schrift aufgenommen, welche jedoch die meisten nicht genügend wiedergeben kann. Gleichartig sind viele konsonantische Laute, durch welche wir gezähmte Thiere locken, scheuchen und hetzen. Vokalische Laute und ganz gegliederte Silben zu gleichen Zwecken bilden schon den Uebergang zu dem bekannten Gebrauche wirklicher Wörter; solche werden auch aus jenen gebildet, besonders Thiernamen, auch Zeitwörter. Alle diese Laute sind ebenfalls örtlich verschieden. Das Auffassungsvermögen der Thiere für sie haben wir bereits oben besprochen.

Alle solche Verständigungszeichen zwischen Mensch und Thier und ihr Verhältnis zur Sprache, wie zur Lebensweise und Bildung der Völker, haben nicht geringe ethnische Bedeutung. Hier dürfen wir nur die Kategorien bezeichnen, da wir Beispiele nicht ohne tieferes Eingehn und ausführliche Erörterung zu geben vermögen. Ohne ethnische Bedeutung ist z. B. die Geberdensprache mit und zwischen Taubstummen; auch die telegraphische Fingerschrift, welche für die einzelnen Buchstaben des Alphabetes besondere Zeichen hat.

Die Volksnatur.

Jene **Volksnatur** — eine Unterart oder Verzweigung der allgemeinen Menschennatur — umfaßt, wie wir schon beim Beginne dieses Abschnittes äußerten, alle Anlagen, Kräfte wie Schwächen, eines Volkes, seine leibliche wie geistige Beschaffenheit, zunächst wie sie ihm in der Mehrheit seiner Mitglieder angeboren, dann aber auch, wie sie theils allmählich, theils rascher, durch besondere Kraftentwickelungen oder auch durch Gewaltthaten des Schicksals (Katastrophen), geworden, gewachsen und verwachsen ist, sich aus- und um-gebildet hat, nicht selten bis zur „andern Natur“. Die erste, uranfängliche Natur der Völkerfamilie und der ganzen Rasse stand freilich in völligem Einklange mit der ganzen Natur ihrer Geburtsorte und der darinn eingeborenen übrigen Wesen, und sofern ist die Eintheilung der Rassen nach zoologischen und botanischen Provinzen dem Grundsatze nach vollkommen richtig, von den Systematikern (Swainson, Agassiz, Nott; vgl. die Kritik von Waitz in dessen Anthropologie I 218 ff.) aber sehr willkürlich ausgeführt worden. Namentlich übersehen sie die Wahrscheinlichkeit relativ später Einwanderung der Menschen in die kältesten Erdstriche. Wir kommen unten bei Menschen (Schädelkunde) und Thieren wiederholt auf diese Provinzen zurück.

So verwächst die Naturgeschichte der Völker mit ihrer Bildungsgeschichte; und je vielseitiger ein Volk gebildet ist, desto schwerer erkennen wir sein Grundwesen als unterschieden von dem anderer Völker, weil die Bildung immer mehr die Unterschiede der Völker ausgleicht und die Besonderheiten als Verneinungen behandelt, die durch die große Bejahung des Weltbürgerthums aufgehoben werden. Wie weit auch eine so ziemlich entgegengesetzte Auffassung eine Berechtigung haben könne, zeigt die, von uns mehrfach berührte, quantitativ wie qualitativ stärkere Entwickelung der Besonderheit oder Individualität durch Bildung und Erziehung und der Drang der „Nationalitäten“ in der Gegenwart, sich geltend zu machen. Wir kommen bei der Rassenlehre etwas ausführlicher auf diese und ähnliche Gegensätze zurück.

Eben jenes Grundwesen, das wir vorhin Volksnatur nannten, muß uns beschäftigen, soweit es sich aus den Beobachtungen und Berichten aller Zeiträume ergibt, bevor wir die Geschichte, die Entwickelungen und Schicksale der Völker und des Volkslebens im Laufe der Zeit, verfolgen. Freilich spielen immer Naturbeschreibung und Naturgeschichte in einander über.

Ob wir gleich bei dem Einzelwesen, wie bei der Gattung, und so denn auch bei allen Lebenseinheiten bis zur Lebensallheit, dem Universum, hinauf, die untrennbare Einheit der lebendigen Gliederung, des Organismus annehmen: so betrachten wir ihn doch auch nach seinen beiden polaren Richtungen, möglichst unterschieden als Leib und Seele u. dgl. Wir theilen deßhalb unsere Volksnaturbeschreibung oder Biologie in Physiologie und Psychologie, mit dem immerwährenden Vorbehalte der wechselseitigen Ergänzung. Auch hier wieder geben wir nur Umrisse und Beispiele; zuerst denn der **Physiologie** in weiterem Sinne, mit Einschluß der Anatomie.

Physiologie.

Das Gerippe des Menschen gilt uns als Bild des Todes, und tritt uns auch nicht eher unmittelbar vor Augen, als bis sein früherer Inhaber es als herrenloses Gut hinter sich gelassen hat. Aber es ist nicht bloß der dauerhafteste Theil der Menschengestalt, und es war nicht bloß der Träger des Fleisches, sondern seine Gestalt und ganze Beschaffenheit bedingte in hohem Grade die ganze Gestalt des lebenden Menschen. Die beweglichsten und ausdrucksvollsten Züge des Antlitzes hiengen gröstentheils von dem starren Schädel ab, den ihr schnell vergängliches Kleid bedeckte. Die blühenden Lippen und der unmittelbarste Spiegel des Geistes im Körper: das strahlende Auge, lassen nur ihr nacktes farbloses Kalklager zurück. Das schwache Haar, das doch viele lebende Schädel nur allzufrüh verläßt, hält auf den todten noch am längsten aus.

Diese Dauerhaftigkeit des Gerippes läßt uns in ihm die Stammesurkunden ganzer begrabener und längst von der Erde ver-

schwundener Völker suchen, von deren einst lebender Gestalt nur theilweise noch Bildwerke und Münzen einen Nachschimmer geben, wesshalb wir auch unten bei der bildenden Kunst noch einige Ergänzungen zu diesem Abschnitte liefern werden. Aber die Bedeutung des Gerippes für den ganzen Organismus läßt uns in ihm auch für die Abstammung der gegenwärtigen Völker ein entscheidenderes Zeugnis suchen, als in der Außenseite des lebenden Menschen. Doch selbst das Gerippe ist nicht bloß ebenfalls vergänglich, leidet unter Druck und anderen Einwirkungen der Stoffe, unter und in welchen es begraben liegt, zerfällt, sobald eine um Jahrtausende jüngere Atmosphäre in die geöffnete Gruft dringt; sondern es ist auch bei Lebzeiten, ja bei Lebensanfang seines Trägers künstlichen und gewaltsamen Änderungen ausgesetzt, insbesondere der wichtigste Theil desselben, der Schädel, das Hauptgehäuse der Sinne und des Sinnes.

Der Misgeburten, der Höcker und Schiefheiten ganz zu geschweigen, welche nicht selten einen rein mechanischen Ursprung haben, hat der krankhaft verkehrte Formensinn vieler Völker die Sitte hervorgebracht, dem Schädel der Neugeborenen durch Schienen und Pressen unnatürliche Rundung, Plattheit, Länge, Spitze u. s. w. zu geben, in China den Frauenfuß, auf der Höhe europäischer Bildung Füße, Rippen und Brustkasten des Stutzers und der Modedame durch Schnüre und Bande zu verkrüppeln. Die haute volée der Eingeborenen in Peru fand nur den Flachkopf aristokratisch, in andren Theilen Amerikas den nach hinten zugespitzten, oder den cylinderartig verlängerten Schädel. In allen Welttheilen kommen und kamen solche Verunstaltungen des Schädels vor und lassen selbst bei sehr alten ausgegrabenen Schädeln Bedenken gegen die Rassenhaftigkeit ihrer Gestalt auftauchen. Am verbreitetesten dürfte diese Unsitte in Amerika sein. Wie so viele andere Eigenthümlichkeiten der „wilden Völker", bezeugt sie eine vieljährige Entfernung von dem animalisch gesunden Naturzustande, eine verschrobene Bildung und Kunstanschauung, die oft nicht, wie bei den „Kulturvölkern", erst aus wirklichem Schönheitssinne einer wieder gesunkenen Bildung ausgeartet, sondern eine unmittelbar vom Baume der Erkenntnis gepflückte verkrüppelte Frucht ist. Angeboren und in ihrer Art naturgemäß kann diese Anschauung

der betheiligten Volksstämme schon desswegen nicht sein, weil sie in ihrem eigenen Schädelbau doch wohl nicht ein Urbild vor sich hatte und dieses nun zum Extrem verbildete. Vielleicht dürfen wir eher, wie bei manchen Gestaltungen der Kopf-rüstung und -tracht, an Vorbilder aus der Thierwelt denken. Zahlreiche Nachrichten über die künstlichen Misstaltungen des Schädels, der Zähne u. s. w. finden sich u. a. bei Gosse, Essai sur les déformations artificielles du crâne (Genève 1855), vgl. R. de Belloguet, Ethnogénie Gauloise II 154 ff. 162; und bei Ecker in Westermanns Illustrierten Monatsheften 1862 Nr. 69 ff.

Wahrscheinlich, wenn auch noch nicht hinlänglich erwiesen, ist die Einartung solcher unkünstlerischen Kunsterzeugnisse in die Volksnatur durch lange und unausgesetzte Wiederholung; also auch ihre Fortpflanzung, wenn auch nicht so völlig, daß nicht der alte Gebrauch immer wieder nachhelfen müste.

Ähnlich wird es sich mit wirklichen Krankheiten, z. B. der Haut, verhalten, die durch aufgedrungene Gewöhnung, schlechte Nahrung, Wohnung und gesammte Körperpflege bei ganzen Stämmen und Gesellschaftsklassen entstehn, und endlich erblich, wenigstens erbliche Neigung, zu werden scheinen. Manche Krankheiten, wie z. B. der Weichselzopf (s. Hufeland bei Prichard-Wagner Naturg. d. M. I 194) scheinen zugleich an Oertlichkeiten und an Stämmen zu haften, an letzteren aber, im Gegensatze zu Nachbarn, nur durch eine, in langem Zeitraume erblich gewordene, Anlage.

Die folgenden Bemerkungen entnehmen wir einem Vortrage über den Einfluß der Bodenverhältnisse auf das Vorkommen von Krankheiten und über die wissenschaftliche Ursachlehre (Aetiologie) der Krankheiten überhaupt, welchen Prof. Hirsch aus Berlin in der 38. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Stettin gehalten hat (s. Frankf. Conversationsblatt 1863 Nr. 233). Maßgebende Bodenverhältnisse sind nach diesem: 1. die Elevation (Gebirge, Hoch- und Tief-land) 2. die Configuration (Küsten- und Binnenland, Thal) 3. der Gehalt (mineralogische Beschaffenheit, Gehalt an organischem Detritus, und Fähigkeit zur Aufsaugung von Feuchtigkeit). Unabhängig davon ist die Gruppe der Hautkrankheiten (Pocken, Masern, Scharlach),

des Keichhustens und der Influenza. Eine andere Gruppe, namentlich die Lungenschwindsucht, wird nicht durch das Klima (in engerem Sinne), sondern durch die Elevation beeinflußt; 800—1000 Metres über dem Meeresspiegel kommt dieselbe nicht vor, während dort gerade die Katarrhe herrschen. Die Figuration übt ihren Einfluß z. B. auf das Gelbfieber, welches, mit einer einzigen Ausnahme, sich nicht weiter als 9 engl. Meilen von dem Ufer großer Bassins entfernt; und auf den, oft mit Kropf verbundenen, Kretinismus, der nur in tief eingeschnittenen und wenig erhellten Thälern vorkommt. Der Erdbodeninhalt wirkt auf Wechselfieber und Malariakrankheiten, die in Sumpfboden mit reichem organischem Detritus hausen; und auf die Cholera, die an einen porösen und leicht durchfeuchteten Boden gebunden ist, wie Pettenkofer nachweist. So z. B. herrschte die Cholera in Steiermark auf Granitboden mit, durch Alluvium ausgefüllten, großen Rissen. Im Spessart hat Virchow den Kalkboden mit Magnesiagehalt als Bedingung des Kretinismus erwiesen.

Gewisser und vollständiger, als die allmähliche Vererbung gewaltsamer und krankhafter Bildungen, ist die Einartung (das Werden zur andern Natur) körperlicher Gewohnheit, Haltung, Geberde, welche durch Naturbedürfnis hervorgerufen wurde. Darwin und seine Genossen nehmen sogar eine völlige Umartung an, die im langen langsamen Gange der Weltalter unter veränderten Naturverhältnissen durch nothwendige Gewöhnung nicht bloß Gattungen und Arten, sondern auch ganz verschiedene Klassen des Thierreichs in einander übergehen lasse, von den niederen zu den höheren aufsteigend. Diese Einwirkung der zufälligen oder nothgedrungenen Lebensweise beginnt mit der Umartung, wenn nicht gar Neuartung, einzelner Organe und Glieder, die sich bei Thieren wie bei Pflanzen nachweisen läßt.

Hier genügt uns der bestimmtere Satz: daß die Naturgewalt veränderter Lebensbedingungen, wie des Klimas und des Bodens u. s. w., die Lebenskraft und Gestalt, sogar denn auch den ursprünglichen Knochenbau der Menschen umbilden kann.

Starke Hitze und Kälte, bergiges oder ebenes, trockenes oder wasserreiches Land, mühvolle Arbeit in freier Luft oder in dumpfer Werkstätte, Bücher- und Schreib-stube u. s. w. bewirken auch bei ver-

wandten Völkern und Menschenklassen augenfällige Veränderungen, am schnellsten der Farbe; allmählich auch der Umrisse und Maße (Dimensionen) in Wuchs (Statur), Außengliedern (Extremitäten) und selbst im Schädel; sodann der Haltung, die mit dem Knochenbau, auch des Fußes, besonders der Sohle, in Wechselwirkung steht. Nicht geringeren Einfluß hat das Klima auf die Stimmung, das Temperament und die geistigeren Kräfte des Menschen überhaupt. Allbekannt ist z. B. die erschlaffende Wirkung des tropischen Klimas auf die europäischen Einwanderer. Ferner steht die Beschaffenheit der Nahrungsmittel in sehr verschiedenem Verhältnisse zu dem Kalkgerüste des Skelettes, sowie zu dem gesammten Lebensprocesse der Wesen, wie wir unten etwas näher zeigen werden. Wie dehnbar die Natur der höchstorganisierten Thiergattungen ist, erweist u. v. a. die Gewöhnung der fleischessenden Raubthiere, namentlich des Menschen, des Hundes und der Katze, im Kulturleben oder im Mangel an die Pflanzenkost, deren Rückwirkung auf den Charakter unverkennbar ist. Seltener findet sich die umgekehrte Gewöhnung z. B. des Pferdes und des Rindes an die Verzehrung von Fischen, die freilich der kirchlichen Fastendiät nicht als Fleisch gelten.

Die gemäßigten Gebiete der kälteren Erdgürtel scheinen dem derben Wachsthum und auch der Lebensdauer am günstigsten zu sein. Dagegen wird nach den Polen hin in der Regel Mensch und Thier, wie z. B. das arktische Rennthier und der Finne als Lappe, viel kleiner, wobei jedoch die freiere Menschennatur immer die häufigsten Ausnahmen zeigt, und z. B. neben dem großen Patagonen der kleine Feuerländer wohnt. Jedoch verweigert die Geschichte oft die hier sehr wichtige Auskunft: ob nicht der Unterschied des Wuchses bei Bewohnern Eines Erdstriches, aber verschiedener Abstammung und Rasse, von der verschiedenen Zeit ihrer Einwanderung, also der Frist ihrer Gewöhnung an Klima und Lebensweise, herrühre. Dazu kommt denn noch die bleibende Verschiedenheit der letzteren, wie z. B. zwischen den Lappen und den meisten eingeborenen d. h. in unvordenklicher Zeit eingewanderten Völkern Nordasiens von den weit später eingewanderten Indogermanen, wie den Russen und noch mehr den skandischen Germanen. Das Klima und die ausschließliche Pflanzennahrung

haben dem indischen Stammverwandten des hellfarbigsten, grösten und grobknochigsten Nordeuropäers Bronzefarbe, kleinen feinen und geschmeidigen Körperbau und selbst gewisse Eigenheiten des Schädels gegeben. Roget de Belloguet (a. a. O. II 14. 36.) vermuthet nach seinen Beobachtungen stärkere Einwirkungen der äußeren Natur auf die gemischteren Stämme. Aus gleichem Grunde erklärt Hunt (Sitzung der Ethnological Society im Herbste 1863, s. „Reader“ 1863 p. 403) den physiologischen Kosmopolitismus der Juden, Zigeuner, Chinesen als reiner Rassen.

Eine zwar auch durch klimatische Verhältnisse mitbedingte, aber von freier Wahl weit abhängigere Ursache körperlicher Eigenthümlichkeiten ist die Kleidung, wie wir vorhin schon andeuteten und ebenfalls unten weiter sehen werden. Doch wollen wir bereits hier einige Augenblicke länger bei ihr verweilen. Die Alten unterschieden auf den Schlachtfeldern der Kriege zwischen Kambyses und den Aegyptiern nach Herodotos (III 12) die Schädel der Perser an ihrer, durch Turbantragen verursachten, Weichheit und frühen Verwitterung von denen der Aegyptier, welche von Kindsbeinen an die Köpfe schoren und der Sonne aussetzten, weßhalb sie denn auch seltener, als andere Völker, Glatzen bekämen. Übrigens dürfte die Schädelhärte der Aegyptier eher rassenhaft sein. Azara (Voyages dans l'Amérique méridionale II 59 bei Prichard-Wagner, Naturg. d. M. I 335) fand in Paraguay auf den Todtenhöfen die Gebeine der Guaranis viel verweslicher, als die der Spanier, ein Seitenstück zu der vorigen Nachricht.

Auf den Bau des Fußes, dessen Wechselwirkung mit der Haltung wir vorhin erwähnten, hat die Bekleidung den grösten Einfluß. Wir behaupten nicht zu Viel mit der allgemeinen Verkrüppelung des Fußes, besonders der Zehen, durch den modernen und modischen Schuh, weit über Chinas Grenzen hinaus. Das niedlichste feinbeschuhte „Füßchen“ so mancher gefeierten Schönen würde das gesunde Auge anwidern, wenn sie als Barfüßele aufträte. Schon die mindeste Bekleidung hemmt die Muskelthätigkeit der Zehen; und vielleicht würde der Affe durch eine lange Reihe beschuhter oder auch nur bestrumpfter Affenalter die Würde des Vierhänders verlieren. Jedenfalls steht ihm der kletternde

Barfüßer unter unsern Proletariern, vielmehr noch unter halbwilden Waldvölkern, bedeutend näher, als der Kulturmensch mit seinen müßigen und beschuhten Füßen und Zehen. Wir lasen in der That von einzelnen Volksstämmen, daß sie gewohnt und durch den Bau des Fußes befähigt seien, ganz nach Affensitte zu klettern. Jedoch wird diese Fertigkeit bei dem Neuholländer (den Viele überhaupt dem Affen am nächsten stellen) nicht sowohl angeboren als angeübt sein, wie die auch von gebildeteren Stämmen, z. B. „vielen Hindus" (Perty, Anthropolog. Vorträge Lpz. 1863 S. 138), behauptete fingerartige Zehenfertigkeit. Kein Menschenfuß besitzt einen Daumen mit jenem Muskel (opponens pollicis), der ihn bei der Hand den Genossen entgegenstellt. Aber bis zu sehr weiten Grenzen dehnt Willenskraft und beharrliche Übung auch den gleichsam widernatürlichen Gebrauch der Muskeln und der Bewegungsnerven aus, wie z. B. bei den Gliederverrenkungskünstlern, den Kautschukmenschen u. s. w., sowie bei dem wirklichen handartigen Gebrauche des Fußes, den sich armlos Geborene anüben.

Die Bekleidung der Hand hat geringeren, aber immerhin nicht unbedeutenden, Einfluß auf die Gebrauchsfähigkeit und dadurch auch auf den Bau dieses Gliedes. Die fortwährend und enge beschuhte Hand der feinen Dame würde bei jedem herzlichen Drucke die Thierhaut sprengen, die sie über die eigene gezogen hat, und endlich sie den Gebrauch der Fingermuskeln ganz verlernen und diese erstarren lassen, wenn nicht eine andere Modepflicht eine glückliche Reaction übte. Das moderne Klavierspiel nämlich gebietet nicht bloß die Enthüllung selbst der züchtigsten Hand, sondern nöthigt sie auch zur stärksten Kraftentwickelung, sogar zu der eben berührten Gewöhnung der Muskeln nach Richtungen hin, welchen ihr natürlicher Bau entschieden widerstrebt.

Den folgenreichsten und für unsere Wissenschaft wichtigsten Einfluß der Kleidung auf den Körperbau wollen wir nur kurz erwähnen, aber desto stärker betonen. Wir meinen diejenigen naturwidrigen Moden, welche nicht bloß unmittelbar auf den Körper ihrer Träger und vorzüglich ihrer Trägerinnen wirken, und durch diesen vermuthlich in allmählicher Mittelbarkeit auf die künftigen Geschlechter; sondern welche auch diese letztere Wirkung in allernächster Mittelbarkeit aus-

üben und durch dieselbe eine unabsehbar wachsende Folgenreihe begründen. Schnürbrüste, Schnürhüften, Reifröcke und s. v. Krinolinen, allzugroße Enge und Wärme unaussprechlicher Kleidungsstücke, und wiederum Sansculotterie zu kalter und windiger Unzeit — sind ebensoviele Sünden gegen die Nachkommen der in Schnüre und Reife gebundenen Ahnen.

Ob der Satz: „Mit der Ursache hört die Wirkung auf (cessante causa cessat effectus)" auch auf die erblich gewordene Änderung der ursprünglichen Körperbeschaffenheit anzuwenden sei? ist ebenfalls eine folgenreiche Frage. Sie tritt ein, wann ein Volk oder einzelne Volkstheile in eine ältere Heimat zurückgehn oder in eine neue übersiedeln, deren Beschaffenheit sammt der daraus hervorgehenden Lebensweise von der ihrer Vorgängerinnen abweicht.

Im ersten Falle fragt es sich: ob eine Rückartung, eine restitutio in integrum, in einer Zeitdauer möglich sei, welche jener der Abwesenheit ungefähr entspricht? Das Prinzip der Erblichkeit selbst steht der Wahrscheinlichkeit der unbedingten Bejahung entgegen, weil auch von dem späteren Erbe ein und der andere Theil zu sehr zur anderen Natur geworden sein würde, um nicht auch bei der Wiederbesitznahme des früheren oder auch des ursprünglichsten Erbes seine Stelle zu behalten und einige Einwirkung auf letzteres zu äußern. Indessen würde schon eine bedingte Bejahung eine wichtige Voraussetzung (Präjudiz) für die mögliche geschichtliche Einheit des Menschengeschlechtes abgeben. Zu solchen Beobachtungen würde sich heutzutage, wo die massenhaften Völkerwanderungen und Völkerversetzungen früherer Tage etwa nur noch bei den Urbewohnern der neuen Welt vorkommen, vielleicht noch Gelegenheit bei den einzelnen Rücksiedelungen der Nachkommen europäischer Auswanderer ergeben. Aber abgesehen von der Schwierigkeit der ununterbrochenen Beobachtung so zerstreuter Fälle durch befähigte Menschen, bedarf jede durchgreifendere Verwandelung so langer Zeiträume, daß eine Akademie für die Lösung solcher Preisaufgaben die Frist nicht unter einem Jahrtausend bestimmen dürfte.

Für die Rückartung aus einer, mehr nur durch die Lebensweise entstandenen Entartung verweist Vogt (Vorlesungen über den Menschen Gießen 1863 II 232 ff.) auf beide Vorgänge bei dem Pferde, und

schließt aus denselben auf die Entartung der im 17. Jahrh. durch die Engländer ins Elend (aber auch in Gegenden von bestimmter Bodenform) getriebenen Iren. Diese sollen offene vorgestreckte Mäuler mit vorragenden Zähnen und fletschendem Zahnfleisch, vorragende Backenknochen, eingedrückte Nasen, dicke Bäuche, krumme Beine, niedren Wuchs bekommen haben. Vogt faßt diese Wandelungen nur als pathologische, kretinartige, nicht als rassenartige, auf. Jedoch werden sie zu letzteren, wenn sie nicht bloß zahlreiche Ausnahmen, sondern die Regel bei einer ganzen, zumal stammlich gleichen, Bevölkerung geworden sind, und besonders, wenn sie nicht bloß durch die Fortdauer der äußeren Bedingungen, sondern auch durch eine Erblichkeit ständig werden, die sich, wenigstens einige Generationen hindurch, auch in andrer Örtlichkeit und Lebensweise erhält. Vogt selbst gibt a. a. O. die Veränderlichkeit der Rasse durch Klima und Entbehrungen zu, glaubt aber, daß statt der Umbildung häufiger Erlöschen eintrete, indem „die erste und allgemeinste Einwirkung der klimatischen Veränderungen in einer Abschwächung der Zeugungskraft“ bei beiden Geschlechtern bestehe.

Die zweite der obigen Fragen: nach der Wirkung neuen und wiederholten Ortswechsels, bedarf natürlich ebenso langer Frist zu ihrer Lösung und unterliegt den gleichen, vorhin erwähnten, Gesetzen der Erblichkeit. Jeder neue Wechsel des Ortes und der Lebensweise gesellt zu den alten Faktoren einen neuen.

Je mehr übrigens der Völkerverkehr zunimmt und die Macht der Wahlverwandtschaft die der Blutsverwandtschaft überflügelt: desto eingreifender tritt noch ein anderweitiger Faktor auf und macht Striche durch die sichersten Rechnungsvoranschläge. Dieser ist die Mischung der Völker, die bei jedem Ortswechsel in neuen Stoffen und Maßen vorgeht, und selbst ohne Ortswechselung und Auswanderung, wo mit dem Thorschlusse der Ghettos, der Negerquartiere, der Indianervorstädte u. s. w. allmählich auch der Thorschluß der Herzen und Neigungen aufhört, am langsamsten freilich zwischen verschiedenen Rassen.

Gerade die semitischen Juden, an welche wir hier erinnert werden, geben das weiteste Feld für eine rückwärts schauende Lösung jener Doppelfrage, sowohl durch die verhältnismäßig erhaltene Un-

gemischtheit innerhalb ihres Gemeindeverbandes, wie durch ihre beispiellose Zerstreuung und Hinundherwanderung, mit Einschlusse der Rückwanderungen nach Palästina. Zugleich aber findet dennoch auch hier die Beobachtung verwirrende Schwierigkeiten. Namentlich geht mit der Zerstreuung gleich beispiellose Verschiedenheit und, großentheils, Unglückseligkeit der Verhältnisse Hand in Hand, in welche das zersplitterte Volk geschleudert oder gepreßt wurde, und welche in allen Zonen nachweislich krankhafte Einwirkungen auf den Organismus äußerten, wie solche auch z. B. bei den Cagots in Frankreich ähnlich entstanden. Glücklicherweise bewährt sich auch hier jenes Causalgesetz, und die gesunde Federkraft des Organismus läßt die krankhaften Nachwirkungen böser Zeit nicht lange dauern, wann eine bessere Zeit mit der Erkenntnis der Ursachen auch ihre Hebung lehrt und den jungen Geschlechtern die nöthigen Heilmittel in die Hand gibt.

Im Zusammenhange mit diesen Untersuchungen steht die wichtige und durch Thier- und Pflanzen-reich gehende über die Veränderlichkeit der Rassen durch dauernde Einwirkungen von außen wie durch Mischung. Eine Vorfrage bildet ihre Mischbarkeit. Da diese an sich unter allen Menschenrassen unseres Wissens thatsächlich erwiesen ist, so knüpfen sich an sie die weiteren Fragen: erstens der Fortpflanzungsfähigkeit der Mischlinge (Mestizen, Bastarde); zweitens die, dieser wieder untergeordnete, der Dauer und Stetigkeit der Mischlingsformen als neuerzielter Rassenkennzeichen.

Zur Beobachtung dieser so wichtigen Möglichkeit einer stetigen und fruchtbaren Neuartung ist die Gelegenheit nicht so häufig vorhanden, wie dieß die häufige Vermählung namentlich der weißen Erdengötter mit den Töchtern der schwarzen, gelben, rothen Rassen und Kasten (sanskr. varnâs d. i. Farben) vermuthen läßt. Denn dem Weißen werden die Nachkommen dieser gemischten Ehen aus wiederholten Verbindungen mit der weißen Rasse in jedem neuen Mischungsgrade verwandter und anziehender, die Mulattin reizender, als ihre Mutter war. Die Quarterone zu New-Orleans nimmt sogar in der Romantik einen anerkannten Rang ein, ein zweifelhaftes Vorrecht neben gewissem Unrecht, das ihr theils von der Gesellschaft, theils von dem Dämon der eigenen Mischnatur angethan wird.

Aber auch schon in dem ersten Grade der Mischung erscheinen nicht selten Abkömmlinge, in welchen die eine oder die andere Rasse vorherrscht; und im zweiten Grade deutliche Rückartungen, meistens in die niedere Rasse der Großmutter. Eine wenig gemischte und zugleich als solche gattungstreu mehrere Menschenalter hindurch fortgepflanzte Mischrasse sind die Mulatten in San Domingo; doch fehlen uns zur Zeit noch genaue Nachrichten über sie. Ähnlich verhält es sich mit den massenhaften Bevölkerungen von Mulatten in ganzen Gebieten Westindiens und Brasiliens, von Mestizen (Mischlingen der Weißen und der Indianer) in den meisten Theilen Südamerikas, von mehreren anderen Mischrassen in Asien und Afrika (s. Prichard-Wagner a. a. O. I 185 ff.). In allen diesen Fällen liegt die Fortpflanzung der Mischbevölkerungen aus sich selbst als fast unleugbare Thatsache vor, bei welcher der Zufluß fremden und rassenhaft reineren Blutes nur wenig mitwirkt. Eine genaue Berechnung dieses Zuflusses ist ebenso wichtig wie schwierig.

Die Fortpflanzungsfähigkeit der Mischlinge ist auch klimatisch verschieden. Wenigstens lesen wir, daß der, in Europa gewöhnlich kinderlose, Maulesel in Südamerika seinen Stammbaum bis auf 9 Ahnen zurückführen könne. In allen diesen Dingen hat die unbefangene und scharfsichtige Beobachtung noch sehr Viel zu berichten, bevor die Wissenschaft Gesetze aufstellen kann. Waitz a. a. O. I 186 ff. hat viele Beobachtungen über die Rassenmischung und ihre Wirkungen verglichen. Aber das Skelett der Mestizen, mit einiger Ausnahme des Schädels, ist noch nicht hinlänglich mit dem der reinen Rassen verglichen worden. Noch mehr fehlt es an Beobachtungen der Organe und Atome ihrer Fortpflanzung, welche bei gemischten (hybriden) Säugethieren, Vögeln und Pflanzen sehr genau untersucht, und häufig verkümmert und mangelhaft gefunden wurden.

Der Verfasser eines Aufsatzes über die geschlechtliche Fortpflanzung der Gewächse in den „Grenzboten" 1864 Nr. 15 bemerkt: daß bei Mischlingen aus verschiedenen Arten die Fortpflanzung durch ungenügend ausgebildeten Blüthenstaub gehemmt werde, aber bei Mischlingen aus verschiedenen bloßen Varietäten (d. h. minder verschiedenen Arten) gesteigerte Fruchtbarkeit zeige.

Bei der Untersuchung über die sehr verschiedenartigen Einwirkungen der Mischung auf die Fortpflanzungsfähigkeit nicht bloß, sondern auch auf die ganze Qualität des leiblich-geistigen Organismus kommt auch die wichtige Doppelfrage hinzu und sogar in die Quere: ob die ungemischte Fortpflanzung innerhalb enggeschlossener Kreiße des Volksstamms und der Familie den Organismus verschlechtere (vgl. u. a. Plagge, Die Quellen des Irrsinns Neuwied 1863), ob also die Mischung das Blut erfrische und verbessere, wovon das bedingte Gegentheil bei der eigentlichen Rassenmischung angenommen wird. Wir kommen weiter unten noch einmal auf diese Fragen zurück, und unterscheiden hier das behauptete Bedürfnis der europäischen Stämme in der neuen Welt: durch stete Mischung mit neueingewanderten Europäern sich vor völliger Entartung oder Verkümmerung zu retten. Wir schreiben nämlich letztere hier nicht der Mischung mit andern Rassen zu, sondern planetarischen und klimatischen Ursachen.

Bei jeder Mischung nicht nur, sondern bei jedem Werden eines neuen Einzellebens ist außer den beiden Faktoren des Einzelpaares noch ein dritter thätig, nämlich der des neuen Lebens selbst. Diese Selbstthätigkeit oder Selbstentwickelung des Einzelwesens in seinem eigenen Lebensprocesse nennen wir die Kraft oder (mit Darwin-Rolle) das Recht der Sonderung (Individualisation), oder das Individualitätsgesetz.

Das Kind (Einzel- oder Sammel-wesen) ändert an dem elterlichen Erbe Viel schon durch Besitznahme und Gebrauch, erhielt Manches davon gar nicht oder verliert es wieder, steigert Anderes, und gewinnt oder erschafft endlich Neues dazu. Das Kind gleicht 1) dem Vater 2) der Mutter 3) sich selbst und allein — so daß selbst die Elterneitelkeit zugeben muß: „das gelungenste Porträt müsse ähnlicher sein, als das Original selbst." Pott sagt (in seiner „Ungleichheit menschlicher Rassen" Lemgo 1856 S. 65): „Durch fortgesetzte Mischungen muß nothwendig ein Volk allmählich ein Anderartiges werden, als die zur Mischung beitragenden Faktoren für sich." Mit ihm machen wir auf C. Vogts Äußerungen („Köhlerglauben" u. s. w. S. 72) aufmerksam. Er fordert mit Recht Fest-

stellung der reinen Rassencharaktere, bevor man ihre Veränderung durch Mischung untersuchen wolle. Er vermisst genauere Angaben über die Abstufungen der unterscheidenden Charaktere bei den konstatierten Mischlingen in Südamerika, weiß aber: daß Zambos, Mulatten und Mestizen keiner bestehenden Rasse gleichen, wesshalb denn auch wahrscheinlich keine solche durch Mischung entstehen könne. Was Schütz (A. A. Zeitung 1855 Nr. 88 Beilage) dagegen anführt, reicht nicht aus. C. Vogt nahm freilich wenigstens früher die Unveränderlichkeit der Rassen und desshalb auch die Mehrheit ihrer Urväter als Dogma an. In seinem neuesten Werke („Vorlesungen über den Menschen" Gießen 1863) macht er der allmählichen Umgestaltung der Organe (auch der feinsten, wie des Gehirns und der Schädelcapacität) durch äußere Einwirkung wie durch Bildung größere Zugeständnisse.

Unter den körperlichen Merkmalen der Abstammung steht der Schädel obenan. Er ist freilich zwar der greifbarste, aber immer nur sehr derbe und oberflächliche Umriß des höchsten Lebensorgans: des rassenhaft in Größe, Gewicht und Bau wechselnden Gehirns. Dieses ist z. B. bei dem Neger sehr abweichend von dem des Kaukasiers (vgl. Combe gegen Tiedemann bei Cotta, „Briefe über A. v. Humboldts Kosmos" 3. A. I 370); jenes nähert sich den Typen des europäischen Kindes und Weibes (s. u.), anderseits auch des Affen. Wiederum ist der Schädel des afrikanischen Negers länger und schmäler als der des australen; mit der Natur des Schädels hängt auch die des Haares zusammen, das bei beiden Rassen kraus, aber nur bei dem Afrikaner wollig ist. Andere, wirklich vorhandene, Unterschiede trennen beide schwarze Rassen nicht so entscheidend, wie der Schädel. Wichtig sind hier u. a. die Windungen des Gehirns, deren Zahl und Deutlichkeit mit der Höhe der Organismen zunimmt. Sodann die Capacität, der Innenraum des Schädels. Über diese und die Hirnmasse, namentlich deren Messungen bei den verschiedenen Rassen, finden wir bei Waitz (a. a. O. I 298 ff. vgl. auch Perty „Anthropologische Vorträge" S. 72) Angaben, die oft nicht übereinstimmen. Zu unterscheiden ist die Größe des Kopfes in seiner ganzen äußern Erscheinung. Man schreibt ihre

Ausdehnung auch besonders Einflüssen der Oertlichkeit zu (Waitz a. a. O. 44), wie z. B. dem kälteren Klima.

Eben auch bei der Schädelcapacität zeigen sich nach mehreren Beobachtungen Unterschiede und Veränderungen, die nicht von der Rasse und ihrer Mischung abhangen, sondern andern physischen und psychischen Entwickelungsgründen zugeschrieben werden müssen. So hat Broca (s. Vogt a. a. O. I 108 ff.) die Zunahme dieser Capacität im Laufe der Jahrhunderte bei der (immer stark gemischten) Bevölkerung von Paris im allgemeinen nachgewiesen. Aitken Meigs findet die Schädelcapacität der in Afrika geborenen Neger stärker, als bei den Negersklaven Nordamerikas. Wir verweisen jedoch auf weiter unten vorkommende Beobachtungen über letztere von entgegengesetzter Bedeutung, welche darum die fluchwürdigen Folgen der Sklaverei nicht ausschließen; nur muß man die, häufig noch weit scheußlicheren, Zustände in Afrika selbst in Gegenrechnung stellen. Vogt (a. a. O. 245) beschränkt die klimatischen Einflüsse auf den Neger im nördlichen Amerika und auf den Weißen in Afrika auf Schattierungen der Hautfarbe, und leitet stärkere Wandelungen in dem ganzen Organismus der Genannten von Mischung her — Beides allzu bestimmt, da wir z. B. geistig ausgezeichneten Mulatten, wie dem Mathematiker Lille Geoffroy aus Martinique, und dem zum Fulahstamme gehörigen (s. u.) Schauspieler Ira Aldridge auch Beispiele reinblütiger Neger von ähnlicher Begabung entgegenstellen werden.

Vogt selbst (a. a. O. II 234 ff.) verzeichnet die Beobachtungen von Reiset: „Die in den Antillen geborenen Negerkinder haben alle Charaktere des Negers, nur abgeschwächt. Die Haare und die Farbe bleiben; aber das Gesicht verliert die Schnute, und in allen andern Beziehungen nähert sich der Creolenneger dem Weißen.“ Ebenso von Réclus: „Die Neger der V. Staaten haben durchaus nicht mehr den selben Typus, wie die Neger in Afrika. Ihre Haut ist selten sammetschwarz, obgleich fast alle ihre Ahnen aus Guinea eingebracht wurden. Sie haben keine solche hervorstehende Backenknochen, keine so dicken Lippen, so platten Nasen, so dichte Wolle, so bestialische Physiognomien, so spitze Gesichtswinkel, als ihre Brüder in der alten

Welt". Vogt meint nun, ähnliche Varietäten fänden sich auch in Afrika selbst. Wir kommen unten ebenfalls auf diese Gegenstände zurück.

In neuerer Zeit wurde, wie wir bereits bemerkten, die Schärfe der rassenhaften Unterscheidung der Schädelformen von gewichtigen Stimmen angefochten. Crawfurd erkennt sogar weder dem Schädelbau noch der Sprache die Geltung eines Abstammungszeugnisses zu! Nicht genug, daß die früher allzu bestimmt abgegrenzten Normalschädel der einzelnen Rassen allmählich durch eine Menge von Zwischenstufen kaum weniger, als Lavaters Frosch- und Menschen-gesichter, mit einander verbunden worden sind: so finden sich innerhalb der einzelnen Rassen, ja der sicher blutseinheitlichen Völker-familien und -stämme sehr verschiedene Schädelformen und Zahnstellungen, bei welchen die Erklärung durch jene künstliche Entstaltung nicht anwendbar ist, obgleich letztere sich auch auf das Gebiß erstreckt. Retzius und C. Carter Blake theilen die Südamerikaner in lang- und kurzschädelige Völker (s. den Sitzungsbericht der British Association zu Newcastle im „Reader" 1863 II 418 ff.). Es fragt sich: ob in diesen und vielen andern Fällen (s. nachher) nicht die Örtlichkeit mächtiger wirke, als die Abstammung. A. Wagner (A. A. Z. 1855 S. 1723) verweist auf die Abbildungen europäischer Schädel in Webers „Lehre von den Ur- und Rassenformen", unter welchen entschieden mongolische, amerikanische, malayische und selbst aethiopische Charaktere vorkommen. Vgl. auch R. de Belloguet a. a. O. 125 nebst Citaten; und vorzüglich, auch für die verwirrende Mannigfaltigkeit typischer Merkmale überhaupt (der Complexion u. s. w.), Waitz a. a. O. I 242 ff. Munzinger in Petermanns Mittheilungen 1863 Nr. 5. Perty a. a. O. 65 ff.

Diese Mannigfaltigkeit würde minder auffallen, wenn sie nur sporadisch, obgleich immerhin häufig, bei Einzelmenschen vorkäme, weil sie dann bald nach jenem Rechte der gesunden Sonderlebenskraft, bald nach Art der künstlichen Umbildungen zu beurtheilen wäre. Aber es ist nicht mehr bloße Ausnahme und Laune der Natur und der Menschen, wenn ganze und oft zahlreiche Stämme Einer Familie den andern gegenüber solche Merkmale als Stammeszeichen besitzen.

Wenn! Wie so häufig in unserer Wissenschaft, müssen wir den Einwürfen wiederum Zweifel entgegensetzen. Hier nämlich sind die Beobachtungen noch keineswegs so festgestellt, daß wir sichere Schlüsse daraus fällen könnten. So z. B. schreiben nur einige Beobachter den iranischen, zahlreichere den lituslawischen, Indogermanen gedrückteren Schädelbau zu, als nicht bloß ihren übrigen Familiengenossen, sondern auch den, ihnen ferner stehenden, Kaukasiern (in engerem Sinne). Andre Beobachter der Gegenwart, nicht minder antike Zeugnisse und Bildwerke, geben den Persern und ihren nächsten Verwandten hohe Stirnen. Unter den Slawen sollen die Kleinrussen viel kürzere Köpfe haben, als die Großrussen (Perty a. a. O. 93). Es fragt sich: ob die Langköpfe in vorgeschichtlichen Gräbern Rußlands Russen angehörten, oder eher der ural-altaischen Rasse. Selbst den jetzigen Griechen schreiben manche Beobachter, vielleicht nicht ohne Einfluß von Fallmerayers slawischer Ableitung, Kurzköpfe zu, im Gegensatze zu den antiken. So auch den germanisierten Nachkommen der slawischen Abodriten in Meklenburg (s. Gött. Nachr. 1864 Nr. 5). Auch unter den übrigen Deutschen machen mehrere Forscher, wie z. B. Pruner, ähnliche Unterscheidungen, und theilen dem Süden lange, dem Norden kurze Köpfe zu; wogegen nach C. Vogt (Vorlesungen über den Menschen II 163) die norddeutschen Holländer unter allen Europäern verhältnismäßig die längsten Schädel besitzen. Er behauptet (ebds. 181) mit v. Baer: daß der alemannische Stamm breiteren und kürzeren Kopf habe, als der fränkische und hessische, und setzt hinzu: die Schädel der schwäbischen Alemannen seien weit kürzer und gerundeter als die (längeren und eckigeren) der schweizerischen. Nach einer nicht ausreichenden Zahl von Messungen, mehr nach dem allgemeinen Eindrucke der Schädelansicht (Vogt a. a. O. I 57), unterschied Retzius die langköpfigen Schweden von den kurzköpfigen Russen, und nahm als äußerstes Verhältnis der Länge zur Breite des Schädels ungefähr 9 : 7 bei jenen, 8 : 7 bei diesen an.

Bemerkenswerth ist die, von Vogt (a. a. O. II 177 ff. vgl. 290 ff. 320 ff.) nach den Berichten von His u. A. angenommene, Verwandtschaft der Schädelformen nach Gebieten, also im Grunde

nach jenen zoologischen Provinzen (s. o.), auch bei nach Stamm und Siedelungszeit ganz verschiedenen Völkern. Aus der fossilen Urzeit bis in die Gegenwart sollen sich in dem niederländischen Gebiete (Niederrhein, Belgien, Holland) wie in der Schweiz die vorhin genannten Schädelformen erhalten, resp. den nach einander folgenden Völkerschichten angebildet haben (so wenig sonst Vogt der Umbildungsfähigkeit der Rassen geneigt ist). Gleichwohl scheidet sich von der übrigen, wenigstens der gegenwärtigen deutschen, Schweiz der romanische, vielleicht richtiger raetische, sehr kurze und runde Schädel in Graubünden, dessen älteste Exemplare aus gleicher Zeit mit den anderartigen der tieferen Seegestade der Schweiz stammen. Wir werden nachher bei Raeten und Etruskern auf diese Angabe zurückkommen. Außer Graubünden sind solche Kurzköpfe auch in einigen Gräbern des Wallis und des Waadtlandes gefunden worden (nach Pruner und Vogt a. a. O. II 325). Die Ähnlichkeit dieser „romanischen“ Schädelform mit der finnisch-lappischen ist übertrieben worden, sowie auch die der letzteren mit den fossilen der ältesten skandinavischen Zeit, wiewohl wir in Skandinavien die ältesten Bewohner im geschichtlichen Zeitalter dem finnischen Stamme zuzählen.

Aeby (bei Vogt a. a. O. II 290 ff.) nimmt für schmale und breite Schädel (Lepto- und Platy-Kephalen) folgende Provinzen an. Schmale in der südlichen Hälfte der Erde, breite in der nördlichen; die schmalsten in Afrika und Polynesien mit Neuholland, die breitesten in Europa und Nordasien. In der Mitte zwischen beiden liegt Südasien: China, Japan u. s. w. mit mittlerer Schädelbreite, Hindustan mit entschiedenem Schmalschädel, Inseln bei Java mit Breitschädeln. Im hohen Norden machen die ausgeprägten Schmalschädel der Grönländer eine Ausnahme.

Wieweit die einzelnen Theile (Knochen und Knorpel) des Schädels: Vorder- und Hinter-kopf, Wangenknochen, Nasenbein, Zahnlade und Zähne, Gaumen (in Wechselwirkung mit der Zunge, und beide mit der Sprache), Lage des (inneren und äußeren) Ohres u. s. w. in Berechnung kommen, hat die vergleichende Zergliederung (Anatomie) im einzelnen nachzuweisen. Wir wählen auf den folgenden Seiten

wiederum nur die wichtigsten Umrisse und Beispiele der ethnologischen Merkmale aus, welche uns Anatomie und Physiologie gewähren.

Waitz (Anthropologie I 260) kritisiert besonders die kraniologischen Rasseneintheilungen. Retzius unterschied zuerst Lang- und Kurzschädel (Dolicho- und Brachy-Kephalen) in je zwiefacher Gruppierung mit geradliniger oder vorspringender Kinnlade (Ortho- und Pro-gnathen), die sich auch, örtlich und innerhalb der Familien und Rassen, kreuzen. So sind z. B. orthognathe Brachykephalen Türken, Lappen, Slawen, Basken; prognathe dagegen die Südseevölker; prognathe Dolichokephalen Afrikaner, nämlich Neger, Hottentotten, Kopten. Zeune (Über Schädelbildung 1846) theilte topisch und typisch, jedoch mit vielen, vermuthlich durch Mischung entstandenen, Mittelformen: Hochschädel im Westen und Süden Europas und Asiens; Breitschädel Mongolen und viele Malayen; Langschädel Neger; alle drei Gattungen in Amerika. Wir fügen noch einige Beobachtungen und Meinungen aus vielen zu (vgl. Perty a. a. O. 65 ff.)

Weber nahm vier Hauptschädelformen an: die runde vierseitige keilartige und ovale, deren beide erstere A. Wagner (Geschichte der Urwelt II 34) zu Einer, der breitgesichtigen, verband, zugleich aber auch alle drei durch zahlreiche Zwischen- und Misch-formen. Die letztgenannte umfaßt namentlich die uralischen Völker, die keilartige die schwarze, die ovale die kaukasische Rasse. Die Gesichtswinkel in dieser Reihenfolge messen 75—80, 70—75, 80—85°. Der, nach A. Wagner breitgesichtige, Tunguse ist nach R. Wagner (Zoologisch-anthropologische Untersuchungen I) prognather Dolichokephale (vorragendkieferiger Langschädel), wie der Chinese und der Neger. Zu letzterem aber steht der Tunguse im sonstigen Schädelbau und im ganzen physischen Habitus im schärfsten Gegensatze, wie Beider Schädel nach zwei verschiedenen Seiten zu dem rundlich ovalen der Kaukasier (Arier und Semiten). Welcker (Untersuchungen über Bau und Wachsthum des menschlichen Schädels Lpz. 1862) läßt den Schädel des Menschen sich von dem des Affen erst von dem Zeitpunkte der Nahtverknöcherung an stärker entfernen (vgl. u. S. 127 über Kinderschädel der Affen und der Menschengattungen). Nach ihm theilen die kleinsten

deutschen Schädel den Horizontalumfang mit den (meisten) Schädeln der Schwarzen, Malayen und Amerikaner; die der Mongolen haben etwas größeren. Welcker vermittelt die Kurz- und Lang-köpfe durch Recht- oder Gerad-köpfe (Orthokephalen) — welche Vogt (a. a. O. I 57) lieber mit Paul Broca Mittelköpfe, Mesati- oder Mesa-Kephalen nennt —, immer wieder mit Mittelstufen. Der deutsche Schädel sei kein Langschädel, da er durch größere Breite, durch Überwiegen des Querdurchmessers über den Längedurchmesser sich von der mittleren Menschenschädelform unterscheide.

Beachtungswerther noch ist seine Unterscheidung des weiblichen Schädels von dem männlichen bei den Deutschen, indem er zwischen letzterem und dem kindlichen mitten inne stehe, mehr dolichokephal und prognath sei, als der männliche, und von diesem an Horizontalumfang (100 : 97) wie an Größe der Hirnhöhle (Schädelcapacität) und des Hirngewichtes (100 : 90) übertroffen werde. Mit Huschke und Welcker sagt Vogt (a. a. O. I 7. 93 ff.): daß die Verschiedenheit des männlichen Schädels vom weiblichen bei den höher gebildeten Völkern am stärksten sei, sogar stärker, als die zwischen Schädeln gleiches Geschlechtes von verschiedener Rasse. Je tiefer die Rasse stehe, desto schwieriger werde die Geschlechtsbestimmung ihrer Schädel. Vogt knüpft an diese Sätze, die er jedoch nicht sicher festgestellt glaubt, und auf deren Einzelheiten wir hier nicht eingehn mögen, die Beobachtung: daß das Weib bei den niederen Rassen und Völkern die, anderswo den Männern zukommenden, schweren Arbeiten leiste, wesshalb der Beschäftigungs- und Ideen-kreiß beider Geschlechter gleich sei; wogegen „je höher die Civilisation, auch die Theilung der Arbeit auf geistigem wie materiellem Gebiete um so vollständiger wird". Aber wir leugnen einmal den letzten Satz, und werden in einem andern Abschnitte das, mit der allgemeinen Bildung fortschreitende Eindringen und Erheben des Weibes in jene männlichen Gebiete besprechen. Sodann sind eben auch bei den rohen Völkern diese Gebiete keineswegs für beide Geschlechter die selben, vielmehr die Theilung der Arbeit ja offenbar vorhanden. Nur erscheint sie uns fremdartig und, mit Recht, widernatürlich, wie anderseits die Emancipation der Frauen zur Unnatur ausarten kann.

Besondere Beachtung in der Schädelkunde erheischt, wie das Geschlecht, auch das Lebensalter, besonders das des Kindes, das mit dem Geschlechte des Weibes Analogien zeigt. Wie der Schädel, ja auch das geistige Wesen, des Affenkindes dem des menschlichen näher steht und erst später thierischer wird: so verhält es sich ähnlich auch mit dem Kinde niederer Rassen, besonders der afrikanischen, im Verhältnisse zu den höheren (vgl. Vogt a. a. O. I 241 ff.). Es fragt sich: wieweit die Erziehung mit dem psychischen Leben, freilich in weit längeren Fristen, auch der körperlichen Entwickelung andre Richtungen geben könne.

Wir kehren wieder zu den bloß ethnologischen Unterschieden der Schädel und ihres Inhalts zurück. Huschke (Schädel, Hirn und Seele des Menschen Jena 1853) behauptet: daß die germanischen Völker etwa 100 Kubikmeter mehr Gehirn besitzen, als die romanischen; man bedenke indessen die ursprüngliche große Stammverschiedenheit unter letzteren. Jenen schreibt er unter allen Völkern die gröste Schädelhöhle zu, die kleinste den Peruanern und den Australiern. Auch in andern Berechnungen trennt und verbindet er Völker ohne Rücksicht auf ihre Stammverwandten; ein wichtiges Zeugnis für die Umartung, wenn die Rechnungen richtig sind. Die grösten Schädel gibt er den alten Griechen, den Deutschen und den Juden, freilich mit Ausnahmen auf allen Seiten. Von der Größe des Schädels hängt indessen, wie er zugibt, nicht immer die des Gehirns ab.

Auf die mannigfachen Methoden und Werkzeuge der Messung, Abbildung und Abformung des Schädels und des ganzen Körpers (vgl. u. a. Perty a. a. O. 71. Vogt 2. 3. Vorlesung) können wir nicht näher eingehn und erwähnen nur folgendes Wenige, zur Orientierung der nicht fachmäßigen Leser hoffentlich Genügende. Besonderen Werth haben Lucaes geometrische Zeichnungen. Huxley (Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur, a. d. Engl. von Carus Braunschweig 1863 S. 163) zählt folgende Hauptverhältnisse des Schädels als Gegenstände der Vergleichung auf. Absolute Größe des Schädels und seiner Kapsel, sowie ihrer Durchmesser. Relative Größe der Gesichtsknochen (besonders der Kiefer und Zähne) im Vergleiche mit denen des Schädels. Der Grad, in welchem

der obere (und mit ihm der untere) Kiefer unter den vorderen Theil der Schädelkapsel nach hinten und unten, oder vor dieselbe nach vorn und oben rückt. Das Verhältnis des Querdurchmessers des Schädels zu dem (durch die Wangenbeine gemessenen) des Gesichtes. Die mehr abgerundete oder mehr giebelförmige Gestalt des Schädeldaches. Der Grad, bis zu welchem der hintere Theil des Schädels abgeflacht ist, oder über die Leiste vorspringt, an und unter welcher sich die Nackenmuskeln ansetzen. Vogt stellt außerdem die Schädelmessungssysteme von Virchow, Welcker, C. E. v. Baer auf, sowie für die Messungen des ganzen Körpers das merkwürdige, in 78 Nummern von den Weltumseglern Scherzer und Schwarz aufgestellte Schema.

Das Angesicht ist quantitativ bei den Thieren vom Menschen abwärts ein bedeutenderer Theil des Kopfes, als bei diesem; bei ihm aber, qualitativ, ein desto bedeutsamerer. Vogt (a. a. O. I 161 ff.) hebt die Hauptpunkte hervor, in welchen es unter den Menschen selbst große Verschiedenheiten zeigt, bei den Einzelnen, wie bei ganzen Rassen. So, außer der Gesammtform des Gesichtes, die Verhältnisse seiner Abschnitte und einzelnen Theile zu einander; die Form, Größe und Stellung des Auges, dabei auch die Ausbildung des, bei den weißen Rassen nur angedeuteten, dritten Augenlides bis zur thierischen Nickhaut, die Größe der Hornhaut im Verhältnisse zum Augapfel, die Farbe der Regenbogenhaut; die Größe und Gestalt der Nase, die Stellung der Nasenlöcher eingeschlossen; ebenso des Mundes, die Bildung der Lippen; die Abflachung der Wangen; die Gestalt und Stellung des Kinnes; die Ohren nach Gestalt, Stellung, Dimensionen und Stoff. Überall kommen bei dem Gesichte neben dem Knochenbau schon die weichen Theile zur Sprache.

Nächst Schädel und Zubehör bieten auch andere Knochen und Knorpel bedeutende Rassenmerkmale dar, namentlich Bau und Lage des Beckens (vgl. u. a. die Schriften von M. J. Weber, Brolik, Prichard-Wagner I 377 ff.; für Laien ist der wichtige Gegenstand noch zu wenig spruchreif und zugänglich) und die Extremitäten, besonders die Füße; wir gedachten ihrer schon oben. Auch Gefüge, Härte, Gewicht, vielleicht auch Farbe des Gerippes mit Einschlusse des Schädels zeigen rassen- und stamm-hafte Unterschiede. In Afrika

namentlich ist Härte und Dichte des Schädels vorherrschend. Aber z. B. auch der Kelte der Niederbretagne berühmt sich, gegenüber dem Franzosen („Gall"), eines härteren Schädels. Vgl. auch die obigen Nachrichten aus Herodotos und Azara.

Ein ebenso vergängliches wie wichtiges Rassenkennzeichen ist auch das Herz, „l'oval du coeur dont le grand diamètre serait en largeur dans la race blanche, en longueur chez les nègres et qui deviendrait à peu près carré dans la race jaune et presque rond dans la rouge" (Serres im Moniteur 1855 3. Febr. s. De Belloguet a. a. O. S. 14). Überhaupt scheint die Beschaffenheit, die Gefäße und Bewegungen des Blutes sammt Allem, was damit näher zusammenhängt, theils nach den Klimaten, theils nach den Rassen verschieden zu sein. So z. B. wurde bei der amerikanischen Rasse langsamer Pulsschlag beobachtet (Prichard-Wagner Naturg. des Menschen I 169), sowie größerer Umfang der Leber und deßhalb tiefere Lage des Nabels (Serres bei Pott, Ungleichheit menschlicher Rassen S. 30). Dagegen hat sich der angeblich raschere Pulsschlag der Südländer nach Waitz (Anthrop. I 125) nicht bestätigt.

Mehrere wichtige Merkmale ergibt auch das, einigermaßen (nicht ganz) von dem Knochengerüste unabhängige Fleisch (die Carnation), wie z. B. die wulstige und aufgeworfene oder schmalgeränderte und zierlich geschwungene Lippe (s. vorhin über das Antlitz), die starke oder schwache und affenartige Wade, das natürliche Polster (Cul de Paris) und andere Überschwänklichkeiten der hottentottischen Venus, wie denn die Steatopyga und das Os coccygis bei südafrikanischen Menschen- und Schaf-stämmen häufige provinzielle Eigenthümlichkeiten sind. Ferner die sichtbare wie die fühlbare und meßbare Beschaffenheit der Haut und des Haares, auf welche wir wiederholt zurückkommen werden. Auch unterscheidet der Geruch die Rassen, wie namentlich in Amerika Indianer, Neger und Weiße, so auch die Australier (Marcet im „Globus" 1863 Nr. 33), mag nun der Grund in der natürlichen Beschaffenheit der Haut allein liegen, oder in mittelbaren und unmittelbaren Einwirkungen von außen. Wir wagen indessen, jedem Einzelwesen einen individuellen

(passiven) Geruch zuzuschreiben, der dem feinsten Spürsinne des Menschen und des Thieres bemerklich ist, abgesehen von krankhaften Steigerungen und Eigenthümlichkeiten, wie z. B. der an bestimmten Personen haftenden Ausdünstung, stark und widrig riechendem Athem und Schweiße u. dgl. Eben jener Spürsinn bedingt sich gleichsam wechselseitig mit der Spürbarkeit der Einzelwesen. Pflege und Bildung (Reinlichkeit an Körper und Kleidung) nicht allein, sondern auch besonders die Nahrung und die ganze äußere Lebensweise haben großen Einfluß auf diesen individuellen und ethnischen Geruch, dessen Stärke wenigstens durch den Wechsel dieser Einflüsse verändert werden dürfte, wenn auch „semper aliquid haeret“, das aller Seife und Beleckung der Kultur Stand hält.

Waitz prüft noch folgende Kategorien, die wenigstens theilweise als Rassenmerkmale, jedoch nur unzulänglich, geltend gemacht werden: das (vorhin schon erwähnte) Blut nach seiner Wärme und Bewegung, auf welche die des Gemüthes so großen und, in dem, mit der Hautfarbe zusammenhangenden, Erröthen und Erbleichen, sichtbaren Einfluß übt; den bevorzugten Gebrauch der rechten Hand; die relative Kraft der Muskeln und der Sinne; die Stufenjahre: die Mannbarkeit, das Alter, und die Lebensdauer überhaupt; die (schon oben von uns erwähnten) Krankheiten und Misbildungen, die bald organisch bald mehr pathologisch erscheinenden Eigenheiten und Schwächen; das Zahlverhältnis beider Geschlechter; die Ernährung und Verdauungskraft; die Acclimatisationskraft, also die Widerstandsfähigkeit der Sondernatur gegen den Ortswechsel, und anderseits dessen umbildenden Einfluß; endlich auch die Beschaffenheit der thierischen Parasiten (Läuse, Flöhe, Eingeweidewürmer u. dgl.) in Bezug auf die der Rassen, analog mit ihrer Verschiedenheit und Wandelung bei andern Thiergattungen.

Bevor wir in der rein physischen Rassenmerkmalschau fortfahren, ziehen wir die Psychologie mit in die Verhandlung. Waitz (a. a. O. I 16 ff.) weist den geistigen Rassenmerkmalen als solchen den entschiedenen Vorrang vor den leiblichen an. Beide sind oft schwer zu trennen und stehn in unleugbarer Wechselwirkung. Wir möchten lieber sagen: die Äußerungen der geistigen Kräfte der Rassen und der

Menschen überhaupt (Handlung, Sprache u. s. w.) sind der Beobachtung weit wahrnehmbarer, als ihre (körperlichen) Organe und Träger, zumal die wichtigsten Geheimnisse des Gehirns, demnächst des Rückenmarks und der Nerven. Wenn wir mit vielen neueren Forschern auch die unbedingte und ausnahmslose Durchführung der Abhängigkeit des geistigen Lebens von jenen Werkzeugen, namentlich dem Gehirne, noch als ungelöste Aufgabe betrachten: so bezweifeln wir doch nicht die Regel dieser Abhängigkeit, und vermuthen in ihren Ausnahmen nur Mängel unserer Beobachtung, unserer Kräfte und Mittel zur Erkenntnis jener Organe. Jedenfalls setzt jede Function ein Organ voraus.

Der phrenologische Schädeltaster hält sich an die derbsten Wirkungen der mehr nur quantitativen Hirnumrisse auf dem Schädel, wobei noch manche Beule oder sonstige krankhafte, von innen oder außen kommende, Erscheinung mit in den Kauf genommen wird. Er begreift eben nur den greifbaren Ueberrock des Geistes. Wir aber begnügen uns noch nicht einmal mit der meß-, wäg- und zähl-baren Quantität des Gehirnes selbst (die auch je nach dem Bau des Schädels verschieden vertheilt sein kann, vgl. u. A. Engel bei Waitz a. a. O. I 299); sondern wir vermuthen auch in seiner, mehr als mikroskopischen, Qualität verborgene Träger und Maße des Geistes, und zwar die allerwichtigsten.

Beiderlei Eigenschaften aber, die Masse wie der Stoff an sich, stehn unter den gestaltenden Einflüssen der Übung, also der Bildung, nach dem allgemeinen Gesetze der Wechselwirkung zwischen Organ und Function, Werkzeug und Wirksamkeit, auf welches wir in diesen Blättern öfters zurückkommen. Natürlich meinen wir positive und negative Wirkungen, je nachdem die Ursache arbeitet oder ruht, sodann auch gesund und naturgemäß oder krankhaft (schwindsüchtig oder mit Fiebergewalt) arbeitet. Wiederum gilt das Gesetz, daß mit der Ursache die Wirkung aufhört.

Die subtile Frage: ob Organ oder Function bei dieser Wechselwirkung der Zeit nach die Grundursache sei, ob also auch in ethnischer Beziehung der Physis oder der Psyche der geschichtliche Vorrang gebühre: wagen wir zu Gunsten der ersteren zu entscheiden.

Im Anfang war der Stoff! Freilich wird er schon bei seiner ersten Bewegung mit elektrischer Schnelle zur Form eines bestimmten Inhaltes, der bereits bei seinem embryonischen Werden auf seinen Erzeuger zurückwirkt. Dennoch fallen beide nicht in Einen mathematischen Punkt zusammen. Aber mit der Zeit kann sich dieses Verhältnis umkehren, wenn wir anders mit Recht (wenn auch mit hinkendem Gleichnisse) sagen dürfen: der Stoff wächst und wandelt sich nur in arithmetischer, sein jüngster und edelster Sohn aber, der (Menschen-) Geist in geometrischer Proportion, so daß dieser sich mit der Zeit zwar nicht völlig von jenem emancipiert, wohl aber in der Wechselwirkung die thätigere Stellung einnimmt und in stärkerem und rascherem Maße sein Organ umbildet, als dieses ihn jetzt noch bestimmen, resp. begrenzen kann. Indem nun ferner der Geist seine Schranke zwar nie (in völliger dualistischer Sonderung) aufhebt, aber immer mehr erweitert, erhält er natürlich selbst freieren Spielraum, und seine Bewegungen gegen die beschränkende Form werden immer müheloser und erfolgreicher. Und so weiter und wachsend bis — leider nicht in Ewigkeit, aber doch bis in unberechenbare Zeit! Wir werden später unten, wo wir leise an die Pforte der Zukunft klopfen wollen, uns dieser Sätze erinnern. Treten wir jetzt wieder auf unseren festern prosaischen Boden zurück.

Der Bequemlichkeit wegen fassen wir die kennzeichnende Farbe der Haut, des Auges und des Haares, bei welcher wir noch verweilen und welcher wir unten bei den Beispielen der Rasseneintheilung vielfach begegnen werden, in dem englisch-französischen Ausdrucke Complexion zusammen.

Nach Flourens (bei Perty a. a. O. 76) findet sich gleichermaßen bei allen Rassen über der Lederhaut (dem Derma) eine doppelte Epidermis oder Oberhaut, und zwischen der inneren Lage der Letzteren und der Lederhaut der mehr und minder stoffreiche Farbenapparat, dessen Grundlage Kohle ist. Die innere Epidermis nennen wir mit Vogt u. A. die Schleimschichte, aus deren Zellen die obere, die Hornschichte, hervorzugehn scheint. „Die Färbung der Haut beruht wesentlich auf den innersten Zellen der Schleimschicht“, auf deren Kernen sich dunkle Farbenkörnchen niederschlagen. Vogt a. a. O. 153 ff.

gibt Ausführlicheres über Farbe, Schichten und ganzen Bau der Haut, namentlich auch (nach Kölliker) bei dem Neger, bei welchem sich die Färbung sogar auf innere Körpertheile erstreckt (ebds. und S. 229. 234. nach Pruner, sowie in einer ausführlichen Besprechung des Negertypus von J. Hunt in der Sitzung der Anthropological Society am 17. Nov. 1863 s. „Reader" 1863 II p. 672).

Die Farbe des Haares liegt in der, die Haarröhren füllenden Flüssigkeit. Die Farbe des Auges in seinen verschiedenen Theilen würde einer ausführlicheren Darstellung bedürfen, als unser Raum und gegenwärtiger Hauptzweck gestatten.

Alle diese Farben haften nur bis zu einem gewissen Grade an Rasse und Volksstamm und selbst am Einzelwesen. Indessen ist jener oft schnell vorübergehende, manchmal (wie beim Haare) dauernde, Wechsel der Farbe, welcher durch Zustände und Anregungen des physischen und psychischen Gefühls beim Chamäleon wie bei dem feinsinnigen Menschen hervorgerufen wird, nicht gleichartig mit dem Wechsel der Complexion. Greises (graues und weißes) Haar ist ein andres, als das gesunde weiße oder aschblonde erwachsener Menschen und selbst der Kinder, ließe sich indessen eher mit letzterem vergleichen, wann dieses später in dunklere Tinten übergeht. Das Erröthen und Erbleichen beruhet nicht auf eigentlichem Farbenwechsel der Haut, sondern auf Blutbewegungen. Die dunklere Färbung der zunehmenden Jahre erstreckt sich gewöhnlich auf das Haar nicht allein, sondern auch auf Haut und Augen. Blaue Kinderaugen können später braun werden und im Alter wieder bläulich, schwarze sind gewöhnlich angeboren und bleiben. Wir wissen ja, daß selbst der Schädel mit zunehmenden Lebensjahren seine Form ändert. Solcher Farben- und Formen-wechsel nach den Altersstufen des Einzelwesens, ja auch des Sammelwesens, also ganzer Völker (Näheres bald unten) ist noch nicht durchweg genügend erklärt. Auch wohl nicht die Einwirkungen des Alters, der Lebensweise und der Gemüthsbewegungen auf das Haar, das bald bei greiser Farbe in seiner Fülle bleibt, bald großentheils ausfällt, ohne daß die ausfallenden noch auch die zurückbleibenden Haare greisen. Die beiden Hauptgründe der eigentlichen Complexion sind, ähnlich wie bei dem ganzen Körperbau, die Abstammung und die Natur des Wohnplatzes, an welche sich die der

Lebensweise knüpft. Natürlich hat auch hier die Mischung der Stämme die ihrer Merkmale zur Folge.

Der Regel nach stimmt die Farbe der Haut zu den, näher unter einander verbundenen, Farben der Augen und des Haares. Nicht sehr häufig sind blaue (bläuliche, graue u. dgl.) Augen mit schwarzen Brauen und Wimpern; häufiger braune, aber weit seltener ganz dunkle, Augen bei blondem Haare. Der Bart behauptet öfters Autonomie, der kunstreichen Willkür des Trägers zu geschweigen.

Die Farbe der Haut hat wohl mehr Schattierungen, als die des Auges, und ist jedenfalls ungleich stärker wechselnden und mehr zufälligen Einwirkungen ausgesetzt. Die Feldarbeit in freier Luft bronziert oft den norddeutschen Bauer, daß er dem französischen ähnlich wird. Sein vielleicht ursprünglich hellblondes Haar erhält alle Stufen zwischen strohgelb und schmutzbraun, das Auge aber behält die graublaue Farbe, wenn es sie ursprünglich besaß. Häufiger behalten Bäuerinnen unter gleichen Verhältnissen sehr helle Haut, während dagegen ihr Haar ebenfalls sehr bald „wetterfarb" wird.

Dagegen aber wird Haut und Auge zugleich durch Gelb- und Schwarz-sucht gefärbt; und schon eine nervöse Ermattung entfärbt das braune Auge. Krankhaft ist auch die helle oder eher bleiche Complexion des Albinos, die selbst unter Negern (bekanntlich auch unter Thieren) vorkommt und die sonstigen Rassenmerkmale nicht ändert.

Nicht immer sind solche krankhafte Änderungen ganz ohne ethnische Bedeutung. Vielleicht sind es auch vorzugsweise bestimmte Volksstämme, unter welchen regellos neben ganz dunkler Complexion hellfarbige, von der des Albinos unterschiedene, und dabei häufiger mit rothem, als mit gelbem oder aschblondem, Haare verbunden, vorkommt. Wir bemerkten sie namentlich unter den Juden in Deutschland und etwa auch unter den Oberitalienern.

Weit mehr ethnischen Grund mag die Erscheinung ganz dunkelfarbiger Familien neben den häufigeren recht eigentlich blondhaarigen mit hellblauen Augen und weißer Haut unter den Engländern haben, wenn anders bei ersteren keltisches (altbritisches oder auch im Gefolge der Normannen hereingekommenes französisches) Blut

im Spiele ist, wogegen sich jedoch Manches einwenden läßt. Auf verwandte Erscheinungen kommen wir alsbald nachher zu sprechen.

Künstliche Einwirkungen auf die Farbe der Haut und des Haares sind viel erkennbarer, vorübergehender und ethnisch unwichtiger, als jene obigen auf den Schädel und auf das Gerippe überhaupt. Ethnische Bedeutung haben sie als verbreitete Sitte. Schminke, Ätzung und Tatowierung der Haut, färbende Seife, Färbung, Bleichung, auch Kräuselung u. s. w. des Haares, dazu auch, (schon bei den alten Aegyptern) Perücken und Touren, sind leidige uralte Erfindungen. Oft giengen sie gerade von wenig gebildeten, ja fast wilden Völkern aus, wie so viele andere häßliche und keineswegs naturwüchsige Gebräuche, z. B. die erwähnten Schädelverhunzungen, auch das Kauen und Rauchen beizender und narkotischer Stoffe, das vergiftend auf den Einzelmenschen und seine Nachkommen wirkt.

Jene Wandelung, besonders die Verdunkelung, der Complexion bei dem Einzelwesen, dem erwachsenden Kinde, tritt denn auch bei ganzen Völkern im Laufe der Zeit auf. In vielen Fällen aber reichen die uns bekannt gewordenen Mischungen nicht zur Erklärung aus, und ebensowenig der Wechsel der Wohnsitze, wodurch wir sonst die Verschiedenheit der Complexion zwischen blutsverwandten Völkern oft hinreichend erklären können. Etwas deutlichere Mitwirkung zu dieser Veränderung innerhalb Eines Volkes in geschichtlicher Zeit zeigt bisweilen der geringere, aber dennoch nachgerade wirksame Wechsel des Klimas, welchen das Volk im eigenen Lande ohne Ortswechsel erfährt.

Die Gründe dieser klimatischen Veränderung sind verschieden: bald menschliche Thätigkeit und Unthätigkeit, wie Anbau oder Verödung und Verheerung, Entwässerung, Entwaldung u. dgl., bald planetarische und atmosphärische Vorgänge. Letztere haben in der Urzeit der Erde, wohl theilweise auch schon des Menschengeschlechtes, die stärksten und ausgedehntesten Veränderungen des Bodens und seines Pflanzen- und Thier-lebens hervorgebracht. In geschichtlicher Zeit wirkten vulkanische Ausbrüche, Überflutungen durch Lava, Sand, Schlamm, Wasser, Wanderungen der Gletscher und des Treibeises u. s. w. In Grönland schlossen Eismassen einen ganzen bewohnten Landtheil von der

lebensfähigen Welt ab und ließen eine dänische Kolonie hülflos erstarren. Auch Island wird immer kälter, und leidet zugleich unter vulkanischer Verwüstung und Verschlackung früher bewohnbarer Gegenden. Wer weiß, wielange noch seine wackeren Bewohner ihre altgermanische Sprache und Sitte in ihrem arbeitsvollen Stilleben bewahren können! Gleiches gilt von den Nordfriesen mehrerer Inseln und Halligen; das Meer drängt sie allmählich zur Auswanderung und Zerstreuung, wie denn die Feindschaft der Nordsee nicht geringen Antheil an der Zersplitterung und Schwächung des zähen friesischen Volksthums hat. Bekannt ist ihre Rache an ganzen Bevölkerungen Hollands, die ihr den fruchtbaren Boden erst mühevoll abgerungen hatten, nur um mit ihm rettungslos zu versinken. Griechenlands heilige Haine hat frevelnde Menschenhand zerstört, und thut es immer wieder von neuem zu Gunsten der Ziegenherden und ihrer unidyllischen Hirten, wo die Staatsgewalt in dem entwaldeten und entwässerten Lande neue Waldung anpflanzt. Umgekehrt hat die civilisierende Gewaltthat englischer Grundbesitzer die keltischen Urbewohner Hochschottlands von ihrem alten Boden vertrieben, um ihn zur Trift für ihre Schafherden zu machen. In Persien haben Barbarenhände das kunstreich bewässerte Land aus einem Garten in eine Wüste verwandelt, die immer mehr ein Opfer des Sandes wird, während dagegen in Algerien artesische Brunnen aus der Sandwüste neue Oasen zu Tage fördern. Die Fortschritte oder gleichsam die glücklichen Rückschritte in Aegypten unter Ismail Pascha durch Canal-, Weg-, Acker-bau und Industrie schildert ein Berichter der A. A. Z. 1863 Nr. 285 Beilage. Wo vorher ausgedehnte Wüsten nur zu Sonnenbrennspiegeln dienten, bewässern jetzt Dampfpumpen die Baumwollsaaten; und wo einst das Kameel durch Sand und Staub watete, rollt jetzt die Locomotive. In Oberaegypten waren sonst 2000 Feddans Land mit Baumwolle bepflanzt, jetzt 100,000. Alexandria zählte zu Anfange unseres Jahrhunderts 15,000 Einwohner, jetzt 400,000, darunter 70,000 Fremde. Die sonst so schädlichen Einflüsse des Klimas haben sich mit ihm durch die Bodenkultur ungemein gewandelt. Die große Wasserverdunstung erzeugt Frische, die Vegetation lockt den sonst so spärlichen Regen an, und das Thermometer,

das vor Jahren nicht selten über 30° Réaumur zeigte, stieg 1863 nie über 24° R., in den Wüsten Babyloniens aber unter gleicher Breite oft wochenlang auf 38—41° R. im Schatten, „eine Temperatur, von der weiland König Nebukadnezar sicherlich keine Vorstellung gehabt hat". Die alten Plagen der Augenkrankheiten und der Dysenterie verlieren jährlich an Intensität, und die Sterblichkeit hat sich, namentlich unter den Europäern und ihren Nachkommen, bedeutend verringert.

Wir kehren zu dem engeren Thema der Complexion zurück. Waitz a. a. O. I 46 ff. gibt viele Beispiele für den Einfluß des Klimas und des Bodens auf dieselbe; freilich ist bei vielen auch Abstammung und Blutmischung zu den Ursachen zu stellen. Die Juden und noch weit mehr die viel später eingewanderten Zigeuner haben in Deutschland gewöhnlich immer noch einen fremdartig dunkeln Farbenton. Gleichwohl sind jetzt unter den Juden auch wirkliche Blonde nach deutscher Art nicht selten, mit mehr und minder hellem, jedoch nicht leicht aschblondem, Haare (das anderartige rothe Haar unter dunkelfarbigen Völkern erwähnten wir schon), ziemlich heller Haut und blauen, grauen oder hellbraunen Augen. Im höheren Norden, wie in Schweden und in Sibirien, wird bei ihnen die helle Complexion zur Regel, wie sie denn auch in wärmeren Erdstrichen desto dunkler werden. Pruner, („Krankheiten des Orients" 1847 S. 83 bei Waitz a. a. O. 51) hat großen Farbenwechsel der Europäer in Ländern und Klimaten anderer Welttheile beobachtet.

Ein merkwürdiges Beispiel des Complexionswandels liegt uns ebenso nahe, wie wir es anderseits bis in die Ferne zweier Jahrtausende verfolgen können. Es ist die, mit der Höhe des Wuchses und einigen anderen Eigenschaften verbundene, Hellfarbigkeit der Kelten in allen ihren Wohnsitzen; sodann in noch stärkerem Maße der Germanen, und in geringerem selbst der Iberer (s. u.), zur Zeit und nach den Berichten der Römer im Verhältnisse zu der heutigen Beschaffenheit ihrer Nachkommen. In England wurde (nach Jarrold „Anthropologia" 1858 p. 155. 216. bei Waitz a. a. O. I 82) seit dem Anfange des 15. Jahrh., also lange nach den größeren Völkermischungen, die Zunahme dunkler Complexion wahrgenommen. Aus-

führlichen Bericht auf andere Stelle verschiebend, bemerken wir hier nur Folgendes.

Die Franzosen, in ihrem stärksten Bestandtheile die Nachkommen der keltischen Gallier, haben den heutigen Römern und Italienern überhaupt gegenüber durchaus nicht die den alten auffallende Hellfarbigkeit behalten. Die unter den Nordfranzosen nicht seltenen, unter den Deutschen häufigen braunen Haarfarbenstufen (zwischen Gelb und Schwarz) scheinen in der alten Zeit nur selten vorzukommen.

Leider freilich sind die Berichte über die Complexion der Völker, aus der Gegenwart noch mehr als aus der Vergangenheit, oft ebenso unzureichend und widersprechend, wie jene über die Schädelform. Gewöhnlich liegen ihnen nur Beobachtungen einzelner Volkstheile zu Grunde, deren Mischungen sehr verschiedenartig sein können. Die schreibseligsten Touristen schließen gar nur aus den Anwohnern der Landstraßen auf das ganze Volk, das sie aus den Fenstern ihrer Wägen und Wirthshäuser zu überblicken vermeinen. Gesammtberichte über ganze Völker dürfen nur aus der Vergleichung vieler Einzelberichte über die verschiedenen Gebietstheile, sowie über die verschiedenen Stände, Altersstufen und Geschlechter hervorgehn, wie sich schon aus unsern wenigen obigen Bemerkungen ergibt. Abgesehen von reiner oder gemischter Abstammung, färbt und gestaltet die Atmosphäre und die Lebensweise mannigfach in Berg oder Thal, Palast oder Hütte.

Gilt dieß von den gleichzeitig lebenden Theilen eines Volkes, so gilt es auch nicht minder von seinen Geschlechtsfolgen im Laufe der Zeit. Möglich (s. o.), daß die Zeit an sich, das Lebensalter der Völker, also der Sammelwesen, gleichwie das der Einzelwesen, Gestalt und Farbe wechseln läßt. H. M. (Marggraff, in Brockhaus Blättern für lit. Unterhaltung 1863 Nr. 37) behauptet „ein allgemeines Naturgesetz, wonach bei Völkern wie bei Individuen im Alter die Haare von selbst nachdunkeln". Im allgemeinen jedoch legen wir lieber die Zeit mit ihrem Inhalte den Wandelungen zu Grunde. Zu diesem gehört, wie wir wiederholt bemerken, besonders auch die Nahrung, also der Stoffwechsel, dessen Veränderung im Laufe der Zeit noch stärker ist, als unter den verschiedenen Volks-

klassen je Einer Zeit, und der den grösten Einfluß auf Knochenmasse, Fleisch und Hautfarbe hat.

Entwickelung, Bildung, Mischung und andre in dem Lebenslaufe der Völker nie fehlende Vorgänge fördern einerseits den oben besprochenen Sonderungstrieb, indem sie wachsende Individualisierung und Mannigfaltigkeit der Gestalt und der Farbe zur Folge haben, und zwar bei allen Wesengattungen, bis zur Gartenpflanze herab. Anderseits aber bewirkt die höchste Volksbildung (s. o. über die „Volksnatur") in ähnlicher Weise, wie die Gesammtthätigkeit des noch kindlichen und halbwilden Volkes, aber bei weit stärkerer Selbstthätigkeit des Einzelmenschen, die Ähnlichkeit sämmtlicher Volksglieder in leiblichen und geistigen Gewohnheiten, in Haltung, Tracht, Gesundheitspflege, Sitte und Weltanschauung. Alle Erziehung und Bildung macht die zahllosen Nullen der Gattung zu zählenden Ziffern, vermischt aber zugleich die scharfen Trennungslinien.

Wir stehn hier an der Schwelle des geistigeren Gebietes der Volksnatur. Bevor wir sie aber überschreiten, verweilen wir noch länger bei bestimmteren Beispielen und Versuchen der Rasseneintheilung nach vorwiegend physiologischen Merkmalen, indem wir zugleich auf die obigen Bemerkungen über dieselben zurückverweisen. Diesen Beispielen der Rasseneintheilung mag eines für die Beschreibung einer einzelnen Rasse nach ihren Hauptmerkmalen vorausgehn. Ihr Gegenstand sei die schwarze (Neger-) Rasse Afrikas zunächst der weißen gegenüber. Wir fassen das Wichtigste aus den ausführlichen Mittheilungen und vielseitigen Abwägungen bei Waitz a. a. O. I 106 ff. zusammen, und verweisen die Wißbegierigen für noch ausführlichere Angaben Pruners u. A. auf Vogts 7. Vorlesung a. a. O.

Skelett überhaupt schwerer, die Knochen im Verhältnisse zu den Muskeln dicker und größer, besonders der Schädel dick, dicht und hart (was jedoch ebenfalls bei ganzen Völkern anderer Rassen bemerkt wird), oft auch ohne Nähte; sein Inneres (Dimensionen, Capacität) nach Einigen geringer, desshalb das Gehirn kleiner, nach Pruner auch härter. Gesicht im Verhältnisse zur Oberfläche des Schädels größer, nach unten sich schnauzenartig vergrößernd und vorschiebend, Vielen klein erscheinend, indem der Kopf schmal und seitlich zusammen-

gedrückt ist. Stirn klein und kugelig, ihre Oberfläche uneben (Blumenbach). Die dunkeln Augen vorliegend, ihre Höhlen größer (nach Sömmering, anders Prichard), enggeschlitzt. Die Knochen der Wangen vorwärts gerichtet, daher deren Grube tief. Die Nase hat mehrere Besonderheiten, ist namentlich dick, breit und platt, ihre Löcher weit. Die Lippen, besonders die obere, wulstig; roth in dunkeln Schattierungen, nach innen zu heller. Oberkiefer langgestreckt, schmal, nach vorn gerichtet. Zunge dick und groß. Gaumen groß und lang. Zahnraum weit, vorzüglich zu Gunsten der Backenzähne; Schneidezähne, besonders die oberen, schief und vorgeneigt (bekanntlich bei mehreren Rassen und einzelnen Volksstämmen), sehr lang; die Weiße der Zähne erleidet namentlich in Afrika viel Ausnahmen und mag oft durch Abreibungen u. dgl. erzeugt sein. Kinn klein, zurücktretend, aber breit; der Rand der Kinnlade schmal und nach vorne verlängert. Ohr abstehend, klein, dickwandig, auch (bei niederen Rassen überhaupt) gleichmäßiger gerundet. Haar wollig, jedoch von Thierwolle ganz verschieden; nicht nach den Grenzen hin verloren abnehmend, sondern perückenhaft abgesetzt; oft nur in unterbrochenen Büscheln; dicker, härter, elastischer, glänzender, meist kürzer; beim Säuglinge kastanienbraun, seidenartig, mit zunehmendem Alter sich schwärzend und kräuselnd; Bart gering und spät wachsend, Backenbart selten. Hals kürzer und dicker; Nacken stark, und die Wirbelsäule wenig gebogen (daher auch der Kopf sehr tragefähig). Brustkasten größer und gewölbter. Becken enger und rückwärts geneigt, woher auch Neigung zum Hängebauche kommen soll. Glieder: Unterarm und Unterschenkel länger; besonders die Hände und die Finger an sich (deren Zwischenhaut weiter heraufreicht) lang, schmal und hart anzufühlen, wogegen die Zehen klein sind, durch die Kleinheit und die Stellung des Daumens aber den Fingern ähneln. Die (von Serres „kaukasische" genannte) Hautfalte, welche unten vom Handballen nach der Querfalte an der Einlenkung der drei letzten Finger aufsteigt, soll den Negern, aber auch den Abyssiniern, fehlen, und bei den Mongolen, Chinesen und (Nord-) Amerikanern nur angedeutet sein. Das Bein erscheint kürzer, ist aber im Grunde länger, als bei dem Europäer, da der Oberschenkel um

Geringeres kürzer ist, als der untere länger; wogegen der oben und unten platte Fuß den Knöchel näher am Boden hat, auch die Ferse niedriger, aber länger und breiter ist. Schenkel und Waden sind dünn, der Körper überhaupt nicht zur Fettfülle neigend. Dicke und Schwärze des Blutes und damit zusammenhangendes phlegmatisches und cholerisches Temperament wollen Mehrere bei den Negern, Andere auch bei den hellfarbigen Bewohnern heißer Zonen bemerken. Drüsen und Geschlechtstheile sind stark entwickelt. Die Haut ist dick, kühl, unempfindlicher gegen die Sonne, sammetartig anzufühlen (jedoch nicht bei allen Negervölkern); ihre Farbe ist nicht gleichartig dunkel; auch wechseln die Angaben über ihre Vertheilung in den äußern und inneren Häuten, sowie über die Ablagerung des, dem Neugeborenen noch mangelnden, Pigmentes (s. o. darüber); die stärker und beziehungsweise übler riechende Ausdünstung der Haut wird von Foissac dem Pigmente zugeschrieben, da sie auch den schwarzen Hunden und Vögeln in Guinea eigen sei. Die umbildende Einwirkung der Örtlichkeit, Lebensweise und geistigen Entwickelung auf alle Rasseneigenheiten läßt sich ganz besonders bei den Negern verfolgen. Sie theilen mehrere diese Eigenheiten, wie wir oben andeuteten, mit andern Rassen und Menschenklassen; die kletterfähige Gestalt der Glieder ebenso, und zugleich einigermaßen mit den Affen, an welche auch noch andere der eben beschriebenen Eigenheiten erinnern, während andere einen Gegensatz bilden, wie die Dicke der Lippe und der Ohrenwand.

Wir kommen nun zu den Versuchen mehr und weniger umfassender Eintheilung der Menschenarten (Rassen, Stämme, Bezirke) nach den, im einzelnen bereits besprochenen, Merkmalen, für welche sich dabei noch manche Ergänzungen ergeben werden.

Vorerst entnehmen wir einem Aufsatze im „Morgenblatt“ 1855 Nr. 14 (bei Pott „Ungleichheit“ u. s. w. 28 ff.) folgende, zunächst nur auf die Haarfarbe gehenden, Äußerungen. Das in Mitteleuropa vorherrschende braune Haar sei, als die neutrale Mitte, durch die Mischung der blonden Volksstämme mit der alten südlichen Bevölkerung hervorgebracht. Dunkle Haarfarbe sei auf Erden die häufigste, helle vorzüglich und so ziemlich ausschließlich [etwas zu Viel gesagt] in Europa zu Hause, und dort auch nur in gewissen

nördlichen Breiten. „Gegenwärtig finden sich die blondesten Menschen auf der Erde nordwärts vom 48. Breitegrade. Diese Linie schneidet ab England, Belgien, ganz Norddeutschland, und einen großen Theil von Russland. Zwischen dem 48. und 45. Breitegrade liegt ein zwiespaltiger Strich mit braunem Haar in verschiedener Schattierung, der das nördliche Frankreich, das südliche Deutschland, die Schweiz, einen Theil von Piemont umfaßt, durch Böhmen und Deutsch-Oesterreich lauft und die georgischen und cirkassischen Länder des russischen Reichs berührt. Unterhalb dieser Zone am Südende der Karte von Europa weisen Spanien, Unteritalien und die Türkei die echt dunkelhaarigen Stämme auf." Der Verfasser nimmt zwar im allgemeinen die Farbenskala von Flachsblond bis Blauschwarz vom Norden bis zum Süden Europas an, leitet aber die Farbe doch „nur" von der Rasse ab und legt unsers Bedünkens zu geringes Gewicht auf die Einwirkungen des Klimas. Er sagt noch: „Nehmen wir den 51. Breitengrad und verfolgen ihn rund um die Erde, so sehen wir ein Dutzend Nationen gleich verschiedenfarbigen Perlen auf ein Halsband gereiht. Das europäische Stück des Bandes ist blond, während die Tataren, die nördlichen Mongolen und die indianischen Ureinwohner Amerikas schwarzes straffes Haar haben; und in Canada sehen wir die Kette wieder durch die blonden sächsischen Köpfe unterbrochen", die aber (bemerken wir dagegen) erst seit wenigen Jahrhunderten dorthin kamen und bis heute durch Nachwanderer vermehrt und erhalten werden. Freilich setzt der Verfasser selbst noch hinzu: „Daß Klima und Lebensweise nicht ohne Einfluß sind auf die Gestaltung des Rassencharakters und damit eines Hauptzeichens desselben: des Haares, ist nicht zu bestreiten. Jedenfalls aber äußern diese unwandelbaren Ursachen einen irgend merkbaren Einfluß erst nach langem Zeitverlauf; und die Geschichte [nota bene!], soweit sie zurückreicht, kennt kein Beispiel, daß ein dunkelhaariges Volk blond geworden wäre [doch vgl. o. über die Juden im Norden; wir vermuthen sogar, daß die alten Kelten und Germanen den hohen Grad ihrer Blondheit dem längeren Einflusse des nördlichen Klimas verdankten], oder umgekehrt fließende Locken sich in Negerwolle verwandelt haben". Für Letzteres

warten wir einstweilen das Zeugnis tausendjähriger angelsächsischer Kolonien in den eigentlichen Negerländern Afrikas ab. Jedenfalls dürften blonde und braune Krausköpfe in Europa, innerhalb obiger Grenzen, heutzutage häufiger sein, als zur Römerzeit. Ein Volk „Zabala“ in Abyssinien mit langem blondem Haare (Petermanns Mitth. 1863 IX) bedarf der Bestätigung.

Bei den Menschen wie bei den Thieren erstreckt sich die Verschiedenheit des Haares sowohl auf dessen Farbe, Bau und sonstige Eigenschaften, wie auf seine Gruppierung und auf seine Vertheilung nach den Körpertheilen, an welchen wiederum seine ganze Beschaffenheit wechselt (vgl. die obige Beschreibung des Negerhaares und u. a. Vogt a. a. O. I 159 ff.). So z. B. ist der Körper des Europäers, außer den stärker behaarten Theilen (deren Quantität und Qualität jedoch auch bei ihm sehr verschieden ist), mit einem Flaume bedeckt, welcher dem Neger und dem Mongolen fehlt, während dagegen die Ainos auf den Kurilen durch bärenhafte Zotten am ganzen Körper gegen ihr Klima geschützt sind, wie ähnlich einst das sibirische Mammuth. Übrigens zeigen die Haare der Thierarten weit stärkere Unterschiede, als die der Menschenrassen (vgl. Waitz a. a. O. I 109 ff.).

Is. Geoffroy St. Hilaire und Bory de St. Vincent theilen die Menschen in zwei große Rassen mit schlichtem und mit krausem Haare. Letztere umfaßt die Neger Afrikas und der Südsee, auch die Kaffern und Hottentotten. Andere legen eine Zweiheit der ganzen Complexion der Rasseneintheilung zu Grunde, indem sie alle Farben unter die Kategorien Weiß und Schwarz (Hell und Dunkel) theilen und zwischen diesen Hauptrassenfarben nur Varietäten annehmen. Dieser Dualismus ist freilich leichter zu behalten, als die 63 Varietäten, welche Klöden (Handbuch der phys. Geographie S. 866 vgl. R. Wagner in Petermanns Mitth. 1863 Nr. 5) bei Rasseneintheilungen nachweist. L. F. A. Maury („La terre et l'homme“ Paris 1857) nimmt drei Haupttypen der Hautfarbe nach an: den weißen, gelben und schwarzen. Zwischen ihnen liegen viele Uebergänge und Mischungen. Sie entsprechen den Bezeichnungen der kaukasischen, mongolischen und afrikanischen Rasse. Zwischenrassen sind die boreale, malayo-polynesische, amerikanische

oder rothe, hottentottische und papuische. Diese fünf und jene drei Abtheilungen entsprechen zugleich ziemlich genau acht zoologisch-botanischen Regionen. Andere Eintheilungen der Rassen nach Farben verzeichnen wir weiter unten.

Um das Verhältnis der Rassenmerkmale zu den Wohnsitzen zu ergründen, müssen wir immer auch die Nachbarn des Menschen in letzteren, die Thiere und die Pflanzen, im Auge zu behalten suchen. Der Einfluß des Klimas und des Bodens auf die verschiedenen Wesengattungen muß ein gleichartiger sein, obschon nicht der gleiche; darauf gründet sich der Begriff der botanisch-zoologischen Region oder Provinz, der an sich richtig ist, so vielfach auch seine Anwendung irre. Die Verschiedenartigkeit der klimatischen Einwirkungen in jeder Region richtet sich nach der der Wesen an sich, sodann nach der ihrer Lebensweise und nach dem Maße, in welchem sie den äußeren Gewalten ausgesetzt oder gegen sie geschützt sind. Natürlich kommt hier zunächst die Thierwelt in Betrachtung und in Vergleichung mit dem Menschen, als ihrer obersten Ordnung.

Bei den Thieren ist der mächtige Einfluß der Örtlichkeit und ihres Wechsels besonders durch die mit den Europäern in Südamerika eingewanderten Gattungen, aber auch durch viele andere Beobachtungen hinlänglich erwiesen. Perty (a. a. O. 26) führt mehrere Beispiele an. Im Himâlaya bekommen englische Pferde und Hunde nach 1–2 Wintern feine Wolle zwischen den Haaren; Heber sah dort sogar einen behaarten Elephanten, das Gegenstück zu seinen Verwandten im alten Sibirien. Die 1764 auf die Falklandsinseln eingeführten Pferde haben sich sehr vermehrt, sind aber zu Ponys herabgewachsen. Die Rinder dagegen sind dort größer, haben sich aber in drei, besonders durch die Farbe geschiedene, Rassen getrennt, die sich nie [?] mit einander vermischen. Ebendaselbst in den höheren Gegenden soll (nach Darwin) die Rasse der mausgrauen Kühe sogar einen Monat früher kalben, als die der braunen und der schwarzgefleckten. Nach Vrolik sollen die ungehörnten Rinder auf Island und den Orkaden sowie im Norden von Schweden und Dänemark durch Füttern mit getrockneten Fischen entstanden sein. Dieser Grund kann aber, unsers Wissens, nicht für die in Paraguay vorkommende Um-

artung gehörnter Rinder in ungehörnte geltend gemacht werden. Weit deutlicher sind die Gründe für mangelhafte Gliederung z. B. der Seh- und Athmungs-werkzeuge in unterirdischen Gewässern lebender Thierarten, wie des Olms (hypochthon anguinus). Ebenso für den Wachsthum der, von Milne Edwards in einer durchlöcherten Büchse auf den Seinegrund versenkten, Froschlarven ohne Wandelung in Frösche, eine Thatsache, die an das geheimnisvolle Gebiet des sogenannten Generationswechsels heranreicht.

Wo der Einfluß der Oertlichkeit auf die Thiere über die Grenzen der Art hinausgeht, bleibt, wie bei den Menschenrassen, die Frage nach der Mehrheit der Stammeltern oder der Urzellen eine offene. Eine ganze Reihe von Erscheinungen, in welchen verschiedene Thiergattungen gleichmäßige Einwirkung der äußeren Natur zeigen, scheint die Möglichkeit völliger Umartung zu befürworten, d. h. jedoch immer nur die Entstehung einer Varietät, deren Besonderheit der der Art ähnlich, nicht gleich, ist. Die, lange Zeit hindurch und völlig der Natur und der freien Bewegung überlassenen, Nachkommen europäischer Pferde, Rinder, Schweine, Hunde, Katzen in der neuen Welt werden zu zahlreichen gleichartigen Massen, welche jene Individualisierung und Vermannigfachung der Kultur verloren haben, ohne eigentlich zurückgeartet zu sein, und ebenso, ohne in bereits bestehende Arten überzuarten, ob sie gleich mit den neuen Landesgenossen gewisse Einwirkungen der Landesnatur gemeinsam erleiden, und zwar weit schneller und stärker, als die eingewanderten Menschen. In dieser neugewonnenen Gleichartigkeit pflanzen sie sich in gröster Fülle fort, im Gegensatze zu den durch Mischung entstandenen Varietäten oder Halbrassen unter Menschen und Thieren. C. Vogt („Zoolog. Briefe“ I 551) spricht von „wohl charakterisierten constanten Rassen“, welche die nach Amerika eingeführten Pferde und Schweine unter dem Einflusse des Klimas erzeugt haben.

Wir haben mehrmals der gleichartigen Gestaltung der Menschen und der Thiere innerhalb bestimmter Bezirke gedacht. So steht dem hellfarbigen Menschen des Nordens eine Reihe hell behaarter und befiederter Thiere zur Seite, welche wir gewöhnlich als besondere Arten ihrer dunkelfarbigen Verwandten in andern Zonen betrachten,

obgleich wenigstens das äußere Winterkleid mehrerer Thiere gemäßigterer Zonen nicht bloß dichter, sondern auch entschieden hellfarbiger ist, als ihr Sommerkleid. Ebenso steht in Guinea der Negermensch neben dem negerartigen Hunde und Schafe. Agassiz verweist auf die Nebenordnung der schwarzen Affen mit den afrikanischen Menschen, der braunen Affen mit den (chocoladefarbigen) Malayen. Unhaltbarer ist die Nebenordnung des Chimpanze mit dem Neger als Dolichokephalen, des Orang-Utang mit dem Malayen als Brachykephalen (vgl. Edinburgh Review CXVII 1863 über Huxley u. A.). Das Mammuth Sibiriens, dem wir jenen Elephanten im Himâlaya zur Seite stellten, das wollige Nashorn des Diluviums u. s. w. empfiengen eine dem Klima angemessene Haarbekleidung. Wie steht es mit dem Menschenhaare in dem Hochlande von Angora (Ankyra in Kleinasien), wo die meisten Hausthiere seidenartige Haare tragen? H. Lüken („Die Einheit des Menschengeschlechts“ Hannover 1845 § 7) vergleicht u. a. das umfang- und fettreiche Hintertheil des südafrikanischen Buschmanns (andre Vergleichungen s. o.) mit dem Fettbuckel des Kameels und des Zebus (indischen Ochsen), sowie mit dem Fettschwanze des syrischen und des berberischen Schafes. Er schreibt „der Hitze“ diese Wirkung zu.

Wir benutzen auch seine ansprechende Darstellung der menschlichen Hauptrassen (a. a. O. S. 8), in welcher er sich zunächst an Blumenbachs Fünftheilung anschließt. Die edelste der Rassen, die weiße kaukasische, mit ovalem Gesicht, blondem oder schwarzbraunem Haar, bewohnt die Mitte der alten Welt, von Europa aus über Westasien bis nach Nordafrika. Ihr gegenüber steht im Norden und Osten die gelbe mongolische, in gedrückter Gestalt, mit plattem Gesichte und ausgetretenen Backenknochen; sie geht vom Chinesen in Asien bis zum Lappen in Europa und zum Eskimo in Amerika (aber der Lappe gehört zunächst zu dem hellfarbigen Finnen, beider Sprache freilich nebst der mongolischen zu der ural-altaischen Klasse neuester Forscher; den Eskimo trennen mehrere Forscher, auch Prichard, wohl allzu entschieden von dem rothhäutigen Welttheilsgenossen; indessen ist es wichtig, daß beide sich, auch als unmittelbare Nachbarn, nie mischen, wenn Crawfurds Behauptung in der Ethnolog. Society 9. Dec. 1863 richtig ist, s. „Reader“ 1863 II 704. Dagegen sollen im fernen Süden die Quicholas

in Guadalajara den Eskimos sehr ähnlich gestaltet sein, obschon nicht so dick und untersetzt, wie diese, nach Lyon bei Waitz Anthr. IV 60. Einiges Nähere über die Eskimos lassen wir unten folgen); den Mittelpunkt dieser Rasse bilden die nomadischen Mongolen und Kalmücken Hochasiens. Die amerikanische Rasse schließt sich in körperlicher Bildung an die mongolische (ihre Besonderheit hebt neuere Forschung weit stärker hervor); in der Farbe variiert sie mehr von der hellröthlichen bis zur lohbraunen und, bei einzelnen Stämmen am Orinoko, selbst bis zur schwarzen. Wie die mongolische, hat sie hervorstehende Backenknochen und langes schwarzes Haar, aber kräftigere und höhere Gestalt. Die schwarzgebraunte Negerrasse der heißen Zone hat schwarzes krauses Wollhaar, platte eingedrückte Nase und aufgeworfene Lippen; ihr Schädel nähert sich durch die zurücktretende Stirn und die vorgedrängten Kiefern am meisten der thierischen Bildung. (Andere geben diesen Vor- oder Hinter-rang unter allen Menschenrassen am meisten den Australnegern.) Zwischen dem Neger und dem Kaukasier steht die malayische Rasse von Hinterindien bis an die letzten Inseln der Südsee; ihr Haar geht ins Krause über, Mund und Nase treten mehr hervor und die Backenknochen mehr zurück. Sie theilt sich in zwei Stämme, einen helleren und einen dunkleren, die Papuas, der auch durch sein wolliges Haar dem Neger näher steht.

Hierzu bemerken wir sogleich einstweilen Folgendes. Die Kluft zwischen diesen beiden Stämmen der malayischen Rasse erweitert im allgemeinen die neuere Forschung, zugleich aber auch die zwischen dem dunkleren dieser Stämme, dem Australneger, und dem afrikanischen Neger. Dieser nun ist durchaus nicht synonym mit „Afrikaner“, der noch vielgestaltiger ist, als der Amerikaner, und vielleicht nicht so sicher, wie dieser, nur Eine Rasse umfaßt. Prichard und andre Forscher trennen die Hottentotten und andre Südafrikaner vielleicht allzuscharf, sogar als besondere Rasse, von dem Neger, da sich eine Reihe von Zwischenstufen findet. Aber anderseits liegen auch Zwischenstufen zwischen dem Neger und dem polar ihm entgegenstehenden Kaukasier, zumal „den braunen Völkern der kaukasischen Rasse, wovon die Kopten und Kabylen als letzte Sprößlinge sich erhalten haben“, wie Pott a. a. O. mit

Sömmering („Über die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer“ S. 15) von den Fulahs sagt, diesem immer weiter im inneren Afrika seine Herrschaft ausdehnenden Volksstamme, „dem nordwestlichsten der Negerrasse“, welchem (nach Burmeister, Geologische Bilder II 141) auch der bekannte Schauspieler Ira Aldridge angehört. Pott citiert die Vermuthung einer Mischung der Neger mit Mauren, aus welchen die Fulahs entstanden wären. Aber an die Stelle der Mauren setzen wir lieber — wenn anders die Fulahs wirklich ein Mischvolk sind! — auch aus sprachlichen Gründen, die Malayen, die wir auch außerhalb der oben gezeichneten Grenzen mit Bestimmtheit in Madagaskar, wie anderseits in Formosa finden.

Eigene und fremde tiefer eingehende Untersuchungen, deren Ergebnisse die Grenzen der Rassentheilungen häufiger erweitern und sogar verwischen, als schärfen und verengern würden, dürfen wir auch hier noch nicht vorlegen.

Cuvier und nach ihm u. a. Eschricht („Über die Schädel und Gerippe in den alten dänischen Grabhügeln“, deutsch von Zeise in der „Natur“ 1857 Nr. 31) nehmen nur drei Hauptrassen an: den Kaukasier mit nahezu kugelförmigem Schädel und kleinem Gesichte, dessen Seiten und der Mund nicht hervorragen, was der Mund in des Negers langem Gesichte thut; das des Mongolen ist niedrig, aber sehr breit und flach. Zur mongolischen Rasse stellt Cuvier sowohl die „sibirischen“ (finnischen!) Lappen und Eskimos, als auch die Amerikaner.

Rudolph Wagner hat sich an der oben angeführten Stelle und in einer ihr sich anschließenden Schrift von der Ansicht: daß die sogenannten Rassenschädelformen unter allen Völkern vorkommen, zu der Annahme besonderer Schädelform nicht bloß für große Rassenbereiche, sondern auch für jedes Volk bekehrt, so daß er nur Variationen innerhalb enger Formgrenzen annehmen möchte. Es kommt hier sehr Viel darauf an: aus welchem Zeitraume eines Volkes die Schädel stammen, da die Mischung schon in den ältesten Weltmonarchien in oft starken Maßen vor sich gieng. R. Wagner ververlangt a. a. Orte und in Petermanns Mitth. 1863 Nr. 5 mit

Recht die Prüfung weit mehrerer Exemplare aus den einzelnen Völkerkreißen, als man bisher zu vergleichen pflegte und vermochte.

Er schlägt vor, je hundert und mehr Schädel aus folgenden, vorzugsweise ungemischten, Völkern in vier Gruppierungen zu sammeln: 1) Lappen und Eskimos (vgl. o. Cuvier, und dagegen unsere obige Bemerkung gegen diese Zusammenstellung). 2) Chinesen und Hindus, obgleich beide sonst physisch und sprachlich sehr verschieden seien (freilich!); der Hinduschädel habe geringe Hirncapacität. 3) Kaffern und Hottentotten sammt den Buschmännern. 4) Drei schwarze Südseestämme: Neuholländer mit schlichtem, Papuas mit perückenartigem, Negrillos mit krausem Haare (unklare und doch auch allzu entschiedene Eintheilung!).

In andre vier Hauptgruppen theilt er die Schädel der Mitteleuropäer, nämlich in kleine und große Kurz- und Lang-schädel, alle mehr und weniger orthognath (gerabbackig) und mit kaukasischem Gesicht; nur die großen Kurzschädel, Brocas Eurykephalen, nähern sich ein wenig dem (welchem?) „asiatischen“ Typus.

Die Rassenschädelformen nach Retzius und nach Zeune zählten wir oben auf.

Burmeister (Geschichte der Schöpfung) nimmt drei rassenhafte Schädelformen an: 1) elliptische, 2) quadratische, 3) ovale. Zu 1) gehören schwarze Neger in Afrika und auf den Südseeinseln, braune Hottentotten, roth-braune Karaiben, letztere mit schlichtem, die andern mit krausem Haare. Zu 2) gehören einige Amerikaner, die Mongolen, Chinesen und Samojeden; andere Kennzeichen dieser Rasse sind hellgelbe Haut, schwarzbraune hängende Haare, schwacher Bart, breite Nase, schief geschlitzte Augen. Zu 3) gehören Blumenbachs Kaukasier, viele Südseeinsulaner (Malayo-Polynesier) und wahrscheinlich auch die alten Mexikaner.

Lesson (Species des Mammifères, bei Cotta a. a. O. S. 356) nimmt sechs rassenhafte Hauptfarben an, zertrennt aber dabei sichere Familiengenossen in weiße, nußbraunschwarze oder schwärzliche, schwarze, orangefarbige, gelbe, rothe Rasse.

Virey (a. a. O.) nimmt ebenfalls sechs Rassenfarben an in zwei Abtheilungen nach dem Gesichtswinkel von 80 — 90

Graden bei der weißen, gelbbraunen und kupferfarbenen, von 75 — 85 Graden bei der dunkelbraunen, schwärzlichen und schwarzen Rasse.

Aus vielen uns vorliegenden Versuchen einer allgemeinen Rassentheilung wählen wir noch die von Linnaeus Martin (Naturgeschichte des Menschen, bei Cotta a. a. O. S. 359 ff.) und die von Carl Vogt, an welche wir weitere Bemerkungen und Mittheilungen knüpfen werden, beide zunächst wegen der genauen Bestimmung der Merkmale.

Martin nimmt fünf buntscheckig benamte, aber fleißig gesonderte Hauptstämme an: 1) Den japetischen, der die kaukasische Rasse (Blumenbachs) und die Familien der Indogermanen, Semiten, „Mizramiten" (Berbern und Genossen), aber auch Kirgisen und andre „Tartaren" (Turuken) umfaßt. Merkmale: Kopf oval, Stirn frei, Nase vorragend, Backenknochen kaum vorspringend, Jochbogen mäßig zusammengedrückt, Ohren klein und dicht anliegend, Zähne senkrecht stehend, Kinn „wohlgebildet", Haare lang, selten kraus, nie wollig, Bart voll, Farbe verschieden. 2) Den neptunischen, den wir anderweitig den malayo-polynesischen nennen; er nimmt die Möglichkeit an, daß die Gründer der Reiche Peru und Mexiko diesem Stamme angehörten. Merkmale: Kopf rund, zuweilen an den Seiten abgeplattet, Gesicht etwas oval, Backenknochen und Jochbogen vorragend, Augen weiter aus einander, als bei Nr. 1, und etwas gegen die Nase gesenkt, Iris schwarz, Zähne senkrecht, Haar lang, schlicht, schwarz, Bart dünn, Glieder wohlgeformt, Fußsohlen klein, Haut lohfarb oder gelblich braun. 3) Den mongolischen, zu welchem er u. a. auch die Japanesen, Tibetaner und die Völker zählt, die unserer einsilbigen Sprachklasse angehören; sodann die nördlichsten Europäer, Asiaten und Amerikaner, wobei wiederum Lappen und Eskimos neben einander stehn. Merkmale: Kopf am Scheitel erhöht, Gesicht platt und breit, Kieferbeine und Jochbogen vorragend und sehr weit, Augen klein, schmal und schräg, Augenlider geschwollen, Augenbrauen gewölbt, Nase plattgedrückt, mit weit offenen Löchern, Kinn fast ohne Bart, Kopfhaare straff, schlicht und schwarz, Ohren groß und weit, Mund weit, Zähne senkrecht, Haut gelblichbraun. 4) Den prognathischen,

der die Schwarzen Afrikas, mit Einschlusse der Südafrikaner, und der Südseeinseln umfaßt. Merkmale: Kiefer groß und vorragend, Schneidezähne schräg nach vorn stehend, Stirne schmal, Kopf seitlich zusammengedrückt, Backenknochen und Jochbogen vorragend, Lippen aufgeworfen, Nase plattgedrückt mit weiten Löchern, Haar meist wollig, seltener kraus oder straff und lang, Bart dünn und steif, Haut schwarz bis braun. 5) Den occidentalischen, der beide Amerikas füllt. Merkmale: Stirne abgeplattet, Scheitel ziemlich erhaben oder künstlich niedergedrückt), Backenknochen und Jochbogen rund vorragend, Augen enggeschlitzt, meist schräg, Nase ziemlich erhaben, zuweilen gedrückt, mit weit offenen Löchern, Mund groß, Zähne etwas schräg stehend, Haar lang, borstig und schwarz, Bart sehr dünn, Haut dunkelgelb oder kupferbraun.

C. Vogts, theilweise schon im Vorhergehenden berührte, Ansichten zeichnen wir zunächst, mit Einfügung und Einklammerung mehrerer Bemerkungen, nach seinen „Zoologischen Briefen" (Frkf. 1851 II 555 ff.), und ergänzen sie aus seinen, erst später heraus- und uns zu-gekommenen „Vorlesungen über den Menschen" (Gießen 1863).

Die Entwickelung der Kiefern steht in nächster Beziehung zu der Kulturfähigkeit der Menschen. Alle zu höherer Kulturstufe gelangten Völker gehören zu den Gradezähnern, den Orthognathen, deren Kiefer zurücktritt, die Schneidezähne senkrecht neben einander stehn; viele unkultivierte Rassen zu den Schiefzähnern, den Prognathen, deren Kiefer affenartig vortritt, die Schneidezähne schief eingesetzt sind, so daß sie beim Zusammentreffen um so mehr eine vorspringende Schnauze und einen kleinen Gesichtswinkel bilden, da — zumal bei dem Neger — die Nase gewöhnlich platt, die Lippen aufgeworfen sind. Der Neger ist nicht minder wie der „Europäer" Langkopf oder Dolichokephale; nur hat Jenes Schädel „gestreckte ausgezogene", der des Europäers rundliche, ovale Gestalt. Des Langkopfes Längendurchmesser verhält sich zu dem der Breite wenigstens wie 9 : 7, der des Kurzkopfes oder Brachykephalen höchstens wie 8 : 7; die hinteren Hemisphärenlappen des Gehirnes überragen bei Jenem, bedecken nur bei Diesem das kleine Gehirn. Der breite, rundliche und zugleich fast viereckigte Kurzkopf gehört namentlich dem

„Turaner" und selbst dem europäischen Slawen. Dagegen haben besonders nomadische Völker statt des rundlichen Kurzkopfes einen pyramidalen, der fast mehr breit als lang erscheint. Übrigens kommen bei Lang- und Kurz-köpfen Schief- und Grad-zähner vor.

Vogt stellt seine Rassen unter fünf Hauptnamen: 1) Aethiopen, 2) Malayen, Südseemenschen, 3) Amerikaner, 4) Turaner, 5) Iraner.

Bei 1) den Aethiopen geht die Farbe von Dunkelbraun bis zu Sammetschwarz. Die Haut ist gewöhnlich glatt und riecht eigenthümlich. Der Körper ist bei den verschiedenen „Rassen" hier muskulös, dort schmächtiger. Die schwarzen, selten braunrothen, Wollhaare sind gewöhnlich kurz. Das Gesicht ist platt, aber schmal, oft nach unten zugespitzt; die wulstigen Lippen sind hochroth; die Nase ist breit, platt, aufgestülpt, oben eingedrückt, die Nasenlöcher, von unten gesehen, mit den Augen parallel, die Nasenwurzel breit; die wohlgeöffneten Augen stehn weit von einander ab, die Backenknochen treten verhältnismäßig wenig vor; die Stirne ist schmal, seitlich zusammengedrückt und weicht gewöhnlich nach hinten sehr zurück; die Frauenbrust verlängert sich allmählich ungemein. Alle Aethiopen sind Schiefzähner, aber nicht alle Langköpfe. Dieß sind die Neger, die nomadischen Kaffern mit ziemlich hoher Stirn, wohlgebildeter gerader Nase und spitzem (der Neger mit breiterem) Untergesicht, und die Hottentotten mit gleichem Untergesicht, aber mit sehr platter Nase und kleinen tiefliegenden Augen; zu ihnen gehören die verkümmerten, verhungerten Buschmänner. (Seit Vogts Aufstellung ist die Kunde der afrikanischen Völkerstämme sehr vorgeschritten, aber bei weitem noch nicht abgeschlossen. Wir enthalten uns der Zusätze.) An die schmalköpfigen Aethiopen Afrikas schließen sich die breitköpfigen Negritos und Papuas der Südseeinseln an. Letztere sind schiefzähnige Kurzköpfe, mit stark vorstehenden Kiefern, welche aber einen breiteren Bogen bilden, als bei den Kaffern; ihre lange schwarze Lockenperücke unterscheidet sich sehr von der Wolle des Negers, dem ihr Gesicht sonst gleicht. Letzteres wird auch von den Alfurus berichtet, die aber langes, straffes Haar haben und von Vogt zu Nr. 2) gestellt werden; er rechnet zu ihnen ebensowohl die Neuholländer wie gewisse verkümmerte und zurückgedrängte Bevölkerungs-

theile der malayischen Inseln. Er theilt hier und auch in andern Ansichten über die Bevölkerungen der malayo-polynesischen und australischen (mela-, mikro-nesischen) Inselwelt verbreitete Irrthümer, deren Berichtigung wir hier nicht versuchen dürfen. Die physische Verschiedenheit der Bewohner ist ebenso groß, wie die ihrer Wohnplätze, entspringt aber aus sehr mannigfachen Ursachen.

Bei 2) den Südseemenschen ist die Hautfarbe gelbbraun, das bald in helleres Mahagonigelb, bald in Schwarzbraun übergeht. Das Haar ist schwarz, nie wollig, sondern bald lockig, bald lang und schlicht; die Stirne ist hoch, die Augen meist lang geschlitzt, die Brauen geschwungen, die Lippen oft nur wenig aufgeworfen, aber mit den Kiefern vorstehend; die Nase ist gewöhnlich gerade, bisweilen gebogen, selten platt, und hat breite Flügel, bei den eigentlichen Malayen eingedrückte Wurzel. Bei letzteren stehn, gleichwie bei den Chinesen, die äußeren Augenwinkel oft nach oben; ihr Wuchs ist im Durchschnitt nicht hoch.

Bei 3) den Amerikanern ist die Hautfarbe im allgemeinen thonfarbig, im Norden mehr ins Kupferrothe, im Süden ins Braune und Schwärzliche spielend, auf den Gebirgen heller (also auch hier unter starken klimatischen Einflüssen). Das Haar ist schwarz (in Ausnahmsfällen silberblond), lang und straff, die Brauen dicht, die Augen nicht groß und scheinbar schläfrig, die Nase groß, stets gebogen und scharfrückig, ihre Flügel breit, ihre Löcher (wiederum von unten gesehen) mit den Augenbogen parallel. Die Stirne weicht gewöhnlich sehr zurück, und die Kunst hilft noch nach (s. o. über künstliche Misstaltungen, bei denen vielleicht doch bisweilen eine rassenhaft naturgemäße Ästhetik mitspielt!). Die Backenknochen sind sehr breit und ragen, wie auch die Kiefern, stark vor. Die Zähne stehn schief, sollen aber bei den alten Kulturvölkern Mexikos (Azteken) und Perus (Inkas) gerade gestanden haben. Lang- und Breit-köpfe wechseln nach Stämmen. (Man vergleiche zunächst, außer der obigen Schilderung Martins, die von Morton nach ungefähr 400 Schädeln aus beiden Amerikas gegebene (vgl. „Natur" 1862): Schädel rundlich; Hinterkopf nach oben abgeflacht; Durchmesser von einem Scheitelbeine zum andern oft größer, als der Längendurchmesser; Stirne niedrig, zurückweichend, selten gewölbt, Backenknochen hoch, doch nicht weit von

einander abstehend; Augenhöhlen weit, fast viereckt; Nasenöffnung weit; Zähne meist senkrecht, kräftig und dauerhaft. Morton unterscheidet die Eskimos nach Charakter und Bau: Kopf groß und länglich, Stirne niedrig, Hinterhaupt stark hervortretend, Gesicht breit und flach, Augen klein und schwarz, Mund klein und rundlich, Nase ganz schwach, Gesichtsfarbe ziemlich hell; im Gegensatze zu den übrigen Amerikanern neigen sie (vgl. unser Obiges) zur Wohlbeleibtheit. Ihre Sprache jedoch hat amerikanischen Bau. Zu spät zur genügenden Benutzung und Epitomierung kommen uns die in Waitz Anthropologie IV mitgetheilten Berichte über die Verschiedenheit des Körperbaus unter amerikanischen Völkern zu. Einige andere neuere Berichte liefern wir unten nach.)

Nr. 4) die Turaner bilden die Festlandsrasse Asiens, namentlich Chinas. Ihre Hautfarbe geht von Gelbbraun durch reineres Gelb oder schmutziges Olivengrün bis zu reinstem Weiß, das besonders bei den vor klimatischen Einwirkungen abgeschlossenen Frauen vorkommt. Das Gesicht ist breit, flach, rundlich-quadratisch; die Backenknochen vorstehend; die Augen meist eng geschlitzt, klein, ihre Außenwinkel in die Höhe gezogen; die Nase gewöhnlich klein und stumpf; der Mund breit, aber nur wenig aufgeworfen; das Haar schlicht, schwarz, bei den hellhäutigeren Rassen auch öfters blond; die Stärke des Bartes wechselt nach Rassen. Der Kurzschädel herrscht vor und geht vom abgerundeten Viereck bis zur Kugelrundung. Die meisten Turaner sind Geradzähner; Schiefzähner namentlich die mongolischen Nomaden der Hochebene von Mittelasien mit pyramidalem Schädel, vorspringendem rundem Kinn, großer und abstehender Ohrmuschel, engen, von außen nach innen schief gesenkten Augen, deren Lider dick, die Brauen schwarz, kaum gekrümmt und, wie der Bart, dünn sind, und mit dicker, kurzer, unten sehr breiter Nase. Die türkischen Völker nähern sich in Allem dem edleren (europäischen) Typus (Vogt scheint zunächst nach den mit edlerem Blute gemischten Osmanlis zu urtheilen). Dem mongolischen dagegen die „Rasse" der Tschuden oder Ugrer (ural-altaische Sprachklasse), zu welchen im Norden Europas Lappen, Finnen, Esten (finnische Familie, in welcher sehr verschiedene Schädelformen, Complexionen u. s. w. vorkommen, vgl. einstweilen Berghaus in der „Natur" 1857; Waitz a. a. O. I. 84 ff. m. Origines Europaeae S. 212 – 13), stammverwandt mit den edler gebauten Magyaren, im Nordwesten Asiens Uraler und Samojeden gehören. Letztere

schließen sich an die Polarvölker Asiens und Amerikas an, die einander äußerlich sehr ähneln, aber durch den Schädelbau geschieden sind. Die Köpfe der Asiaten sind kurz mit geraden, die der Amerikaner lang mit schiefen Zähnen. Jene sind im Durchschnitte klein und zartgebaut, von weißer, jedoch „rauchiger“ Hautfarbe, langem, straffem und grobem Haupthaare, breitem, plattem, fast rundlichem Gesichte, kurzer Nase mit breiter Wurzel und breiten weit offenen Flügeln, kleinen, dunkeln, geradgeschlitzten Augen mit dünnen und wenig gebogenen Brauen. (Nach Berghaus [„Natur“ 1857 S. 174 ff.] sind die Samojeden kräftig gebaut, meist unter Mittelgröße. Eine starke Biegung der Wirbelsäule nach vorn in den Brust- und Lenden-wirbeln läßt Brustkasten und Becken mit ihren Muskelbedeckungen, nach einander entgegengesetzter Richtung, sehr hervortreten. Das Gesicht ist (mongolisch) platt, die Augen schmal, die Nase höchst eingedrückt, die Backenknochen vorragend, der Mund groß und dünnlippig, die Ohren groß und aufgestülpt, die Haut ziemlich weiß, aber die Augen, die Brauen und die harten, schlichten Haare schwarz; der Bart fehlt fast ganz oder wird ausgerissen). Die Amerikaner, die sich bis über die Aleuten verbreiten, sind ebenfalls klein und werden leicht fett, gleichen Jenen an Nase und Haar, haben starken Bart, den sie aber auszureißen pflegen, kleine schwarze schläfrige (amerikanische) Augen, etwas aufgeworfene Lippen. — Die Indochinesen mit einsilbigen Sprachen und alter Bildung im Osten des asiatischen Festlandes, auf der Halbinsel Koreä und den japanischen Inseln (die eigentlichen Japanesen reden eine mehrsilbige Sprache, welche Boller zu den ural-altaischen zählt. Wir werden s. Z. die Frage untersuchen: ob sie den Ainos verwandt oder nur mit ihnen gemischt seien?). Diese (Vogts) Indochinesen sind ziemlich pyramidale Langköpfe mit schiefen Zähnen und vorspringenden Kiefern. Ihre weizengelbe Farbe spielt bald ins Röthliche, bald ins Hellgrünliche, ihr Haar ist schwärzlich, dicht und straff, der Bart dünn, die Brauen dicht und schief gebogen, wie auch die eng geschlitzten Augen; die Backenknochen stehn sehr vor, die Nase ist breit und etwas platt, die ziemlich schmale Stirne weicht zurück, die Lippen sind etwas aufgeworfen und wulstig, die Kopfbildung überhaupt erinnert an den Afrikaner. Nächstverwandt mit diesem Typus erscheint der der Tibeter und einiger (einsilbige Sprachen redender) Stämme Hinterindiens.

Nr. 5) die Iraner sind die „Menschenart", die unter den Namen der weißen oder kaukasischen bekannt ist. Vorzugsweise bei ihr leitet Vogt die Entwickelung des Pigmentes von dem Wohnorte ab. In gemäßigten Klimaten ist die Haut weiß, mit stellenweise durchschimmerndem Blute, hat dagegen in südlicheren Gegenden bald eine mehr grünliche Bronzefarbe, bald eine bis zum Schwarzen gehende braune Färbung. Das Haupthaar ist meist braun oder schwärzlich, und selbst die blonde Varietät im Norden sinkt mehr und mehr gegen die braune zurück. Der geradzähnige Langkopf wiegt vor; Ausnahmen s. u. Das Gesicht ist oval, oft sehr in die Länge gezogen, die Augen weit und gerade geschlitzt, die Nase vorstehend und schmal, ihre Öffnungen bilden, von unten gesehen, „einen Winkel über den Linien der Brauen", die Stirne ist gewölbt, der Gesichtswinkel nähert sich dem rechten, die Lippen sind nicht wulstig; Modificationen im Folgenden. Die ganze „Art" (Rasse) erstreckt sich von Vorderindien über die persische Hochebene und den Kaukasus bis über ganz Europa mit Ausnahme des „Nordens" und Ungarns, sowie über Nord-Afrika, etwa vom Wendekreise an, wobei sie indessen an dem arabischen Golfe längst dem Nillaufe bis weit gegen den Äquator hin vorrückt. Sie umfaßt die semitische und die indogermanische Familie, an welche sich (rassenhaft, nicht stammhaft) die Kaukasier und der Stamm, dessen Rest die Basken sind, anschließen. Die alten Aegypter, die Vorväter der (Kopten und der meisten) Fellahs hatten dunkelröthliche oder braune Farbe, volles Gesicht, platte Stirne, lang geschlitzte, aber gerade stehende, halb geschlossene Augen, vorstehende Wangenknochen, breite, ziemlich platte und sehr kurze Nase, mit S-förmig ausgeschweiften Öffnungen, dicke Lippen, die obere lang, wenig gespaltenen Mund, große und abstehende Ohrmuscheln, Haupthaar und Bart schwarz und gewöhnlich kraus, aber nicht wollig. Die Schädel der Mumien und der heutigen Fellahs sind denen der Neger an Festigkeit, sowie durch die vorspringende Kiefer und die schiefen Schneidezähne ähnlich, haben aber dagegen das langköpfige Oval, steil ansteigende und breite Stirne, wenig eingedrückte Schläfengruben und schöne Wölbung der regelmäßigen Schädelkapsel. Negerähnlichkeit zeigen auch mehrere semitische oder syro-arabische

Stämme: **Abyssinier**, **Schangalas** oder **Nubier**, **Tibbus** und **Gallas**. (An anderer Stelle werden wir mehrere hier vorkommende genealogische Irrthümer untersuchen, auch die verschiedenartigen Berichte über den Bau der alten Aegyptier und insbesondere ihrer koptischen Nachkommen mustern.) Bei den letztgenannten Stämmen Afrikas ist die Nase bald stumpf bald schmal und gebogen, die Lippen bald dick bald wohlgebildet, das Haar sehr lockig, immer aber die Zähne gerade, die Kiefern zurückweichend. Bei Arabern, Juden und Berbern ist der Rassentypus rein erhalten: der Schädel (jedoch nach Gosse „Essai sur les déformités artif. du crâne“ 56 bei den Berbern „globuleux“) und das Gesicht länglich oval, der Scheitel sehr erhaben, die Schädelknochen dünn, die Backenknochen etwas vorstehend, die Stirne steil, die Augen groß und schwarz, die Brauen wohlgeschweift, die Nase groß, scharf und meistens ziemlich gebogen, ihre Öffnungen wie bei den Aegyptiern (s. o.), das Haar schlicht und lang, der Bart stark und lockig, die Hautfarbe gewöhnlich braungelb, bei den Weibern oft ziemlich weiß (unter den berberischen Kabylen des algerischen Berglandes ist ganz helle Complexion häufig), der Gliederbau zart aber sehnig. (Hier sind noch häufige Eigenheiten zu bemerken, wie, bei den Juden wenigstens, die Krümmung der Nasenspitze, die Stellung und Bewegung der Kiefern, vielleicht auch die Stellung der Ohren). Zu den Berbern gehören auch die, im Namen des Christenthums zum Tode bekehrten Guanchen auf den kanarischen Inseln (s. o.; kleine Mumien derselben neben athletischen deuten auf zweierlei Stämme, nach Hodgkin in der Sitzung der Lond. Ethn. Society 21. Mai 1845).

Zu dem schönsten Typus gehören die Völker des Kaukasus, mit geradzähnigen oft rundlichen Langköpfen und sehr weißer Hautfarbe (Augen und Haare häufig braun, Haare auch schwarz, seltener roth; bei den Lazen, nach Koch, meist hellbraun, oft blond, sehr selten schwarz; der Wuchs gewöhnlich mittelgroß). Die Osseten oder Iron gehören nicht zu diesem Stamme der Kaukasier, sondern zu dem (iranischen) der Perser, Kurden und Afghanen, welche sämmtlich Kurzköpfe sind, wie auch die Slawen. (Nach Andern sind sie Langköpfe mit hohen Stirnen bis zu den Balutschen in Kabulistan hinauf, auch die Bilder in Persepolis; vgl. das oben, auch über die Slawen, Bemerkte). Dagegen sind die Hindus, mit zierlichstem Bau und bronzefarbener Haut,

Langköpfe, wie auch die Indogermanen Europas. Bei jenen Kurzköpfen sind die Stirnen breiter, die Augenbögen stark entwickelt, das Hinterhaupt dagegen niemals höckerig, sondern gerade abgeschnitten und die Höcker der Scheitelbeine weit nach hinten gerückt. Die Länge des Schädels überwiegt den Querdurchschnitt nur wenig, das Gesicht ist breiter und platter; ihr Ausdruck nähert sich dadurch dem turanischen. Soweit C. Vogt.

Die Schädel der Hindus sind nach vielen Berichten kleiner, als die ihrer Stammverwandten, vielleicht unter Einflusse der ausschließlichen Pflanzennahrung? Höhere Lage des Ohres theilen sie, wie man sagt, mit den Juden und mit den Mumien der Aegyptier. Anderem Stamme und vielleicht anderer Rasse gehören die vorhinduischen oder drawidischen Völker vom Dekan bis zu den Brahûis in Kabulistan, wie schon bemerkt wurde. Letztere haben, nach Pottinger, im Gegensatze zu den nahen Balutschen, gedrungenen Wuchs, dicke Knochen, runde und flache Gesichter, oft braune Haare. Die Bergbewohner Chondwannas im Dekan (Khonds), die sich jedenfalls reiner erhalten haben, als die (gewöhnlich gar nicht als ihre Verwandten erkannten) Bewohner der Ebenen, „sind Leute mittlerer Größe, mit feinen wohlgebauten Gliedmaßen und ovaler Gesichtsform, vorstehenden Backenknochen, stumpfen Nasen, feurigen Augen, dünnem Bartwuchs, sehr großem Munde und etwas aufgeworfenen Lippen, schwärzlicher Hautfarbe“. Ein anderer Bericht (MacPhersons 1846) gibt ihnen „mongolischen Typus“, nämlich viereckigen Schädel, niedre schmale Stirne, schwarzes rauhes dünnes Haar, hohe Backenknochen, weite flache Nasenflügel, rauhe schwarze Haut, starken Wuchs etwas unter Mittelgröße;“ die (ebenfalls drawidischen) Bhillas findet dieser Beobachter ihnen unähnlich. Maury a. a. O. 373 stellt die drawidischen Völker, die unter sich bedeutende Verschiedenheiten zeigen, zwischen die mongolische und die malayo-polynesische Rasse. Wir glauben diese Verschiedenheiten von Kabulistan bis zu den Tudas auf den Nilagiris großentheils den sehr abweichenden Orts- und Lebens-verhältnissen zuschreiben zu dürfen, namentlich die hellere Complexion, den höheren Wuchs und theilweise auch die geistigen und sittlichen Vorzüge der Tudas. Auch von „Hindus“ im Himâlaya wird helle Complexion

ausgesagt. Nahe den Iraniern und dem erwähnten Drawidenreste Kabulistans wohnen die hinduischen „Kafirs“ oder „Siah-posch“, die neben den einzelnen Stammnamen den gemeinsamen eigenen „Kamoze, Kamože“ tragen. Ihre Gesichter tragen den Stempel ihrer Abstammung, unter Einflüssen des Wohnsitzes, die sie den europäischen nähern; ihre Augen sind theils dunkel, theils blau oder grünlich blau; die Brauen schön gewölbt; die Farbe des Haars wechselt zwischen Schwarz und lichtestem Braun; die der Haut ist sehr hell; der Wuchs hoch (vgl. die Verhandlungen der Bengal Society im „Ausland“ 1862 Nr. 51). Bei den Kindern fand man mitunter röthere Hautfarbe, hellbraune Augen, aschblondes Haar, hervorspringende Wangenbeine (nach A. v. Humboldt bei R. de Belloguet a. a. O. II 26). Wir lassen hier überall die höchste Instanz, die Sprache, unberührt.

Für die Basken vermisste Vogt die nähere Kenntnis des Baues und namentlich des Schädels, in welchem er den geradzähnigen Langkopf vermuthet. Indessen gibt ihnen eine bereits im „Ausland“ 1850 Nr. 111 (9. Mai) erschienene Beschreibung runden Schädel, offene entwickelte Stirne, gerade Nase, Mund und Kinn von feinster Zeichnung, ovales unten etwas schmales Gesicht, überhaupt schöne Züge, große schwarze Augen, schwarze Brauen und Kopfhaare, bräunlichen schwach gefärbten Teint, mittlere vollkommen proportionierte Größe, kleine gut geformte Hände und Füße. Auch R. Wagner schrieb ihnen anfangs Kurz- und Rund-schädel zu, erfuhr aber später, daß die Bewohner eines Todtenackers in Guipuzcoa sämmtlich Langschädel besaßen. Der genauere Bericht Brocas (bei Vogt, Vorll. II 326 ff.) besagt: daß er unter 60 echten Baskenschädeln eines Dorfkirchhofes keinen einzigen wahren Kurzkopf fand, sondern 12 Halbkurzköpfe, 19 Mittelköpfe (s. o.), 20 Halblangköpfe, 9 reine Langköpfe. Er unterscheidet (mit Gratiolet) Vor- und Hinter-Langköpfe (frontale und occipitale Dolichokephalen). Jene gehören namentlich den Germanen, diese den afrikanischen und oceanischen Negern, den Amerikanern und einigermaßen selbst den Basken. Jedoch unterscheiden sich Letztere von den afrikanischen, aber auch von den europäischen Rassen durch die Kleinheit des Oberkiefers, die geringere Entwickelung der Hauptthirnhöcker und das relative Schwinden

des Hinterhaupthöckers. Broca und Vogt vermuthen ihre ureinstige Einwanderung aus Nordafrika (wie bei den Affen auf Gibraltar), vielleicht als die Herculessäulen noch durch kein Meer getrennt waren. Roget de Bellogucts Berichte über die Basken und ihre Vorväter nebst seinen mannigfachen Vergleichungen theilen wir nachher mit.

Soweit sich in den Basken das Blut der iberischen Familie am reinsten erhalten hat, ist uns ihr Körperbau (wie ihre Sprache) von besonderer Wichtigkeit, weil wir in ihnen den einzigen Rest der ältesten Familie Europas von edler Rasse sehen, deren Wohnsitze in ganz und halb geschichtlicher Zeit von Südfrankreich durch die pyrenäische Halbinsel und anderseits bis nach Sicilien reichten. Sie und die Liguren giengen den gallischen (keltischen) Einwanderern voraus und wurden von diesen theils verdrängt, theils mischten sie sich mit ihnen. Aus dieser Mischung mögen sich starke und mitunter fast rassenhafte Unterschiede herleiten, die noch heute sichtbar, freilich aber schwer von den zahlreichen nachmaligen Mischungen zu trennen sind. Namentlich leitet Baron Roget de Belloguet (Ethnogénie Gauloise II) solche Erscheinungen in seinem Vaterlande Frankreich aus einer sehr alten Mischung einer ältesten dunkelfarbigen Bevölkerung mit den von Norden und Osten eingedrungenen hellfarbigen Kelten her.

Hier, wie überall, beklagen wir die Mangelhaftigkeit, Unzuverlässigkeit und Unwissenschaftlichkeit der ethnologischen Nachrichten in den Schriften der Klassiker. Eine sicherere Quelle bieten schon Abbildungen auf Denkmälern und Münzen und in Statuen; die sicherste freilich wohlerhaltene Schädel, deren Ursprung aber allzuoft nicht hinreichend beglaubigt ist. Wir kommen unten weiter auf diese Punkte zurück.

Im Süden Frankreichs wirkte sowohl das Klima, als die frühe geschichtlich bekannte Mischung mit Iberern, (Liguren), Griechen (Massilia) und Römern (provincia Romana) dunklere Complexion. Bei den Iberern nämlich, kaum etwa die gemischten Keltiberer u. s. w. ausgeschlossen, dürfen wir sie im Ganzen wohl annehmen, obgleich auch römische Berichte auf Hellfarbigkeit deuten (s. R. de Belloguet a. a. O. S. 144 und meine Origines Europaeae S. 116), und nur Eine Stelle bei Tacitus (Agricola XI) indirekt

den Iberern dunkle Farbe und krause Haare zuschreibt, durch welche Eigenschaften ein Volk in England, die Siluren, von den (keltischen) Nachbarn sich unterschied, welche mehr und minder blond waren, jedoch nur die Kaledonier im Norden (Schottland) in ähnlichem Maße, wie die Germanen. R. de Belloguet, welcher die hellfarbigen Complexionen in Hispanien von keltischer Mischung ableitet, sagt (a. a. O. S. 144): „De trois médailles d'Irippo dans la Bétique (Bibl. Imp.), toutes les trois à têtes longues, l'une a les cheveux bouclés; ceux de la seconde paraissent frisés; la troisième les a raides et relevés en l'air comme les Celtes." Er findet, nach zahlreichen Münzen, in der aus iberischem und keltischem Blute gemischten Bevölkerung auf beiden Seiten der Pyrenäen den iberischen Charakter vorwiegend. „Ce croisement avait également arrondi la tête du Celte, assoupli et bouclé ses cheveux, en détordant, d'autre part, ceux des Ibères, puisque Adamantius (Physiognomica II 23 éd. Cornarius 1544) dit qu'ils étaient pareils chez les deux peuples." Er citiert namentlich keltiberische Münzen „qui nous présentent, à côté de quelques profils allongés et de quelques chevelures aux mèches raides et désordonnés, des figures rondes aux cheveux souples et bouclés" u. s. w. Er findet in den südlichsten Franzosen der Gegenwart noch den iberischen Charakter den gallischen überwiegend, namentlich den, durch keltische Mischung modificierten Rundkopf, verschweigt aber den Einwurf: daß, nach Mehreren (vgl. auch o. S. 159) die Basken ovalen Langkopf, und daß die meisten Spanier ebenfalls hohen Schädel, schmale Stirne und überhaupt mehr lange, als runde Gestalt haben, dagegen aber das Landvolk um Auch, im Herzen des französischen Baskoniens (wie es im 6. Jahrh. galt), fast kugelrunde Köpfe; freilich kommen (S. 150) Rundköpfe fast in ganz Frankreich vor.

Auf die zahlreichen Einzelheiten dieses fleißigen und scharfsichtigen Beobachters können wir hier nicht eingehn, schreiben aber doch, wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes seine Angaben über altes und heutiges iberisches Gebiet ausführlicher aus.

Die Köpfe auf den iberischen Münzen bieten größere Mannigfaltigkeit, als die auf den gallischen, bei welchen sie dagegen Lelewel

(Types Gaulois) annimmt, aber nur mit Recht, sofern sie theils durch die Haartrachten, theils durch Ungeschick und Ungeheuerlichkeit der Zeichnung entstand. Bei den iberischen Köpfen herrscht der runde Typus vor, bisweilen erscheint auch das Viereck. Alle Hrn. v. Belloguet bekannten Münzen zeigen die Köpfe im Profil, die Stirne gewöhnlich niedrig und nach oben zurückweichend, den Brauenbogen oft vorragend, die Nase stark und gewöhnlich vorspringend, manchmal aber sehr flach, häufiger, als bei den gallischen Köpfen, wahre Adlernase (recourbé), ihre Wurzel fast immer nicht eingedrückt, bisweilen sogar hoch genug, um sich in mehr convexer als concaver Linie (c'est à dire busquée) dem Untertheil des Stirnknochens anzuschließen. Die Unterlippe steht gewöhnlich der oberen gleich, oft sogar stärker, hervor. Das gewöhnlich schmale Kinn springt sehr vor. Wo Bart erscheint, pflegt er kurz und sichtbar gekräuselt zu sein. Die ebenfalls kurzen Haare zeigen dreierlei Gestalt: 1. auf der Stirne emporgerichtet und zugleich negerartig gekräuselt 2. am häufigsten als Lockenkopf 3. in dicken steifen verworrenen Strähnen (Strüpfen, mèches), gleichwie auf dem (gallischen) Aes grave von Rimini und bei gallischen Bildsäulen.

Die Basken, von den Galliern — die der langköpfigen hochgewachsenen blonden Rasse angehören — stammverschieden, zeigen, wenigstens in Frankreich, bemerkenswerthe typische Beziehungen zu den Britonen von Finistère und, mit diesen, zu vielen Auvergnaten. Napier und Prichard geben den spanischen Basken die helle Complexion (blond, mit hellblauen Augen). Auch bei den französischen sah Hr. v. B. häufig Kinder und Frauen blond, bei vielen Erwachsenen die Haare braun, die Augen blau oder graublau und hell-, selten dunkel-braun. Schwarze Augen und Haare sah er nur bei den Frauen in St. Jean de Luz. Wohl aber gibt er, mit Quatrefages, den Basken dunkle, ziemlich blutlose Hautfarbe. Dieser findet gerade bei den wenigst gemischten in Guipuzcoa und Biscaya den Typus, den ich S. 159 (und schon in m. Orig. Eur.) dem „Ausland" nachschrieb, das leider selten seine Quellen angibt. Nun aber zählt Hr. v. B. eine Reihe abweichender Berichte auf: Rundköpfe mit viereckteem Kinn und ziemlich starker Nase; ein zweiter spricht von Adlernase, ein dritter nennt sie schmal; der mittlere Wuchs wird hier klein und untersetzt

genannt, mehrere andere finden ihn durchschnittlich groß. Nicht minder abweichend lauten Berichte über die nahen Béarner. Hr. v. B. selbst fand bei den französischen Basken, außer der obigen Complexion, ziemlich hohen und schlanken Wuchs, bei den Frauen jedoch mannigfaltigen; die Stirne schön, die Brauen wenig vorspringend; die Nase, an der Wurzel ziemlich gedrückt, wölbt sich unmittelbar über dieser, krümmt sich nachher und richtet die Spitze senkrecht nach dem Munde hin, streckt sie aber auch manchmal gerade vor. Diese römische Adlernase fand er auf jenen hispanischen Münzen (s. o.) und zählt sie zu den Merkmalen der alten südlichen (vorkeltischen) Rasse, während andre der genannten Eigenheiten, namentlich die edleren Formen des Gesichtes, durch Mischung mit der (jüngeren, nördlichen) andern Hauptrasse entstanden seien. Der südliche Rundschädel erhielt sich namentlich in der Gascogne und in Aragonien. Er kommt in gallischen Gräbern wohl noch häufiger vor, als der (oft sehr) lange Schädel, welcher dagegen nebst gerader und vorspringender Nase auf gallischen Münzbildnissen als der (o. erwähnte) echt keltische erscheint und auch den heutigen Westbretagnern vorzugsweise eigen ist.

Auch in Großbritannien und Irland, sowie in Spanien, Deutschland und den angrenzenden Ländern (a. a. O. 168 ff. 197 ff. 235 ff.) kommen diese und andre alte Schädelformen in Zahlverhältnissen vor, welche in ihnen Vertreter rassenhaft (typisch) verschiedener Bevölkerungsschichten vermuthen lassen, über deren Zeitfolge die Ansichten abweichen.

Die inhaltreichen Untersuchungen des Hrn. R. de Belloguet über die Gründe der typischen Verschiedenheiten in Frankreich, Spanien und Großbritannien können wir hier ebensowenig weiter verfolgen, wie seine und Andrer Berichte über die Körperbeschaffenheit der alten und gegenwärtigen Bewohner jener Länder überhaupt. Auf seine Bemerkung über prognathe Köpfe in Frankreich kommen wir unten. Hier noch ein Wort über die Liguren.

Wir nannten sie vorhin neben den Iberern im südlichen Gallien; beim Beginne ihrer Geschichte zeigen sich ihre Spuren, wie es scheint, auch noch im nördlichen, aus welchem, und früher aus nördlicheren und östlicheren Wohnplätzen, sie durch die Kelten verdrängt worden sein

müssen, bis über die Alpen nach Italien hinein, wo die Erdkunde ihren Namen noch heute gebraucht, ja bis nach Sicilien und Corsica. Ihrerseits drängten sie die Iberer vor sich her, denen sie vielleicht nicht bis über die Pyrenäen folgten; mitunter schoben sich Kelten zwischen und in beide Stämme. Die griechischen Gründer Massalias fanden und bekriegten die Liguren dort, die Römer kannten sie auf allen ihren Gebieten; aber Beide lassen uns schmählicher Weise ohne nähere Kunde über ihre Sprache und bekennen ihre eigene Ungewissheit über ihre Abstammung. Diese werden wir an andrer Stelle etwas ausführlicher untersuchen, als in „Origines Europaeae" geschah, und entnehmen hier den Alten (vgl. besonders Ukert Geogr. II 2 S. 287 ff.) nur einige spärliche physiologische Angaben. Eine Sage bei Aristoteles schreibt ihnen eine Rippe weniger zu, als den übrigen Menschen, was eine rassenhafte Besonderheit wäre. Sie waren kleiner und hagerer als z. B. die Gallier, Männer und Frauen aber weit ausdauernder und muskelkräftiger, fleißige und tüchtige Feld- und Wald-arbeiter, Jäger, Seefahrer und Krieger, an hartes und mühvolles Leben durch ihre Wohnorte gewöhnt, das auf jene körperlichen Eigenschaften seinen Einfluß übte. Ihre effusi crines, die sie in späterem Zeitraume abschoren, deuten auf schlichtes Haar.

Liguren und Iberer sind keineswegs die einzigen alteuropäischen Völker, deren Stamm und Rasse uns ungewis, wenn nicht völlig unbekannt ist. Und doch ist der Ethnologe verpflichtet, soweit als möglich zurück zu blicken und zu horchen, ob noch Umrisse der Gestalten, Nachklänge der Sprachen wahrgenommen werden. Die griechisch-italischen Indogermanen fanden in Europa bedeutende Bevölkerungen vor, deren „barbarische" Sprachen und Körperbau immer nur wenige Beobachter unter Jenen fanden; etwas mehrere, aber oft einseitige und parteiliche, ihre Sinnesweise und Sitte. Es ist sehr beachtenswerth, daß sie den von Südosten eingedrungenen Griechen so häufig durch eine Hellfarbigkeit auffielen, die wohl in gleichem Maße von der Rasse, wie vom Klima herzuleiten ist. Dieß gilt bis in spätere Zeiträume herunter, wenn auch in geringerem Maße, als von den germanischen und keltischen Nordvölkern, von den in Asien und Europa wohnenden Skythen und von den Thrakern, welchen beiden

auch schlichtes und weiches Haar zugeschrieben wird, ähnlich auch den Nachbarn und Stammverwandten beider, wie den Arimaspen, Sarmaten, Geten, den „schönen, hochgewachsenen und mäßig blonden" Alanen (Ammian. Marcellin. XXXI 2), ja auch in Asien den Arienern und den Seren, den indischen Nachbarn der Skythen, wie denn in Iran bis zum Paropamisos hinauf auch in chinesischen Berichten und nicht minder in der lebendigen Gegenwart ganze Völker und Volkstheile heller Complexion vorkommen.

Die Alten schrieben die Gegensätze der Complexion und des Wuchses minder der Rasse als dem Klima zu. Aristoteles sagt (Problem. XIV 4. XXXVIII 2.): Augen und Haut seien bei den Südländern schwarz, bei den Nordländern hell, nämlich die Augen blau (aus innerer Wärme, wie jene schwarz aus Mangel daran), der Körper weiß, die Haare ebenfalls oder (wie auch die Seeleute πυῤῥοί seien) feuerfarb (rothblond). Plinius (Naturgesch. II 78) sagt: Die Aethiopen seien wie verbrannt (adusti, sonnengebräunt), ihr Haupt- und Bart-haar gelockt (geschwungen, vibratus), die Nordländer aber haben weiße Haut, blonde schlichte (promissas) Haare. Vitruvius (Arch. VI 1) gibt den Südländern niedren Wuchs, schwache Beine, dunkle Haarfarbe (colore fusco), schwarze Augen, krauses Haar, den Nordländern ungeheuere Körper von weißer Färbung, graublaue (caesiis) Augen, schlichtes rothes Haar (directo capillo et rufo).

Wir verzeihen den Alten leichter ihre Unkunde der Sprache und andrer Abstammungsmerkmale bei ihren roheren Vorgängern und Nachbarn, wie z. B. bei den Japygen und mehreren andern Völkern des südlichen Italiens und der Inseln, auch den Venetern in Oberitalien, als bei den Etruskern, diesem merkwürdigen, früh zu Bildung und Macht gelangten Volke. Freilich bieten auch die ziemlich zahlreichen Inschriftentexte in der Sprache dieses Volkes, die wir besitzen, selbst unsern besten Forschern noch nicht ausreichenden Stoff zu Bestimmungen über die Abstammung des Volkes und seiner Sprache, die jedenfalls nicht zu dem italischen Kreise im engern Sinne gehört. Hätten wir aber die etruskischen Bücher, die den Römern vorlagen, so würden wir ihren Schriftstellern die ärmlichen Notizen erlassen, die

sie über die Sprache der Etrusker hinterlassen haben. Auch von ihrem Körperbau wissen Jene Nichts zu berichten, als daß sie Fettbäuche („obesi et pingues“), und vielleicht („colorati“ Martial. Epigr. X 68) dunkelfarbiger, als die Römer, waren, wenn nicht die auf Bildnissen erhaltene braune Farbe der Augen und die noch hellere der Haare eher auf eine nur künstliche Färbung der Haut schließen läßt. Nicht rassenhaft wird auch die Bartlosigkeit der Männer auf Bildnissen sein; auch kaum jene Fette als Folge ihres Wohllebens. Wohl aber zeigen ihre Bildnisse häufig kleinen und untersetzten Wuchs, die Arme und die Nase kurz und dick, das Gesicht groß und rundlich, die Augen groß, das Kinn stark und etwas hervortretend. Dagegen gibt Vogt seinen „Iranern“ einen edelgeformten kaukasischen Schädel als den „eines alten Etruskers“ zum Musterschädelbild und nennt in seinen „Vorlesungen über den Menschen“ II 183 die Etrusker, nach den wenigen sicheren Schädeln, entschiedene Schmalköpfe. Wir dürfen, bei der Häufigkeit sicher etruskischer Gräber, hoffen, Näheres über das ganze etruskische Knochengerüste zu erfahren. Erst dann werden wir nach Resten desselben unter dem blühenden Fleische der florentiner Blumenmädchen und des toskanischen Landvolks überhaupt, sowie bei näherer Kunde der etruskischen Sprache nach dem Ursprung der „gorgia“, der in Italien sonst seltenen Kehllaute, der Toskaner fragen. Die angebliche Beziehung der Etrusker zu den noch räthselhafteren, nach dem Obigen (S. 124) wahrscheinlich breit- und kurz-köpfigen Raeten, die beim Beginne der Geschichte bereits in die, jetzt romanischen, italienischen und deutschen Berglande der Schweiz u. s. w. gedrängt waren, lassen wir hier bei Seite.

Während in Italien schon früh das Römerthum alle Besonderheiten andrer Stämme verschlang, sitzen noch heute im alten Oströmerreiche, wenn auch stark gemischt, doch noch in voller stammlicher Besonderheit die Schkipetaren oder Albanesen theils in dem Lande ihrer wahrscheinlichst vor den Griechen dort ansäßigen Vorfahren, theils haben sie sich auch im eigentlichen Griechenlande angesiedelt. Ehe wir diesen Vorfahren bestimmter einen antiken Namen beilegen, müssen wir deutlicher die ethnischen Wechselbeziehungen der Epiroten, Illyrier und Thraker erkennen, als wir bis jetzt vermögen. Zu den letzteren stellen

wir sie mit größerer Bestimmtheit, je wahrscheinlicher uns ihre wesentliche Stammeseinheit mit den östlichen Romanen (Moldowlachen u. s. w.) wird. Ihre Complexion wird nach Stämmen und Wohnplätzen verschieden angegeben; auffallender Weise aber soll die helle im Norden Albaniens weit seltener sein, als anderswo. Nach v. Hahn ist der albanesische Schädel über den Schläfen häufig ausgebaucht.

Bevor wir in einen neuen Bezirk unseres Gebietes eintreten, wollen wir noch einige Miscellen und zerstreute Angaben über die verschiedenen Typen und Rassen verzeichnen, immer nur als Streiflichter und als Beiträge zu einer Lehre, die wir hier nicht in Zusammenhang und Vollständigkeit aufstellen dürfen; auch zur Ergänzung der größeren Sammelwerke über diesen Gegenstand. Von diesen gibt am vollständigsten die physischen und psychischen Rassenmerkmale die „Anthropologie der Naturvölker“ von Waitz, zunächst die der Völker Afrikas und Amerikas.

Einem Aufsatze Moritz Wagners über Chiriqui in Mittelamerika in Petermanns Mittheilungen 1863 VIII entnehmen wir folgende Bemerkungen. Die Indianer in Chiriqui und Veragua bestehn aus dreien Hauptstämmen: Doraces (Torachos), Guaimies und Juries, die sämmtlich nach der Cordillere hin gedrängt worden sind. Sie erscheinen etwas größer und schlanker, als die Indianer in Peru, Ecuador und Guatemala, erheben sich jedoch nicht bis zur Mittelgröße. Ihre Hauptmerkmale theilen sie mit den tropischen Indianern überhaupt: Haut lohbräunlich (in hohen Gegenden lichter); Haar reichlich, lang, glatt und schlicht, etwas dick; Bart dünn; Statur kräftig; Stirne schmal, meist zurückweichend; Augen schief, länglich, mit scheuem jedoch stechendem Blicke; Backenknochen sehr vortretend; Nase gewöhnlich, jedoch nach Stämmen und Individuen wechselnd, nach mongolischer Weise breit gequetscht; Lippen wulstig, Mund ziemlich groß; Gesicht breit, sein Ausdruck viel energischer, als bei den phlegmatischen und stumpfsinnigen Indianern der meisten Hochthäler von Ecuador und Peru. Sie bemalen das Gesicht mit roher Pflanzenfarbe und feilen häufig die Schneidezähne spitz. Sie haben die Kunst ihrer Vorfahren vergessen, welche die Thon- und Metallarbeiten in deren Gräbern bezeugen. Die in Chiriqui eingeführten Afrikaner

sind muskulös, haben aber magere Beine. Sie stehn den Indianern nach in beharrlicher Kraft für die Jagd im Urwalde und für Bergwanderungen, sind aber desto geeigneter für das feuchtwarme Küstenklima, so daß ihre massenhafte Einwanderung in den ganzen Küstenstrich vom Golfe von Honduras bis zu dem von Uraba gedeihlich sein würde. Sie allein würden die waldbedeckten und gröstentheils unbewohnten Wildnisse der ganzen nordöstlichen Tiefregion Mittelamerikas in Kulturland verwandeln können.

Was hier über den Rückschritt der Indianer in Kunstfertigkeit bemerkt ist, gilt weithin in Mittel- und Süd-Amerika, insbesondere auch für die Baukunst, sowie für die geselligen Einrichtungen überhaupt, deren früheres Bestehn wir zum Theil nur aus den großen Trümmerstädten, Straßenbauten u. s. w. der in Wildnis verwandelten Kulturstrecken erschließen. Diese Bildungsentartung ist die natürliche Folge der Disorganisation, der Unterbrechung und Verwüstung des einheimischen, naturwüchsigen Bildungsganges, vorzüglich, wenn nicht ausschließlich, durch die europäischen Eroberer. Es fragt sich nun, ob und wieweit die seitdem verflossenen, verhältnismäßig wenigen Jahrhunderte auch typische — leibliche und geistige — Niederartung hervorgebracht haben. Schon vor den europäischen Eroberungen mögen nicht unbedeutende typische Unterschiede zwischen den gebildeteren und den roheren Indianervölkern stattgefunden haben. Warren (bei Perty a. a. O. 104) schreibt Jenen größere Stirne und überhaupt bessere Schädelbildung zu; Morton behauptet das Gegentheil. Gegen die allgemeine Schwächung und Entartung der ureingeborenen Mittel- und Süd-Amerikaner spricht schon die Erhaltung ihrer Quantität, im Gegensatze zu den Nordamerikanern. Aber auch für ihre Qualität gibt namentlich die neuere und neueste Zeit manche günstige Zeugnisse, bei welchen wir jedoch die Qualität der eingewanderten Stämme und der Mischlinge mitberechnen müssen. Es ist schon von Gewicht, daß in den Bürger- und Rassen-kriegen nicht selten Mestizen und reine Indianer als Heer- und Staats-führer auftreten, wenn auch selten in so edler und bedeutender Gestalt, wie der reine Azteke Benito Juarez, dessen Charakter und Wirksamkeit einen tiefen Schatten auf seine französischen Gegner wirft. Im Staate Oajaca (in Jatlan,

jetzt Villa Juarez) geboren, ließ ihn ein reicher Creole studieren, und gab ihm, nachdem er das Advokatendiplom erworben hatte, seine Tochter zum Weibe, die ihn mit 10 Töchtern beschenkte (bis zum J. 1863), eine auch physiologisch beachtenswerthe Thatsache der Rassenmischung. Seine hohe intellectuelle und sittliche Begabung beurkundete er später als Gouverneur von Oajaca und endlich von ganz Mexiko.

Auf einige Bildungszeugnisse der Amerikaner kommen wir an andern Stellen zu sprechen, namentlich auch bei der Schrift.

Nach Paul Marcoy (s. „Ausland" 1862 Nr. 51) treten in Arequipa zwei indianische Typen auf, beide mit runden Gesichtern: Nr. 1 auf der Südseeküste mit platten Nasen, Wurstlippen, mongolisch schrägen Augen mit gelber Hornhaut. Nr. 2 Ketschua (Quichua) mit vortretenden Backenknochen, schräg aber „gut" gestellten Augen, Adlernase [wie die Nordamerikaner?], schwarzem schlichtem üppigem Haare.

Wir betreten nun Wege, die aus der Gegenwart und aus der geschichtlichen Vorzeit in eine tiefere zurück führen, deren Denkmale und Wahrzeichen unter der Oberfläche der heutigen Menschenheimaten liegen. In den Grüften, welche nur zum Theil noch der geschichtlichen Vorzeit angehören, beschaut der Forscher nicht bloß die Gebeine der Begrabenen, sondern auch, was ihnen aus der Oberwelt einst mitgegeben wurde. Die Hauptstoffe der mitbegrabenen Geräthe und Waffen: Stein, Bronze oder Kupfer, Eisen, gelten als Vertreter dreier Zeitalter und zugleich denn auch bestimmter Bevölkerungen, soweit diese in verschiedenen Bildungszeiträumen (Kulturperioden) die Bewohnermehrheit eines Landes und seiner Gräber ausmachten.

In den Übergangszeiträumen dieser Bevölkerungen, die, selten mit einem Male verjagt oder vernichtet, ganz verschwanden, erscheint neben dem eigenen Geräthe und Kunstwerk auch fremdes, durch Handel oder Raub gewonnenes, welches von Völkern eines höheren und beziehungsweise jüngeren Bildungszeitraumes herrührt. Kommt solche Mischung in stark zunehmendem Maße vor, so müssen diese gebildeteren Völker in naher und dauernder Berührung mit dem Volke der Gräber gestanden haben: als Grenznachbarn, als Besiegte und häufiger noch

als Beherrscher im eigenen Lande. So z. B. entlehnten die Gallier die Fabrikate der Römer und ahmten sie allmählich nach, wobei namentlich die Münzen die kindische und rohe Auffassung und Handhabung des hierinn noch unkünstlerischen Volkes zeigen, welches in anderen Richtungen unabhängigen Geschmack und Kunstfleiß entwickelte.

Sind aber die fremdartigen Reliquien seltener, so gelten sie als Zeugnisse für Verkehr und Raubzüge auf weite Entfernungen hin. Handel und Zwischenhandel brachte im frühen Mittelalter arabische Münzen in das baltische Bernsteinland, von welchen einst Pythéas von Massalia die erste Kunde in den gebildeten Westen brachte, und dessen Kleinod, wie einsmals den Träumen des Mythologen, so jetzt dem Forscherblick des Geologen reichlichen Stoff bietet. Die germanischen See- und Land-räuber brachten von ihren Wikingsfahrten Erzeugnisse des Kunstfleißes aus allen Zonen heim. Aus noch früherer Zeit erzählt die Sage vom delphischen Tempelschatze, den die keltischen Räuber bis nach Gallien brachten.

Neben den fremden Kleinodien wurden aber auch geraubte Menschen: Kriegsgefangene und Sklaven, als Todtenopfer mit ihren Herrn in die Erde versenkt. Desswegen gehört in Grüften, welche mehrere Leichname umschließen, die Mehrheit der letzteren nicht selten landfremden Stämmen an. Ebenso, und zwar weit deutlicher, haben uns ja auch die uralten Schildereien in den Weltreichen Mesopotamiens, Persiens und Aegyptens neben den Gestalten der Sieger auch die der Unterjochten in großer ethnischer Mannigfaltigkeit erhalten. In etwas geringerem Maße thun dieß auch plastische Kunstwerke aus jenen Monarchien und aus dem römischen Kaiserreiche.

Häufig liegt die Möglichkeit vor, daß Völker und einzelne Volksstämme, die zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Ländern siedelten oder doch längere Rast hielten, Reliquien an weit aus einander liegenden Orten hinterließen. So z. B. findet Wocel (Sitzung der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, s. Österr. Wochenschrift 1863 Nr. 28) die gröste Ähnlichkeit in bronzenen Waffen, Stäben und Ringen und in ihren Verzierungen (Streifen) in Gräbern Böhmens und Frankreichs (vgl. H. Bordier und Ed. Charton, Histoire de France), sowie in „kymrischen“ Münzen in Böhmen und auf

Jersey, und denkt dabei an die keltischen Bojer. Er vergleicht auch die Eberfeldzeichen auf gallischen Münzen und am Triumphbogen zu Orange mit gleichen in der Scharka bei Prag.

Die neueste Zeit hat eine höchst werkwürdige Gattung von Gräbern und Kenotaphien alter Geschlechter entdeckt, in welchen die Wahrzeichen menschlicher Thätigkeit gewöhnlich nicht neben Menschenresten liegen, sondern allein übrig geblieben sind. Wir meinen die vorgeschichtlichen „Pfahlbauten“, besonders in der Schweiz, die auch häufig in geschichtlichen Zeiträumen bis heute in ähnlicher, nicht gleicher, Weise bei Anwohnern von Seen u. dgl. vorkommen, wie z. B. am Bodensee, auch in großen Städten, wie Venedig und Amsterdam. Das älteste geschichtliche Beispiel sind die Pfahlbauten der Paeonen im See Prasiás, welche der Vater der Geschichte, Herodotos (V 16), schildert.

Selbstverständlich sind solche Pfahlbauten zunächst in seenreichen Gebieten zu suchen, wie vor allen in der Schweiz (vgl. u. a. „Pälebyerne i de Schweitzerske Söer“ in der Zeitschrift „Fra Udlandet“ Christiania 1862 II. C. Vogt „Vorlesungen“ II 126 ff.). Dort fand man zuerst 1829 im Züricher See Pfahlwerk. Aber erst 1853–54 entdeckte ebendaselbst bei Meilen F. Keller aus Zürich bei niedrem Wasserstande in einer „Kulturschichte“ von Letten bis auf den Seeboden reichende Pfähle, menschliche Skeletttheile, Geräthe und Werkzeuge von Stein, namentlich Feuerstein, von Zähnen, Knochen, Horn, Holz; rohe Gefäße aus ungebranntem Thon, eine Bernsteinperle, eine Bronzespange, viele aufgeknackte Haselnüsse, Tannen-reiser und -zapfen. Ähnliche Fünde folgten an vielen Orten der Schweiz und besonders auch am Bodensee. Die neueste Nachricht dorther lesen wir in der Österr. Wochenschrift 1864 Nr. 19, nämlich von „keltischen“ Pfahlwerken bei Nußdorf und bei Maurach am Überlinger See. Jenes umfaßt mindestens drei, dieses über acht Morgen. In beiden wurden zahlreiche Geräthe und Waffen aus Stein, Thon, Horn und Bein gefunden, bei Maurach auch eine hühnereigroße künstlich durchbohrte Bernsteinkugel und eine kupferne Axt, der einzige bis jetzt in den Bodenseebauten vorgekommene Gegenstand aus diesem Metalle. Ein Pfahlbau von sehr eigenthümlicher Beschaffenheit wurde 1859

beim Torfgraben in einem ausgetrockneten Sumpfboden des Cantons Luzern gefunden. Die Nachforschungen wurden nun auch südwärts fortgesetzt. Man fand ähnliche Pfahlbauten u. a. in Savoyen (im Annecy-See); 1860 bei Mercuriago unfern Arona in einem Torfmoor und früherem Seeboden, wo neben steinernen Waffen und Geräthen auch bronzene, hölzerne und thönerne lagen, während anderwärts nur wenige eherne aus dem Schlusse des Zeitraums herzurühren scheinen. Ein großer und wahrscheinlich sehr alter Pfahlbau soll 1861 in einer Mergelgrube bei Cestione im Herz. Parma gefunden worden sein, dabei Thongefäße. Schon vor den Entdeckungen in der Schweiz hatte der Engländer Wilde in Irland „Bauminseln" (crannoges) mit Pfahlwerk auf niederen Inseln im Shannon aufgefunden, die gröstentheils künstlich mit dem Ufer verbunden waren; auch hier fanden sich steinerne Geräthe („Fra Udlandet" a. a. O.).

Wir geben noch Einiges nach Vogt a. a. O. Die ältesten Pfahlbauten, in welchen noch kein Metall gefunden wird, stehn, besonders in der westlichen Schweiz, näher am Ufer und in geringerer Tiefe, als die wahrscheinlichst jüngeren. Dieser Umstand und die, ohne Zweifel einst über das Wasser gebauten, Böden von Wauwyl (s. nachher) lassen ein, wohl nur zeitweiliges, allmähliches Sinken und Zurückziehen des Seespiegels vermuthen, welchem die Ansiedler folgten. Viele Bauten stehn auf dem Boden jetziges Torfmoors und altes Seebodens. Die Pfähle aber sind gewöhnlich tief in eine darunter liegende ältere Schichte („Weißgrund, blanc fond", dem unteren Lettgrunde von Meilen entsprechend) eingerammt, welche gröstentheils aus zermalmten Schalen der noch heute dort lebenden Schneckenarten besteht und an manchen Orten der Schweiz Elephanten- und Nashorn-knochen enthält, die anderswo in einer noch tieferen und ältern Schichte liegen. Die vollständigste dieser Bauten in dem Moossee von Wauwyl hat mehrere Böden (gleichsam kleine Stockwerke) über einander.

Auch die ältesten dieser Ansiedelungen müssen viel jünger sein, als die Höhlen und Anschwemmungen, in welchen in Frankreich und anderswo Menschen ihre Gebeine und andere Spuren hinterließen, und auf welche wir nachher kommen werden. Zur Berechnung des, gleich-

wohl über die bekannte Geschichte hinausreichenden, Alters der Pfahlbauten muß die der Torfbildungsfrist die Hand bieten. Die Pfahlbauten der östlichen Schweiz enthalten viel seltener Metallarbeiten, als die der westlichen. Die Pfähle der Bronzezeit sind dünner und zeigen noch andere Unterschiede, sind auch noch nicht von Torf überwuchert. Aus der Steinzeit stammen viele Bauten, namentlich am Bodensee, jene von Meilen und Wauwyl, sowie die, sichtbar durch (zufälligen oder angelegten) Brand zerstörte, von Moosseedorf. Andere reichen von dem Zeitalter des Steins bis in das der Bronze, wie die an den Seen von Biel und Neuenburg. Einige enthalten Eisengeräthschaften, wie der „Steinberg" am Bieler See. Viele, wie an den Seen von Neuenburg und Genf, auch bei Sempach, haben nur Bronze; eine, von la Tène bei Marin am Neuenburger See, nur Eisen, soviel bis jetzt bekannt ist. Seitdem sind „in den Pfahlbauten aus der Eisenzeit an der Tene bei Marine" viele Alterthümer aus geschichtlicher Zeit gefunden worden; Waffen, Geräthe, Scherben aus gebranntem Thon und sogar Münzen, die auf der einen Seite das „gallische" Pferd, auf der andern ein Kopfbild mit aufwärts gezogenem Haare zeigen und denen vom Schlachtfelde zu Tiefenau bei Bern gleichen (Feuilleton der N. Frankf. Zeitung). Aus ganz geschichtlicher Zeit rühren die Seestationen mit römischen Geräthen. Zu Moosseedorf wurden über der „Kulturschicht" römische Münzen in der oberen Torflage gefunden, und darüber noch, unmittelbar unter der Dammerde, Gegenstände aus dem Mittelalter — eine fossile Chronik verschiedener und wahrscheinlich verschiedenartiger Ansiedler an gleicher Stelle.

Möglich, daß die ersten Steininseln, die sich besonders in dem See von Inkwyl bei Solothurn finden, gleich jenen irischen „Crannoges", nur zu vorübergehenden Zwecken benutzt wurden. Spätere Pfahlbauten auch als Vorrathshäuser, neben den sicher zu Wohnung und täglichem Haushalt dienenden; wofür Desor Gründe angibt und Vogt auf Pfählen erbaute Magazine im heutigen Skandinavien zum Vergleiche zieht.

Im allgemeinen lassen schon die ältesten Bauten sammt ihrem Inhalte auf eine verständige und fleißige Bevölkerung schließen, die

mit noch geringen Mitteln Viel leistete. Der Schädelrest von Meilen, der einzige bis jetzt aufgefundene aus der Steinzeit der Pfahlbauten, und ein bei Altdorf gefundener Schädel (nach His bei Vogt a. a. O. II 324 ff. vgl. 144. 175.) gehörten Kindern an, und tragen im ganzen den Typus der heutigen deutschen Schweizer, im Gegensatze zu solchen der romanischen Schweiz (vgl. das über kraniologische Provinzen Gesagte).

Für Näheres über die Bauart der Pfahlwohnungen und ihren noch lehrreicheren Inhalt von thierischen, pflanzlichen und industriellen Resten, den wir im Folgenden nochmals gelegentlich berühren werden, verweisen wir auf die zahlreichen, vorzüglich im Jahre 1863 erschienenen, Schriften über diesen Gegenstand. Zu diesen gehört eine Abhandlung von Oskar Schmidt über die Urbevölkerung Europas (Öst. Wochenschrift 1863 Nrr. 34–40), welche die obige norwegische ergänzt und fortsetzt. Er hält die Pfahlbauer der Schweiz für schwächlicher, als die Helvetier, die wahrscheinlich die Wohnplätze der ersteren von Biel bis Genf niedergebrannt und nur ausnahmsweise am Neuenburger See eigene Pfahlbauten errichtet haben mögen. Dennoch möchte er auch in den Pfahlbauern einen keltischen Stamm suchen, ohne hinreichenden Grund, wie uns dünkt. Jedenfalls stammen die Pfahlbauten aus verschiedenen Zeiträumen, wie namentlich der Stoff der Geräthe, sowie theilweise die Gattungen der Thier- und Pflanzenreste zeigen. Schmidt berechnet sogar nach den Steinzeiträumen 11,000 Jahre seit den ersten Bewohnern der Schweiz verflossen. Sodann weist er in einem Nachtrage bei Gelegenheit der oberitalienischen Seen auf die Etrusker hin, vor deren häufiger Verwechselung mit den Racen der Schweiz wir übrigens bis jetzt verwarnen zu müssen glauben. Er hat auch von Pfahlbauten in Schleswig-Holstein vernommen; vgl. nachher über Gräberfünde in Süd-Schleswig. Bei Salève am Genfersee sind in einer Höhle neben Knochenresten eines Stiers und des Renns Feuersteinwaffen aufgefunden worden, deren einstige Besitzer Schmidt für älter als die Pfahlbauten hält. Seitdem wurden an der Westküste Schottlands im Dowalton Loch in der Grafschaft Wigton (nach Lord Lovaine in der Jahressitzung der British Association zu Newcastle s. „The

Reader“ 1863 II p. 482) Pfahlbauten entdeckt, darinn und dabei auch Knochen und Zähne (nur?) von Thieren und merkwürdige Geräthe, auch ein Kupfergefäß. Sodann auch in Mecklenburg, jedoch von etwas zweifelhafter Natur, wesshalb wir einige nähere Angaben folgen lassen, Verwandtes zufügend.

Dort hatte bereits 1843 Archivrath Lisch in dreien nah an einander liegenden Hügeln bei Peccatel einen Kesselwagen von Bronze gefunden, der einem andern, bei Ystadt in Schweden in einem Teiche gefundenen glich; und ebendaselbst 1845 ein verbranntes Gerippe neben einem unverbrannten, dabei Bronzesachen, einen Opferaltar u. s. w. Im Jahre 1863 wurden im ehemaligen Gägelower See bei Wismar in neuerem Torfmoorboden Doppelkreise von Pfahlstümpfen entdeckt, die von einer Wohnung herrühren können; dabei (nach der Rostocker Zeitung 1863 Nr. 164) ein steinerner Keil, ein Mühlstein nebst kugelförmigen Reibesteinen, Thonscherben und Knochen von Hausthieren (Rindern u. s. w.); ein andrer Bericht nennt noch ein, wahrscheinlich einem wilden Rinde angehöriges, Gehörn, einen 3 Zoll langen Zahn eines Wiederkäuers, und „kleinere Geräthe“. Die oberen Enden der Pfähle waren angebrannt. Lisch bemerkt (in Westermanns Zeitschrift „Unsere Tage“ 1863 Nr. 56): daß die bis jetzt in Mecklenburg gefundenen Arbeiten aus Knochen, Stein und Bernstein den Fünden in der Schweiz gleichen, wie diese roh gearbeitet und, vermuthlich durch feindliche Gewalt, beschädigt seien.

Dabei wird noch Folgendes berichtet. In Süd-Schleswig finden sich oft Särge aus Eichenstämmen, in welchen bei Menschenknochen Bronzesachen und Reste wollener Kleider liegen. In einem solchen wurde 1857 das, bald zerstäubende, Gerippe eines hochgewachsenen Mannes gefunden, mit (cirundem) Langschädel und krausem schwarzem Haare, mit einem Schwerte aus Bronze und andern Bronzesachen, einer vollständigen Kleidung aus schwarzem gewobenem Wollenzeuge, einer, mit gestrickter schwarzer Wolle umhüllten, Schachtel aus Birkenholz, einem Trinkhorne u. s. w. Dabei wird an die langen schwarzen Gewande (neben Fellen) erinnert, in welche sich nach Pytheas (um 350 v. Chr.) die Bewohner der Zinninseln kleideten.

Aber blondes Haar beize sich durch langes Liegen in Gerbsäure schwarz und verliere die schlichte Gestalt.

Nun aber finden wir aus Mecklenburg noch andere Berichte nach Lisch und Schaaffhausen bei Vogt a. a. O. II 121 ff. Bei Plau wurde 6 Fuß tief im Kiessande, nicht in einem umfriedigten Grabe, ein Menschengerippe mit beinernen Geräthen, einer Streitaxt aus Hirschhorn, zwei aufgeschnittenen Eberhauern und drei an der Wurzel durchbohrten Hirschschneidezähnen gefunden. Der Schädel hat elliptische Länge, gerades Gebiß, noch ganz unverknöcherte Nähte u. s. w. Die dort angegebenen Einzelheiten deuten im ganzen auf eine niedere Rasse. Ein bei Schwaan in Mecklenburg gefundener, weniger erhaltener, Schädel wird hier eben nur erwähnt. Neuerdings haben wir auch über Höhlen in den Flußthalwänden der Oberpfalz, als wahrscheinliche Wohnungen von Troglodyten eines Zeitraumes, in welchem diese Flußthäler noch ganz von Wasser erfüllt waren, Forschungen von Hans Weininger, Secretär des histor. Vereins zu Regensburg zu erwarten (s. Morgenblatt der Bayr. Z. 1864 Nr. 43). Ferner hat Desor im Starnberger-See merkwürdige, den schweizerischen ähnliche, Pfahlbauten mit Thierknochen und Thongefäßen entdeckt, und wird weiter an den Seen Baierns und auch Oesterreichs forschen. Es scheint möglich, daß hierbei großartige künstliche Inselschöpfungen zu Tage kommen.

Mit jenen amphibialen Wohnplätzen einer Bevölkerung ohne Geschichte, jedoch großentheils wohl nicht aus gänzlich vorgeschichtlichen Zeiträumen, enthüllt sich also ihr Gewerbsfleiß, und mit ihren Nahrungsmitteln auch die wichtige Beschaffenheit ihrer thierischen Zeitgenossen. Diese gehören zum Theile Arten an, welche zwar längst ausgestorben und durch zahlreiche Reste im Diluvium und Alluvium bekannt sind, aber doch nicht minder dem gegenwärtig fortwährenden Erdalter angehören, sowie der überall ausgestorbene Riesenhirsch von Irland, oder auch die bei geschichtlichem Gedenken in Deutschland ausgestorbenen Thierarten. Merkwürdig genug fehlen letztere, namentlich Bison und Ur, in den, von Claudius (aus Marburg) bei Kirchberg unweit Fritzlar entdeckten, Knochenlagern von Rind, Schwein, Bär, Hirsch,

Reh und Hund, welche wahrscheinlich einer geschichtlichen Zeit angehören, obgleich die Größe der Gerippe die der gleichartigen Thiere der Gegenwart übertreffen soll.

Die Pfahlbauten boten keine sonderlich behagliche Wohnung, und das fremde Element bedrohte ihre Bewohner mit mancherlei Gefahren. Diese müssen aber geringer gewesen sein, als andere, vor welchen diese Wohnungen schützen sollten: vor wilden Thieren und noch wilderen Menschen. Möglich, daß unter den Stämmen der Pfahlbauzeit ein allgemeiner Kriegszustand herrschte, wie z. B. unter den Ureinwohnern Nordamerikas. Vielleicht waren aber schon die Einfälle fremder und mächtigerer Stämme die Ursache, welche Jene ihre leichten und doch dauerhaften Wasserfestungen bauen ließ. Erstere konnten später allmählich die Oberhand gewonnen, aber auch so ziemlich mit Einem Schlage das Land verwüstet und die, gröstentheils von ihren fliehenden Bewohnern bereits verlassenen, Pfahlbauten zerstört haben, da sich nur höchst selten Menschengebeine in ihnen vorfinden, auch schwerlich im tieferen Seegrunde modern. Was wurde aus den Bewohnern? Ihre allgemeine Flucht ist uns wahrscheinlicher, als ihre massenhafte Wegführung in Sklaverei oder Uebersiedelung in andere Gebiete durch die Sieger, wie wir sie allerdings im Alterthum bereits erwähnten. Aber auch, wenn ihre Reste als Hörige u. dgl. im Lande verblieben, so müssen ihre Gebeine dort zu suchen sein, wie ja auch die aus der Zeit ihres ruhigen und ungestörten Wohnens. Nicht im Wassergebiete der Lebenden, sondern im festen Lande müssen die Gebeine lagern, die uns Aufschluß über Stamm und Rasse der Pfahlbauer geben sollen.

Am sichersten würden ihre Bein- oder Aschen-grüfte durch die Anwesenheit der selben Geräthe gekennzeichnet werden, die sich in und zwischen den zunächst gelegenen Pfahlbauten selbst vorfinden, und wenn nicht durch ganz gleiche, doch durch solche, die nicht einem andern Zeitraume oder Volksstamme angehören. Uebrigens sind jene drei Bildungszeiträume in den Pfahldörfern vertreten, vgl. unsere obigen Mittheilungen und Desor in der „Natur" 1861. An manchen Seen der Schweiz finden sich nur Fabrikate von Stein, Horn, Knochen, Holz; weit häufiger, zumal in der wälschen Schweiz und in Italien, von Bronze; eiserne, und zwar neben Töpferwaare, bis jetzt nur

an wenigen (oben genannten) Stellen. Weitaus die meisten Thierknochen liegen in den Pfahlbauten der Steinperiode. Desor a. a. O. vermuthet in allen Pfahlbauern der Schweiz und Oberitaliens Ein vorrömisches Volk, das alle jene Zeiträume durchlebte. Es fragt sich nun: ob in Grabstätten, welche wir nicht in ganz kunstlosen Höhlen (s. u.) suchen, Gerippe eines Stammes vorwiegen, die sich von denen der geschichtlich bekannten Bewohner, also allermindestens der Römer, unterscheiden. Diese Frage ist durchaus noch nicht genügend beantwortet.

R. Wagner a. a. O. bezweifelt zwar die Wechselbeziehung (Correlation) der Schädelkunde mit der Zeitrechnung nach Stein, Bronze und Eisen, nennt aber doch als Zeitgenossen der Steinperiode und der (ältesten) Pfahlbauten die Kurz- und Rund-Schädel, welche noch heute, wie er sagt, die Raetoromanen (die Nachkommen der Raeti) und die Basken (s. o. dagegen) auszeichnen, und mit welchen die der (finnischen) Lappen in Form und Capacität der Schädelkapsel, nicht aber im Gesichtstheil, übereinstimmen. Einige Berichtigungen zu diesen Sätzen s. in unsern Zusammenstellungen bei der Schädel- und Rassen-lehre.

Den Lappen folgen wir nach Skandinavien, wo wir, mindestens in den nördlicheren Theilen, finnischer Bewohner als der ältesten geschichtlicher Zeit gewis sind. Aber gerade in den südlicheren Gebieten: in Dänemark und in den deutschen Herzogthümern, finden sich viele Grab- (Riesen-, Kämpen-) -hügel, welche bald Aschenurnen, bald Gerippe bergen, und zwar letztere, wie es scheint, von vorgeschichtlichen Stämmen, wenigstens die ältesten unter ihnen.

Noch weit älter erscheinen die unter dem Namen „Kjökkenmöddinger" (Küchenmisthaufen) bekannten Kehrichthaufen, in welchen u. a. Schalen eßbarer Muscheln, Knochen von Säugethieren und Vögeln, Waffen und Werkzeuge von Stein, Holz und Horn (nie von Metall) gefunden werden. Sie stammen aus einer Vorzeit, in welcher dort die See noch Austern zu nähren vermochte, das Land noch Fichtenwälder trug, während die geschichtlichen Zeiträume nur Eichen kennen, die wiederum durch Buchen verdrängt wurden. Ch. Lyell („The geological Evidence of the Antiquity of Man" London 1863)

hält diese Reste weit älter, als die Pfahlbauten. Wir stellen hier nur das Wichtigste über diese und ähnliche, meistentheils in Muschelhügeln gefundene, Reste ältesten Haushalts zusammen; vgl. Vogt a. a. O. II 111 ff. K. Andree im „Globus" V 5.

Außer den 60—72 Fuß tief im Nilthale bei Brunnenbohrungen gefundenen Topfresten, deren Alter man auf 24,000 (Vogt a. a. O. II 108 nur auf 12,000) Jahre berechnet, erwähnt Andree im skandinavischen Norden eine ganze (Fischer-) Hütte, die in dem (den Mälarsee mit dem finnischen Meerbusen verbindenden) Södertelgekanal 64 Fuß tief gefunden wurde, und die noch Herd, Holzkohlen und Reisig enthielt. Nach geologischer Berechnung müßten hier vor mindestens 70,000 Jahren Fischer am damaligen Strande der Ostsee gelebt haben! Also vor dem Inhaber eines in Neuorleans unter einer Lagenreihe der Cupressus disticha gefundenen Skelettes, welches zwar den bekannten amerikanischen Typus zeigt, aber 57,600 Jahre alt sein soll (vgl. u. a. Vogt a. a. O.)

Die Muschelhügel (engl. shell-mounds) mit dem erwähnten Inhalt kommen am häufigsten an den Ostküsten der dänischen Inseln vor, aber auch in Schottland, auf den Shetlandsinseln und, nach Andree, „in allen Erdtheilen bis nach Australien." In Dänemark sind die meisten von Dammerde und Rasen, einige von Steinablagerungen des Meeres bedeckt. Sie enthalten nur wenige verbrannte Pflanzenstoffe, aber desto mehrere und mannigfachere Thierreste, vorzüglich von, gröstentheils nicht mehr in diesen Meeren lebenden, Muschelthieren, wenige von Krabben, viele von Fischen, Vögeln (nicht von Hühnern), Säugethieren (nicht von Renn, Elenn und Hasen), unter welchen eine kleine Hundeart bereits Hausthier gewesen zu sein scheint. Herde mit Kohlen und Asche, grobe Topfscherben, Werkzeuge von Stein, auch bearbeitete Knochen bezeugen den Gewerbfleiß und die Speisebereitung der einstigen Besitzer. Aber diese haben hier keine Reste ihrer eigenen Personen hinterlassen, und ebensowenig in den, ebenfalls der Fichtenzeit (s. o.) angehörigen, Torfmooren; vielleicht aber in den ältesten der vorhandenen Grabhügel, von welchen wir nachher sprechen. Von den dichten Fichtenwäldern jener Zeit schweigt sogar die Sage; auch die Eichengattungen, die ihnen folgten, sind

fast ganz verschwunden; und die, jetzt herrschende, Buche fehlt ganz auf der Oberfläche der Waldmoore. Wohl aber gibt es jüngere Moore, wahrscheinlich aus der Eichenzeit, in welchen kunstreiche Bronzearbeiten gefunden werden, und ältere, wie auch Gräber, mit gleich kunstreichen Arbeiten aus Stein, Knochen und Holz. In den schottischen Muschelhügeln an Seeküsten (s. „Reader" 1863 II p. 483 ff.) wurden neben roher Töpferwaare und Werkzeugen von Feuerstein auch Zieraten von Bronze gefunden, und als wichtigster Fund einzelne Menschenknochen und ein steinernes Grab mit einem nicht ganz vollständigen Menschengerippe, dessen Schädel klein und entschieden kurz ist. Busk stellt letzteren zu andern des nordeuropäischen Steinzeitraums.

Aus der malayischen Halbinsel berichtet Windsor Earl von vielleicht vorgeschichtlichen großen und zahlreichen, zum Theil künstlich geformten, Hügeln aus Muschelschalen, sämmtlich ohne Reste der, ohne Zweifel einst verspeisten, Muschelthiere, dagegen mit mürben Menschenknochen und einigen Spuren menschlicher Arbeiten. Bei Muschelhügeln in verschiedenen Theilen Amerikas ist die Entstehung oft ungewis; im ganzen müssen sie doch unschwer von natürlichen Muschelablagerungen zu unterscheiden sein. In Südamerika berichtet Woldemar Schulz von zahlreichen aus geleerten Muscheln aufgeworfenen Hügeln, die zugleich zu Grabstätten dienten und zuweilen Menschengerippe, Topfscherben und Steinbeile umschließen.

Wir geben nun noch einiges Wenige über den Inhalt der Gräber, zuerst der erwähnten skandinavischen nach Eschricht (deutsch von Zeise in der „Natur" 1857), der leider im Jahre 1863 starb.

In den ältesten Zeiten wurden den Leichen Schmucksachen besonders von Bernstein, Waffen und Werkzeuge von Stein, seltener von Knochen und von Metall, auch Gefäße von Thon, mitgegeben. Erst mit den Germanen wahrscheinlich kamen die Metalle in allgemeineren Gebrauch: Bronze (Kupfer mit Zusatze von Zinn) und Gold, seltener Silber und Eisen. Einige in einem großen Hügel, leider unter vermischten Gebeinen, gefundene Schädel hatten kaukasische Rundung mit kleinem Gesicht, dessen Winkel sich dem rechten nähert, und mit

aufrechtem Nasenbein, wie dieß namentlich zwei, auch sonst ähnliche, Hinduschädel aus dem Museum von Calcutta zeigen. Zwischen Nasenbein und Brauenbogen bildet sich eine schmale tiefe Grube; demnach war die Nase nicht flach, wie bei Finnen und Mongolen. Die sehr kleinen Augenhöhlen liegen niedrig und tief unter dem Brauenbogen. Von den starken Unebenheiten, zumal auf dem größeren Schädel, an der Stelle der Muskeln schließt Eschrischt auf einstmaliges lebhaftes Spiel der letzteren, und aus dem Gesammtbilde auf dunkle Complexion, welche wir oben auch bei de Belloguets vorkeltischer Rundschädelrasse Westeuropas fanden. In der That hat einer von mehreren ähnlichen, doch mit minder vorragendem Nasenbein versehenen, Schädeln noch dunkelbraunes Haar. Alle diese Schädel stammen erweislich aus der Steinperiode Dänemarks. Dagegen zeigt ein Schädel der Kupferperiode aus Fünen, neben welchem Geräthe und Schmuck aus Messing, Gold und Silber lagen, eine ganz absonderliche Gestalt. Er ist langgezogen, niedergedrückt und zusammengeklemmt, und seine Höhe beinah nur halb so groß, wie seine Länge, während bei den vorbeschriebenen Schädeln Höhe und Länge fast gleich sind. Dort ist die Stirne hoch, der Nacken sehr kurz; hier jene sehr niedrig, dieser fast untermenschlich breit und lang, wozu die Spur starker Entwickelung der Kaumuskeln stimmt, die bei jenen Schädeln nur von den Muskeln des Mienenspiels gilt. Auch ein im Kalke der schwäbischen Alp gefundener, von Fraas in der Naturforscherversammlung zu Tübingen vorgezeigter, Schädel hat starke Ansätze der Kau- und Nacken-muskeln, vorspringende Zähne und zurückweichendes Stirnbein. Bei niederen Rassen überhaupt (vgl. Perty a. a. O. 70) sind die Schädelgruben, welche die Kaumuskeln aufnehmen, größer und tiefer.

Zur wechselseitigen Ergänzung mit Eschrichts Berichte setzen wir noch hierher Vogts (a. a. O. II 117 ff. vgl. 78. 160. 172 ff. 320 ff.) nähere, aber etwas schwankende, Angaben über alte skandinavische Schädel aus Gräbern von großen rohen Steinblöcken, bei welchen Geräthe von Stein und Knochen gefunden wurden. Diese Schädel sind im Durchschnitt sehr rund und ziemlich klein, das Hinterhaupt sehr kurz, die Augenhöhlen ungewöhnlich klein, die Brauenbögen aber ungewöhnlich vorspringend. Zwischen diesen und den stark hervor-

tretenden Nasenknochen ist — jedoch nur bei den wahrscheinlich männlichen Schädeln — eine sehr tiefe Einsenkung. Die Stirne ist gewöhnlich etwas flach und nach hinten fliehend; die Spuren der Gesichtsmuskeln stark ausgeprägt, die Zahnhöhlenränder vorstehend, die Zähne quer abgenutzt. Sie erinnern nur etwa an die kleinen runden lappischen Schädel, von welchen sie sich jedoch durch größere Länge, durch den tiefen Einschnitt der Nasennaht und durch die schiefe Stellung des vorderen Zahnrandes unterscheiden. Von diesen Schädeln der Steinzeit unterscheiden sich gänzlich die schweren langgestreckten der nordischen Eisenzeit. Der Mangel an Schädeln aus der Bronzezeit ist vielleicht durch damalige Verbrennung der Leichen zu erklären.

In den alten skandinavischen und andern europäischen Grabhügeln (s. u.) liegen öfters mehrere Dutzende von Gerippen zusammen; so auch in denen der Amerikaner, den vorgeschichtlichen „Mounds“ des Nordens, den „Guakas“ oder „Huakas“ Perus und andern über und unter der Erde erbauten Grabmalen Südamerikas (vgl. u. a. Waitz a. a. O. IV 443. 454. 467.), in welchen großentheils, wie in den neueren europäischen Erbbegräbnissen, ganze Familien im Tode versammelt wurden, in einigen Mounds aber auch ganze Völkergeschlechter. Allzukühn hat man hier an eine Nachahmung der Normannen gedacht, deren alte Vinlandsfahrten denn doch immer einer jüngeren Zeit angehören. Die meisten Mounds gehn in eine weit frühere Zeit zurück, nach welcher an vielen Orten bedeutende Bodenveränderungen vorgiengen, namentlich der Strom-rinnsale und der Erdablagerungen. Auf letzteren, wie früher schon auf den verödeten Todtenbergen selbst, erwuchs dichter Urwald, seitdem auch die Nachkommen der Begrabenen aus diesen Gebieten und vielleicht von der Erde verschwanden. Gewöhnlich finden sich in den amerikanischen Todtenhügeln steinerne Waffen und Thongefäße, auch Kunstarbeiten aus Stein und Metall, goldene Götterbilder u. s. w., besonders in Südamerika. Die „vorgeschichtliche“ Zeit Amerikas ist freilich weit jünger, als die Europas. Blake („Reader“ 1863 II p. 403) unterscheidet die alten künstlich abgeflachten Schädel in amerikanischen Gräbern, die im allgemeinen der heute noch dort lebenden Rasse angehören, von weit älteren in Peru gefundenen, deren Bau

auf höhere Geistesbegabung deute, als der der europäischen Schädel aus dem Steinzeitraume.

Nun aber steigt die Forschung von diesen Todtenhügeln der alten und neuen Welt mit Einem Schritte in eine noch weit ältere Welt und Zeit hinab, zu welcher auch jener schwäbische Schädel gehören muß. Die Fluten, welche das jüngste große Erdalter durch Diluvium und Alluvium in zwei oder drei Abschnitte theilten, begruben bekanntlich zahllose Scharen von Thieren zwar jetztlebender Gattungen, aber nicht bloß ausgegangener Arten, wie sie in den Pfahldörfern und selbst bei geschichtlichem Gedenken häufig vorkommen, sondern auch solcher, deren Dasein sich nicht mehr völlig mit der gegenwärtigen Natur ihrer einstigen Wohnplätze vertragen würde.

Die Frage: ob unter diesen hohen Typen der Vierfüßer und der Vierhänder auch der höchste, des Zweihänders nämlich, gefunden werde? ist oft genug bejaht und verneint worden, seitdem das ungelehrte Volk in den thierischen Riesen des Diluviums und noch früherer Zeiträume menschliche erblickte, und selbst der gelehrte Scheuchzer einen vorweltlichen Vetter unserer Salamander für seinen eigenen versah. Erst die neuesten Entdeckungen fanden in so alten Erdschichten sogar mehr Zweihänder, als Vierhänder, letztere in Südamerika, Asien, Europa (Gaudry bei Vogt a. a. O. II 267). Man sprach früher in zweifach unbiblischem Sinne von „Präadamiten", da die semitische Legende selbst, gleich der griechischen und andern, Adam vor der großen Flut auftreten läßt, die seine Nachkommen bis auf Ein Haus zernichtete. Übrigens erzählen auch a ttestamentliche Apokryphen von mehrerlei Präadamiten, die nicht ganz von Adams Rasse sind, wie ähnlich auch die Riesen skandinavischer, die Zwerge kymrischer Sage. Letztere kennt außerdem auch Zwitterwesen zwischen Göttern und Menschen, die selbst bei der Schöpfung aus Nichts Augen- und Ohren-zeugen waren, edle Gestalten einer dichtungsreichen Volksseele, deren einige wir unten kennen lernen werden.

Aber die sehr undichterische Forschung nähert die von ihr entdeckten Urmenschen lieber den Affen, als den Göttern. Und doch stehn dieselben schon hoch genug, um in ihren Gräbern und andern Fundorten Zeugnisse eines, freilich noch sehr urmenschlichen, Kunst-

fleißes vorzeigen zu können. Allmählich folgten sich immer reichere Entdeckungen menschlicher Gebeine in Alluvium, Diluvium und vielleicht noch älteren Erdschichten, sei es in Höhlen, oder in aufgeschwemmten Ebenen, und zwar gewöhnlich neben Resten thierischer Zeitgenossen, die auch anderswo häufig vorkommen, und welche größtentheils längst ausgestorbenen Arten angehören, wie wahrscheinlich auch ihrerseits die menschlichen Reste. Jene tragen bisweilen die Spuren von Wunden, deren Ursprung um so eher steinernen Menschenwaffen zuzuschreiben sind, da sich in der That einfache Werkzeuge und Waffen (Messer, Pfeilspitzen u. dgl.) von Stein, auch von Bein, sodann auch Thonscherben aus jenen Zeiträumen finden, bald bei den Menschengebeinen, bald auch ohne solche und zwar öfters in, wie es scheint, absichtlich aufbewahrten Massen. Diese wurden vielleicht von fliehenden Eigenthümern zurückgelassen, welchen die, immer nur örtlichen und oft langsamen, Überschwemmungen eben noch Zeit und Raum zur persönlichen Rettung ließen. Somit beginnt die „Steinzeit" schon äonenlange vor den Pfahlbauten u. s. w.

Die meisten und sichersten Entdeckungen und genauesten Untersuchungen dieser „vorgeschichtlichen" Urkunden der Naturgeschichte des Menschen gehören erst der neuesten Zeit an; eine der ersten Übersichten gab K. G. Zimmermann in der „Natur" 1862. Waitz bezweifelte 1859 (Anthropologie I 216 ff.) zwar nicht die Möglichkeit, aber die Wirklichkeit vorsintflutlicher, jetzt fossiler Menschen. C. Vogt nahm 1851 zwar fossile und versteinerte Menschen an, aber jene nur als zufällige Lagergenossen noch älterer fossiler Thiere, diese als Erzeugnisse neuerer Verkalkung, hat aber seitdem sich, in dieser Hinsicht, bekehrt; und eben seine „Vorlesungen über den Menschen" zählen wir zu unsern Hauptführern auf diesem Gebiete.

Wir stellen die wichtigsten Funde in ihren Umrissen zusammen, indem wir, mit Vogt, die Fundorte nach Ablagerungen in Höhlen und Spalten, und in Schwemmbildungen auf freiem Lande sondern.

Der „Homo Neandersthalensis" feierte seine Auferstehung im Jahre 1857 in dem Knochenlehm einer devonischen Kalkhöhle des Neandersthales bei Hochdal, einem Seitenthale der Düssel zwischen Düsseldorf und Elberfeld (vgl. u. a. Schaaffhausens und Fuhlrotts

Berichte in den Verhandlungen des Naturhist. Vereins der preuss. Rheinlande und Westfalens 1857. Österr. Woch. 1863 Nr. 40. Huxley-Carus, Zeugnisse über die Stellung des Menschen in der Natur Braunschw. 1863 S. 145 ff. C. Vogt, Vorlesungen II 33 ff. 74 ff. 157 ff. 317 ff.). Leider kam das, wahrscheinlich vollständig vorhandene, Skelett sehr unvollständig in die Hände der Forscher. Der ausführlichen Beschreibung entnehmen wir (wie ähnlich in den folgenden Berichten) nur einige dem Laien leicht verständliche Angaben. Die lange elliptische Hirnschale ist ungewöhnlich groß und dick. Das Letztere gilt auch von allen übrigen Knochen. Überall sind die Muskelansätze: Höcker, Gräten und Leisten, stark ausgebildet. Gleiche Dicke, wie namentlich die Oberschenkelbeine, aber größere Länge zeigen zwei neuere im anatomischen Museum zu Bonn. Die mittleren und hinteren Theile des Schädelgewölbes sind bei näherer Beschauung durchaus nicht so „gut entwickelt", wie man sie anfangs ansah; die Stirne schmal und flach (wie ähnlich beim Karaiben, bemerkt Schaaffhausen) und ihre Höhlen außerordentlich stark entwickelt, wodurch die, in der Mitte ganz verschmolzenen, Brauenbogen so sehr vorspringen, daß sich an dem Stirnbein hinter ihnen sowie in der Gegend der Nasenwurzel tiefe Einsenkungen bilden. Sehr runde und krumme Rippen und Rippenstücke erinnern an fleischfressende Thiere, und sind wahrscheinlich durch starke Thoraxmuskeln bedingt. Armknochen dagegen zeigen krankhafte Verbildungen. Im Ganzen gleichen die Organe für Kraft und Ausdauer der Bewegung denen wilder und verwilderter Menschen und Thiere im Gegensatze zu den schwächeren der zahmen. Der breite und kurze Schädel nähert sich (besonders nach Vogt) in mehreren Beziehungen dem des Affen, mehr aber dem des Australiers, zwischen welchem und dem hottentottischen (nach Mortons Maßen) sein Innengehalt (Capacität) ungefähr mitten inne steht; sodann auch den oben erwähnten skandinavischen Schädeln, die jedoch weit edler und jünger erscheinen. Sein Inhaber lebte wahrscheinlich gleichzeitig mit den Bären und Mammuths des Diluviums, deren Reste in dem Knochenlehm seines eigenen Fundortes in den nahen Kalksteinbrüchen entdeckt wurden. W. King (in der geologischen Section der British Association s. „Ausland" 1863 Nr. 44) stellt ihn

zwischen den Andamanen und den Affen und schreibt ihm weder Sprache noch Gottesidee (!) zu. Im Gegensatz dazu hält ihn Rud. Wagner (Gött. Nachrichten 1864 Nr. 5) für einen Holländer aus geschichtlicher Zeit, wozu zwar Vogts anderweitige Vergleichung der Typen Beider einigermaßen stimmt, nicht aber so der späte Zeitraum der germanischen Einwanderung in diese Gegenden.

Zu Engis im Meusethal in Belgien entdeckte Prof. Schmerling zu Lüttich (Recherches sur les ossemens fossiles etc. Liége 1833 p. 59 ff. vgl. Huxley a. a. O. 136 ff. Vogt a. a. O. 24 ff. 68 ff. 157 ff.) in einer Höhle das Bruchstück eines Schädels, dessen verschwindende Nähte auf höheres Lebensalter schließen lassen, in einer aus Überbleibseln kleinerer Thiere bestehenden Knochenbreccia, von Zähnen der Wiederkäuer, des Nashorns, Pferdes, Bären und der Hyäne umgeben; und neben einem Elephantenzahn den vollständigen, aber beim Aufheben zerfallenden, Schädel eines jüngeren Menschen mit noch undurchbrochenen Backenzähnen; auch noch Bruchstücke eines dritten Schädels nebst mehreren andern Theilen des menschlichen Skelettes, dazu auch ein spitzes knöchernes Werkzeug und dreieckige Steinäxte. Außerdem fand er auf dem entgegengesetzten Ufer der Meuse in der Höhle von Engihoul die Reste dreier Menschen, und zahlreiche Knochen nebst bearbeiteten Feuersteinen in anderen Höhlen Belgiens. Das erstgenannte Schädelbruchstück bot den Hauptgegenstand der Untersuchung, welche es namentlich wegen der geringen Erhebung und Breite der Stirnbeine und der Form der Augenhöhle dem Schädel des Negers und noch mehr des Australiers und andererseits des Eskimos näher stellen, als dem des „Europäers". Auch das Hinterhaupt erscheint lang und vorstehend. Leider fehlt Schädelbasis und Gesicht, wahrscheinlich schon vor der Ablagerung in der, genau durchsuchten, Höhle. Die Stirnhöhlen waren wahrscheinlich sehr groß, was uns an den Neanderthalsschädel erinnert, die Brauenhöcker aber durch eine mittlere Vertiefung getrennt und nicht übermäßig entwickelt. Er ist ein gewölbter Langkopf, jener ein flacher Kurzkopf; seine Knochen sind dünner, als bei jenem, und seine Muskelansätze weniger ausgebildet. Vogt hält ihn für sehr tief organisiert, sogar für affenähnlich, jedoch zugleich den bei Biel, Grenchen und Solothurn

in der Schweiz gefundenen, wahrscheinlich aus dem 4. – 5. Jahrh. n. C. stammenden (also sehr jungen) Schädeln sehr ähnlich, endlich aber so wenig, wie den Neanderthalsschädel, mit welchem ihn jene Schweizerschädel vermitteln, irgend einer jetzigen europäischen Rasse angehörig. Alle diese menschlichen Gebeine sowie die der ausgestorbenen Thiergattungen in Belgien sind sehr zersetzt. Sie alle scheinen stückweise in die meisten Höhlen hineingeschwemmt worden zu sein.

Ebenfalls in Belgien fand Dr. Spring in Lüttich bei Chauvaux an der Maas in einer etwa 15 Fuß tiefen Höhle, an 100 Fuß über dem jetzigen Flußniveau durch Tropfsteinschichten geschiedene sehr zersetzte Knochen von Menschen und Thieren, nebst Asche und Kohlen, zwei Steinäxte und Scherben von gebranntem Thon (s. Bulletin der Brüsseler Akademie 1853 vgl. Perty a. a. O. 50. Vogt a. a. O. 123 ff.). Sämmtliche Knochen, mit Ausnahme der marklosen Thierknochen, sind gewaltsam zerbrochen, die Zähne aus den Kinnladen gebrochen. Der Bruch eines Scheitelstückes scheint durch die, darneben im Tropfstein steckende, rohe Steinaxt (ohne Stielloch) bewirkt. Sämmtliche Menschenknochen scheinen Weibern, Jünglingen und Kindern anzugehören. Das Ganze macht den Eindruck des Restes eines großen Kannibalenmahles, wie es indessen noch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung z. B. irische Kelten schmackhaft fanden. Die Menschenschädel jedoch deuten auf ältere Rasse, während die Thiere (nach Spring und Buckland) eine jüngere als die Diluvialzeit anzeigen. Schädel, Schenkel und Schienbeine der Menschen erweisen eine kleine Rasse, wobei wir doch das oben vermuthete Geschlecht und Lebensalter zu bedenken geben. Die Kiefer sind sehr entwickelt, die Zahnbogen vorstehend, die Schneidezähne schief, die Nasenlöcher breit, Stirne und Schläfen flach, der Gesichtswinkel klein (nur höchstens 70°). Das belgische Diluvium wird neuestens durch den Fund eines Menschenschädels — von weißem Marmor verdächtig, welcher (nach den „Mondes“ s. „Ausland“ 1864 Nr. 10) wenigstens 6 Fuß tief in den Kieseln des sog. Ourther Diluviums bei der Grundlegung der Brücke von Esneux ausgegraben wurde und von dem Advokaten Clochereux in Lüttich aufbewahrt wird.

In Südfrankreich, im Departement der Ariège bei Lombrive und bei Lherm wurden in zweien Höhlen der Kalkgebirgskette merkwürdige Entdeckungen gemacht, über welche Rames, Garrigou und Filhol zu Toulouse, nach und mit ihnen Vogt a. a. O. II 27 ff. 168 ff. berichten. In der sehr großen und verzweigten Höhle von Lombrive lagen in Sandlehmdiluvium und mitunter in der darüber ausgebreiteten Tropfsteindecke Knochen von sehr vielen Menschen und von Thieren, namentlich Auerochsen und kleinen Ochsenarten, Rennthieren, einem von Fuchs und Schakal verschiedenen Hunde sammt dessen an der Wurzel (künstlich) durchbohrten Eckzähnen, von Hirschen, Pferden, (alten) braunen Bären, aber nicht von Höhlenbären und Höhlenhyänen, welche sich dagegen in der Höhle von Lherm finden. In dieser finden sich auch Reste des Menschen, des Höhlenlöwen und von Arten des Hundes, Wolfes, Hirsches im Knochenlehm; darneben ein dreieckiges Kieselmesser, ein Schneidewerkzeug aus dem Röhrenknochen des Höhlenbären, sowie von demselben 3 bearbeitete Unterkiefer und gar 20 halbe zu einem Hieb- oder Grab-werkzeug gearbeitete Kinnladen, auch ein bearbeiteter Hirschgeweihzinke. Vogt beschreibt zwei Schädel von Lombrive, die im Ganzen „sehr edle“ Form haben. Die hochgewölbte Stirne geht fast gerade, mit kaum merklicher Aufbiegung der Brauenbogen in die Nase über. Der ganze Gesichtstheil ist sehr klein; die Zähne kaum merklich nach außen abweichend. Von oben betrachtet erscheint der eine, vermuthlich weibliche, Schädel kurz, eiförmig, vorn mit fast abgestutzter Stirnlinie, breit ausgebogenen Jochbogen, mit ziemlich bedeutendem Querdurchmesser, und steht in dem, nach Welcker ungefähr gleichen, Maße des Juden- und Zigeuner-schädels. Der andre, einem Kinde angehörige, Schädel ist ebendesswegen kugelförmiger. Von vorn betrachtet erscheinen die nicht hohen, aber breiten und fast viereckigen Augenhöhlen sehr tief; ihr oberer Rand bildet eine fast schneidende Kante. Broca findet die Schädel, wenigstens beim ersten Anblicke, denen der heutigen baskischen Bewohner dieses Gebietes ähnlich; vgl. jedoch unser Obiges über diese. Vogt macht besonders auf ihren großen Unterschied von den obigen rheinisch-belgischen aufmerksam, deren älterer Zeitraum diese rassenhafte Verschiedenheit nicht allein verursachen könne.

Wiederum, wie die belgischen und die Menschen von Lherm, Zeitgenossen des Höhlenbären, sind die von H. v. Vibraye untersuchten in den Grotten von Arcy bei Avallon im Departement der Yonne. Namentlich in der „Feenhöhle", die in Jurakalk eingegraben ist, finden sich in der, unmittelbar auf dem Kalke liegenden, untersten Schichte Knochen des Höhlenbären, der Höhlenhyäne, des Nashorns mit knöcherner Scheidewand, des Mammuths, Flußpferdes, Ur-Ochsen und Pferdes; sodann die Unterkinnlade und ein Zahn eines Menschen. In einer höheren Schichte liegen zahlreiche Knochen mehrerer Wiederkäuer, namentlich auch des Rennthiers, keine mehr von Bären und Hyänen. Die oberste Schichte besteht aus fettigem Thonmergel (Vogt a. a. O. II 32 ff.)

Wenn in den meisten Höhlen die Leichen der Menschen und ihrer thierischen Zeitgenossen durch Hereinschwemmung in dem Lehme abgelagert zu sein scheinen, so hat dagegen namentlich der von Lartet (s. Perty a. a. O. 56 ff. Vogt a. a. O. II 37 ff. Österr. Woch. 1863 Nr. 40) beschriebene Fund andern Ursprung. In einer Grotte des aus Nummulitenkalk bestehenden „Buchenberges" (die Buche fehlt seit unvordenklicher Zeit in diesem Bezirke) bei Aurignac im Departement der oberen Garonne, wurden Knochen von Menschen und Thieren gefunden, die durch eine, vermuthlich ursprünglich bewegliche, Sandsteinplatte abgeschlossen waren, doch so, daß auch bis vor diese die Schuttschichte sich fortsetzte. Die fromme Dummheit der Behörden führte Verwirrung und Verluste (namentlich zwei vollständiger Schädel) herbei. Dem ausführlichen Berichte über die Reste entnehmen wir das Wichtigste. Die auf polizeilichen Befehl unauffindbar wieder begrabenen Gebeine sollen 17 Menschen einer kleinen Rasse, meist Frauen und Kindern, angehören. Lartet fand später noch mehrere Menschenknochen neben thierischen, auch in jenem Schutte außerhalb des Höhlenverschlusses, wo jene Spuren von Raubthierbissen zeigen, nicht aber die innerhalb der Höhle. Auf einem rohen Herde vor der Höhle, der aus dem Felsengrunde mit ergänzenden Sandsteinplatten gebildet war, lag eine Schichte von Kohlen und Asche, die nicht bis in die Höhle hineinreichte; in dieser viele Zähne von Grasfressern und viele, meist zerbrochene, zum Theil auch verkohlte und nur angebrannte Knochen.

An letzteren zeigten sich jene Spuren starker, wie Lartet vermuthet, von Hyänen herrührender Bisse. Diese Thiere, deren Excremente sich dabei vorfinden, scheinen hier die Reste eines menschlichen Mahles benagt zu haben, welches, wie bei ähnlichen Fünden, in dem Marke zerschlagener und gespaltener Röhrenknochen bestanden hatte. Auf diesen waren Einschnitte von messerartig bereiteten Steinen sichtbar, deren etwa hundert in der selben Kohlenschichte lagen, wahrscheinlich aus naheliegenden Blöcken gefertigt. Außer diesen Werkzeugen fanden sich noch viele andre vor, hier sowohl wie in der Höhle, die aus Stein und aus Horn, namentlich Rennthiergeweih, geschickt verfertigt waren; auch durchbohrte Herzmuscheln, die vielleicht einst aufgereihter Schmuck waren. Wenn diese Erzeugnisse des Gewerbfleißes, sodann des wahrscheinlichen Begräbnisses innerhalb, des Mahles (Todtenmahles?) außerhalb der Grotte auf eine schon vorgeschrittene Rasse deuten: so bezeugen die Thierreste ihr hohes Alter, namentlich die der Höhlen-bären, -hyänen und -löwen, des Nashorns, des Mammuths, sodann des Rennthiers (die häufigsten), des irischen Riesenhirsches neben dem Edelhirsche, auch des Auerochsen, des Wildschweines u. s. w.

Nach dem (englischen) „Athenaeum“ vom 13. Mai 1863 wurde auf Gibraltar 20 Fuß tief unter einem Kieselplateau eine, wie es scheint, aus der Flutzeit herstammende, Höhle entdeckt, in welcher menschliche und thierische Gebeine und Schädel in Knochenerde eingebettet lagen, namentlich auch die eines sehr großen Säugethieres. Nahe dabei fand sich rohe Töpferwaare, ein steinernes Werkzeug und ganz unten zwei geschickt gearbeitete Kieselbeile.

In den Knochenhöhlen Brasiliens (Minas-Geraes) untersuchte der Däne Lund neben Resten ausgestorbener Thiergattungen liegende Menschenschädel, welche denen des heutigen Geschlechtes nicht unähnlich sind, aber noch thierischer erscheinen, indem die Stirne des auffallend platten Schädels schon vom Augenrande an zurückweicht. Nähere Nachrichten stehn zu erwarten. Die Gleichzeitigkeit der menschlichen Gebeine mit den dabei liegenden des Platonyx, Chlamydotherion u. s. w. bezeugt die gleichartige Versteinerung.

Wir kommen nun zu den wichtigsten Fünden in Schwemmbildungen.

Die ältesten Spuren menschlichen Daseins (bis jetzt) fanden sich in einer Sandgrube bei Saint-Prest am Ufer der Eure, unfern von Chartres (s. Vogt a. a. O. II 293 ff. nach Desnoyers u. A.). Diese Sandschichten sind älter, als die eigentlichen Diluvialablagerungen, und reichen in die jüngste Tertiärzeit hinauf. Sie enthalten zahlreiche Knochen ausgestorbener Thierarten aus letztgenannter Zeit, namentlich des Elephanten, Nashorns, Flußpferdes, Hirsches, Pferdes, Rindes, auch eines noch ganz unbekannten großen Nagethieres, die von den diluvialen Arten verschieden sind. Zwar finden sich hier keine Reste von Menschen vor, aber Spuren ihrer Thätigkeit, wie sie auch in weit jüngern Fünden vorkommen, die aber selbst nicht wohl aus einem späteren Zeitraume herrühren können.

Reste von Zeitgenossen der belgischen Höhlenmenschen wurden in einer vulkanischen Anschwemmung, die sich aus Schlamm und Asche zu einem Tuffblocke erhärtet haben mag, bei Puy auf den Gehängen des erloschenen Vulkans Denise gefunden: Bruchstücke von Schädeln und andern Gebeinen, deren Typus schwer zu bestimmen ist und vielleicht dem von Lombrive (s. o.) am nächsten kommt (Vogt a. a. O. II 44). In ähnlichen Tuffblöcken dieser Gegend finden sich Reste des Mammuths und des Nashorns mit knöcherner Scheidewand, in manchen auch die anderer älterer Thiere.

Besonderes Aufsehen machte der Fund zu Moulin-Quignon bei Abbeville im Departement der Somme (vgl. u. a. „Athenaeum" 1863 Nrr. 1852. 1855. 1862. Österr. Woch. 1863. Nrr. 22. 40. Perty a. a. O. 50 ff. Vogt a. a. O. II 47 ff. 57 ff. 298 ff.) durch Boucher de Perthes, der bereits 1838 die ersten diluvianischen Feuersteinärte und messerartige Kieselsplitter fand und als solche erkannte. Hr. v. Quatrefage zeigte diesen Fund am 20. April 1863 in der Sitzung der französischen Akademie an. Mehrere suchten Täuschung oder Betrug darinn, namentlich Elie de Beaumont und Rigollot, der sich aber bekehrte. Auch englische Forscher, wie Falconer, Prestwich, Evans u. A. betheiligten sich an der Untersuchung, deren Hauptergebnisse folgende sind. Nachdem in dem Thale der Somme und in dessen Nebenthälern in den ältesten Schichten versteinerte Knochen der diluvialen Höhlenthiere, des Mammuths, Nas-

horns, Rennthiers u. s. w., auch jetzt nur noch in Aegypten und Asien vorkommende Muscheln neben noch heute hier bestehenden, und endlich viele Feuersteingeräthe gefunden worden waren, entdeckte man im März 1863 einen Backenzahn und bald darauf die Kinnlade eines Menschen, welche B. de Perthes selbst aus der untersten, unmittelbar auf der Kreide liegenden, Schichte herausnahm. Sie scheint einer besonderen Rasse anzugehören, da ihre Merkmale nur einzeln, nie zusammen, in bekannten europäischen Kinnladen vorkommen. Die Einbiegung ihres hinteren Randes nach innen erinnert sogar an die Beutelthiere (welche bekanntlich für die ältesten Ursäugethiere Europas gelten). In der selben Schichte, wie in den höheren, fanden sich wiederum Kieseläxte von weit roherer Art, als z. B. die von Gibraltar und gar der Pfahlbauer.

Bearbeitete Kiesel dieser Art in Menge nebst Resten des Elephanten, Pferdes, Hirsches u. s. w. wurden häufig auch in England gefunden, namentlich 12 Fuß tief in Schichten zu Horne in Suffolk.

Ein Schuttkegel des Wildbaches La Tinière bei Villeneuve am Genfersee bot Schichten und Reliquien aus verschiedenen Zeiträumen dar bis auf die Römerzeit herab. In der untersten Schichte, die Morlot wenigstens 47, höchstens 70 Jahrhunderte alt hält, lagen viele Reste von Menschen und Hausthieren, zerbrochene Thierknochen, Kohle und rohe Töpferwaare. Der Schädel eines menschlichen Skelettes soll den oben besprochenen, romanischen oder raetischen, Kurzkopftypus tragen, sehr rund, klein und dick sein, affenartige Brauenbogen, ganz zurückfliehende Stirne u. s. w. haben. Er verdient wohl noch genauere Untersuchung und Vergleichung (vgl. Vogt a. a. O. II 146 ff. 296 ff.)

An die oben erwähnten Entdeckungen in Aegypten und in Amerika, namentlich in Neworleans, reiht sich auch eine im Mississippithale in Natchez (vgl. u. a. Lyell bei Vogt a. a. O. II 63), wo außer Knochen des Mastodonten und anderer ausgestorbener Säugethiere ein menschlicher Beckentheil (os innominatum) gefunden wurde.

Die vorstehenden Mittheilungen werden, wenn auch vielleicht noch Manches in den Beobachtungen und Folgerungen ermäßigt wird, dem Ethnologen das vorgeschichtliche Dasein von Menschen erweisen,

deren Rassenmerkmale sich in geschichtlicher Zeit entweder gar nicht oder nur vertheilt vorfinden, besonders in Europa. Wie überall, stellt sich dann die Frage: ob diese Rassen mit den übrigen thierischen Zeitgenossen erloschen sind und höher organisierten das Feld räumten; oder ob letztere theilweise aus jenen sich hervorbilden konnten (abgesehen von indogermanischen u. a. Einwanderern).

Weit merkwürdiger, als solche Reliquien, würden freilich ganze Menschen aus uralten Zeiträumen sein, und zwar nicht bloß in Lebensgröße, sondern sogar bei lebendigem Leibe, eine vorhin schon angedeutete Möglichkeit, die von Hamilton Smith und Hombron (in D'Urvilles Reise, s. Waitz a. a. O. I 214 ff.) willkürlich genug weiter ausgesponnen wurde. Wenn z. B. die Urbewohner Australiens als Autochthonen erwiesen werden könnten, würden sie auch als ursprüngliche Zeitgenossen der eigenthümlichen Fauna und Flora ihres Landes gelten. Es fragte sich dann noch: ob eben diese Eigenthümlichkeit mehr nur den fortwährenden Bedingungen der Örtlichkeit oder auch zugleich dem hohen Alter derselben zuzuschreiben sei, indem die überall sonst tief versunkenen Formen einer uralten Erdperiode hier auf der Oberfläche der Erde lebend verblieben.

Aus der ungewissen Urzeit der Menschheit schweift der Blick in ihre noch ungewissere Zukunft. Mit den ersten Bewegungen der Stämme begann schon ihre Mischung, muß in immer rascheren Proportionen zunehmen, und immer zahlreichere und mannigfachere neue Faktoren erzeugen. Die Aufgabe der Völkerscheidekunst wird dadurch immer schwieriger. Zugleich indessen wird die Buchführung der Völkermischungen und der ethnologischen Vorgänge überhaupt genauer, und unser Jahrtausend hinterläßt einst dem nächsten nicht so viele unlösbare Räthsel auf diesem Gebiete, wie ihm selbst seine Vorgänger.

Uns aber gibt dafür die Zukunft desto gewichtigere Räthsel auf, welche keineswegs bloß die Einbildungskraft reizen, sondern selbst auf unser Gesammtlebensgefühl und sogar auf unsern Strebensmuth für den Fortschritt der Menschheit Einfluß üben, da die geistige Zukunft derselben sich nicht von der leiblichen trennen läßt. Wird die stammliche Einheit der Menschheit in der Zukunft, die vielleicht mehr

Gründe für sich hat, als die ihres Ursprungs, auch zu der verheißenen Einen Herde unter Einem Hirten werden? Wird diese große Mischlingseinheit, in welche die Vielheit aller Rassen und Stämme — soweit der Unterschied der Erdzonen es zuläßt — möglicherweise übergehn wird, auch mit einheitlicher Geisteskraft das beste Erbe aus den aufgelösten Sonderbünden behalten und fortbilden? Oder wird die Natur der niederen Rassen vorherrschen, und dann auch die ganze Menschheit dem frühen Aussterben der Bastardgeschlechter verfallen? Freilich hat dagegen vor wenigen Jahren ein geistlicher Herr das Erlöschen der Menschheit gerade auf dem Gipfel ihrer Vergeistigung durch freiwilliges Cölibat geweißagt. Im stärksten Gegensatze zu dieser Möglichkeit steht die einer aus der Menschheit einst erwachsenden Engelheit, einer höheren Wesengattung, das folgerechte Gegenstück zu der Entwickelung des Menschen aus dem Affen, das sich aus Darwins Theorie erschließen läßt. Ohne Übertreibung dürfen wir eine höhere Fortbildung, eine Potenzierung des menschlichen Organismus hoffen, wann die Barbareien der Unbildung, des Krieges und der erdrückenden Körperarbeit, sowie der Überreiz der einseitigen Geistesarbeit immer mehr schwinden, wann harmonische Ausbildung aller Kräfte, maßvolle Befriedigung aller Bedürfnisse, die gesammte Pflege und Diätetik der „gesunden Seele im gesunden Leibe“ in Wohnung, Nahrung, Genusse, Arbeit und Ruhe so fortgesetzt wird, wie die Einsicht der Gegenwart es voraussetzt.

Die geistige Bildung veredelt von innen heraus — abgesehen von ihrer Leitung der äußeren Pflege — auch die Miene, die Haltung und allmählich ohne Zweifel auch die Sinneswerkzeuge und mit dem Gehirne auch den Schädelbau (vgl. unsere obigen Äußerungen über die Wechselwirkungen zwischen Geist und Körper), indem sie zugleich die allzu thierische Entwickelung der Organe (z. B. des Hinterhauptes, der Kaumuskeln, der Lippen und der Nase) hemmt und erblich abschafft. Abbé Frère hat auf diese oder ähnliche Sätze, deren Wahrheit wir nach vielfachen fremden und eigenen Beobachtungen annehmen, nach den seinen ein, nur allzu fein ausgespitztes, System gegründet, welches R. de Belloguet a. a. O. S. 163 ff. mit kritischen Bemerkungen begleitet.

Ziemlich allgemein gilt, wie wir bereits oben S. 119 andeuteten, die jeweilige Kreuzung mit fremdem Blute zunächst bei Familien innerhalb Eines Volksstammes, sodann auch, wenn gleich weniger allgemein, zwischen verschiedenen Stämmen und selbst Rassen, als Bedingung ihrer Erhaltung und Verbesserung in Lebensdauer und Lebenskraft, wobei jedoch der als edler geltende Theil immerhin als Stammhalter im Vordergrunde bleiben muß. Neueste Beobachter behaupten, nach übrigens sehr einseitigen Beobachtungen, besonders unheilvolle (auch psychische) Wirkungen der Ehen zwischen Blutsverwandten auf deren Nachkommen (s. u. a. Waitz a. a. O. I 203 ff.). Diese Wirkung würde vielleicht eine Prämisse in natürlicher sinnlich-geschlechtlicher Abneigung so naher Verwandten gegen einander finden, welche gleichsam der entgegengesetzte Pol ähnlicher Antipathie zwischen weit von einander abstehenden Rassen wäre. Aber die, allerdings häufige, Scheu geschlechtlicher Annäherung zwischen Geschwisterkindern u. s. w. findet ihren Grund doch wohl eher in der Gewohnheit geschwisterlicher Vertraulichkeit, und demnächst in Volkssitte, rechtlichen und kirchlichen Verboten. Bekanntlich aber wurde selbst die Geschwisterehe unter vielen Völkern möglich und gesetzlich (vgl. u. a. Corn. Nepos Praefatio über Kimons Ehe). Es fragt sich dabei: wie weit getrenntere Erziehung beider Geschlechter von Kindsbeinen an die reinere Neigung des geschwisterlichen Verhältnisses nicht aufkommen ließ. Waitz a. a. O. nennt für Ehen zwischen den nächsten Blutsverwandten Völker aus alter und neuer Zeit: Assyrier, Aegyptier, Athener, Perser, hinterindische Völker, Drusen, Mingrelier, Amerikaner, namentlich die Königsfamilie in Peru, und so auch auf den Sandwichinseln. Wir werden diesen Gegenstand weiter unten nochmals zur Sprache bringen.

Auch in der Pflanzenwelt gilt nicht bloß die Verfeinerung und Vervielfältigung der Arten durch Kreuzung, sondern auch ihre Kräftigung und Erhaltung durch gleichartige Befruchtung aus entferntem Boden (vgl. Pott, Ungleichheit menschl. Rassen 35). Im Gegensatze zu der Verbesserung oder Stärkung der Gattung durch Mischung steht die durch Reinerhaltung, wie z. B. des Vollbluts bei den arabischen Pferden und des „blauen" Blutes des menschlichen

Erbadels. Übrigens läßt dieser gerade in dem aristokratischen England die bürgerliche Mischung zu, nicht bloß „pour fumer ses terres“, sondern auch zur Kräftigung der eigenen Lebensfähigkeit. Anderseits behaupteten wir auch oben das Vorwiegen des edleren Mischungstheils als nothwendig zum Wohl der kommenden Geschlechter.

Die weiße Rasse, in welcher wir die höchste sehen, aber nicht die geschichtlich älteste — eher noch gar die jüngste — vermuthen, gelangt immer mehr zur Herrschaft in aller Welt. Allerdings zernichtet sie an vielen Orten, unmittelbar oder mittelbar, sogar scheinbar gleichwie durch tödtenden Anhauch und Basiliskenblick, die farbigen Völker, ohne also ihre eigene Vollkraft durch Mischung zu bewähren. Vielmehr entwickelt und verbreitet sie sich in diesem Falle auf dem eroberten Boden aus sich selbst; erfährt aber dann allmählich die Gewalt der Naturkraft, die aus diesem Boden eine andere Rasse hervorgerufen hatte. Solche Sätze und Gegensätze müssen wir an der Hand der unbefangenen und umsichtigen Beobachtung prüfen; diese aber ist in der Regel sehr mangelhaft.

Im ganzen können wir zwar der weißen Rasse, und in ihr weitaus am meisten den Juden, die stärkste Acclimatisationskraft zuschreiben. Dennoch hat diese viele Schranken, und ist häufig weniger eine Kraft, als eine negative Kunst, indem sie in der Abwehr der klimatischen Einwirkungen durch Mittel, Einrichtungen und eine Lebensweise besteht, welche eben nur der gebildetesten und herrschenden Kaste zu Gebote stehn. Perty a. a. O. 101 ff. hat für diese Acclimatisation und ihr Gegentheil, auch bei den Negern, mehrere statistische Angaben zusammengestellt, nach welchen z. B. in Aegypten und in Constantine (Algerien) die Nachkommen der Weißen (in engerem Sinne) und merkwürdiger Weise auch der Neger nicht ausdauern und noch schneller dahinsterben, als ihre eingewanderten Eltern und Voreltern.

Eine ähnliche, jedoch mildere und mehr nur umgestaltende, Nemesis scheint die europäischen Eindringlinge, Verdränger und Vertilger der Urrasse namentlich in Nordamerika zu treffen, dessen Bodennatur in wenigen Jahrhunderten besonders den angelsächsischen Typus eigenthümlich umgebildet hat. Nach mehreren Beobachtern

nimmt das Haar der Einwanderer und ihrer Nachkommen nachgerade die schlichte und straffe Art des indianischen an, was schon früher (s. Adelung „Mithridates“ III 318) Sam. Stanhope Smith und Imlay übereinstimmend bemerkt hatten. Adelung bemerkt nach diesen Quellen noch Folgendes: „Die Kinder der in Westindien geborenen Engländer haben erhabenere Backenknochen, tiefer liegende Augen und herabhängendere Augenlider, durch welches alles sich die Augen vor dem schädlichen Zurückprallen der Sonnenstrahlen schützen; und von Generation zu Generation nehmen sie dort und in Nordamerika eine theils bleichere theils dunklere Farbe an, die sich der der amerikanischen Ureingeborenen nähert. Deutlicher sind diese Wirkungen in dem mittleren und südlichen als in dem nördlichen Theile der V. Staaten; deutlicher im flachen Lande und am Meere, als in der Nähe der apalachischen Gebirge; deutlicher in der niedren arbeitenden Klasse, als bei den Vornehmeren. Erstere Klasse ist in den tieferen Gegenden von Carolina und Georgien nur ein wenig heller, als die Irokesen.“ Wir verweisen bei diesen Beobachtungen auf unsere Äußerungen und Berichte über zoologische Regionen und über die Einflüsse des Bodens auf Krankheiten, sowie auf die Ansichten Darwins u. A. über die Heranbildung der Organe nach den Bedürfnissen, also eine teleologische Erklärung der Schöpfungsvorgänge und Metamorphosen. Perty (a. a. O. 101) entwirft folgendes traurige Bild der Abkömmlinge der in Nordamerika eingewanderten Europäer. „Sie sind alle mager, haben ganz eigene Physiognomie, sehr schmalen Hals, rauhe struppige Haare, schlecht entwickelte Drüsen, etwas Fieberhaftes immer Eiliges in ihrem Benehmen. Sie sind früh reif, früh verwelkt, und verlieren bald die Zähne. Die mittlere Zahl der Kinder ist im Abnehmen.“ Der ausführlichere Bericht von Pruner (bei Vogt a. a. O. II 236 ff.) über den ganzen Körperbau des Yankee geht von der Grundanschauung aus: daß derselbe sich dem ureingeborenen Typus, schon nach der zweiten Generation, nähere. Jedoch bestreitet hier Vogt, nach Mortons Messungen, den wichtigen Punkt der Schädelveränderung.

Bei dem Neger in Amerika beobachtet man eine Aufartung und Erhebung seiner ganzen physisch-psychischen Natur, trotz des Gegen-

druckes seiner Stellung und gewaltsamen Niederhaltung. In Westindien, wo dieser Gegendruck geringer ist, wird der Neger — wie wenigstens Day (Five years residence in the West-Indies 1852 I 141 bei Waitz a. a. O. I 78 ff.) behauptet — gleichsam immer kaukasischer, speciell sogar semitischer (judenähnlicher), namentlich seine Nase häufig lang und gebogen. Sollte wirklich Sem zwischen Cham und Japhet stehn? Die Ergänzung dieser Angaben nebst Vogts u. A. abweichenden Mittheilungen und Ansichten s. o. S. 121 in dem bei Gelegenheit der Schädelcapacität u. s. w. Geäußerten.

Aber wenn z. B. in Nordamerika die Ureinwohner weit mehr aussterben, als sich mit den Weißen mischen, geschieht im mittleren und südlichen Amerika das Gegentheil; und dort wie hier kommen nun noch die Mischungen der weißen und der rothen Rasse mit der schwarzen hinzu, die gleich der weißen ursprünglich bodenfremd ist.

Wie erst wird sich in dem menschenvollen Afrika die Mischung der schwarzen Rasse mit der weißen Europas gestalten, welcher dieser Welttheil erst jetzt sein Inneres recht zu öffnen beginnt, obgleich sein nordwestlicher Rand uraltbekanntes Bildungsland ist, und auch an andern Stellen wirkliche Negervölker schon längst berberische, semitische und malayische Zuzüge und Mischungen aufnahmen! Afrikas Sonnenglut wird die weißen Zuzüger und Anbauer nicht verbrennen, wohl aber brennen und bräunen, schwerlich aber je zu Negern schwärzen, schon weil in dem ungeheuren Zeitraume, in welchem diese Umwandlung vielleicht so weit vorschreiten würde, auch die Erdwärme eine Minderung erfahren könnte, welche nicht bloß neue Neger unmöglich machte, sondern auch die reinsten Urenkel der alten entfärbte und ihren ganzen Bau umgestaltete.

Aber die Zeitalter, welche die Weltregierung freigebig aus ihrem unerschöpflichen Schatze spendet, können der schwarzen wie jeder andern Rasse auch ein ganz andres Geschick bereiten und deren reichste und lebenskräftigste Mitgliederzahl durch die ungeheure Überzahl der Jahrtausende langsam aufzehren. Die Paläontologie scheint ein Gesetz zu ergeben, das die Dauer jedweder Wesengattung nicht von ihrer Quantität, sondern von ihrer Qualität abhängig macht, und nach

welchem unter gewissen zeitlichen und räumlichen Bedingungen das „spontane Aussterben“ erfolgt.

Wir würden deßhalb auch weniger Gewicht auf die große Zahl und bis jetzt noch gleich große, tief in ihrer Natur begründete, Fruchtbarkeit der Neger in allen Klimaten legen, wenn wir Wahrscheinlichkeitsgründe für die Fortdauer ihrer Rasse in jener zunehmenden Mischung mit der weißen (statt ihres Erlöschens) aufsuchen. Einen solchen Grund würden wir eher in einer qualitativen Erscheinung suchen, die einen merkwürdigen Gegensatz ihrer ursprünglichen und reinen Rassennatur zu der Entwickelungsfähigkeit derselben in der Mischung mit der weißen Rasse in sich schließt — vorausgesetzt, daß zu ihrer Erklärung weder das Vorherrschen der letzteren in der Mischung, noch auch jene allgemeine Heilsamkeit der Kreuzung hinreiche, sondern eine gleichsam verborgene Keimkraft in der Negerrasse selbst angenommen werden müsse.

Wir meinen die organischen Vorzüge der Nachkommen von Negern und Weißen nicht bloß vor ersteren, sondern auch vor letzteren, die freilich wieder durch andre Eigenschaften der reinblütigen Weißen aufgewogen, jedoch nicht aufgehoben werden; wie denn auch ein wirklicher Gegensatz zu diesen Vorzügen in Krankheiten liegt, welchen der Mulatte leichter ausgesetzt ist, als seine beiden Eltern. Solche Vorzüge haben namentlich St. Hilaire, Rendu, Burmeister in Brasilien, J. J. v. Tschudi in Peru, Granier de Cassagnac auf den Antillen beobachtet, sowohl leibliche wie geistige (vgl. Pott a. a. O. S. 34. „die Natur“ 1856 S. 402 ff. Waitz Anthropologie I 198 ff.). Allgemeiner bekannt sind sie bei den Kindern von Mulatten und Weißen, und in steigendem Maße bei der neuen Mischung der ferneren Abkömmlinge mit Weißen. Im ersten Grade zumal wiegt manchmal eine und die andere der Rassennaturen bei den verschiedenen Geschwistern vor; bei stets neuer Zufuhr wenigstens des weißen Blutes verschwindet endlich die andre Rassennatur. Gewiß würden alle jene Vorzüge sich noch bedeutender entwickeln, wenn die Gesellschaft den chamitischen Fluch von den Enkeln der schwarzen Rasse wegnähme und alle äußeren Bedingungen des leiblichen, intellectuellen und sittlichen Gedeihens erfüllt würden. Einen sehr bemerkenswerthen Bericht über

die Mischlinge der weißen und der schwarzen Rasse auf Barbadoes gibt Sewell (bei Loehnis, die V. St. von Amerika Lpz. 1864 S. 199 ff. . „Diese Klasse, die eigentliche Mittelklasse, ist sehr groß, geistig entwickelt, und nimmt rasch zu.“ Aus ihr scheint hier und an andern Orten Westindiens das herrschende Volk der Zukunft zu entstehn, das durch den Rassenhochmuth der reinblütigen Weißen zu wachsender Strebsamkeit angestachelt wird und physisch wie geistig sich mit jeder Generation mehr von dem Neger entfernt und die höhere Rassennatur annimmt.

Bedeutende Vorzüge behaupten Einige, leugnen Andre (Waitz a. a. O. 199 ff.) auch für die Mischlinge der rothen und der weißen Rasse, zu welchen auch Washington gehörte. Wir finden sie hier mehr in der Ordnung, als bei den Mulatten, weil der Neger zwar an thierischer Lebensfülle und Glut in mehreren Beziehungen die rothe und die weiße Rasse übertrifft, aber nicht nur als leiblich-geistiger Mensch im Ganzen auch hinter dem Indianer zurücksteht, sondern auch bei dem Weißen einen stärkeren physischen Widerwillen gegen seine Berührung, ja schon gegen seine Nähe vorfinden soll. Da dieser horror seltener durch weltbürgerliche Grundsätze, als durch einen noch stärkeren thierischen Trieb des Weißen überwunden wird, so muß uns die Steigerung schöner menschlicher Eigenschaften in dem Nachkommen Beider wirklich befremden. Burmeister vergleicht jene mit der vortheilhaften Vereinigung der besten Eigenschaften der Eltern bei dem Maulthiere. Die schlechtesten soll der Mischling der schwarzen und der rothen Rasse besitzen, aber, wie es scheint, nur örtlich und wahrscheinlich — wie alle diese Mischlingscharaktere — unter bedeutender Mitwirkung der socialen Stellung; Waitz Anthropologie I 200 ff. hat mehrere widersprechende Berichte zusammengestellt. Etwa 100 Mischlinge von Europäern und Australiern auf den Inseln der Bass-Straße haben (nach Petermanns Mittheilungen 1863 IV) von den europäischen Vätern kräftigeren Körperbau und Intelligenz geerbt; die Männer sind groß und muskulös, die Frauen hübsch gewachsen. Sie verheiraten sich nur unter einander. (Da die Kolonie noch nicht alt ist, fragt sich die Dauer ihrer Fortpflanzungsfähigkeit ohne fremde Blutzufuhr).

Weit mehr durch die zunehmende Mischung, als durch ursprüngliche Mannigfaltigkeit, erklärten wir das schon oben besprochene Vorkommen verschiedener Typen innerhalb der einzelnen Völker der Gegenwart, wo nicht jene willkürliche und künstliche oder eine durch zufällige äußere Einwirkung entstandene Entstellung des Schädels, oder Krankheit, oder endlich eine uns unerklärbare „Laune der Natur“ im Spiele ist.

Aber letztere Kategorie ist nicht, wie die übrigen, bloß verneinender Art, sondern umfaßt auch eine vielleicht sehr große Anzahl von Positionen, die auf jenem mehrerwähnten Gesetze der Individualisierung oder Sondergestaltung beruhen, einem Gesetze, das in jedem Keime des Thier- und Pflanzen-lebens waltet, aber durch Bildung immer wirksamer wird, und endlich durch (Impfung und Kreuzung oder) Mischung auch von außen her Ergänzung und Bundesgenossen findet. Wir reihen hier einen (nach Niederschreibung des Vorstehenden uns vor Augen gekommenen) Satz von Waitz (Anthropologie I 194) ein: „Wenn wir von einem Volke hören, daß, trotz eines niedrigen Standes der geistigen Kultur die Gesichtsbildung im Ganzen, die Augen, Nasen, Lippen bei den Einzelnen sehr verschieden seien, wie dieß z. B. bei den Tschuwaschen der Fall ist (Kornheim in Ermans Archiv III 74), so werden wir nicht irre gehn, wenn wir ein solches Volk für gemischten Ursprungs erklären.“

Je höher, elastischer und geistiger eine Wesengattung ist, desto mächtiger wird jenes individualisierende Gesetz, und das selbe herrscht auch auf den rein geistigen Gebieten, bis zur freien Selbstbestimmung hinauf, gleichsam als Naturtrieb (Instinkt) des Willens. Es ist eine Haupttriebfeder des vernünftigen Socialismus und des „Nationalitätsprincips“; und wie es dort mit dem gleich mächtig wachsenden Drange nach Einigung (vgl. unsere Äußerung über Kosmopolitismus u. s. w. S. 107) fortwährend in Kampf und Ausgleichung begriffen ist, so wirken auch auf unserem Gebiete: der Gestaltung der Menschheit (als Naturwesengattung, in typischem Sinne), ganz besonders denn auch in den Folgen der wachsenden Mischung der verschiedensten Menschenarten, die beiden Triebe oder Gesetze der Sonderung und der Einigung

oder eher der Verähnlichung, da (wie wir namentlich schon oben bei der Sprache bemerkten) die Sonderlebenskraft nie auch nur zwei völlige Gleichungen zuläßt. Letztere ist zugleich so stark, daß sie (wie wir schon früher bemerkten) auch bei der bestimmtesten Mischung mehrerer Rassen nie eine völlige Wiedererzeugung (Reproduction) einer und der andern, oder auch die völlige Gleichheit mit irgend einem andern geschichtlich vorhandenen Typus werden läßt. Nie aber wird sie so zur Alleinherrscherin werden, daß eines Tages die Milliarden von Menschen ebenso viele Typen darstellten (vgl. Pott a. a. O. S. 35 ff. über die „endlose Varietät der Individuen").

Psychologie.

Bereits bei unserer Definition der „Rasse" und seitdem öfters bei der Kennzeichnung der Menschenarten (Rassen und Stämme) und ihrer Mischlinge faßten wir Leib und Seele in ihrem Zusammenhange auf, und verweisen überhaupt für die Ergänzung der bisher verhandelten Physiologie auf die folgenden Abschnitte, die wir vorzugsweise der **Psychologie** unterordnen, obwohl sie wiederum, wie oben der von der Sprache, oft fast gleichen Rechtsantheil an der Physiologie haben und sich nicht selten an bereits besprochene Kategorien der letzteren anknüpfen werden. An die Psychologie reihen sich denn auch unsere späteren Abschnitte über die Bildungsgeschichte der Völker.

Wir pflegen schon im gemeinen Leben gewisse Körperformen und Complexionen mit den „Temperamenten" in Verbindung zu setzen, wie z. B. helle Complexion, zumal wenn sie mit Fettbildung auftritt, mit phlegmatischem Temperament und starker, aber mehr passiver, Sinnlichkeit; ganz dunkle Complexion mit cholerischem Temperament und mit activer leidenschaftlicher Sinnlichkeit; die mittleren Tinten, wie dunkelblondes Haar und rehfarbene Augen, mit einem Licht und Wärme harmonisch besitzenden Geistesleben. Der Forscher darf natürlich solche Behauptungen nur als Wegweiser annehmen. Was seine und seiner zuverlässigsten Genossen Beobachtungen als Regel (nicht leicht

ohne tausend Ausnahmen!) ergeben, versucht er darnach durch tiefere Beobachtung aus dem ganzen Organismus des Menschen zu erklären.

So darf denn auch eine vollständige Typik oder Rassenlehre sich nicht mit den anatomischen Merkmalen begnügen, sondern muß, wo möglich von diesen ausgehend, die geistigen Eigenthümlichkeiten jedes Typus festzustellen suchen. Sie wird dann z. B. die heißblütige thierische Sinnlichkeit des Negers zu edleren Erscheinungen erwachsen sehen, wie zur Lust an Gesang und Klang, gleichsam der veredelten Lust an Schall und Lärm; noch geistiger wird dieser Wachsthum in der Empfänglichkeit der erregbaren Einbildungskraft und Empfindung für dichterische Vorstellung und Form. Diese Erscheinungen werden vorzüglich bei den Negern Amerikas wahrgenommen. Wir betrachten sie dort (vorläufig abgesehen von der oben angegebenen Veredelung des Negertypus in Amerika) als Ergebnisse einer in enge Grenzen gebannten Bildung, die oft nur durch den täglichen Anblick des Lebens der weißen Rasse bewirkt wird, jedoch in jenen Beziehungen keineswegs in bloßem Absehen und Abhorchen besteht, sondern in der Erweckung der entsprechenden Kräfte in der eigenen, rassenhaft verschiedenen, Natur. In andern Beziehungen ist der Neger freilich nur wenig Mehr als bloßer Nachahmer der Weißen, was indessen von ganzen Völkern höchster Rasse, wie z. B. den Russen, gegenüber gebildeteren Menschen und Völkern, ausgesagt wird. Eine große Zahl günstiger Zeugnisse für die intellectuelle und sittliche Befähigung afrikanischer Völker in der Heimat wie in Amerika hat Perty a. a. O. 80 ff. zusammengestellt, mit welchen man freilich (wie wir schon oben einmal andeuteten) die entgegengesetzten: die abscheuliche Mischung kindischer und bestialischer Eigenschaften und Sitten, den Mörderstaat von Dahomey, die grauenhafte Herrschaft des Königs Mesa in Uganda (in Ostafrika, nach Speke s. „Ausland" 1864 II), und viele Einzelheiten u. a. in Andrees Globus 1863, in Gegenrechnung bringen muß. Auch Baikie gibt aus Bida Nupe in Afrika einen günstigen Bericht über die Geisteskräfte der Neger (vom 14. Januar 1862 im „Ausland" 1863 Nr. 25). In der Sitzung der Anthropol. Society 1. Dec. 1863 fand eine interessante Discussion über ihren leiblichen und geistigen Organismus statt, für und wider dessen Entwickelungs-

fähigkeit; s. den Bericht im „Reader" 1863 II 705. Eine reiche Sittenschilderung der Neger gibt R. Burton (The lake regions of Central Africa; Auszug in der Zeitschrift „Fra Udlandet" Christiania 1862). Unter den amerikanischen Negern von reinem Blute zeichnete sich im vorigen Jahrhundert Benj. Bannecker (geb. 1732 in der County Baltimore) als Naturforscher und Mechaniker aus (s. Atlantic Monthly 1863); in neuester Zeit mehrere wissenschaftlich gebildete, deren einige auch Europa besuchten. Welche Früchte die nach europäischem Maßstabe eingerichteten höheren Lehranstalten in der Republik Liberia tragen werden, ist abzuwarten. Auf die verschiedenen Beobachtungen über die Befähigungen der afrikanischen Stämme und ihrer Mischlinge gehn wir hier nicht weiter ein und bemerken nur noch Folgendes, was zugleich als allgemeiner Satz auf alle Rassen und Stämme anzuwenden ist.

Das typische Seelenleben des Negers darf allerdings zunächst nicht in Ländern gesucht werden, wo er als Sklave unter oder als Freier (wenigstens de jure) neben der weißen und andern Rassen lebt, sondern in Negerstaaten Afrikas, in welchen die Rasse am reinsten vertreten ist, namentlich ohne Berührung mit Fulahs, Arabern, Berbern. Gleichwohl würden wir dort nur die untersten Stufen des Negerlebens erblicken, und oft schon in gräulicher Entartung nach unten, wie in den vorhin angeführten Beispielen. Es ist aber wesentlich nöthig, daß wir die ganze Artungsfähigkeit dieser Rasse auch nach oben kennen lernen, also die Dehnbarkeit ihrer Naturkräfte unter den verschiedensten Klimaten und Lebensverhältnissen, von bestialischer Grausamkeit, kindischer Lustigkeit, knechtischer Verdumpfung an bis zu einigen Beispielen amerikanischer Neger, die, von den Weißen mehr gehemmt und zurückgestoßen, als unterstützt, sich die Bildung der Weißen in hohem Maße aneigneten.

Bündiger gefragt: Wie weit ist jede Menschenart leiblich und geistig an die Natur des Bodens gebunden, aus welchem sie urspünglich entstand, und wieweit hat sie Antheil an der ganzen Dehnungskraft (Elasticität, Perfectibilität) der Gattung Mensch?

Diese zweite Frage wird für jede, vor einer irgend höheren

Bildung aussterbenden, Rasse (wie z. B. der australischen) für ewig unlösbar; streng genommen aber auch für alle, zumal die niederen, Rassen in dem neuen goldenen Zeitalter politischer und socialer Gleichheit, weil eben dieses auch mehr und minder die Blutmischung mit sich führen wird. Doch wird der scharfe Beobachter immer, und auch heutzutage schon, aus sicheren Thatsachen wahrscheinliche Schlüsse fällen.

Jene Entartung nach unten ist immerhin auch eine Artung, sofern das Niveau der Tiefe nicht für alle Arten das selbe ist. Leider aber zeigt sich auch hier die allgemeine Dehnbarkeit der Menschennatur, indem wir die Kinder der edelsten Stämme durch Krieg und Glaubenswuth in gleiche Verthierung sinken sehn, wie die Kannibalen in Melanesien und anderswo.

So tief aber auch die Artung nach unten reichen kann, so wird doch der Raum für die Entwickelung nach oben um ebenso Viel größer sein, wie die mit jeder aufsteigenden Stufe wachsende Geistigkeit jedes Organismus dessen Leiblichkeit an Freiheit, d. h. an Dehnbarkeit und Entwickelungsfähigkeit, übertrifft. Die geistigste Freiheit selbst bleibt darum immer eine bildsame Naturgabe, wie jeder andre Theil der Gliederung. In ihrer höchsten Entfaltung, in welcher sie gleichsam sich selbst beschränken lernt, indem die Selbstbestimmung zur Selbstüberwindung wird, überwindet sie im Grunde die typischen Hemmungen. Ihre ethnologische Bedeutung sprechen wir dann durch den Widersinn (das Paradoxon) aus: die Rassennatur entfaltet hinreichende Kraft, um sich endlich selbst aufzuheben.

Immer wieder, bei allen Abschnitten und Abschnittchen müssen wir hin und her wandern: von der ethnischen Naturanlage bis zur allgemein menschlichen Bildungshöhe, und ebenso, dort wie hier, von dem leiblichsten bis zum geistigsten Pole, nur selten und zeitweilig den einen oder den andern ausschließlich betrachtend. So können wir denn auch die **Psyche** der Menschenarten, in deren Bereiche wir jetzt angelangt sind, nur als den Inbegriff der geistigeren, nicht der rein geistigen, Bestandtheile ihres Wesens und Lebens verhandeln.

Das Sammelwesen hat, wie das Einzelwesen, eine Grundstimmung, die wir Temperament zu nennen pflegen. Ein höheres Gebiet derselben nennen wir Sinnesart oder Charakter,

oder vielleicht richtiger *Charakteranlage*, wenigstens hier, wo wir es zunächst mit den *angeborenen Anlagen*, Kräften wie Schwächen, zu thun haben.

Diese müssen wir bei den einzelnen Völkern auch, soweit es angeht, im einzelnen ins Auge fassen; also vor allen die *Sinne* in engerer Bedeutung, diese von bestimmten Nerven getragenen *Vermittler* zwischen der Außenwelt und dem im Gehirne thronenden Ich, dem empfindenden, vernehmenden, anschauenden Geiste. Dann kommen die höheren, schon vergeistigten, Potenzen dieser Sinne an die Reihe: der Gesichtssinn als *Formen*- und *Farben*-*sinn*, das angeborene göttliche Patent für die bildenden Künste, das freilich auch zu seiner vollen Entwickelung eines griechischen Himmels bedarf; der Gehörssinn als *Tonsinn*, der Schlüssel jener Wunderwelt, in welcher mystische Empfindungen ohne Zahl und Namen nach mathematischen Formeln hervorgezaubert werden.

Diese Kunstanlagen, deren Entfaltung wir unten in der Kunstgeschichte besprechen werden, führen uns in das Gebiet der *Einbildungskraft* oder *Phantasie*, in welchem die Sinnlichkeit den Gedanken erwärmt und verschönert, dieser aber zum Danke sie veredelt, oft aber von der herrschsüchtigen Genossin durch die üppige Überfülle der Farben oder der Klänge betäubt wird.

Auf der höchsten Stufe der Leiter steht das Volk der *Denker*, vorausgesetzt, daß es nicht in Gedanken die blühende Welt mit ihren Gestalten und Tönen, Wonnen und Wehen verliere, und daß mit dem Gegenstande der Handlung nicht auch die *Thatkraft* selbst abhanden komme, die wiederum des Gedankens, des *selbstbewußten* Zweckes und Maßes bedarf, wenn sie sich von ihrer niedersten Gestalt als Kraft des höchstorganisierten Raubthiers zur sittlichen Willenskraft des gebildeten Menschen verklären soll.

Die *angeborenen* Anlagen und geistigen Eigenthümlichkeiten eines Volkes können immer nur durch rückwärtsgehende Wahrscheinlichkeitsschlüsse ermittelt werden, da die früheste *Kindheit aller Völker* weit jenseit aller Geschichte liegt, und weil alle geschichtlich bekannten Zustände bis zu den augenfälligen der Gegenwart durch das Zusammenwirken der Uranlagen mit den zahllosen Faktoren der

Geschichte erzeugt wurden. Hierhin rechnen wir auch gewisse Erscheinungen in der gegenwärtigen Kinderwelt lebender Völker, aus welchen wir schon desshalb nicht auf ihre Kindheit zurückschließen dürfen, weil sie, trotz ihres volklichen und naturtriebartigen (ethnischen und instinctiven) Aussehens mehr in Oertlichkeit, Bedürfnis, Nachahmungstrieb und, oft unvermerkter, Erziehung ihren Grund haben. So namentlich die frühe Selbstverwaltung der Glieder und die Zweckmäßigkeit der Bewegungen bei den Kindern mehr naturwüchsiger Völker und Volksklassen, wofür Waitz a. a. O. I 98 ff. einige Beispiele zusammenstellt. Schon die kleinen Kinder polynesischer, amerikanischer, semitischer (arabischer) Völker schwimmen, die der Gauchos reiten, der Buschmänner kriechen, gehn und suchen absichtlich Nahrung. Ähnliches können wir schon bei Kindern unserer arbeitenden Klassen sehen, die von früh auf bei den Arbeiten ihrer Eltern gegenwärtig sind. Bei der Besprechung jener Faktoren im Einzelnen kommen wir auch wieder auf die Anlagen zurück und bemerken hier nur noch Folgendes.

Überhaupt ist die Erkenntnis der Volksnatur in der Gegenwart als einer mehr und minder einheitlichen, das Sammelwesen (Collectivindividuum) von andern unterscheidenden, schwierig — schwieriger, als die Charakteristik einzelner Familien und gar des einzelnen Menschen schon zu sein pflegt —, zumal da ihr Hauptinhalt nicht selten aus sehr verschiedenartigen und sogar contrastierenden Merkmalen besteht, so daß der Charakter eines ganzen Volkes, so viele einzelne „Charaktere“ es auch umschließen mag, oft an Charakterlosigkeit grenzt. Wirklich wird das Dasein (nicht bloß die Kenntlichkeit) einer geistigen Sondernatur in den Völkern in gleichem Maße seltener, je mehr, wie wir wiederholt behaupten, trotz des augenblicklichen Nationalitätsdranges, die Weltverbürgerung, die Verbreitung eines Gemeinbesitzes der Bildung, also der Anschauungen wie der Sitten u. s. w., weit über die nationalen Grenzen hinaus zunimmt. Anderseits hindert die Förderung der Individualisierung durch die Bildung die Gleichartigkeit des Gattungscharakters (vgl. unsere früheren Äußerungen o. S. 119); und der selbe Sonderungstrieb, der das Stammesbewustsein des einzelnen Stammesgliedes weckt, weckt in folgerechter

Entwickelung auch sein Selbstbewustsein, welchem die Uniform des Stammes gar bald zu enge wird.

Auch dürfen wir nicht vergessen, daß die wirklich und richtig ermittelten Besonderheiten, welche Völker Einer Familie von einander unterscheiden, gerade nicht die ursprünglichsten, gleichsam angeborensten, sind, wo sie nicht wirklich disjecta membra sind, d. h. einseitig erhaltene oder behaltene Stücke des Stammgutes unter den einzelnen Erben.

Im allgemeinen war die räumliche Zertheilung der Familie in verschiedene Volksstämme auch mit einer leiblich-geistigen ihres Wesens verbunden, deren vorhin erwähnte Faktoren in der Außenwelt ihre Wirksamkeit augenblicklich begannen, sobald ein Kind das Haus verließ, und so bei jedem nachfolgenden und nach allen Richtungen der Windrose hin, also in den verschiedenartigsten Zusammen- und Gegen-wirkungen.

So muste denn auch bei den längst neu individualisierten und zu Völkern erwachsenen Abkömmlingen der Familie nach jedem neuen Wechsel des Klimas und des Schicksals ein neuer Häutungsproceß vorgehn, der leider nicht immer eine verjüngende Mauser war. Aus ebenso natürlichen Gründen gleichen die Zustände verschiedener Völker einander, oft unter wesentlich gleichen Verhältnissen, aber in verschiedenen Zeiträumen, während das einzelne Volk seiner eigenen Vorzeit unähnlich wird. Strabon (IV 195 Cas.) erschloß den alten Charakter der Gallier aus dem damaligen der Germanen, welche die von den Galliern verlorene Freiheit noch besaßen. Waitz a. a. O. I 292 macht auf eine Reihe von Ähnlichkeiten (Analogien) in Ansichten, Sitten und Werken zwischen grundverschiedenen Völkern aufmerksam, deren Erklärung wahrscheinlich auf verschiedenartige Gründe zurückgehn muß: dynamische, örtliche, Einwanderung und Mischung in Masse, im Einzelnen Bildung, Belehrung und Nachahmung, sei es von Ausländern hereingebracht, oder doch aus der Fremde durch einheimische Reisende, Gelehrte und Machthaber. So das Männerkindbett, das u. a. Xenophon oder Apollonios von Rhodos schon von den Tibarenern in Kleinasien berichtet, und das unter Völkern aller Welttheile und Zeiten vorkommt, selbst unter den Basken in Biscaya,

besonders aber bei Südamerikanern; Übereinstimmungen amerikanischer Völker mit einander und mit afrikanischen in Ansichten und Gebräuchen; mit asiatischen, auch den Hindus, in Bauwerken, in kosmologischen Mythen und Weißagungen, sowie in Bildern und Benennungen des Thierkreißes; letztere kamen zum Theile unzweifelhaft von den Griechen zu den Indern, resp. ins Sanskrit, wie die neuere Forschung erweist, ohne jedoch den Weg der Einführung klar zu sehen.

Gang und Untergang des Volksthums.

Wohnsitze und Schicksale.

Zunächst unter jenen Faktoren des Volksthums stehn uns hier ihre **Wohnsitze** (**Wohnplätze**), deren wir bereits mehrfach bei den Eintheilungen der Völker nach Rassen, Stämmen und Sprachen gedachten.

Die eigentlichste Urheimat eines Volkes ist zugleich die seiner Familie, nach unionistischer Ansicht sogar die der ganzen Menschheit. Diese Urheimaten können nur durch die verbündeten Entdeckungsreisen der Anthropologen und der Geologen aufgesucht werden, oder sagen wir lieber der Natur- und Kultur-kundigen überhaupt. Wir sahen z. B. bereits oben und kommen unten weiter darauf zurück: daß der Beobachter mit den Völkern auch ihre Begleiter ins Auge zu fassen hat: die Hausthiere und die Kulturpflanzen, und zwar nicht bloß als Zoologe und Botaniker, sondern auch als Sprachkenner, um auch die Namen dieser Thiere und Pflanzen zu untersuchen.

In beschränkterem, aber desto greifbarerem Sinne nennen wir als Heimat eines Volksstammes den frühesten geschichtlich bekannten Ausgangspunkt seiner Wanderungen, oder, wo diese nicht bekannt sind und wo das Volk selbst sich für eingeboren (autochthon) hält, das Gebiet, in welchem es vor unvordenklicher Zeit, vielleicht wirklich vom Anbeginne seiner Welt an bis heute oder bis zu seinem Verschwinden gehaust hat.

Die Behauptung der Eingeborenheit (Autochthonie) kommt im alten Europa nicht selten vor, läßt sich aber in den meisten Fällen geradezu zurückweisen. Das einsmalige Dasein einer eingeborenen Rasse ist in Europa schwieriger zu erweisen, als in irgend einem andern Welttheile; Bruchstücke zur Beantwortung dieser Frage gaben wir bereits namentlich in unsern Verhandlungen über die Rassen und über die in Erde und Wasser versunkenen Reste europäischer Urzeit. Was unser Erdtheil den Genossen gegenüber an Schöpferkraft weniger hat, hat er an Bildungskraft vor allen voraus.

Der Ortswechsel größerer Volksmassen hat verschiedenartige Triebfedern, deren älteste in einer Zeit, in welcher die Erde noch überreichen Raum, aber keine Landstraßen hatte außer den Gewässern und den Thierfährten in Urwäldern, oft ebenso räthselhaft sind, wie die Lokomotivkräfte, welche die Wanderer mit Weib und Kind durch die ungebahnten, oft noch unfruchtbaren und nahrungslosen Wildnisse brachten. In der eigenen Noth mag freilich die Erbsünde der Selbstsucht zum erbarmungslosen Hunger erwachsen sein, der den schwächeren Verhungernden auffraß, statt den letzten Bissen mit ihm zu theilen; oder doch zum rastlosen Weiterziehen gedrängt haben, ohne Rückblick nach den Verschmachtenden, todmüde Zurückbleibenden. Es gibt ja noch jetzt Völker, unter welchen kannibalischer Elternmord zu einer scheußlichen Sitte geworden ist, die aus dem Faustrecht einer Nothzeit erwachsen sein kann; jedoch lassen sich manche grauenvolle Räthsel in der Menschennatur nur mit Hülfe des Teufels lösen, der in ihr Fleisch wird gleichsam ohne alle Ursache, durch eine generatio spontanea. Wir kommen unten auf Kinder- und Eltern-mord zurück.

Die Volkssagen und die Berichte der Alten wiederholen manche Gründe der Auswanderung, welche sich zum Theile an die früher S. 135 ff. besprochenen Einwirkungen ähnlichen Wechsels in der Natur des Wohnsitzes auf die des Volkes anschließen. Wir geben einige Beispiele. Meeresfluten machten das alte Land unbewohnbar und unheimlich. Solche Flutsagen kommen fast überall vor und werden oft über die geschichtlichen Schranken des Ortes und der Zeit auf die ganze Erde und die graueste Vorzeit ausgedehnt. Gewöhnlich vermitteln dann gerettete Paare oder Familien die, mehr und minder

geschichtliche, Kunde der vorflutlichen Zeit mit der neuen, die sie gründen. Begreiflicher Weise kommt das Feuer seltener, denn das Wasser, als Ursache größerer Völkerbewegungen vor. Um ein Beispiel aus geschichtlicher Zeit einzufügen: vulkanische Erschütterungen einer ganzen Berggegend im Gebiete des Kilimandscharo in Afrika veranlaßten eine Auswanderung der Galas (Oromo sg. Orma pl.) und in deren Folge eine, ganz Centralafrika umwälzende, Völkerbewegung von Osten nach Westen (s. Zeitschrift für allg. Erdkunde XIV 6). Übervölkerung und drohende Hungersnoth drängten, die Kunde von dem Überflusse andrer Länder lockte zur Auswanderung; und Juden und Gallier erzählten, wie ihre Kundschafter riesenhafte Trauben aus der üppigen Ferne heimbrachten. War die Noth oder das Gelüste da, so fehlte auch Gesetz und Orakel nicht zur Legalisierung. Die Auswanderung wurde geregelt durch Volksbeschlüsse, ver sacrum (der italischen Völker) und ähnliche jährliche Auszüge. Dynastische Familienschiedsgerichte wiesen gleichberechtigten Bewerbern oder Puisnés die schönsten Herrschaften in partibus infidelium an zum Ersatze für die aufgegebenen Erbansprüche. Häufig auch befahlen die Götter durch ihre Verwalter und Propheten Besitznahme, d. h. Ausraubung und Ausmordung, fremder Länder, wie z. B. Palästinas durch die Israeliten. Nach langer Zeit traf dann öfters Nemesis, ungerecht genug, die Nachkommen der Eroberer durch die Gewalt mächtigerer Götter und Menschen, und bevölkerte ihre Städte und Tempel mit neuen Einwanderern. Der Papst verfügte sogar über die noch unentdeckten Gebiete der neuen Welt, ließ aber die ketzerischen Yankees aus der Rechnung, unter welchen freilich wiederum neuerdings das Papstthum neuen Boden gewinnt und die verjährte Schenkung in Geltung zu bringen sucht.

In geschichtlichen Zeiträumen kommt öfters eine gewaltsame Versetzung besiegter Völker und Volkstheile vor, die nicht leicht einer bloßen Despotenlaune entsprang, sondern eher durch Rücksichten der Staatsklugheit — mehr, als der Menschlichkeit — diktiert wurde, indem sowohl die Räumung des alten Gebietes, wie die Besiedelung des neuen durch noch kriegs- und arbeits-tüchtige Leute im Vortheile des

Gesammtreiches lag. Solche Versetzungen finden wir sowohl unter den alten asiatischen Eroberern, wie im Römerreiche.

Ein Anderes ist es mit der Kolonisierung, in welcher im Alterthum die alten Griechen unerreicht dastehn, in neuerer Zeit (wie wir schon S. 93 bemerkten) die Engländer, nicht so geschickt die Franzosen, auch nicht die Deutschen, weil sie weder diesseit noch jenseit des Weltmeers eine politisch-volksthümliche Einheit besitzen und allzu leicht und gerne in der fremden Mehrheit aufgehn, wie dieß schon bei den germanischen Besiegern des Römerreichs geschah.

Bei den ungeheuren — geschichtlichen wie vorgeschichtlichen — Völkerwanderungen, welche ganze Zeiträume und Erdtheile erfüllen, bleibt der erste Anstoß geheimnisvoll; aber die Wirkungen liegen deutlich vor, und werden wiederum zu Ursachen, indem das vertriebene Volk zum vertreibenden wird, der Flüchtling zum Eroberer, ja der Barbar zum Bildner, wenigstens zum Umbildner und Impfzweig einer verrotteten Bildung, wie z. B. der Germane in der romanischen Welt, umgekehrt freilich der Türke in der ebenfalls verbildeten griechischen des Oströmerreiches, deren glänzende Trümmer er zermalmte, weil er keinen Sinn für ihren Werth hatte.

Mit der Entdeckung der neuen Welt nahmen die mehr freiwilligen und allmählichen Auswanderungen immer mehr zu. Ihre Beweggründe haben zwar sofern einen positiven Pol gemein, als die unermeßlichen Räume und Naturschätze des gelobten Landes den Strebsamen eine ganz neue Erde zur Aussaat und Ernte, den Hab- und Genuß-süchtigen einen bei lebendigem Leibe erreichbaren Himmel verhießen; aber der negative Pol, der die Europamüden von der alten Heimat abstieß, wirkt in mannigfachster Weise. Dem Ethnologen bietet besonders in Nordamerika die unerhörte Rassen- und Völkermischung und dazu noch die (oben besprochene) planetarische Einwirkung des Erdtheils auf die importierten Rassen einen verwirrenden Reichthum von Beobachtungen für die Gegenwart, von Muthmaßungen und Ahnungen für die Zukunft.

Einen der anziehendsten Gegenstände der Ethnologie (auch der zunächst auf die Gegenwart gerichteten) bilden die verschwundenen Völker. So unmenschlich auch die Menschen zu allen Zeiten gegen

einander gewüthet haben, so ist denn doch ein ganzer Völkermord selten (wenn überhaupt je mit Einem Male) in buchstäblicher Gräßlichkeit vorgekommen, wiewohl ganze Thiergattungen durch Jagdwuth ausgerottet werden, wie z. B. das Borkenthier (Phoke) bei Kamtschatka innerhalb 30 Jahre, der Dronte auf Bourbon und Isle de France u. s. w. Oft sind unter verschwundenen Völkern nur untergegangene und in andern aufgegangene Volksthümer (Nationalitäten) zu verstehn. Oft sogar nur verschwundene Namen, wie z. B. in Schottland höchst wahrscheinlich nur der Name der Pikten, nicht das Volk selbst, fast urplötzlich aus der Geschichte verschwand und selbst bei den Gelehrten in weniger als zweien Jahrhunderten „zur Sage" wurde (s. meine „Celtica" II 2 S. 279).

Indessen sind die Umstände, unter welchen allmählich Völker wirklich verschwinden, äußerst mannigfaltig. Physisches Elend, Seelenleiden und Sittenverderbnis hart unterdrückter und gemishandelter Völker zehren sie oft schnell auf. Gaidelische (galische) Clane in Hochschottland, die ihrer Häuptlinge, ihrer Sicherheit und Habe beraubt wurden, starben in kurzer Zeit aus. Die in Spanien verjagten Araber verloren mit dem Wohlstande und dem ganzen Lebensbehagen in der, nun zum Elend (Exil) gewordenen, alten Heimat in Afrika auch einen großen Theil ihrer Zahl, mehr aber noch ihre Bildung und in Europa gewonnene geistige Individualität. Die Juden dagegen, welchen an ihren tausend Fluchtrasten die Hoffnung zur Heimkehr nie ganz verloren gieng, sind, trotz alles Ungemachs und der massenhaften Morde von der Eroberung Palästinas bis ins späteste Mittelalter, jetzt zahlreicher, als während ihrer politischen Blütenzeit, und zwar fast ohne Mischung mit andern Völkern, die ihrer Zahl zu Gunsten gekommen wäre. Indessen hinderten die beispiellosen Gräuel, welche die Spartaner an den, ihnen ebenbürtigen, Heloten als ihren Leibeigenen verübten, nicht deren Fortpflanzung, obschon sie diese halb verhungern ließen und zeitweilig wie wilde Thiere jagten, wie man sagt.

Wohl aber muß immer, wenn nicht die Quantität, doch die Qualität der Nachkommen überlasteter Völker und Bevölkerungsklassen physisch und geistig sinken. Das Weib, das bei vielen rohen Völkern des Mannes Lastthier ist, kann ebensowenig die Mutter eines gesunden

Geschlechtes werden, wie die im Harem gemästete oder auch die durch Verbildung überreizte und die durch schädliche Kleidung und Nahrung auch körperlich verbildete Dame bei halb oder falsch gebildeten Völkern. Auf solche und andere Ursachen und Wirkungen im Organismus kommen wir an verschiedenen Stellen dieser Schrift zu sprechen, sowohl bei der Physiologie und Psychologie, wie unten bei der Lebensweise, den Beschäftigungsarten und Ständen der Völker.

Wenn man bedenkt, daß nur eine kurze Zeit unterbrochener Fortpflanzung das Erlöschen eines ganzen Volksstammes herbeiführen würde, so wird dieses bei Völkern begreiflich, deren Männer und Jünglinge theils im Kriege untergiengen, theils in harte Knechtschaft der Sieger geriethen oder ins Elend getrieben wurden, während die Frauen verwitwet alterten oder die Mütter eines Mischgeschlechtes wurden. Wir haben vorhin Mangel und Unglück als allgemeine Ursachen auch quantitativer Volksabnahme angedeutet; das „Proletariat" erwächst gewöhnlich eher aus der Überzahl der „Proles", als umgekehrt. Andere Ursachen des Völkertodes sind mehrere von gebildeteren Barbaren importierte Gifte und Krankheiten, wie Schnaps, Lustseuche, Blattern. Dazu kommt, daß die Erkrankten die Heilmittel gegen die neuen Krankheiten entweder nicht kennen noch zur Hand haben oder auch aus Vorurtheil und Eigensinn nicht anwenden mögen, und daß sie vielmehr durch Verkehrtheiten ihren Untergang beschleunigen.

Sowohl die Sittengeschichte wie die Physiologie haben die Gründe des raschen Aussterbens ganzer Rassen noch besser aufzuklären, wozu sich besonders in Nordamerika und der Südseewelt Gelegenheit bietet, wo die Minderung seit der Verbreitung der Europäer stattfindet, aber ihr Causalzusammenhang mit dieser (durch Ansteckung, Mishandlung, Verdrängung in unwirthliche Landstriche u. s. w.) noch nicht zu vollständiger Genüge nachgewiesen ist. Von jenem „freiwilligen" (spontanen) Erlöschen, welchem, wahrscheinlich auch oft ohne unmittelbaren Einfluß des langsameren Wandels in der Erdnatur, jede Wesengattung gleich dem Einzelwesen endlich verfällt, kann bei den erwähnten Bevölkerungen nicht wohl die Rede sein; ihr Untergang muß vielmehr von mehr äußerlichen und gewaltsamen Ursachen herrühren.

Die Geschichte der Heimaten, Wanderungen, Rasten und neuen Siedelungen der Völker, gleichsam ihre Reisebeschreibung, ist zugleich die Geschichte ihrer wechselseitigen **Berührungen und Mischungen**, des Austausches ihres Blutes, wie ihrer Ansichten, Sitten, Tugenden und Laster, Fertigkeiten und Arbeitsfrüchte, der Werke der Hand und des Geistes, ihrer göttlichen und selbst ihrer thierischen Begleiter, der menschen-freundlichen und -feindlichen.

Keine Seite des Völkerlebens bewahrt so treu die Zeugnisse dieses Tauschhandels auf, wie die Sprache, über welche wir uns bereits ausführlich ausgesprochen haben. Sie bezeugt noch mehr, als Trimurti und Dreieinigkeit, die Verwandtschaft des Brahmanen und des Indogermanen im äußersten Westen. Sie ersetzt das verdunkelte Gedächtnis des Zigeuners und übersetzt nicht bloß sein fabelhaftes „Kleinaegypten" in das Indusland, sondern erhält auch die an seinem langem Wege durch den Orient und Griechenland mitgenommenen Gastgeschenke.

Bei jedem Volke haben wir nicht minder, als nach seinen Blutsverwandten in allen Zonen, nach seinen Grenznachbarn zu fragen und nach den natürlichen Brücken und Hemmungen des Wechselverkehrs mit diesen. Ferner auch nach den kriegerischen und friedlichen Heeresmassen, die in endlosen Eisenbahnzügen u. s. w. aus einem Volksgebiete mitten ins Herz des andern fliegen, und welche, wann erst in den Wüsten an tausend alten Oasen, neuen Bohrbrunnen und künstlichen Eisgruben erquickender Halt gemacht werden kann und kein Mont Cenis mehr undurchfahrbar sein wird, gar bald das Zeitalter der Nationalitäten als einen überwundenen Standpunkt hinter sich lassen werden.

Die Völkerkunde hat, wie die räumliche Stellung eines Volkes zu andern, so auch seine zeitlichen Beziehungen zur Außenwelt in Betracht zu ziehen — also seine **Geschichte**, sofern man darunter seine mehr äußeren Schicksale, Thaten und Leiden versteht, immer aber als Ursachen und Wirkungen der volklichen Sonderheit (Individualität), somit zugleich als Entwickelungsgeschichte des einzelnen Volkes, zunächst also nicht als integrierenden Theil der Weltgeschichte.

Was ohne Zuthun eines Volkes von außen her ihm widerfährt, erzeugt mit seinem Grundwesen, mit der angeborenen oder doch mindestens bei seiner Individualisierung entstandenen Volksnatur, das gesammte **Volksleben**, das in allen seinen Offenbarungen die Aufmerksamkeit des Ethnologen verdient.

Wir haben bereits die große Unterlassungssünde der Alten in Bezug auf die Sprache, als die feinste und zugleich umfassendste Äußerung dieses Volkslebens, gerügt und beklagt. Über andre Theile desselben sind uns aus den verschiedenen Zeitaltern vieler Völker weit reichlichere Nachrichten erhalten, die freilich oft nur mit großer Vorsicht benutzt werden dürfen; mit kaum geringerer jedoch auch die Nachrichten und Angaben unserer Zeitgenossen, wie wir schon in physiologischer Hinsicht bemerkten. Der Forscher bedarf, neben der Scharfsicht, auch ausgebreiteter Kenntnisse, um nicht Naturwüchsiges und Künstliches, Alteinheimisches und aus der Fremde Aufgenommenes, manchmal auch dort früh Verschwundenes und nur in der Adoptivheimat Erhaltenes, unter einander zu verwechseln. Namentlich bei der Tracht werden wir hierauf zurückkommen.

Die **Volkslebensäußerungen**, die Entwickelungen der Volksnatur nach den wichtigsten Richtungen hin, die wir jetzt noch als **Hauptgesichtspunkte der Völkerkunde (ethnologische Kategorien)** skizzieren wollen, finden somit ihre Grundlage in eben dieser angeborenen oder gewordenen Volksnatur. Diese gehört indessen eigentlich selbst schon zu der Strömung, deren erste kenntliche Erscheinung oder Phase sie bildet, während anderseits bis auf den heutigen Tag gleichsam neue Natürlichkeiten oder Grundeigenschaften eines Volkes entstehen, die wiederum eine Zeit lange ihre Früchte treiben. Alpha und Omega sind nicht sowohl Ausgangspunkt und Ziel des Alphabetes, wie vielmehr dessen wirkliche Bestandtheile. Freilich ist Volksnatur in strengerem Sinne nur erst Kraft ohne Stoff und muß, wie jede Anlage, erst (wie schon oben erwähnt) aus wirklichen Lebensäußerungen erschlossen werden.

Volksstimmung.

So knüpfen wir denn an das über die Volksseele oder Psyche, die Grundstimmung und Sinnesart, der Völker Gesagte noch einige Bemerkungen über die Entwickelung dieser Dinge an.

Wir müssen wenigstens versuchen, bei jedem einzelnen Volke zu unterscheiden: Erstlich, Ererbtes, durch die ganze Geschlechterkette bis zum Patriarchen hinauf, soweit sie uns erkennbar ist, also das Stammgut, wovon Viel verloren gegangen sein, Manches aber auch nur schlummern (latent vorhanden sein) kann, weil die Erweckung und Anregung zur Kraftäußerung von außen her zur Zeit ausbleibt. Zweitens, Errungenes und Aufgedrungenes, das oft zur andern Natur wird, zumal wenn die Thätigkeit der treibenden Kräfte, der mitwirkenden Gründe fortdauert. Die Aufsuchung der letzteren gehört zu den Aufgaben der Bildungsgeschichte sowohl, wie der Völkerkunde.

Als Beispiel für diese letzten Sätze nehmen wir nur einige Punkte aus einem wichtigen und weitläufigen Hauptstücke. Der Geschlechtssinn (als physio-psychologische Kraft) ist nach verschiedenen Maßen vertheilt fürs erste unter ganzen Rassen, wie wir bei diesen oben andeuteten. In besonders starkem Maße wird er für die Negerrasse nicht bloß behauptet, sondern auch durch anatomische Gründe erläutert und gleichsam gerechtfertigt. Das geringste Maß soll er (im Durchschnitte, freilich mit Ausnahmen) bei der amerikanischen Rasse haben, was man hier mit einigen physischen Eigenschaften, mehr aber noch mit dem ganzen Temperamente der Rasse in Verbindung bringt. Verwickelter aber wird die Frage nach den Gründen, wenn wir diesen Sinn oder Trieb in Einem Volke in sehr verschiedener Stärke walten sehen, wie z. B. bei den Deutschen, bei welchen Berghaus für die Sittlichkeit nach der Statistik der unehelichen Geburten (einem nicht ganz zureichenden Werthmesser) folgende Zahlenverhältnisse angibt: im nördlichen Deutschland $1/15$, im südwestlichen $1/9$, im südöstlichen $1/6$, in Baiern $1/5$ der Kinder unehelich. Wahrscheinlich wirken hier verschiedene Gründe zusammen: klimatische Einflüsse auf das Temperament

überhaupt; sodann kirchliche Unterschiede, die bekanntlich an vielen Orten die augenfälligsten Wirkungen auf Fleiß, Wohlstand, Schulbildung u. s. w. äußern, und gerade auch auf obigen Punkt, sowohl durch das Cölibat, wie durch die Hindernisse, welche Kirchengesetz oder Priesterwillkür der Ehescheidung wie dem Eheschlusse entgegensetzen, ein Vorwurf, der die Hierarchie aller Confessionen heutzutage mehr als jemals trifft.

Wir haben bereits die physische Verkümmerung und Vertilgung ganzer Völker durch widrige Schicksale und namentlich auch durch geistigen Druck erwähnt. Dieser wirkt natürlich noch unmittelbarer und stärker auf das Geistesleben und die Stimmung der Völker im ganzen sowohl, wie einzelner Stände und Klassen innerhalb derselben. Dieses geistige Sinken der Völker ist eine viel traurigere Erscheinung, als ihr völliges Erlöschen und ihr physischer Untergang.

Welche Klüfte schon zwischen Sultan, Vezir und Volke! Noch steilere zwischen den Bereichen der rechtlosen Leibeigenen und ihrer gesetzlosen Herrn! Die segensreichen Folgen, aber auch die augenblicklichen Gefahren der Emancipation in Russland begreifen sich durch das Wort eines alten leibeigenen Bauern: „Wir wissen zwar, daß wir zum Unglücke geboren sind, aber nicht, warum!“ Ein Wort voll Rechtsbewußtseins und doch voll Entsagung, letzterer aber nur, weil Kraft und Mittel gegen das Unglück fehlen. Welches Elend muste auf dem Völkchen der Trauser in Thrakien lasten und von ihm empfunden werden, bis das Sprüchwort bei ihm gäng und gäbe wurde: „Alle Geborenen sind beklagenswerth, alle Verstorbenen glücklich!“ Hier wurde selbst das Mittel unwirksam, durch welches heuchlerische Selbstsucht des Priesterthums und des Feudalismus dem armen Volke jeden Rechtsanspruch auf Lebensgenuß abzuschwindeln sucht, der in dem „Jammerthale“ der Erde nur den Bevorrechteten gestattet und möglich sei, wogegen die hienieden Entsagenden einst reichen Ersatz für ihre irdischen Hütten des Elends in den luftigen Schlössern des „Himmels“ finden werden.

Bei einem Volke, das zwar keineswegs gemishandelt und der Mittel zu Behagen und Bildung beraubt, aber in seiner Nationalität und politischen Selbständigkeit unterdrückt oder doch geschmälert ist,

können sich sehr verschiedenartige Gemeinstimmungen entwickeln, nur nicht die eines herrschenden Volkes, dessen geringster Bürger sich überall in der Fremde durch die Macht des Ganzen geehrt und geschützt fühlt, es müste denn einem solchen Volke als gleichberechtigtes Glied einverleibt werden und durch dieß neue Recht allmählich das erlittene Unrecht verschmerzen lernen. Der wallisische Kymre, dessen Stamm und Sprache einst ganz England (in engerem Sinne) beherrschte, hat dieß nicht vergessen und sucht die Palladien seines Volksthums: Sprache, Gesang und Sage, mit wehmüthiger Schwärmerei festzuhalten und durch dieselben selbst drüben auf dem den Engländern abholden Boden Frankreichs den alten Verband mit den stammverwandten Britonen wieder neu zu knüpfen — während er sich doch immer mehr dem herrschenden Volke angleicht und selbst seine alte Sprache gegen die klanglose halbromanisierte des „Sachsen" auszutauschen fortfährt. Zugleich aber erkennt und empfindet er die Vorzüge und Vortheile der englischen Staatsverwaltung und Volkswirthschaft; und, indem er sie sich aneignet, verschmilzt er sein nationales Sonderbewustsein immer mehr mit dem Gesammtbewustsein des mächtigen Staates, mehr noch als des Volkes. Bei dem älteren britischen Keltenaste in Hochschottland und Irland zeigen sich ähnliche Vorgänge. Aber die Hochschotten assimilieren sich den Engländern langsamer, weil die mit ihrem ganzen Wesen verwachsene Clanschaft durch Eigenthumsgesetze der Eroberer ersetzt wurde, deren rücksichtslose Ausführung das Land großentheils dem Volke nahm und den Schafherden der nun gesetzlichen Besitzer des Bodens gab. Bei dem selben Volksstamme in Irland ist vollends der alte Stammeshaß gegen den Sachsen unverjährt, weil nicht bloß die Unterthanen der Clanshäupter den Gewinnst der Freiheit und des Bürgerrechtes mit dem Schutzrechte des Clansgliedes, wie in Schottland, bezahlen musten; sondern noch mehr, weil die Verschmelzung der Nationalität mit der Confession (vulgo Religion), ähnlich wie bei den Polen, den alten Nationalhaß heiligte, und dagegen Sympathien und Hoffnungen den stamm- und glaubens-verwandten Franzosen zuwendete.

Je stärker Druck und Rechtsberaubung auf einer Minderheit lastet, wie z. B. bis noch in neueste Zeit in vielen Staaten auf

Juden, Griechen, Armeniern, Zigeunern, desto mehr zieht sich jedes schöne und edle Gefühl und jedes Glück in das Innerste der Stammgenossenschaft und der Familie zurück, während nach außen hin ein Kriegszustand herrscht, in welchem jede möglich gebliebene Waffe auch eine erlaubte ist. An die Stelle des nationalen Ehrgefühls tritt einigermaßen der Erwerbssinn des Einzelnen und des Familienvaters; die Befriedigung des letzteren gibt nicht nur das Gefühl einer zunächst nur materiellen Sicherheit, sondern auch eine Art rächenden Triumphes über den Räuber und Verächter der nationalen Ehre, der nun, trotz aller christlichen und mohammedanischen Rechtgläubigkeit, dem Mammon des Parias dienstbar wird. Die List des Schwächeren wird zur Waffe gegen die Gewalt, der Witz gegen die Rohheit. Stereotype Freundlichkeit sucht häufiger nur die Gewaltthat abzuwenden, als die Gunst des Gewaltigen zu gewinnen, von welchem der, Fremdling gebliebene, Flüchtling und Gast oder der auf eigenem Vatererbe besitz- und recht-los gewordene Sohn eines edlen Geschlechtes keine Gerechtigkeit, geschweige denn Liebe, erwartet. Desshalb wird dieser auch nicht selten ungerecht und undankbar, oft aber auch schon für das einfachste Wort und Werk reiner Menschlichkeit so dankbar, wie ein Andrer für eine große Wohlthat.

So oft auch oberflächliche oder voreingenommene Beobachtung ganze große Völker mit wenigen Worten zu charakterisieren wagt, und so sehr auch große Bildungszeiträume, wie z. B. des 16. und des 19. Jahrhunderts, verschiedenen Volksstämmen ein gemeinsames Gepräge aufdrücken: so haben sich doch gewisse charakteristische Merkmale für die bekanntesten Völker die Anerkennung der besonnenen Beobachter erworben, immer aber mit den Vorbehalten zahlreicher Ausnahmen einzelner Volksglieder und selbst ganzer Volksklassen, und der Zeitweiligkeit „bis auf Weiteres“, da gar mancher Michel an einem schönen Morgen des Dampfzeitalters die Schlafmütze wegwerfen kann. Wir fanden bei der Lehre von den körperlichen Typen das Gegenstück dieser geistigen Mannigfaltigkeit und Wandelbarkeit innerhalb der einzelnen Völker.

Die Germanen haben und verdienen den Ruf größerer Innerlichkeit im Vergleiche mit den Romanen. Die deutschen Worte

„Gemüth" und „Gemüthlichkeit" sind unübersetzbar und ebenso der sinnlichere „Comfort" unsers englischen Stammverwandten. Der Germane hat von Alters her vor dem Franzosen voraus den Sinn für Familie und Eigenthum, für freies Gemeinwesen und Selbstregierung des mündigen Volkes, zugleich für möglichste Dauerhaftigkeit, Sicherheit und Behaglichkeit der Zustände. Sein westlicher Nachbar wird schon seit J. Caesar durch Schimmer und Schall des Neuen und des raschen Wechsels angezogen. Als Cavalier im Irrgarten der Politik ist er heute Girondist und morgen Sansculotte, und läuft wiederholt hin und her auf blutiger Rennbahn zwischen Freistaat und Kaiserreich. Aber auch in edlerem Sinne ist er noch heute ritterlich gesinnt, wie er es im gallischen Zeitalter war, wo als letzter Ritter Vercingetorix vor dem weit unedleren Römer Caesar sich selbst als Opfer des Vaterlandes weihte, und zwar ebenso mit hohem Opfermuthe, wie mit glänzendem, etwas theatralischem Anstand. Das wirklich Ritterliche, Schwung- und Glanz-volle, das eine Zeit lange das Raubjunkerthum des Mittelalters in Deutschland veredelte, stammte großentheils aus Frankreich, und sein Stammbaum läßt sich bis zu den Britonen verfolgen, deren Keltenthum das der Gallier bis heute überlebt hat. Allerdings aber gelang es selbst den höfisch gebildetesten deutschen Rittern nicht, König Renés Liebeshof und die verrückten Ausartungen des provenzalischen Rittersinns in Deutschland einzubürgern.

Das Volksthum in Gewohnheiten und Einrichtungen.

Äußere Lebensweise.

In dem mehr inneren Volkssinne wurzelt die augenfälligere **Lebensweise** des Volkes, seine bestimmter gestalteten Gewohnheiten, Gebräuche, Einrichtungen und psychisch-physische **Sitten**.

Zuerst fassen wir die **äußerlichste Lebensweise** ins Auge, die freilich oft keineswegs, frei gewählt, aus dem Volkssinne hervorgieng,

sondern vielmehr ihn erst heranbildete, jedoch in steter Wechselwirkung mit ihm sich weiter entwickelte.

Bekannt ist die bildungsgeschichtliche und großentheils auch chronologische Eintheilung der Völker nach ihrer Hauptlebensweise: Jagd; Viehzucht der schweifenden Hirtenvölker (Nomaden); Ackerbau, mit Zähmung und (seßhafter) Züchtung der Thiere verbunden; wozu denn noch Unterabtheilungen und einige andre Kategorien kommen. Die Darstellung dieser Gattungen und ihres Einflusses auf Volksnatur und Volksgeist dürfen wir hier nicht in größerer Ausdehnung versuchen, werden aber später auf die wichtigsten derselben im einzelnen zurückkommen, und geben einstweilen wenige allgemeinere Andeutungen, in welchen wir uns theilweise an Waitz a. a. O. I 403 anlehnen.

Vielleicht hatten die Bewohner des Paradieses nicht bloß den Apfel der Erkenntnis, sondern überhaupt die Pflanzenkost noch nicht aufgezehrt, als der Hunger und, vielleicht früher noch, die Nothwehr sie zu Jägern machte und dadurch mannigfache Eigenschaften in ihnen anregte und übte: List und Muth, hoffentlich eher als feige Grausamkeit; alsbald auch Ausdauer in Entbehrungen wie in Bemühungen. Diese Eigenschaften gewannen auch später die Vogelfänger und die Fischer, welche zugleich gegen fremde Elemente zu kämpfen hatten. Doch hatte der eigentliche Jäger vor ihnen den Kampfesmuth gegen wehrhafte Wesen voraus, der sich nach der Jagd leider auch zum Kriege wandte. Dagegen führte wohl die Fischerei zu der, für die gesammte Bildungsentwickelung so wichtigen, Schiffahrt. Wie die Jägervölker, gebrauchen auch die Hirtenvölker weite Räume, aber geringere geistige Erregung und Thätigkeit. Jedoch beginnt mit ihnen eine, bereits Viel Nachdenkens und Geduld fordernde, Vorschule der Bildung, nämlich die Zähmung der Thiere, sowohl zum Behufe der Jagd und des Krieges, wie der friedlichen Wanderungen, und endlich des ruhigen Landbaues und Haushalts. Dieser gedieh zunächst in stärker bevölkerten aber nicht üppig fruchtbaren Landstrichen, mitunter auch auf ein- und mehr-jährigen Rasten wandernder Völker. Seine thätige Muße führte zu Ordnung, Bildung, Familien- und Erwerbssinn, aber auch zu den Ausartungen müßiger Genußsucht und Habsucht,

welche Despotismus und Sklaverei und andere Krankheiten des Staates und der Gesellschaft erzeugten.

Bei jedwedem Volksberufe (wie wir die so eben skizzierten Kategorien nennen möchten) treten insbesondere **Nahrung**, **Tracht** und **Wohnung** als Hauptseiten der äußeren Lebensweise hervor. Das Folgende ergänzt sich durch das bereits S. 112 ff. bei den äußeren Einwirkungen auf den Körper über Nahrung und Kleidung Gesagte.

Die **Nahrung** eines Volkes hängt zunächst von seinem Wohnsitze ab; das prosaische Erdreich, in welchem das Solamen pauperum, die Kartoffel, gedeiht, läßt höchstens in Kübeln im „dunkeln Laub die Goldorange glühn". Von der Nahrung an sich, wie von der leichten oder schweren Mühe ihres Erwerbs, hängt wiederum Viel für die ganze Volksnatur ab. Ein Volk, das sich fast nur von Kartoffeln nährt, wird (wie wir mit C. Vogt glauben) nie ein freies Volk sein — womit jedoch nicht gesagt ist, daß das orangenessende und nach seiner Bodennatur häufig auch dem Müßiggange als der (wiederum nach C. Vogt) gesündesten Lebensweise huldigende Volk freier sei, als jenes. Namentlich gedeiht bei diesen glücklichen Südländern dumpfer Buchstabenglaube ebensogut, wie bei den armen Irländern, bei welchen die unwandelbare Überlast der Kartoffelnahrung einen erweiterten erblichen Nationalmagen hervorgebracht hat.

Aber bei Letzteren, wie bei den gebildetesten Germanen u. s. w., sind die Solaneen, sowohl das Solanum tuberosum wie das Stinkgiftkraut Nicotiana, aus dem wilden Amerika eingedrungene Fremdlinge, welche mit der Zeit gebildeterer Geschmack, rationelle Gesundheitspflege und Volkswirthschaft wieder verdrängen werden, vielleicht mit Hülfe der Kartoffelkrankheit. Dann wird an der Stelle der Kartoffel die Fülle des Nahrungsstoffes in der Revalenta und der Revalesciere, überhaupt in, von der groben stofflosen Form der Hülse befreiten, Hülsenfrüchten Leib und Seele nähren, ohne daß mehr Du Barry und ähnliche Mystiker die beste Nahrung daraus vorweg nehmen.

Wenn übrigens überlästige und ungesunde Nahrungsmittel importiert werden, so kann dieß auch mit gesunden geschehen, und zwar um verhältnismäßig billige Preise, wenn die erwünschten Transportmittel

und Wege vorhanden sind, vor allen das völkerverbindende Meer und seine Stromkanäle. Im Inneren des Pelopónnesos verfault zur Stunde noch der Überfluß der edelsten Südfrüchte ungenossen, weil es an Handelsstraßen und Fuhrmitteln fehlt, während sie aus den Mittelmeerhäfen zu gleichem Vortheil und Behagen der Producenten und der Consumenten unmittelbar bis in die Hafenstädte des Nordens verführt werden, namentlich auch nach Hamburg. In dieser Stadt ißt und trinkt man bekanntlich weit besser und billiger, als in der norddeutschen „Metropole der Intelligenz“, ja so gut, daß man trotzdem in Berlin wirklich mehr denkt. Ursachen des genußreicheren und gedankenärmeren Lebens in Hamburg sind nicht allein die Ochsen und das Zugemüse der nahen festländischen Zufuhr, sondern eben auch Meer und Strom.

Wir betonten hier das bessere Denken trotz schlechterer Nahrung, und sagen weiter: Ein Volk wird ebensowenig, wie bei Kartoffeln mit schwerer Arbeit und bei Orangen mit Müßiggang, auch bei übervollen Fleischtöpfen Aegyptens sinnig und freisinnig, obgleich Fleischnahrung unentbehrlich ist, wenn der Mensch die mit seiner Raubthiernatur verknüpfte geistige Kraftfülle erhalten will.

Es fragt sich: welche dieser beiden Naturseiten die stärksten Einwirkungen der Nahrung erfahre. Ohne Zweifel wirkt die Rangstufe des Organismus der verzehrten Wesen (Pflanzen und Thiere) auf die Ausbildung des Organismus der verzehrenden Wesen ein, und zwar in entsprechender Steigerung — aber wieweit? jenseit gewisser Grenzen verwildernd oder verfeinernd? Die Wirkungen der Quantität sind die deutlichsten. Die nahrungsreiche Fleischfaser verdirbt, im Übermaße genossen, die Verdauung; und der Fleischfresser wird zum Vieh, vielleicht noch mehr, als jeder andere Fresser, indem auch die Qualität der Speise mitwirkt. Um letztere aber gilt es uns hier zunächst, um eine consequentia ad absurdum aufzustellen.

Wenn nämlich die Ernährung durch feinere Organismen gleichartig auf den Verzehrer wirkt, also dessen geistige Kraft steigert: so würde der Kannibale die höchste Stufe der Leiter erreichen, wenigstens der aristokratische, der nicht selbst das verwildernde Metzgerhandwerk treibt. In der That findet sich einige Gelegenheit zu solchen Beobachtungen bei einigen „Naturvölkern“, bei welchen das Menschen-

fleisch, gleich dem Thierfleische, auf der Schranne feilgeboten und von den Käufern ohne Blutschuld genossen wird. Glücklicherweise jedoch bleibt der Genuß des Menschenfleisches überall nur eine Ausnahme und läßt sich in vielen Fällen bis zu seinem Ursprunge aus Hungersnoth verfolgen, aus welchem er bis zum Genusse entartete — l'appetit vient en mangeant! Zur Volksnahrung ist Menschenfleisch nirgends geworden; und nur aus solcher würde sich seine physiologische Wirkung erkennen lassen. Kehren wir auf ebeneren Boden zurück, zunächst zu den Wirkungen der als naturgemäß geltenden Nahrung.

Die Quantität und leicht erreichbare Fülle gesunder Lebensmittel wirkt selbst dann noch günstig auf den menschlichen Organismus, wann jene Verführung zur Trägheit eintritt, solange letztere nicht soweit geht, daß sie zu zeitweiligem Hungern oder zum Genusse schlechter und schlechtbereiteter Speisen veranlaßt, wo dann die selbstverschuldeten krankhaften Folgen die ursprüngliche Gesundheit der Müßiggänger und Thoren überwiegen. Mannigfaltiger und schwieriger zu beobachten sind die Wirkungen der Nahrungsqualität. Eine bestimmter ausgesprochene, aber kaum gewissere, als die vorhin erwähnten Wirkungen, ist die (bei Perty a. a. O. 101): daß die vorzugsweise fleischessenden Völker, z. B. manche tatarische Stämme, abstehendere Jochbögen und breiteres Gesicht haben, als die pflanzenessenden Hindus und die arischen Völker Europas. Gleichen hierinn aber auch die, doch großentheils und gerade in den feiner gestalteten und wohlhabenden Klassen und in den Stadtbevölkerungen, viel Fleisch verzehrenden Arier des mittleren und nördlichen Europas den asiatischen: so muß die Ursache der Ähnlichkeit mehr in der Rasse, als in der Nahrung liegen. Wohl aber erinnern wir hier an das geringere Volumen des Hirns und des Schädels bei den Hindus, welches eher durch die Pflanzennahrung bedingt sein mag, während die (angeblich) von der Schädelform der meisten übrigen Arier abweichende der Slawen und (theilweise) der Iranier anderartige Gründe haben muß.

Wenn die übermäßige Ernährung in ähnlichem Maße, wie die mangelhafte, obgleich in andrer Weise, die Denkkraft lähmt, so übt

sie diese Wirkung in noch stärkerem Maße auf die Willenskraft. Der satte Mensch ist zufrieden, der übersatte träge. Dagegen weckt jeder empfindliche Mangel das Bedürfnis der Ergänzung und ruft zur Thätigkeit auf; bekanntlich gilt die Noth als Mutter der Erfindungen. Der Hunger und jede gesteigerte Begier stacheln sogar zur Gewaltthat an; Hungerjahre fördern die Revolution, darum freilich noch nicht die Freiheit. Bei den alten Galliern war der Dickbauch gesetzlich verpönt, solange sie unabhängig waren; aber mit den Weinreisenden und Köchen der Römer kam entnervender Unterthanenverstand zu ihnen.

Im allgemeinen wird in kalten Ländern mehr gegessen, besonders Fleischnahrung, als in warmen. Die Einwirkung der Atmosphäre und anderseits die Erzeugnisse des Bodens bestimmen, besonders bei armen und wenig mit andern Zonen verkehrenden Völkern, sowohl die Nahrung, wie den Appetit. Zeugnisse beider aus vorgeschichtlicher Zeit finden wir in den oben besprochenen Küchenresten, wie für noch vormenschliche Zeiträume die Koprolithen, die Verdauungsreste urweltlicher Thiere. Erstere reichen, wie wir sahen, in Zeiten hinauf, in welchen Fauna und Flora noch Mehr oder Weniger war, als die heutige in den selben Gebieten, also auch Boden und Luft nicht ganz die heutigen, wiewohl auch die Menschenhand zu dem Wechsel mitwirkte, wie z. B. durch Zernichtung ganzer Wesengattungen und Einführung neuer.

Eine eigenthümliche, nur theilweise aus ethischen und klimatisch diätetischen Gründen erklärte, Erscheinung ist das, meist in religiöser Form gegebene, Verbot gewisser Speisen: der thierischen überhaupt bei den indischen Brahmanen u. s. w. (der „Vegetarians" u. dgl. nicht zu gedenken); des Schweines bei Juden und Mohammedanern; des Hasen bei Juden (3 Mos. XI 6), Persern (Zoroaster), Kelten (Caesar B. G. V 12), Tataren, Russen; des Pferdes durch einzelne priesterliche Ordonnanzen, aber auch durch eine instinktartige Sitte, die erst neuerdings beseitigt wird. Gibt es Völker, die solche Thierfleischverbote befolgen, aber sich an Menschenfleisch erlaben?

Oft ist der Genuß gewisser Speisen, ähnlich wie der des Pferdefleisches, nicht sowohl durch Gesetze erlaubt oder verboten, als durch Sitte, welche die ursprüngliche Zweckmäßigkeit überdauert; dann aber

auch durch den bei ganzen Völkern nicht minder, als bei den Einzelmenschen, verschiedenen Geschmack, wie anderweitig der Geruch der Pflanzen u. s. w. und der wechselseitige der Menschen selbst, auch der ungesalbten und leidlich gewaschenen, hier anzieht, dort abstößt. Abgesehen von der Bereitung, auf welche wir nachher kommen, essen Farbige und Weiße in Südamerika gewisse Würmer und Larven, die unsere Schnecken-, Austern- und Frosch-esser anekeln würden. Der Sandwichinsulaner theilt unsern Ekel vor Brühen, in welchen er selbstmörderische Fliegen liegen sah, dagegen aber zugleich den Appetit andrer Feinschmecker zu Läusen (Stewart bei Waitz a. a. O. I 367 vgl. 381 ff.)

Auch gibt es, wie namentlich bei den Juden, bedingte Verbote des Fleischessens in Bezug auf die Todesart des Thieres, sowie auch gewisser Theile des Thierkörpers.

Gerade in Indien, wo unter dem herrschenden Volke Thiere nur für Opferzwecke getödet werden, genießen verstoßene Bevölkerungstheile, und so, wie man sagt, auch unsere (aus Indien stammenden) Zigeuner, das Fleisch gefallener Thiere. Der blasiertesten Zunge europäischer Feinschmecker gilt oder galt der haut gout des Wildfleisches als leckere Eigenschaft.

Mehr noch, als die Nahrungsmittel an sich, ist ihre Zubereitungsweise bei den verschiedenen Völkern verschieden, am meisten die des Fleisches, das bei wilden und zahmen Völkern in der ganzen Stufenleiter von roh bis verkocht genossen wird und bei den ritterlichen Hunnen sogar ohne Feuer in der rechten Mitte zwischen Pferderücken und Menschensitzfleisch gar geritten wurde. Der Perser würzt seine Schüsseln mit Assa foetida, der Chinese ißt Vogelnester, der Deutsche gar Vogelkoth und idealisiert den naturwüchsigen Schnepfendreck durch kunstreiche Brühe. Aber die keusche Küche eines wahrhaft gebildeten Geschmacks verschließt sich solchen unsauberen Dingen nicht minder, wie dem widrigen und krankhaft verirrten Idealismus des römischen Schwelgers, der Massen von Nachtigallen mordete, um aus den Zungen der Sängerinnen ein Gericht von eingebildetem Wohlgeschmacke zu bereiten. Verfolgen wir dieses unerschöpfliche Kapitel nicht weiter; seine ethnische Bedeutung bezeichnen die National-

spitznamen Hanswurst, Jean Potage, Lord Plumpudding oder Roastbeef u. s. w.

Oft noch charakteristischer und folgenreicher, als die Speise, ist der **Trank.**

Den alten Griechen und Römern galt das aus Körnerfrüchten (Cerealien) bereitete und gegohrene Getränke, das Bier, als Erzeugnis und Liebhaberei der barbarischen Völker: Gallier, Britannier, Germanen, Illyrier und Pannonier, Thraker, Aegypter u. s. w. Der neuesten Zeit ist die merkwürdige Propaganda des Bieres über die ganze Erde vorbehalten. Vielleicht steht sie in Wahlverwandtschaft mit dem demokratischen Zuge der heutigen Gesellschaft und Politik, und zugleich mit dem gemüthlichen und gehaltvollen Wesen des Volkes, als dessen Fabrikat das Bier jetzt vorzugsweise gilt, als birra tedesca in Italien, „deutsches Lagerbier“ in Nordamerika u. s. w., und wiederum innerhalb Deutschlands in höchster Potenz als „bairisches Bier“, das in der That außerhalb Baierns ebenso unnachahmlich ist, wie das ossetische außerhalb des Kaukasus. Schon der Umstand, daß das Bier von den bloß und sehr alkoholhaltigen, nicht nährenden, sondern eher zehrenden, Getränken sich durch einen zwar nicht starken, aber leicht einverleiblichen, Nahrungsstoff unterscheidet (videatur Krieg und Friedensschluß zwischen den Bierbrauern und den Chemikern der Stadt München), empfiehlt es hinreichend zu Nutzen und Vergnügen. Daß die Mischung seiner Grundstoffe, trotz des weit vorwiegenden Wassers, ebensosehr zu beseelen, wie der Wein zu begeistern, vermag: bezeugt uns unter mehreren andern J. P. Richters Beispiel.

Ein hochwichtiger Theil seiner Mission ist die Verdrängung des Schnapses und seiner vornehmeren Verwandten, dieses Dämons, der nur in homöopathischer Dosis, als aqua vitae seiner Vorzeit, einiges Gute stiftet, sonst aber unsägliches Unheil, besonders bei den nördlichen Völkern, deren Verstand, Sittlichkeit, Gesundheit und Wohlstand er zerrüttet und deren Zukunft er schon vom ersten Keime des werdenden Geschlechtes an vergiftet. Bekannt ist namentlich seine Rolle bei dem allmählichen Absterben einer ganzen Rasse in Nordamerika.

Es ist schon schlimm genug, daß für diesen, erst spät zur Welt gekommenen, Teufel der reine Naturtrank des Wassers (ἄριστον τὸ

ὕδωρ!) nicht hinreichenden Ersatz bietet, sondern daß dieses wenigstens mit einer Beimischung von Alkohol im Biere geboten werden muß, um die verwöhnten Nerven zu bestechen.

Aber eine weit schlimmere Krücke der Mäßigkeitsvereine ist die Teatotallery, da sie der lüsternen Entsagung die schädliche Nervenaufregung des Theïns oder Koffeïns zum Lohne bietet. Der Einfluß der koffeïnhaltigen Getränke auf ganze Völker und insbesondere durch die Frauen (wie bei dem Branntwein vorzugsweise durch die Väter, in England jedoch nicht minder auch durch die Mütter) auf die kommenden Geschlechter ist noch bei weitem nicht genug in seinen entkräftenden Wirkungen gewürdigt. Die Klatschgesellschaften sind noch nicht deren schlimmste Folge. Als theetrinkende Völker zeichnen sich aus die Chinesen, mehrere tatarische und türkische Völker Russlands, die Russen selbst, die Niederländer, die Engländer.

Aber auch der vielbesungene Wein hat seit Vater Noahs ärgerlichem Rausche im Ganzen mehr Unheil als Heil gestiftet, und wird, gleich allen aufregenden und nicht nährenden Getränken, nur als augenblickliches Gegengift gegen einige krankhafte Zustände heilsam sein. Unbedingte Sünden sind jedoch nur das mechanische, schlauchartige Trinken eines schlechten Weines, und eine noch häßlichere das ebenso bewustlose Hinunterschütten eines feinen Weines, dessen Duft der feinsinnige Mensch erst halb geistig durch den Geruchsnerven kostet, bevor er ihn in langsamem Genusse dem Geschmacksnerven bietet. Gerade der Deutsche, den man seit Tacitus des Hanges zur Völlerei beschuldigt, versteht die Ausübung dieses epikurischen Feingenusses am besten, besitzt aber auch ausschließlich an den Gestaden des Rheines und des Maines jene weißen Weine, deren „Blume“ und fast übersinnlich schöne Mannigfaltigkeit des Wohlgeschmacks ihre höhere Natur bezeugt. Wir erkennen ein gewisses Recht des Genusses an sich an, dessen ästhetische Natur nicht erst eines Erlaubnisscheins der Diätetik bedarf, vorausgesetzt, daß der gesunde und gebildete, aber nicht verbildete und überreizte Tastsinn das Gift scheue, mag es nun in der Gattung des Genießbaren oder in dem Maße des Genusses, also in Qualität oder Quantität, bestehn. Die dauernden Wirkungen des Weines, wo sein Genuß Volksgewohnheit ist, somit uns hier

näher angeht, sind noch keineswegs hinreichend untersucht, ob man ihm gleich noch vor kurzer Zeit z. B. den leichten und lebhaften Sinn des Rheinländers im Gegensatze zu den biertrinkenden Baiern und zu dem schnapstrinkenden Mittel- und Nord-Deutschen zuschrieb.

Zu einem andern Abschnitte gehört der Einfluß des Weinbaus auf Sinnesart und Stimmung der Bewohner, namentlich im Gegensatze zum Ackerbau (der Feldfrüchte), der weit steterer Natur ist und weniger von den wechselnden Launen der Elementargötter abhängt. Rein volkswirthschaftlich ist der Umstand: daß das Bier am wenigsten die Verwendung des Bodens zur Nahrung beinträchtigt, weitaus am meisten aber der Anbau jener schön gestalteten, jedoch vorhin nicht mit sonderlichen Ehren erwähnten Pflanze, deren ethnische Bedeutung am deutschen Rheine Eugen Sue zu der naturgeschichtlichen Mittheilung veranlaßte: daß die dortigen Bauern eine rüsselartige Verlängerung des Mundes haben, aus welcher beständig ein übelriechender Dampf aufsteige. Seitdem indessen drang der Dampf des Tabaks auch in die pariser Salons ein, und der furchtbare Gebrauch des Nicotins wurde in der höchsten Sphäre der belgischen Gesellschaft erprobt. Das ekelhafte Kauen des Tabaks ist zwar in beiden Hemisphären, besonders in Nordamerika, ziemlich verbreitet, aber nirgends in dem Maße, wie das des Betels (der Arekanuß und ihrer Zusätze) unter den malayischen Völkern (Java, Manila u. s. w.), auf Ceylon, früher auch (nach Masudi) in Indien und in Arabien; man schrieb ihm heilsame Wirkungen zu.

Das verderblichste aller berauschenden Räucherwerke ist das Opium; das ähnlich wirkende, aus dem indischen Hanfe bereitete, Haschisch u. s. w. ist weniger verbreitet. Die Überfeinerung der modernen Gesellschaft läßt bereits z. B. in London opiumrauchende Selbstvergifter vorkommen. Aber wir sprechen wiederholt die Hoffnung aus, daß die in unserer Zeitströmung liegende Richtung auf naturgemäße und harmonische Diät des gesammten Organismus mit der Zeit solche schlimme Gäste des Landes verweisen wird.

Ein viel augenfälligeres und dauerhafteres ethnisches Merkmal, als die Nahrung, bieten die **Trachten** der Völker. Sie stehn nicht minder unter dem Einflusse des Klimas und der Bodenerzeugnisse, als

die Nahrung, aber großentheils in weit leichterem und massenhafterem Verkehr mit der Ferne, was namentlich die Baumwolle zeigt, demnächst Seide und Pelzwerk.

Heutzutage stehn nur noch wenige Volksstämme in dem Zeitraume vor jener technisch-sittlichen Anwendung des Feigenblattes; und selbst diese war wohl nie und nirgends ganz ohne das Bedürfnis des Schutzes nicht bloß, sondern auch des Schmuckes.

Ersatzmittel (Surrogate) der Kleidung für ersteren sind z. B. Einschmierungen der Haut, die nicht bloß einen leichten Wetterpanzer bilden, sondern auch dem Geschmacke der Insekten noch weniger zusagen, als dem der Menschen, vor deren Haß und Liebe weder Pomade noch andre und übelriechendere thierische Einreibungsstoffe schützen. Ein bedeutender ethnischer Gradmesser der Bildung ist eben die größere oder geringere Empfindlichkeit sämmtlicher Sinne, deren Grund aber häufig weit tiefer zu suchen ist, nämlich in der physiologischen Besonderheit der Völker. Entschiedener ist dieß der Fall bei der abweichenden Auffassung und Empfindung der Gegenstände durch die Sinne bei den verschiedenen Völkern, die sich in bestimmten Neigungen und Abneigungen zeigt. Wohl aber kann die in der Volksnatur wurzelnde und durch die Ortsnatur genährte sinnliche Idiosynkrasie durch freiere Gewöhnung und Bildung gemodelt und überwunden werden. Ihre geistigste (positive und negative) Gestaltung: der (ästhetische) Geschmack ist immer Ergebnis der Bildung (oder der Verbildung), und kann selbst die einheimische Richtung des Volkssinnes ganz durch eine fremde verdrängen, wie sich weiter unten ergeben wird.

Ersatz der Kleidung als Schmuckes ist die Zeit und Mühe kostende Tatowierung, die wir im alten Europa bis zu den Franzosen und den Soldaten andrer Völker der Gegenwart finden, am vollständigsten aber in Amerika. Sie erscheint schon als Kunst und hat als Stammeszeichen weitere ethnische Bedeutung.

Ein Andres ist die Nacktheit naiver Natur, ein Andres die schöne und bewuste der (in Neapel, noch nicht aber in Berlin, christlich behos'ten) griechischen Gottheiten und Kunstwerke, ein Andres drittens auch die oft unschöne und nur allzubewuste und absichtsvolle der weiblichen Decollettierung, nicht bloß unter den Sansculotten

der französischen Umwälzung, sondern auch bei der Hofgala des sonst so prüden Englands, und am verkehrtesten bei den Opernsängerinnen auf nordischen Bühnen, wo selbst die anständigste Tracht Gesundheit und Stimme nur unzureichend gegen Erkältung schützt.

Dieser künstlichen Blöße stehn als würdige Extreme gegenüber die wattierte, gesteifte und bereifte Lüge der Ersatzmittel für anständigen Mangel, und der Sündendecken für illegitimen Überfluß an Körperfülle, vulgo Reifröcke und Crinolinen. Um die Unnatur vollständig zu machen, erhebt sich über dem künstlichen Revers und Avers, Cul de Paris u. dgl. die geschnürte Wespentaille.

Solange diese Misgeburten neueuropäischen Geschmacks sammt Ohrringen, Paradiesvogelfrisur und allen möglichen Kopfentstellungen auch durch Männer- und Frauen-Hüte fortdauern, haben wir nicht Ursache, die Nasenringe der indischen Bayaderen und selbst die Pflöcke in Ohren und Lippen amerikanischer Wilden zu bespötteln. Und nur an dem Hofe eines französischen Despoten konnte merde du Dauphin als Modefarbe für Kleider in Aller Munde sein.

Man spricht Viel von Volks- und National-trachten, und sucht sie durch Kulturpolizei und sittenrichterliche Prämien in unsere Zeit der Selbstbestimmung hineinzuzwängen, um mit ihnen die Kastenunterschiede festzuhalten. Beim Lichte betrachtet verdienen nur wenige dieser Trachten solche Bemühungen, weder aus ästhetischen noch aus volksthümlichen Gründen.

So z. B. sehen wir noch jetzt, jedoch im letzten Stadium ihres Daseins, in einigen alterthümlichen Städtchen und Dörfern der Wetterau (im mittleren Deutschland) eine Frauentracht, welche die dortigen Schönen zu Zerrbildern Clauren'scher Mimilis macht. Eine unförmliche Masse über einander gezogener Röcke würde der Crinoline entsprechen, wenn sie nicht noch viel Mehr enthüllte, als verhüllte, indem sie nur bis auf die Kniee reicht und bei den Feldarbeiterinnen gerade der Tugend des pflichteifrigsten Fleißes eine bedenkliche Plastik verleiht, während zugleich die Volksmeinung Strümpfe und Schuhe bei der Sommerarbeit sogar als Kennzeichen hochmüthiger Arbeitsscheue ächtet, dafür jedoch möglichste Reinlichkeit zur Pflicht macht. Dazu kommt denn noch das steife „Bruststück", ein nivellisierender Panzer

der Büste. Die Männer in diesen Landschaften tragen eine zur deutschen Volkstracht degradierte ursprünglich französische Hoftracht: kurze Schnallenhosen und Schuhe, den Hofrock Ludwigs XIV. und den Dreimasterhut, der stattlicher, aber nicht minder unnatürlich ist, als der Cylinder, während jener Rock in jeder Beziehung mit Unrecht durch den Frack aus der höheren Gesellschaft verdrängt wurde.

Die „Nationaltracht" ist in vielen Fällen nur eine zeitweilige und in den meisten nicht einmal im Volke selbst entstanden. Gewöhnlich wandern die Trachten von Volke zu Volke und, wie noch heute sichtbar vor unsern Augen, von Stande zu Stande. Die heutige griechische Tracht ist eigentlich die albanesische, der Plaid der Hochschotten ursprünglich flandrisches Fabrikat. Die Vorväter der französischen Sansculotten unterschieden sich durch die Beinkleider (bracae, woher die alten deutschen „Brüche") von den unbehof'ten Römern, und diese alte Tracht der „barbarischen" Völker verbreitete sich über die ganze gebildete Welt. Unsere Damen indessen erhielten sie vielleicht eher aus Osteuropa und dieses aus Asien, wo Sache und Name (sarabarae, saraballae u. s. w.) schon früh von den chaldäischen oder persischen Magiern hergeleitet werden. Früher bezeichneten sie in Deutschland den Gegensatz der Geschlechter, wie z. B. in dem Sprüchworte: „die Frau hat die Hosen", d. h. die Hausherrschaft, die dem Manne gebührte.

Auch der **Farbensinn** tritt bei ungebildeten Völkern und Volksklassen stärker hervor, während reines Weiß oder Schwarz bei ihnen mehr nur die Gala des Festes, des Priesterthums, der Trauer bezeichnet, wozu jedoch auch andre (eigentliche) Farben dienen. Waitz a. a. O. I 364 ff. gibt Beispiele der Farbensymbolik in Tracht und Körperbemalung in Bezug auf Religion, Trauer und Freude, Krieg und Frieden bei verschiedenen Völkern, und noch wichtigere für die Beziehung des Geschmacks und (relativen) Schönheitssinnes zu den rassenhaften Eigenthümlichkeiten der Völker selbst in Gestalt und Farbe. Gewisse Farbenmischungen in Verbindung mit Zeichnungsmustern waren z. B. bei der altgallischen Kleidung üblich, wie auch bei der vorhin erwähnten Tatowierung amerikanischer Stämme.

Ethnische und staatliche Bedeutung haben die Farben seltener bei Kleidern, als an Wappen, Fahnen und andren Abzeichen. Bei der Kleidung unterscheiden sie seltener Stämme, als Stände und Parteien, wie z. B. die Grünen und die Blauen der byzantinischen Bürgerzwiste. Neben schwarzer und weißer Tracht der Priester sehen wir grüne und graue der Jäger, und mannigfachere und buntere in den Uniformen der Beamten, der Polizei und der Soldaten nach ihren Nationalitäten, Gattungen und Rangklassen. Die Politik mancher Regenten beschränkt sich auf sinnreiche Erfindungen in diesem Fache. Wir vermuthen, daß der Bildungsfortschritt mit vielen sachlichen Unterschieden auch das buntscheckige Farbenspiel abschaffen, dagegen aber gesundem und künstlerischem Farbensinne wieder freieren Einfluß auf die Männertracht gestatten wird. Dem Farbensinne werden wir unten bei den Künsten wieder begegnen.

Auch die Bekleidung des Fußes und der Hand darf bei der Völkerkunde nicht übersehen werden, obwohl sie im Ganzen mehr andre, als nationale Unterschiede bezeichnet. Der durch den Bauernkrieg so bedeutungsvoll gewordene Bundschuh war zunächst Zeichen des Standes, jedoch zugleich auch dem deutschen Bauern vorzugsweise eigen. Die Sandale der alten und einiger noch lebenden Völker hat sich auch, wie ganze antike Trachten, bei Möncksorden erhalten. Das völlige „Barfüßele“ unter den deutschen Bäuerinnen (vgl. unsere Bemerkung S. 232) wird bald nur noch in der Dorfnovelle und in Sittenbildern aus abgeschiedenen Gegenden und vergangenen Zeiten auftreten. Die Geschichte des Handschuhs hat ihre Blütenzeit in Ritterthum und Minnedienst des späteren Mittelalters.

Die dauerhaftesten sichtbaren Urkunden des Völkerlebens, außer der Schrift sammt der Schriftsprache und dem durch sie Ueberlieferten, werden wir bei der Kunstgeschichte ausführlicher besprechen, nämlich die Bildwerke und die Bauten. Solche in Lapidarschrift und in andern Formen aufgestellte Urkunden sind die Häuser der Götter des Himmels und der Erde, der Fürsten, der Großen, der Volksvertretung und Volksbildung, wie Rath- und Stände-häuser, Schulen und Büchereien; Klöster unter Christen, Buddhisten und Mohammedanern; Wohnhäuser des Bürgers und Bauern, auch in Erde oder Wasser versunkene, von

dem eleganten Pompeji an bis zum Pfahlbau; Todtenstädte und Mausoleen über und unter dem Boden; Burgen, Lagerfesten und Ringwälle, in neuen Zeiten auch bombenfeste Kasernen u. dgl.; Festungen und Schlösser für Verbrecher, Irre und politische Idealisten; riesenhafte Gasthäuser und Kurhäuser der modernen Zeit neben den aufgegrabenen Badepalästen der Römer, den Bädern, Brunnenbauten und Chanen der mohammedanischen Völker; Markthallen und Bazare alter und neuer Zeit, Fabrikbauten und Vorrathshäuser, mit Einschlusse der unterirdischen gothischen Tempel und Hallen der Götter Bachus und Gambrinus; die Schutzbauten im Dienste der Elementargeister, sowie zum Schutze gegen sie: Hüttenwerke und Feuermauern, Dämme, Schleußen, Nilmesser, Brücken, Wasserleitungen und Kanäle; Bergwerke von der ältesten Kulturzeit an bis zu den Tiefen der black diamonds in England, über welchen die See rauscht; dagegen wiederum die gen Himmel leitenden Werke der friedlichen Giganten, wie Sonnenzeiger und Sternwarten von ägyptischer Vorzeit an bis zu den modernen Propheten noch ungesehener Planeten — und so noch Unzähliches.

Von besonderer volklicher Bedeutung, aber wenig dauerhaft, sind die beweglichen Bauten der Fahrzeuge zu Wasser und zu Lande. Besonders im Alterthume unterschied man nach den Völkern die Gattungen der Schiffe und der Wägen. Die Locomotiven der neuesten Zeit sind in jeder Beziehung Gegner des Nationalitätsprincips und Förderer des Weltbürgerthums.

Der Geist unserer Zeit weist immer mehr der „bürgerlichen Baukunst" die erste Stelle an und will vor allem die Familie und das bürgerliche Gemeinwesen mit gesunden, räumlichen, zunächst zweckmäßigen und darnach möglichst schönen Gebäuden versorgt wissen.

Mit dem Hause hängt gar Viel zusammen: Haushalt, Hausrath, Häuslichkeit, selbst (und zugleich mit den obigen Kategorien der Nahrung und der Tracht) die Hausmannskost und der Hausrock, sämmtlich ganz besonders deutsche Dinge von nicht geringer volklicher Bedeutung. An das Haus knüpft sich auch das Verhältnis des Wirthes zum Gaste, das freilich in unsern Wirths- und Gasthäusern ein andres ist, als das des Hauswirths zum Gastfreunde vor Erschaffung der Gastwirthe und Zimmerkellner in der alten

Welt war und noch jetzt in einigen patriarchalischen Landen ist. Indessen finden wir im Mittelalter eine ähnliche Unsitte, wie das Gastrecht auf Frauen und Töchter des gastfreien Hauses bei einigen Völkern, wie bei den Mauren (nach Chénier bei Waitz a. a. O. I 380); sogar bei Deutschen und Franzosen (vgl. u. a. E. v. T. über die Gastlichkeit im Mittelalter in der Österr. Woch. 1863 Nr. 9); bei deutschen und slawischen Rittern des Mittelalters auch im Gasthause, in dem sie übernachteten, vielleicht ein feudales Seitenstück zum jus primae noctis; wir erinnern uns eines sorbischen Volksliedes aus der Lausitz, das sich an dieses Recht knüpft.

An die Gastfreiheit knüpfen sich die Gastmahle, deren Maß und Weise je nach den Völkern und Volksklassen sehr verschieden ist und noch verschiedener in der Vorzeit war. Die Gastmahle Athens, bei welchen die Chariten mit zu Tische saßen, waren weit verschieden von den ebenso rohen wie raffinierten Roms. Die ungeheuren Gastereien, welche die alten gallischen Feudalherrn ihren Clans und Anhängern gaben, hatten auch politische Zwecke im Auge, ohne den materiellen Genuß des Augenblicks zu vergessen, gleichwie unser modernes Meeting, Zweckessen und Zwecktrinken. Hochzeit-, Liebes-, Abend-, Gedächtnis- und Leichen-mahle vereinen und unterscheiden Stämme, Stände und Glaubensgenossenschaften.

Sitte.

Hier stehn wir überall schon auf dem Gebiete der **Sitte**, zu welcher sich nur allzuoft die Unsitte gesellt, eben auch bei den Gastereien, die leider besonders bei uns Deutschen seit der Römerzeit, am Ärgsten aber im späteren Mittelalter (das sich zum Theile im Studentenwesen erhielt) in Gelage und Saufereien ausarteten. Vor dieser letzten Phase, die unter den Tischen zu endigen pflegte, galt an den Tischen ein oft wunderliches Formelwesen, wie noch heute in geringerem Grade, am meisten bei den Engländern. Reliquien jener Zeit haben sich bei Mahlzeiten aus ihr herrührender geschlossener Gesellschaften und Gilden, namentlich in Mitteldeutschland, erhalten, bei

welchen alte und jetzt unverstandene Sprüche und Formeln sogar noch an rechtliche Pflichten geknüpft sind.

Überhaupt erhalten sich Sitten und Gebräuche in ihrer äußeren Erscheinung häufig viel länger, als ihr ursprünglicher Sinn und ihr lebendiges Wurzeln im Volke, ja selbst als ihr Verständnis im Gedächtnisse der Menschen. Die neueste Zeit indessen duldet taub gewordene Nüsse, inhaltlos gewordene Formen nicht mehr so lange, wie dieß Pietät, Gespensterfurcht und Bequemlichkeit der früheren Zeit that. Je schneller aber jene Formen entfernt werden, um so aufmerksamer und eifriger sollen wir sie verzeichnen und ihrer ursprünglichen Bedeutung nachspüren. Sind sie nicht mehr zeitgemäß, so waren sie es doch einst und bleiben mehr und minder werthvolle Bestandtheile und Merkmale der Bildungsgeschichte. Ebenso verhält es sich auch mit den Volksmundarten, zu deren vollständiger und genauer Aufzeichnung es jetzt höchste Zeit ist, wie wir wiederholen (vgl. S. 98).

Das unermeßliche Gebiet der Sitte, das noch keine Sittengeschichte erschöpft hat, hat die Völkerkunde nur mit sparsamer Auswahl des Wichtigsten für ihre Vergleichungen und Unterscheidungen zu benutzen, unsere Vorschule dieser Wissenschaft wiederum nur mit Berührungen der Hauptkategorien.

Wir kommen zunächst auf das Haus zurück, und zwar auf dessen bleibende Bewohner: die **Familie**. Nach den mannigfachsten Richtungen hin laufen ihre Fäden.

Ohne Ehe keine Familie, und je weniger sittlich und geistig, frei gewählt und fest geschlossen, durch Neigung und Achtung zugleich geheiligt die Ehe ist: desto lockerer ist auch jedes andre Familienband und desto weniger wahre Kindererziehung möglich. Das gesellige und rechtliche Verhältnis der Ehe wurde und wird bei den meisten Völkern auch durch die Religion und deren Stellvertreterin: Kirche oder Priesterthum, geweiht. Je mehr die Macht der Geistlichkeit wuchs, desto mehr beherrschte sie auch diesen innersten und wichtigsten so vieler concentrischen Kreiße, und verdrängte endlich, namentlich in der aus der altchristlichen Gemeinde (ἐκκλησία) er= oder ver=wachsenen Kirche, die rein rechtliche Schließung der Ehe gänzlich.

Ähnlich geschah es mit den verschiedenen Graden und Formeln der Aufnahme der Kinder in die kirchliche Gemeinde und später in die Gemeinschaft der Erwachsenen. Mit letzterer verband sich bei mehreren Völkern als Vorbedingung die feierliche Lossprechung von der (unbedingten) Unterordnung unter die Eltern.

Das despotische Recht des Familienvaters bei vielen Völkern, auch bei den Kulturvölkern in ihrer frühesten Zeit, wie bei den alten Römern, Griechen, Germanen, Juden, ließ Weib und Kind nur als Sachen erscheinen, ob es gleich häufig durch die Sitte gemildert wurde, wie z. B. bei den Römern (vgl. u. a. Fitting in Westermanns Illustr. Monatsheften 1864 Nr. 88). Diesem Verhältnisse musten freilich die Kinder, zunächst die Knaben, immer mit der Zeit entwachsen. Der alte germanische Familienvater nahm nach Belieben sein und seines erkauften Weibes Kind zum Leben vom Boden auf oder übergab es durch das Gegentheil der unbarmherzigen Aussetzung.

Die mit der allgemeinen Bildung zunehmende Geltung des Weibes — dieses Wahrzeichen der Völkerbildung überhaupt — beschränkt jenes Zwangsrecht immer mehr; und eben im alten Rom wurde die Würde der Mutter und Matrone früh anerkannt. Aber mitten in unserem Jahrhundert und in unserem Volke, in welchem emancipierte Frauen sich bald den Männern gleich, bald über sie stellen, finden wir nicht bloß noch oft die roheste Alleinherrschaft des Mannes in der Familie, sondern in vielen Fällen gibt sogar auch das Gesetz Weib und Kind der Willkür und der Gewissenlosigkeit des Hausvaters preis. Wir haben z. B. im hessischen Mainlande erlebt, daß eine unglückliche Frau, die ihr verschwenderischer Gatte hungern und frieren ließ, vor dessen Mishandlungen sich zu ihren Eltern rettete und auf gerichtlichen Spruch durch Gensdarmen dort weggerissen und zu ihm zurückgeführt wurde, weil sie bei ihm daheim sei.

Im allgemeinen schreibt man den Germanen, hauptsächlich nach den Zeugnissen der Römer schon seit der Zeit der Kimbern und Teutonen, vorzugsweise die Anerkennung weiblicher Würde zu, und deßhalb auch in der christlichen Zeit die Vergeistigung der hebräisch-romanischen Maria, dieses Ideals der Jungfräulichkeit und der

Mutterschaft. Es darf uns, beiläufig bemerkt, nicht stören, wenn plumpe Narrheit dieses zwiefache Ideal zur zwieträchtigen Thatsache verzerrte; oder wenn anderseits die spät, aber desto stärker, bekehrte Gräfin Hahn-Hahn Gott selbst der geliebten Jungfrau seine „Huldigung" darbringen ließ!

Folgerecht hat sich bei den germanischen Völkern das Wechselverhältnis beider Geschlechter am frühesten und am meisten über seine animalische Gestalt erhoben, und die Ehe über den staatswirthschaftlichen Zweck der Kinderfabrik, der unter den Militärfürsten zugleich der einer Rekrutenzüchtung wurde. Die romantische Liebe ist, trotz dieser Benennung, echt germanisch, von ihrer schönsten keuschesten Blüte an bis zu ihrer mystischen Verhimmelung, ob sie gleich selbst der antiken Zeit Griechenlands nicht ganz fehlt.

Gerade aber im „romantischen" Mittelalter ist auch in Deutschland der Verkehr der Geschlechter sehr entartet, es fragt sich, ob durch romanische Einflüsse. Der feilen Frauenzünfte und ihrer späteren Genossinnen in den Frauenklöstern (!) das 15. Jahrh. zu geschweigen, bringt die allgemeine Sittenlosigkeit auch in das Innere des Hauses und wird, wie S. 236 erwähnt, sogar durch Sitte und Pflicht des Gastrechts gesetzlich. Die urältesten Gesetzbücher der germanischen Völker zeigen zwar strengen Schutz der weiblichen Ehre, bezeugen aber zugleich ihre häufige Antastung durch rohe Gewaltthat. Die germanischen Gesetze sind von Tacitus Zeit bis wenigstens ins 17. Jahrh. sehr strenge gegen die Frauen selbst, welche in irgend einer Weise die Schranken der Sittlichkeit und der Sitte verletzen. Die spätere Zeit bespricht Wahlberg („Über die Stellung der Frauen im Strafrechte" Österr. Woch. 1863 Nr. 14) und macht u. a. auf Folgendes aufmerksam.

Romanische Kriminalisten, besonders in Portugal und Frankreich, verlangen für die Frauen mildere Strafgesetzgebung im Vergleiche mit den Männern, als die meisten deutschen. Die älteren deutschen Volksrechte sind in dieser Beziehung von einander verschieden. Die christliche Theologie, die sich auf die jüdische Evalegende stützt, wirkt dem galanten Frauenkultus des Mittelalters entgegen und „bringt das stolze römische Wort: major dignitas est in sexu virili! im Malefiz-

wesen zu Ehren." Ja ein Kriminalgesetzbuch behauptet noch im Jahre 1664: mulier non est facta ad imaginem Dei! Wahlberg befürwortet die Gleichheit beider Geschlechter vor dem Gesetze. Diese entspricht auch der zunehmenden Gleichheit der Bildung und der Ansprüche der Frauen mit den Rechten und Pflichten der Männer unter allen gebildeten Völkern der Gegenwart. Gleichwohl zeichnet hier die Natur durch die Verschiedenheit des Organismus beider Geschlechter Grenzen, durch welchen ihre unbedingte Rechtsgleichheit noch weit weniger zulässig erscheint, als die der Menschenrassen.

Ein besonders auffallender Unterschied zwischen den heutigen Germanen und Franzosen in Liebessachen, sowohl im Roman, wie in der Wirklichkeit, ist der folgende. Das eigentliche Herzensleben, das so häufig zu Spiel, Kampf und Wechsel der Neigungen führt, findet bei den deutschen Frauen (Ausnahmen besonders in verwelschten Kreißen!) seinen Abschluß in der Ehe. Umgekehrt bei vielen vornehmeren französischen Hauptstädterinnen, die ihre Töchter in Klöstern „erziehen" lassen bis zu ihrer Verheiratung, eine Unsitte, die bei römischen Katholiken in Deutschland weit seltener vorkommt. Mit einem salto mortale springt das Mädchen aus der Klause in den frivolsten Kreiß, der es willkommen heißt und dem Ehemann kaum das Recht eines Honigmonats läßt, womit ihm in der Regel ganz recht geschieht. Erst die verheiratete Frau hat die Gelegenheit, folglich auch den Ablaß, Romane zu spielen, deren Romantik sich selten bis zu bleicher Entsagung steigert. Im Gegensatze dazu sind die, in Paris völlig zur Sitte erhobenen, Studenten- und Arbeiter-ehen und ähnliche „liaisons" oft treuer, wenigstens einträchtiger, als die vor Maire und Priester geschlossenen. Allerdings ist in der Provinz und bei dem eigentlichen Bürgerstande in Paris die Ehe auf weit festere Grundlagen gebaut, und sogar die Thätigkeit der Frau für das gemeinsame Bestehn oft vielseitiger, als die der deutschen, oft nur auf Küche und Kinderstube beschränkten, Hausfrau. Anderseits ist gerade bei dem Kerne des deutschen Bauernstandes, sowie bei den Regentenfamilien der meisten Staaten und bei den Juden die Ehe officiell unabhängig von Liebe und Romantik, und wird theils durch die Sitte, theils durch Berechnung bestimmt.

An jener pariser Sitte, welche das legitime wie das illegitime Liebesleben der Frauen vorzüglich erst mit der Ehe beginnen läßt, einige sentimentale amours par distance in dem Backfischzeitalter ausgenommen, hat ohne Zweifel die minder volkliche als örtliche Natur der ungeheuren Stadt einigen Antheil. Gleichwohl glauben wir hier einen tieferen Grund für den Unterschied der Franzosen von den Germanen in der Natur beider Volksstämme zu finden: daß nämlich den sinnigen Deutschen die Liebe der Jungfrau, den sinnlicheren Franzosen die der Frau stärker anzieht. Neuerdings tragen die berüchtigten, aber gewiß der pariser Wirklichkeit entnommenen Sittenbilder Feydeaus einen völligen Hautgout an einer widrigen Mischung von Sinnlichkeit und Empfindsamkeit zur Schau.

Merkwürdig genug ist es, daß gerade die alten Griechen die sittsamen Frauen enger in das Frauengemach, den alt- und neu-orientalischen Harem, einschlossen und deßhalb auch weniger ehrten, als die Römer zu thun pflegten. Wahrscheinlich hieng dieß mit der Sitte und Unsitte des öffentlichen Lebens zusammen, in welchem sich die Männer schrankenlos genug bewegten. Die keuschere ältere Zeit zeigt uns ein in jeder Beziehung edleres Frauenleben; vgl. u. a. Camboliu, Les femmes d'Homère (Paris 1855) besonders p. 151 ff.; Blanchet, De Aristophane (Strassbourg 1855) p. 52. Die Frauen der peloponnesischen Stämme traten in den Kriegen zwischen den Lakedaemonen und den Messeniern gleichsam als politisch-patriotische Chöre lebhaft handelnd auf. Die Sitte der späteren, gebildeteren und verbildeteren, Griechen bewirkte, daß das freie Weib eine höhere Stellung einnehmen konnte, als bei den Römern, sei es durch Geist und Bildung, wie bei einer Aspasia, oder durch ideale Körperschönheit, die sogar eine Phryne wagen ließ, als Anadyomenes Incarnation vor allem Volke aufzutreten. Jedoch finden wir auch in Rom schon in der ersten Kaiserzeit eine ähnliche Frauenklasse in den Freigelassenen (libertinae), die an Tugenden wie an Lastern den besten und schlimmsten Matronen Roms gleich stehn mochten (vgl. u. a. Karsten, Horatius Lpz. 1863 S. 37 ff.) und jedenfalls mindere sittliche Verantwortlichkeit trugen, als diese.

Endlich führt die „griechische Liebe“ unter Männern, wie die „lesbische“ unter Frauen, von ihrer idealen Blüte bis zu ihrer scheußlichsten Unnatur ihren Namen mit geschichtlichem Grunde. Schon zur Zeit der großen Dramatiker war sie, wie es scheint, alte Volkssitte, und damals Gegenstand bald der Rüge, bald der Dichtung (vgl. Blanchet a. a. O. p. 30 ff.). Zu den Römern kam sie erst entartet in der entarteten Zeit dieses Volkes; noch viehischer gestaltete sie sich bei den barbarischen Türken, idealisch aber bei den sonst so rohen Albanesen und Slawen des Ostreiches. Auch bei den iranischen Osseten kommt der, bei den letztgenannten Völkern übliche, beschworene Freundschaftsbund zweier Männer vor (s. Schiefner in den Mélanges asiatiques der Petersburger Akademie 1863 $\frac{\text{26. Juni}}{\text{8. Juli}}$ S. 34.).

Die Vielweiberei hängt enge mit der Misachtung und Niederhaltung des Weibes zusammen, sowie anderseits mit der unbeschränkten Alleinherrschaft des Einzelnen im Staate und in der Familie, wie sie auf den niedren Bildungsstufen der Völker vorzukommen pflegt. Freilich wird der Mann, der allein „Hahn im Korbe“ zu sein glaubt, oft zum Diener einer einzigen seiner Sultaninnen und Odalisken, oder gar ihrer aller. Denn diese Herabwürdigung des, freilich gewöhnlich noch zu keiner Würde gereiften, Weibes hat gewöhnlich auch die Entwerthung und Entsittlichung des Mannes zur Folge, schon durch seine physische Verweichlichung und Entnervung. Die Vielweiberei erscheint als gesetzlich erlaubte Einrichtung bestimmter Völker und zugleich der Bekenner bestimmter Religionen. Vielleicht hängt sie bei weitem nicht so sehr mit dem Himmelsstriche zusammen, als gewöhnlich angenommen wird. Gewis tritt sie nicht ausschließlich im heißen Osten auf, und selbst gegen ihre volkliche Natur spricht der Umstand: daß sie unter allen Völkern und Himmelsstrichen im Grunde ein Vorrecht des Standes oder Reichthums ist, trotz des Gesetzes bei den Christen, durch das Gesetz gestattet (jedoch nicht geboten) bei den Mohammedanern. Denn auch bei diesen begnügt sich der thätige und wenig oder mäßig bemittelte Bürger gewöhnlich mit Einem Eheweibe, weil er weder Geld noch Muße und Lust hat, einen Amazonenstaat zu regieren, der am schwersten zu regieren ist, wann sich alle seine Mitglieder einträchtig, und ebendarum zugleich zwieträchtig, um die Gunst des Alleinherrschers bemühen.

Der eigentliche Gegensatz zur Vielweiberei ist nur in physischer Beziehung die unter mehreren Völkern Asiens, Polynesiens und Amerikas einheimische, bei den Negern auf Galega (NO von Madagascar) durch die Franzosen gesetzlich begünstigte Vielmännerei; in sittlicher Beziehung mehr der Amazonenstaat und die Emancipiertinnen unserer Tage — jener zwar nur märchenhaft, diese nur zerstreute Erscheinungen phantastischer Willkür, Beide aber aus einem Rechtsgefühle entstanden, das durch Schmerz und Unwillen über uraltes Unrecht zum Uebermaße angestachelt ist. Ein Andres ist die, wiederum gewöhnlich nur in den höchsten Gesellschaftskreißen vorkommende, sinnliche Entweibung der Messalinen, welche den ephemeren Liebhaber und Mann bald mit Pension abdankt, bald auf immer verstummen läßt, sei es im alten Babylon, oder im mittelalterlichen Paris, oder in der modernen Zarenstadt.

Die Emancipation (Freiwerdung und Selbstbefreiung) der Frauen kommt im Alterthum auch außerhalb der Staaten der Amazonen und der indischen Frauen (strîrâgya im Mahabharata) vor. In Athen und Korinth rief (wie schon bemerkt) die allgemeine Stellung und Erziehung der Frauen den Gegensatz der durch Schönheit, Geist und Bildung ausgezeichneten „Hetären" (Freundinnen, Männergenossinnen) hervor, welche in der damaligen Gesellschaft eine berechtigtere Stelle einnahmen, als in der heutigen die emancipierten Damen mit männischen Sitten und Unsitten, mit Sporen und Cigarren. Diese Damen kommen sporadisch in Deutschland und in Frankreich vor, dort mehr unter Überbildeten, hier (freilich eine G. Sand ausgenommen) mehr nur in dem Stande der Königin Pompon; als umfangreicherer geselliger Versuch dagegen in Nordamerika, z. B. die Phalanx der Fabrikarbeiterinnen in Lowell. Dort entstand auch der „Bloomerism", die Männertracht der Frauen; die hinter ihr steckende Idee fehlt gewöhnlich bei den Hosen und Paletots der modernsten Europäerinnen. Alt-England ist in der Regel zu prüde zu solchen Dingen, hat aber dafür noch starkgeistigere Gewohnheiten, wie (bis vor kurzem) die Ehen von Gretna-Green und zahlreiche „flirtations", bei welchen es häufig zweifelhaft ist, ob die Damen Entführte oder Entführerinnen sind; sodann den schmählichen Verkauf des Eheweibes als Hausthiers auf

offenem Markte, der in vornehmen Kreißen anderer Völker weit anständiger vor sich geht.

Die geistigste Erscheinung der Frauenemancipation bilden die Schriftstellerinnen, welchen wir später einen kleinen Abschnitt widmen wollen. Noch mehr greift in die gesellige Stellung und die ganze Wirksamkeit der Frauen ihre Betheiligung an den Beschäftigungen und insbesondere der Erwerbsthätigkeit der Männer ein, die neuestens am meisten in England, demnächst und zunehmend in Frankreich und in Deutschland vorkommt und z. B. in den Handelsstädten besondere Frauenschulen für Buchführung und dgl. ins Leben ruft. Diese Betheiligung, welche natürlich auch oft zur völligen Selbständigkeit der Frauen an der Spitze von Geschäften und Unternehmungen führt, ist himmelweit von der Lastthierpflicht unterschieden, die bei vielen rohen Völkern das Weib dem trägen und nur Krieg, Jagd und einige andre Thätigkeitszweige für sich behaltenden Manne zu leisten hat. Welche physische und sittliche Folgen solche Schmach und Überbürdung des Weibes für die Nachkommen haben muß, liegt am Tage (vgl. S. 213).

Ein anderer, unmittelbar und thatsächlich die Stellung des weiblichen Geschlechtes hebender, Fortschritt ist der Beginn seiner Stimmfähigkeit in mehr und minder allgemeinen und öffentlichen Angelegenheiten, namentlich in socialen ausschließlichen „Frauenvereinen", die bereits den Männern nur ein berathendes Votum gestatten. Hier stehn in der That die Frauen auf einem Rechtsboden, den sie ihrem allgemeinen Fortschritte in Bildung und Selbständigkeit verdanken, und der zugleich auf ihren „natürlichen Beruf" gegründet ist. Die Zeit ist hin, wo Bertha spann und weiter Nichts dachte und that, und in welcher der Mann im Weibe nur die Eigenschaften des höheren Hausthieres schätzte. Und doch war es einst vor ihm entschlossen, das animalische Wohlbehagen des Paradieses dem Wissenshunger zu opfern, den die ungalante Theologie Neugier und Lüsternheit schalt! Die Ausdehnung des weiblichen Stimmrechtes auf die Politik ist zwar weit älter, als die Salons der modernen Diplomaten und Emissäre generis feminini, und wurde selbst von den de jure völlig unmündigen Frauen der alten Römer de facto häufig mit Erfolg geübt. Aber erst neuestens kommen Versuche vor zu seiner officiellen und öffentlichen Geltend-

machung, deren Einklang mit holder Weiblichkeit zweifelhaft ist. Die schönen Beisitzerinnen des deutschen Parlaments in den Logen der Paulskirche zu Frankfurt a. M. hielten die rechte Mitte. Die völlig entweibten „Hyänen" der französischen Staatsumwälzung gehören nicht hierher, auch nicht die schöne Theroigne; wohl aber einige edle Frauengestalten in jener Schreckenszeit.

Noch entweibter, als die Poissarden, die denn doch nur in einem kurzen Zeitraume und in dem Blutrausche einer verzerrten Idee auftraten, sind die weiblichen Krieger- und Mörder-Banden des Negerkönigs von Dahomey. Eben auch aus „savage Africa" erzählt Read (s. „Ausland" 1864 Nr. 5) von einer jungen Königin von Congo, Tembandumba, die hauptsächlich durch die Ermordung aller männlichen Neugeborenen (im Gegensatze zu der der weiblichen in China u. s. w.), mit Ausnahme einiger zur Züchtung bestimmter, einen Amazonenstaat erwachsen lassen wollte. Read, der selbst ein starker Romantiker ist, legt ihr sogar das neronische Ideal einer vernichteten Menschheit, einer verödeten Welt, als Ziel unter.

Frauen als Beherrscherinnen ganzer Völker sind seit Semiramis Zeit nicht selten, so wenig in der alten Zeit von Mesopotamien und Arabien bis nach Britannien, wie in der neuen Zeit in allen Erdtheilen bis zu unsern Antipoden. Gleichwohl bedarf diese Thatsache, welche häufig im Gegensatze zu der sonstigen Volkssitte steht, noch sehr einer näheren Beleuchtung in jedem einzelnen Falle. Frauen als Kriegerinnen erscheinen uns immerhin noch unnatürlicher und unmenschlicher, als Männer in der Schlacht, auch wo sie für einen hohen Gedanken kämpfen, wie eine Jeanne d'Arc, oder auch in neuer Zeit verkleidete Mädchen in deutschen u. a. Heeren. Die öffentliche Meinung ist immer geneigt, solchen Kämpferinnen statt der patriotischen oder dynastischen Idee eine frauenhaftere Triebfeder zuzuschreiben, eine unglückliche Liebe, die sie forttreibt, oder eine glückliche, die sie fortzieht. Ein Andres ist es mit der weiblicheren Stellung einer „Regimentstochter", einer Marketenderin. Vollends denn mit der Mission einer Miss Nightingale und anderer wahrhaft barmherziger Schwestern, oder auch einer treuen Soldatenfrau, deren Karikatur eine andere Gattung weiblichen Heergefolges ist.

Die neue Zeit liebt Experimente, welche gewöhnlich die drei Hauptgebiete: Staat, Religion oder Kirche und Gesellschaft, zugleich in Angriff nehmen, am schnellsten aber an ihren Sünden gegen das letztgenannte scheitern — ein Wink für die Zukunft, in welcher die „Gesellschaft" Staat und Kirche absorbieren und nur die Auflehnung gegen sie selbst als unverzeihliche Sünde gegen den heiligen Geist richten wird.

Rapps „Harmonie", welche den verbotenen Wachsthum von innen heraus, nämlich vermittelst der Ehe, durch Zuwachs oder Krystallisation von außen her ersetzen wollte, verlor bald die Anziehungskraft für Proselyten — ein Spiegel für das römische Cölibat, sobald die fortschreitende Zeit irdischen Ersatz und himmlischen Lohn dafür in Frage stellt. Rapp war übrigens weit humaner, als z. B. die hindunische Sekte der Manabhawas, welche die Ehe verbietet, die gleichwohl zu Tage kommenden Kinder tödtet und dafür neue Mitglieder ankauft (Pickering bei Perty a. a. O. 161) und als die christliche Kastratensekte unter den Russen. Der abenteuerliche Mormonismus hat in der Vielweiberei einen nagenden Wurm, der eher, als seine äußeren Gegner, ihm ein Ende machen wird. Die free love, der Pantheismus der Liebe oder vielmehr der Lust, wird schnell zum stehenden Sumpfe ohne lebendige Strömung, den die Nachbarn fliehen, wenn sie ihn noch nicht austrocknen können. Und doch war der ideale Anfang dieses Versuchs die Reaction gegen die allzu enge Begrenzung des Herzens und der ästhetisch-sinnlichen Sympathie, deren Unrecht nicht bloß der schwelgerische Dichter des Ardinghello empfand, sondern auch der heilige Platon, wenn er Zeus über die gebrochenen Schwüre der Liebenden lachen läßt.

Alle jene Versuche haben ihren Hauptspielraum auf Nordamerikas weitem und freiem Boden gefunden.

Übrigens findet sich strenge Monogamie, und selbst diese nur der Eheform nach, unter den griechisch-katholischen Priestern, die nur einmal heiraten dürfen. Eine zwei- und mehr-malige Ehe ist sittlich nicht allzusehr von Bi- und Poly-gamie unterschieden, in der That erhält bei den römischen Katholiken nur die erste Ehe den vollen Segen der Kirche. Noch näher an Polygamie grenzt die Ehe mit

geschiedenen Gatten. Aber die hierarchischen Verbote derselben, welchen der Papst wohlweislich die Hinterthüre der Dispensation gelassen hat, vergessen die nicht selten nöthige Umsetzung der biblischen Trauungsformel: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden", in die Scheidungsformel: „Was Gott geschieden hat, soll der Mensch — und wäre er ein priesterlicher Halbgott — nicht zusammenketten!"

Das wechselseitige Verhältnis der Eltern muß den grösten Einfluß üben auf das zwischen ihnen und den Kindern, sowie auf das zwischen den Geschwistern.

Was dem Gefühle der meisten Völker als Blutschande gilt, war und ist bei manchen gesetzlich erlaubt. Wir gedachten bereits weiter oben dieser Thatsache und dabei auch der Geschwisterehe bei feingebildeten Griechen, welche denn doch sexuelle Berührungen zwischen Eltern und Kindern nicht minder verabscheuten, als wir (vgl. die Thebanersage). Und doch kommen letztere nicht bloß zwischen unfehlbaren Sündern und ihren illegitimen Töchtern vor, sondern bei einzelnen der oben erwähnten Völker sogar als gesetzlich erlaubte Sitte. Viel widerlicher, als jene Geschwisterehe, die auch bei Königen der Perser und Peruaner vorkommt, erscheint uns die Verheiratung skythischer Väter mit ihren Töchtern (Perty, Anthr. Vortr. S. 160). Einen ganz andern, symbolischen Grund dagegen hat in der religiösgeschichtlichen Sage der Semiten die Ehe zwischen Semiramis-Mylitta und ihrem Sohne, die Schwenck in seiner Mythologie als altsemitische Grundlage der christlichen Dreieinigkeitslehre darstellt. In gleichem Sinne preist ein, von einer ultramontanen deutschen Zeitung dem deutschen Volke mitgetheilter und empfohlener, Hymnus die h. Jungfrau ausdrücklich als Mutter Gottes des Vaters, weil dieser ja mit Gotte dem Sohne identisch sei!

Der gräulichste Gegensatz zu diesen allzu vertrauten Verbindungen, dieser naturwidrigen Liebe, ist das Töden und öfters auch Auffressen der altersschwachen Eltern durch ihre Kinder, das u. a. bei uralaltaischen Völkern Asiens vorkam und noch mitunter vorkommt. Die Mongolen begruben noch im vorigen Jahrhundert die Greise lebendig, und noch jetzt bringt bei ihnen das höhere Alter Einbuße an Ehre

und Achtung, entgegengesetzt der Anschauung so vieler andern Völker. Wir haben S. 210 (bei den Auswanderungen) solche entsetzliche Sitten vermuthungsweise aus jenem „Elend der Tellus" erklärt, das arme und bedrängte Wandervölker unbarmherzig gegen Schwache, Alte und Kranke macht. Zugleich jedoch muß die Fortdauer eines solchen Gräuels und überhaupt die Kälte und Lieblosigkeit der Kinder gegen die Eltern, deren Pflege sie entwuchsen, tiefer in der Volksnatur und vorzüglich denn auch in der Erziehungsweise begründet sein. Man vergleiche mit jenen finnischen u. a. Völkern die Juden, deren musterhafte Pietät durch ihr heimatloses Irren und Flüchten durch Wüste und feindliche Fremde nur noch verstärkt wurde. Indessen werden die Pietätspflichten nicht immer mit voller Herzenswärme geübt; und je weiter wir mitten in den gebildetesten Völkern die absteigende Skala der Geistes- und Gemüths-bildung beobachten, finden wir jene schreckliche Selbstsucht der Kinder und Enkel, welchen die nicht mehr ihnen „nützlichen" Alten zur verhaßten und verachteten Last werden. Dazu denn nährt das äußere Elend das sittliche, und kann selbst in warmen Herzen nothbedrängter Menschen die Collision zwischen ihren Pflichten gegen die schwachen Eltern und die unmündigen Kinder hervorbringen.

Das Gegenstück des Elternmordes: der Kindermord, ist weit häufiger und entspringt aus verschiedenen Beweggründen. Bei semitischen Völkern finden wir ein religiöses Kinderopfer, das mit voller Elternliebe als das kostbarste und schrecklichste Opfer von Abraham seinem Jehovah, von karthagischen Eltern ihrem Moloch gebracht wurde. Der später zur Buße römisch-katholisch gewordene Daumer hat sogar das christliche Abendmahl auf das altsemitische Kinderopfer pfropfen wollen. Der Christengräuel des Mittelalters und noch jetzt bei den Ultramontanen (1862 sowohl in Zeitungen in Wien, wie in Handlungen z. B. im „hilligen" Köln) und bei griechisch-katholischen Fanatikern, sogar als gesetzlichen Richtern (in Russland 1853 ff., s. Didaskalia 1862 Nr. 245 mit genauen Angaben nach der Wiener „Presse"), dichtete den Juden Kinderraub und Kindermord an, namentlich die furchtbare Travestierung des Hostienopfers in das eines lebenden Kindes. Es fragt sich, ob das Opfer des einzigen

und unschuldigen Sohnes, welches der Gott der späteren rechtgläubigen Christen seinem eigenen Gerichte und Zorne gegen die sündige Menschheit bringt, semitischen Ursprunges sei. Auch noch jetzt kommt bisweilen jenes Kinderopfer vor, welches selbstsüchtige und abergläubische Eltern der „Kirche" bringen, indem sie ihrem naturwidrigen Dienste unmündige Kinder widmen, um selbst heil zu werden oder zu bleiben.

Das (oben S. 238 erwähnte) unbeschränkte Verfügungsrecht des Vaters über die Kinder findet den äußersten Gegensatz in der allzu frühen Lossprechung der Kinder von der elterlichen Zucht unter den Angloamerikanern, unter welchen auch die Achtung des Weibes sich bis zur Verwöhnung steigert.

Als gleichsam volkswirthschaftliche Sitte erscheint der Kindermord (Aussetzung u. s. w.) in übervölkerten Ländern, wie z. B. in China. Die Nichtachtung des Weibes mag darneben zu der Hinopferung vorzugsweise weiblicher Kinder mitwirken. Bei mehreren wilden Völkern, namentlich in Afrika, haben sogar die Frauen selbst die Geburt der als überzähllich geachteten oder der misgestalteten Kinder unmittelbar zu büßen, indem sie mit denselben gemordet (geopfert) werden oder irgend einem Banne verfallen. Bei den Tschibtschas in Südamerika galten Zwillinge als die Frucht grober Ausschweifung, wesshalb (wie es scheint) der eine derselben getödet wurde (s. Acosta bei Waitz a. a. O. IV 367). Den häßlichsten Gegensatz zur höchsten Blüte der Bildung bietet die Kinderaussetzung bei den Griechen, und mehr noch ihre Rechtfertigung durch die Edelsten und Weisesten, wie Solon und Platon. Bei den deutschen Vätern der guten alten Zeit stand es, wie schon bemerkt, ob sie das auf den Boden gesetzte Kind gleichsam in das Leben aufnehmen oder der Vernichtung überlassen wollten.

Der Kindermord unter den gebildeten christlichen Völkern bis zur Gegenwart ist ein so verwickelter Gegenstand, daß wir lieber hier nicht darauf eingehn. Nur mag als Zeichen der Zeit erwähnt werden: daß das Findelhaus, welches den Mord oder die Verkümmerung schuldloser Kinder, sowie die Sünde und das Unglück der unter dem Fluche des Paradieses leidenden verlassenen und hülflosen, theils sich unglückselig fühlenden, theils fühllosen oder leichtsinnigen Mütter ver-

hüten soll — daß das Findelhaus in dem Traumstaate der Communisten die Allmutter der jungen eltern- und namen-losen Staatsbürgerschaft werden soll, eine vorzugsweise französische Phantasie, gleich andern kosmopolitischen.

Die Überfülle des Lebens hat uns in den düstren Bereich des vorzeitigen und gewaltsamen Todes hinübergeführt.

Das Menschenopfer kommt vielleicht bei allen Völkern in sehr frühen Bildungszeiträumen vor, und wandelt sich in späteren in thierisches oder auch nur bildliches Opfer um, während die Dichtung seiner noch gedenkt, sei es als einer Unsitte „vormaliger“ Zeit, wie z. B. in Thrakien oder Griechenland (in einem orphischen Bruchstücke), oder seinen Gräuel durch menschliche Hingebung und göttliche Milde verklärend, wie bei der griechischen Iphigenia und dem jüdischen Isaak. Obschon oft als Sitte mit dem Zustande der Gesellschaft zusammenhangend, hat das Menschenopfer in den meisten Fällen wohl ursprünglich, wie so viele andre Opfer, den Zweck religiöser Sühne. Diese setzt freilich einen kannibalischen Gott voraus, der Geschmack genug hat, um zu Zeiten gerade die leiblich und sittlich fehlerlosesten Opfer, wie reine und schöne Kinder und Jungfrauen, zu verlangen. Mit dieser Steigerung des Opferwerthes verbindet sich indessen auch die einer gewissen sittlichen Kraft des Opfernden selbst, der das Liebste von seinem Herzen und Leben losreißt, und sofern mit dem reinen Leben des Kindes sein eigenes reinstes Glück zum Opfer bringt. Eine gräuliche Verwirrung der Empfindungen und der Begriffe!

Bei Völkern verschiedener Zeiträume sehen wir ein lebendiges Todtenopfer, welches die Leiche des Herrschers, des Lehensherrn, des Gatten begleitet oder ihr folgt, von dem Lieblingsthiere an bis zu dem Lieblingsdiener und gar zu der Selbstopferung der übergetreuen Gattin hinauf. Erst in neuester Zeit wird es Ernst, der Satti (Selbstverbrennung) brahmanischer Indierinnen ein Ende zu machen. Die alten Grabhügel Europas bergen ähnliche Opfer in Menge.

Wir gehn hier weiter und betreten — oder streifen vielmehr nur flüchtig — das weite, in volklicher und religiöser Hinsicht so wichtige, Gebiet der Leichenbestattung und aller mit dem Tode des

Angehörigen, des Nachbarn, des Volks- und Glaubens-genossen zusammenhangenden Gebräuche.

Gründe der Abstammung, des Glaubens, und praktischere der Örtlichkeit bestimmen die Völker, ihre Todten „in feurigen Armen zum Himmel" tragen zu lassen, oder der Erde zurückzugeben, was ihr entsproß, oder endlich, im Gegensatze zur Auflösung, die entseelte Gestalt in gespenstigem Scheinleben zu erhalten. Bei vielen, wenn nicht den meisten, Völkern des Alterthums finden wir verschiedene Gattungen der Todtenbestattung, sei es im Wechsel der Zeit, oder gleichzeitig, dann aber nach gewissen Gesetzen, die wir freilich oft nur vermuthen können. So z. B. Verbrennung und Begräbnis bei Griechen, Römern, Slawen (in Böhmen, wenn nicht verschiedenen Volksstämmen zuzuschreiben). Die Reste der Todten werden bald unter der Erde, bald in Felsenkammern und Bauten über ihrer Oberfläche geborgen. Jenes geschah u. a. bei den Bewohnern der mittelamerikanischen Trümmerstädte, und ist allmählich fast überall eingeführt. Dieses in vielen „Stupas" (Topes u. s. w. s. u. bei der Baukunst) der Hindus und ihrer Grenznachbarn; bei den Aymaras in Südamerika; in Nordeuropa; in Aegypten, wo denn noch mehr die Felsen zu Todtenstätten ausgehöhlt wurden. Malayo-polynesische Völker bestatten ihre Todten auf Bäumen und Gerüsten in freier Luft.

Die alten Aegyptier leben zahlreicher und charakteristischer in ihren Mumien fort, als in den zerstreuten Häusern ihrer koptischen Nachkommen und in einem Theile des Fellah-Blutes. Noch mehr gilt dieß von den berberischen Guanchen auf den Kanarien; ihre romanischen Besieger vertilgten sie weit häufiger, als sie sich mit ihnen mischten. Die Pyramiden sind zugleich Denkmale todter Pharaonen und geopferter Arbeitermassen, nicht der Pietät des Volkes. Diese hat auch nicht immer die modernen „Mausoleen" der Herrscher gebaut, obgleich diese Benennung ein Denkmal verewigt, das die Liebe stiftete und die Kunst ausführte; die neueste Zeit erst gräbt es aus dem Schutte aus, welchen Naturereignisse und menschliche Barbarei darüber gehäuft haben. Dagegen errichtete der unmenschlichste Haß in Asien und Afrika höhnende Todtendenkmale in Pyramiden und andern

Bauten, die aus Schädeln und Skeletten Erschlagener, ja selbst lebend Vermauerter aufgethürmt wurden. Ein feindliches Todtendenkmal im kleinen ist der Trinkschädel, zwiefach widrig durch seinen Gebrauch. Bei den Germanen kommt er in der bekannten Anekdote von dem barbarischen Langobarden Alboin vor, wird aber den Helden in Walhalla, nach A. L. J. Michelsen (Anzeiger des germ. Museums 1863 Nr. 4) irrig nachgesagt. Auch die Inkas in Peru hatten diese Unsitte (s. Waitz a. a. O. IV 413).

Massenhafte Todtendenkmale aus Erde und Stein kommen häufig vor, wie z. B. im nordwestlichen Afrika, in den Todtenstädten und Grabburgen des alten Italiens und des mohammedanischen Ostens, in den hohen Erdhügeln mit Steinringen und Kammern bei Lydern, Karen und Etruskern, in den Todtenhügeln und „Hünenbetten" der alten Kelten und der Germanen (gegen Tacitus Zeugnis Germ. 27, wesshalb sie H. Hartmann im Anz. d. g. M. a. a. O. lieber der vorgermanischen Bevölkerung zuschreibt), in den Mohilen und Kurganen unslawischer Völker in Russland, in den Grabmalen der alten Amerikaner (s. o. S. 182), in den Katakomben mittelalterlicher und mitunter auch noch moderner Städte Europas.

Alles Übermaß in Leichenfeiern und Todtendenkmalen, welches den Überlebenden unwiederbringlichen Aufwand an Kraft, Zeit und Mitteln entzog und schon dadurch das Gegentheil von einem freien Werke liebenden und ehrenden Andenkens wurde, weicht immer mehr der Anschauung und Sitte der neuen Zeit, welche das Entseelte als solches betrachtet und behandelt, dagegen die beseelten Freunde und Wohlthäter der Völker und der Menschheit lieber in Bildsäulen verewigt, die sie in der vollen Kraft ihrer Wirksamkeit darstellen, oder noch sinnvoller durch Stiftungen, die ihren Geist und Namen tragen. Die Mohammedaner giengen den Christen voran in der schönen Sitte, die Todtenhöfe mit blühendem und duftendem Leben der Pflanzen zu schmücken, welche freilich das prosaische Nützlichkeitsprincip der neueren Zeit z. B. auf unseren Dorffriedhöfen zum Besten des Küsters verwendete, das Gras für seine Hausthiere, die von vielen gescheuten „Kirchhofszwetschen" für ihn selbst und seine Familie. Auf unseren

Friedhöfen sieht man noch häufig alte Beinhäuser (carnarii, Kerner, Gerner); aber sie wandeln sich allmählich zu Rettungshäusern für mögliche Scheintodte. Das ungeheure Beinhaus-Labyrinth von Paris war längst fast nirgends mehr ein Denkmal für einst lebende Einzelwesen, sondern ein Keller für zusammengewürfeltes Gebein, das jetzt der Gewerbfleiß zum Frommen der Lebenden zu verwenden sucht. Dieß erinnert ein wenig an jene Trinkbecher aus den Schädeln erschlagener Feinde, unterscheidet sich jedoch wesentlich durch den Umstand: daß an diesen alten und vermischten Gebeinen gleichsam keine Spur des menschlichen Einzellebens mehr haftet. Desto widerlicher ist (oder war noch in unserem Jahrhundert) die Verwendung der in Fett übergegangenen Leichenschichten in Paris zur Seifenverfertigung. Wieviel edler ist die Verwendung menschlicher Leichname auf den anatomischen Bühnen zum Frommen der Lebenden und der Wissenschaft! Und doch verbietet sie nicht bloß die Religion mehrerer Völker, sondern auch unsere Prosectoren ziehen, soweit es die Forschung gestattet, Nachbildungen den wirklichen Leichen vor, welche überdieß bald nirgends mehr durch die Todesstrafe der Verbrecher und die Ächtung der Selbstmörder (des Leichenraubs zu geschweigen) geliefert werden können.

An die Todtendenkmale und Leichenstätten reihen sich die vergänglicheren, aber volklich nicht minder bedeutsamen Gebräuche der Leichen-geleite, -klagen und -mahle; der Todtenopfer; des Fährgeldes im Munde des Leichnams (Obolos, δανάκη), das seit ältester Zeit bis heute bei den Griechen und ihren Nachbarn, den Albanesen und den Dakoromanen, aber auch bei den alten Germanen und vermuthlich auch den Kelten vorkommt (vgl. u. a. J. Grimm, Mythol. S. 791 ff. Ascoli, Studj critici I p. 93); sodann der Trauertrachten und andrer Trauerzeichen, wie z. B. des Zerreißens der Kleider und selbst der Körperverletzungen, der Unbeschorenheit des Haupthaares und des Bartes, des Aschestreuens auf den Scheitel u. s. w. Wir haben schon oben bemerkt, daß die Farben der Trauerkleidung nach den Völkern verschieden sind. Namentlich erscheint neben der schwarzen die weiße; beide mischte Farben- und Gefühls-spielerei zur Halbtrauer, als Übergangsfeier zu dem vollen Lebensrechte der vorläufig Überlebenden.

Behaglicher ist die Beobachtung der Formen des lebendigen Umgangs und Verkehrs in verschiedenen Völkern, Ständen und Zeiträumen, die mit der Bildung immer gleichartiger werden; so der an ihrer Spitze stehenden Grußformen.

Wir küssen uns mit den Lippen, unsere Gegenfüßler auf den Südseeinseln mit den Nasen. Als öffentliches Grußzeichen vertritt bei uns die Stelle des Kusses immer mehr Druck und Schütteln der Hände. Es kommt zunächst aus England, dessen Sitte zugleich den Kuß unter Männern scheut, mit welchem sich die Russen aller Stände, und in Deutschland (jetzt weit weniger, als früher) Verwandte, Freunde, Studenten u. s. w. begrüßen. Auch bei kirchlichen Feierlichkeiten und Begrüßungen wird der Kuß gebraucht und mitunter gemisbraucht. Wir haben einen dicken Quartanten „De osculis" durchblättert, in welchem der Kuß unter Liebenden nicht einmal erwähnt wurde. Bei mehreren rohen Völkern kommt dieser ebensowenig vor, wie andre Sorten.

Selbst der so naturgemäße Gruß mit Blick und Wink der Augen, der sich bekanntlich bis zur telegraphischen Augensprache ausbildet, ist nicht allen Völkern eigen. Die südamerikanischen Arowaken blicken einander bei der Unterhaltung nicht an, um nicht hierinn den Hunden zu gleichen (nach Quandt bei Waitz Anthr. I 367); Ähnliches kommt bei den Malayen vor (nach Crawfurd ebds.). Waitz a. a. O. und III 136 beschreibt noch einige Begrüßungsweisen, besonders bei amerikanischen Völkerschaften.

Die „Etiquette" der Gruß- und Umgangs-formen ist in ihrer erhabenen Albernheit ebensowohl bei halbwilden Häuptlingen, wie am Hofe spanischer und französischer Könige u. s. w. zu finden. Auf alle viere und der ganzen Länge nach zur Erde fallen, zur Vermehrung der Rührung dabei noch mit der Stirne auf den Boden klopfen oder den Fuß des Herrn auf den eigenen Knechtesnacken setzen — auf beide Knie oder nur auf eines niedersinken, den Fuß oder die Fußbekleidung des Herrn, der Herrin, des Papstes küssen — den verbeugten und verbogenen Körper vom stumpfen bis zum rechten Winkel krampfhaft halb aufrecht erhalten — mit wiederholten tiefen Verbeugungen durch den Empfangssaal zurück avancieren, als wenn die Devotion auch

blinde Körpertheile sehend machte —: solche Steigerungen und Abwechselungen der Höflichkeit im engsten Sinne könnten wir noch viele aufzählen, die mehr dynamische als ethnische Beziehungen haben, wiewohl denn doch auch hier Himmelsstrich und Rasse nicht ohne Einfluß auf Sinn und Sitte sind.

Die Einwirkung solcher Gewohnheiten reicht in verschiedene Gebiete des Volkslebens und der Sitte hinein. Unzählich sind in der Sprache die Formeln des Grußes, der Anrede und der Antwort u. dgl. M. Nicht bloß in den Sprachen der malayischen Inselwelt hat jeder Stand, theils für sich, theils im Verkehre mit dem andern, besondere Personfürwörter, verbietet die Höflichkeit die Nennung des eigenen Namens, sondern fast allenthalben und eben auch bei uns neuesten Germanen kommt Ähnliches vor, ändert die Höflichkeit das Wörterbuch und verrückt die Grammatik, am stärksten natürlich in dem Fürwort der zweiten Person und der dazu gehörigen Conjugation. Z. B. die Skala Du, Er masc., Sie fem., Ihr, Sie hast, hat, habt, haben, und ebenso im Singular „der gnädige Herr, die gn. Frau haben“, und im pluralis majestatis „wir haben“, mit dem Zeitworte in der Mehrzahl; wogegen die bescheidene erste Person gleich dem Kinde das subjective, selbstbewuste Ich meidet und objectiviert, das Kind durch seinen Vornamen, der Erwachsene durch seine „Wenigkeit“, „geringe Person“ u. s. w. Der moderne Grieche ersetzt selbst das schlichte σύ durch das höflichere τοῦ λόγου σοῦ (σᾶς), das noch eine Stufe unter vostra signoria der Italiener, vuestra merced der Spanier steht. Bemerkenswerth ist die Abkürzung dieser romanischen Formeln in vossignoria, und noch mehr die sogar aus einer Schriftabkürzung entstandene gesprochene usted. Auch bei der Weglassung solcher Anreden blieb das Zeitwort in der dritten Person stehn, die noch mehr auffällt, wo auch das stellvertretende Fürwort ella oder gar lei (casus obliquus) u. s. w. unausgesprochen bleibt. Hochmuth und Demuth diktieren die ähnlichen Anreden: „der Herr Rath u. s. w. belieben“, bei den Schweden am häufigsten „der Herr“, herran, schlechthin statt des Fürworts (Sie, Ni); gegen Niedere: „Was will der Mann?“, daher sogar für beide Geschlechter: „Was will man?“, noch respektvoller als das ähnlich entstandene „Er“. Der überhöfliche

mitteldeutsche Proletarier oder Bauernjunge grüßt sogar häufig den einzelnen Vornehmeren mit „guten Tag, meine Herrn!", was eben nicht unvernünftiger ist, als das „Sie" im Singular. Jedes Volk hat eine Menge solcher Curiositäten aufzuweisen, die zwar erst mit einer gewissen Bildung entstehn, aber mit zunehmender Bildung und dem damit wachsenden Bewustsein eigner und fremder Selbstständigkeit und Würde wieder schwinden, wenn sie anders nicht allzu tiefe Wurzeln in der Sprache geschlagen haben, wie eben jenes „Sie" u. dgl., welches aber nun seine ehemalige aristokratische Ausschließlichkeit immer mehr aufgibt und fast so allgemein wird, wie vor Zeiten das „Du". Dieses ist der niederländischen Schriftsprache (nicht den Mundarten) ganz abhanden gekommen, dadurch denn zugleich der Conjugation die zweite Person der Einzahl! Dafür steht nun seit einiger Zeit dem stellvertretenden „Gij" (Ihr) ein höflicheres „U" zur Seite, jenem italienischen Lei ebenbürtig.

Nicht minder tief, wie in Sprache, Briefstyl, selbst Schriftgattung, Briefformat u. s. w., führt der Codex der Anstandsgesetze in Garderobe, Haushalt und Hausgeräth hinein. Von Volk, Stand, Klima hängt es ab, ob die Kopfbedeckung beim Gruße und in Gegenwart Niedrer, Gleicher, Höherer sitzen bleibe oder abgenommen, wenigstens berührt werde, wofür unsere höflichsten Jünglinge arbeitender Klassen sich am Haare des unbedeckten Hauptes zu zupfen pflegen. Aber auch, ob nach Umständen der ganze Mensch sitze oder stehe, oder noch andre Positionen einnehme, lehrt das selbe Gesetzbuch bei einem Volke so, beim andern anders. Wir haben z. B. beobachtet, daß humane Magnaten, die ihre alte Würde mit dem modernen Zeitbewustsein verbinden wollten, dadurch recht eigentlich entre deux chaises geriethen, indem sie den bürgerlichen Besucher weder sitzen, noch allein stehn lassen wollten, und deßhalb lieber selbst stehn blieben zwischen den beiden einzigen Stühlen ihres Cabinettes, selbst bei langen Unterredungen. Bei einigen malayischen Völkern steht der Niedere, bei andern sitzt er vor dem Höheren (Waitz a. a. O. I 367), Letzteres vielleicht als juste milieu zwischen Stehn und Liegen oder Knien. Allmählich wird das Herkommen den fortschreitenden Menschen lästig, und zwar den Activen wie den Passiven, den Grüßenden wie den Begrüßten;

aber Beide sind gewöhnlich heroisch genug, um noch lange die Last mit der ganzen vis inertiae zu tragen.

Was wir hier in verhältnismäsig sehr spärlichen Beispielen über die Umgangsformen ausgesprochen haben, ist zugleich enge mit den Einrichtungen der Gesellschaft und selbst des Staates und der Kirche verknüpft, bei deren Umrissen im Folgenden unser Leser darum sich das Vorstehende zurückrufe und ergänze. Wir werden eben in allen Gebieten Theile aus dem Kapitel der Sitte einflechten müssen, wie wir denn auch schon vielfach in spätere Abschnittchen hinein vorgreifen musten und überhaupt die überall sich kreuzenden Fäden der einzelnen ethnologischen Kategorien nicht völlig gesondert halten können.

Religion.

So verhält es sich denn auch mit der in allgemein menschlicher wie in ethnologischer Hinsicht so wichtigen Kategorie der **Religion**, zu deutsch des **Glaubens** und weiterhin des Glaubensbekenntnisses. Wie wir sie in verschiedenen andern Gebieten berühren musten und künftig müssen, können wir auch das ihre nicht durchwandern, ohne andre Theile des Volkslebens, zurückblickend und vorgreifend, in unsere Andeutungen hereinzuziehen.

Die Kürze der letzteren, zu welcher uns unser Hauptzweck nöthigt, erhöht unsere Besorgnis: einen und den andern unserer Leser durch Gegensätze gegen seine Ansichten und, vermuthlich noch weit häufiger, gegen seine Empfindungen und gegen die ihm gewohnte Weise der Vorstellung und des Ausdruckes unangenehm zu berühren. Uebrigens würde diese Empfindlichkeit auch bei größerem Raume für vermittelnde, wenigstens versöhnende und vielleicht auch überzeugende Erörterungen auf diesem Gebiete doch immer noch häufiger zu besorgen sein, als auf socialem und politischem. Die zunehmende Erregung des Geisterkampfes auf allen diesen Gebieten verschärft alle solche Gegensätze und mit ihnen auch die Stimmung der Betheiligten. Voraussichtlich wird der künftige Friedensschluß, der zugleich den Beginn einer neuen Ära einleiten soll, auch bei den schonendsten Formen den Besiegten als ein

vae victis!, als eine Gewaltthat des Zeitgeistes und seiner Träger erscheinen.

Aber unser aufrichtiger Wunsch, Anstoß und Zusammenstoß zu vermeiden, darf unserem gleich aufrichtigen Willen keinen Eintrag thun: unsere gegenwärtige Ueberzeugung, mit Vorbehalt einer besseren in möglicher Zukunft, als eine mit jeder andern gleichberechtigte mit möglichster Unbefangenheit und Friedfertigkeit auszusprechen. Wir halten uns, gleichermaßen in Sachen des Glaubens wie der Wissenschaft, berechtigt, ja verpflichtet, jede Censur der unbedingten Voraussetzung, also der religiösen, philosophischen und geschichtlichen Dogmen, zurückzuweisen. Darum sind wir nicht minder jeder Belehrung und Bekehrung zugänglich und dankbar, wie ja auch wir Genossen unserer Ansichten durch Ueberzeugung gewinnen möchten, aber keine Parteigänger durch Ueberredung, noch auch selbstloses Gefolge durch einen gegen geistige oder physische Schwäche geübten Zwang. Wir haben uns bereits in unserem Vorworte zu diesen Grundsätzen bekannt.

Glaube und Aberglaube, religiones und superstitiones; Misdeutung und Umdeutung der freien Gemeinschaft der Glaubigen, der Gemeinde, der Ekklesia (ἐκκλησία) des neuen Testaments, zur Kirche der gebietenden Minderheit und des hörigen Volkes, der Laien (λαός, λαϊκοί); ebenso die schon oben S. 79 erwähnte Sprach- und Sach-verderbung des Presbyteros (πρεσβύτερος, Gemeindeältesten) zum Priester; die Verkehrung des Gebetes zum Fluche, der gotteslästerliche Bannspruch in Gottes Namen; die Verwechselungen des Bildes mit dem Urbilde, des Buchstabens mit dem Geiste —: solche Gegensätze zeigen sich überall in der Geschichte der **Religionen**, jedoch nicht ohne bedeutende Unterschiede nach Zeiträumen, Klimaten und Volkscharakteren. Denn die gleichnamige Religion und Confession gestaltet sich anders im kalten oder im heißen Klima, in lichtreicher und dunstloser Atmosphäre oder in mystischen Nebeln, unter Romanen und Germanen, unter seefahrenden, ackerbauenden, jagenden, kriegerischen Völkern. Nach dem Stücke Welt, das jedes Volk kannte, bildeten sich seine religiösen Vorstellungen; eine angeborene Vorstellung der Gottheit (idea innata Dei) ist ebenso nichtig, wie jeder andere angeborene Ideeninhalt; erst auf der Jakobsleiter, die von der

Erde zum Himmel reicht, steigen wir von dem Boden der sinnlichen Anschauung und Erfahrung allmählich bis zur höchsten übersinnlichen (metaphysischen, vulgo übernatürlichen) Erkenntnis hinauf. Freilich gab und gibt es überall träge Schmarotzer an Gottes Lebenstische, die ihn nicht erkennen, noch von Andern erkannt wissen mögen.

Aber nicht leicht fehlte oder fehlt einem Volke ganz die „Religion", wenn sie auch nicht in bestimmter Personificierung und Vermenschlichung des Weltlebens auftritt, sondern nur in einzelnen abergläubischen Anschauungen und Gewohnheiten, in Zauber und „Medizin" (der Nordamerikaner), in irgend etwas Über-, Un- und Wider-natürlichem, in einem Nebelwesen außerhalb der Natur und der Welt, von welchem der denkfaule Alltagsmensch lieber und leichter träumt, als daß er die schläfrigen Augen öffnete für den allgegenwärtigen Gott in der Natur, den „unbekannten Gott" der Athener, den der Apostel Paulus (Apostelgesch. XVII 23 ff.) lehrte, und den das officielle Christenthum der Folgezeit in den Bann that.

Ehe die Naturerscheinungen die Wißbegier des Menschen zu Erklärungsversuchen anregten, erfüllten sie ihn mit Empfindungen, unter welchen die Furcht die stärkste sein mochte. Diese ließ ihn das Bedürfnis fühlen, dem Feinde, der in Wetter, Flut und Glut, als Tiger, Krokodil oder Schlange, in Schmerz und Tod ihn bedrohte, entweder einen mächtigeren Beschützer entgegenzusetzen, oder ihn selbst zu versöhnen, durch Ehrenbezeugungen und Opfer zu bestechen, sei es als einen Dämon, sei es in der Gestalt eines jener Thiere oder einer gefürchteten Naturerscheinung. Es ist oft schwer zu entscheiden, ob dem bösen Geist, oder dem guten als strengem Sittenrichter die unter allen Völkern und Glaubensgemeinden vorkommenden Opfer, Fasten und andre Entsagungen, Bußen und Kasteiungen, die sich bis zur fanatischen Wollust der Selbstquälerei und Selbstvernichtung steigern, geschichtlich und psychologisch gewidmet seien.

Es gibt indessen unter den Wilden, wie z. B. unter den Kaffern (s. Perty Anthropol. Vorträge S. 174), auch ganze zugleich gläubige und skeptische Religionsgemeinden, welche meinen: Verehrung und Opfer seien unnöthig, weil die Gottheit in der Natur sich nicht dadurch von ihrer Grausamkeit gegen die Menschen abhalten lasse. Im Ganzen

sind Letztere eher geneigt, aus Furcht den Dämonen, als aus Dankbarkeit den Göttern zu opfern, und das Dankgebet zu diesen ist oft nur selbstsüchtige Bettelei um neue Gaben. In den dualistischen Religionen wird Gott häufig eben nur als Widerpart des Teufels gegen diesen zu Hülfe gerufen, und zwar, wann die Frommen sich bereits thatsächlich dem Teufel verschrieben haben und die wohlverdiente Geltendmachung des Vertrages fürchten, ohne Lust und Kraft zu wirklicher Besserung, zu einem aufrichtigen Vertrage mit dem guten Gotte zu haben. Ein Andres ist es mit dem Fetisch und seines Gleichen, der mehr gegen unverdiente Übel schützen soll. Ebenbürtig mit dem Fetisch des Negers und der Medizin des Indianers ist das Amulet der sogenannten Monotheisten, zu welchem auch Kreuze, Heiligenbilder und geweihte Medaillen gehören. Sogar die Rheumatismuskette ist — nicht für den sehr aufgeklärten Verkäufer, sondern für den gläubigen Käufer — die Nachkommin der goldenen Kette, die der protestantische Theologe Andreas Osiander (16. Jahrh.) zum Schutze gegen den Aussatz trug.

Ein höheres Schlußvermögen leitete Heil und Unheil in der Natur nicht von verschiedenen Grundkräften ab, sondern ahnte früh die Einheit des Weltlebens, und empfand in Wonne und Schmerz gleichermaßen die Abhängigkeit des Geschöpfes von dem Schöpfer, Erhalter und Zerstörer. Nie oder selten jedoch (nach neueren Forschungen bei den Jeziden im Kurdenlande, die mit Unrecht „Teufelsanbeter" heißen) begnügte sich die Einbildungskraft mit Einer göttlichen Person für diese verschiedenen Thätigkeiten, sondern vertheilte sie unter zwei, drei und mehr Personen oder Gestalten. Die brahmanischen Inder stellen den Zerstörungsgott Schiwas in ihre Dreieinigkeit, die orthodoxen Christen ließen ihn außerhalb der ihren als deren Gegner, jedoch zugleich als abgefallenen Engel und ursprüngliches Mitglied ihres Götterkreißes.

Bis zu der Stufe, auf welcher „die völlige Liebe die Furcht austreibt" und der christliche, insbesondere paulinische, Pantheismus den Gott lehrt, „der nicht in von Menschenhand erbauten Tempeln wohnt, sondern Alles in Allem ist und in dem wir sind" (Apost. a. a. O.) und der „als Geist im Geiste" erschaut und angebetet werden will —

bis zu dieser Stufe reichte eine lange Leiter hinauf. Die „Gott suchenden“ Menschen (Paulus a. a. O.) fanden und erfanden gewöhnlich seine Bilder, vom rohen Fetisch und von Kybeles Steine an bis zu Phidias göttlichen Gestalten und bis zu dem monolithischen Christuskolosse in der St. Isaaks-Kirche in Petersburg.

Auf höherer Stufe formten sie auch Götterbilder in Worten und philosophischen Systemen nach nahestehenden Urbildern, nämlich nach sich selbst — das selbe Verfahren, welches der uralte Verfasser des Bruchstückes im Pentateuch (I 1, 26) den menschenschaffenden Göttern zuschreibt. Begreiflicher Weise muste jedoch die Gestalt solcher Götter über die Maße und Eigenschaften menschlicher Gestalt hinausgehn, sei es durch Riesengröße (selbst der bildlose Allah der Mohammedaner zählt 72,000 Tagereisen von einem Auge bis zum andern), oder durch Vielheit der Glieder, wie in Indien, oder endlich durch Schönheit, wie bei den Griechen und durch die Nachwirkung althellenischer Bildung später auch bei den Christen.

Die Vermenschlichung des Weltgeistes war etwas allgemein Menschliches, gestaltete sich aber, wie dieses überhaupt, auch in volklicher Besonderheit. Wir erkennen in mehreren sehr alten, traditionell wiederholten Götterbildern (z. B. Indiens) oft noch ihre fremdartige Herkunft, nachdem die Rasse ihrer Schöpfer ausstarb oder vertrieben wurde, oder doch die Herrschaft im Lande verlor. Ebenso behielten die in Rom und anderswo eingeführten fremden Götter großentheils ihre ausländischen Eigenthümlichkeiten als Heimatszeugnis.

Nicht alle Volksstämme waren gleich bildnerisch; manche wurden mit der Zeit Bilderstürmer, wie die semitischen Araber und Israeliten, die indogermanischen Christen im bilderreichen, aber nicht mehr rein hellenischen Byzantinerreiche, in Deutschland u. s. w. Die Germanen waren auch in ältester Zeit, wie es scheint, nicht sehr geneigt, ihre Götter und selbst ihre Tempel mit Händen zu machen, theils aus nationalem Natursinn und Pantheismus, theils weil ihr Kunstsinn schwach bestellt war; nicht ganz entbehrte jedoch schon ihre älteste Zeit der Tempelgebäude und der Götterbilder (s. auch u. bei der Kunstgeschichte). Jedenfalls waren auch ihre vermenschlichten Götter

bis heute, mit Einschlusse des abstrakten Geistes, der vor der Zeit (jedoch auch nach dem Glauben anderer Völker) auch ohne Welt vegetierte, geborene oder doch erzogene Germanen, wie dieß freilich in ähnlicher Weise bei allen Völkern geschieht.

Die neueren Forschungen, namentlich die neuesten J. Grimms, A. Kuhns, Potts u. A., machen allerdings mehr als wahrscheinlich, daß nicht bloß die indischen und iranischen Arier gemeinsame Götter hatten, die sich nur theilweise bei der Reformation Zoroasters in Iran zu Dämonen umgestalteten, sondern daß auch Deus und Bog der europäischen Indogermanen aus ihrem asiatischen Vaterlande miteinwanderten, und daß sogar Spuren einer schon ziemlich ausgebildeten Sagenwelt von Indien bis nach Griechenland, ja bis nach Germanien sichtbar sind. Hierher gehören auch die „indischen und germanischen Segenssprüche“, welchen Ad. Kuhn in seiner Zeitschrift XIII 1. 2. eine höchst interessante Abhandlung gewidmet hat. Gerade jedoch der germanische Gott hat bis jetzt keine Verwandte gefunden; sein Anklang an den iranischen Khoda ist nur ein zufälliger.

Jene Umgestaltung der alten Götter und Halbgötter findet überall statt, wo die neuen Religionsstifter oder Reformatoren sie nicht zu tödten oder völlig zu vertreiben vermögen. Diese können dem Volke seinen alten Glauben nicht ganz, wenigstens nicht sogleich, nehmen; und besonders wenn sie selbst diesem Volke angehören, so mischt sich bei ihnen selbst noch der anerzogene Glaube mit dem angenommenen. Jüdische Glaubenswächter, christliche Kirchenväter und Mohammed glaubten an das Dasein der alten Volksgötter, deren Macht sie brechen wollten. Aber nicht immer verwandelt die Bekehrung die Ehrfurcht vor den alten Göttern in die Furcht vor Dämonen und Gespenstern, die indischen guten Dewas in die feindseligen Daewas der alten Baktrier, die Diws der späteren Perser, die hehre Frau Berhta oder Hulda der heidnischen Germanen in die gespenstige Frau Holle der christlichen. Nicht bloß leben uralte, einst edelschöne Göttergestalten fort mit entstelltem Antlitze, in der Verbannung aus dem Himmel, in ewiger Flucht vor dem Kreuze; sondern andre entgiengen diesem Schicksale durch ihre Bekehrung zum Christenthum, wobei sie jedoch Rang

und Gewand fast bis zur Unkenntlichkeit austauschen musten. So wurden aus heidnischen Göttern und Halbgöttern Kalenderheilige mit bestimmten Functionen, wie aus altheiligen Hainen, Stätten, Tempeln, Festen neugeweihte und umgedeutete des neuen Glaubens. Sogar der Name des schönsten und edelsten Hellenengottes, Apollons als Sonnengottes Ἥλιος, nach neuerer Aussprache Ílios, verschmolz mit dem des jüdischen Propheten Ἠλίας, spr. Ilías, wahrscheinlich auch Beider Feuerwägen, in Einen; und desshalb stehn an mancher Stelle alter Heliostempel Kirchen des „heiligen" Elias im christlichen Griechenland. Letzterer ist auch namentlich bei slawischen und kaukasischen Völkern in halb und ganz christlicher Zeit zum Donnergotte geworden, gleich als hätte er den Wagen mit seinen Feuerrossen aus dem semitischen Himmel als sein Eigenthum mit in andere Himmel genommen. In ähnlichen Verwandelungen erhielt er sich auch im Mittelalter andrer Völker.

In der römischen Mythologie und Religionssprache unterscheiden wir noch ältestes indogermanisches, sodann jüngeres graeko-italisches Gemeingut, und endlich auf italischem Boden erwachsene Göttergestalten und Mythen von den später eingewanderten griechischen. Die griechischen, albanesischen, romanischen, slawischen Bewohner des alten Illyriens und der Haemos-Halbinsel haben neben ihrem Christenthum noch viel einheimischen Volksglauben. Wir erwähnen hier nur, daß der alte Charon (ὁ Χάρος), trotz Fallmerayer, sein Amt noch jetzt bei den Griechen versieht, und nicht minder die Nereiden (Νηράϊδες u. s. w.) im Meer und Strom u. s. W. Mit den litauischen oder lettischen und den slawischen Völkern verhält es sich ähnlich, wie mit den italischen und griechischen; sie hatten viel gemeinsames Erbe, aber auch jeder Stamm viel Sondergut. Unter den Litauern, die erst sehr spät zum Christenthum bekehrt und theilweise, besonders die Preussen, von blutigen Händen gerissen wurden, leben in Volk und Sprache noch mehrfach die alten Gottheiten und Naturanschauungen. Der alte Donnergott donnert noch immer (Perkuns grauja); der feenhaften Laume Brust ist der Donnerkeil, ihr Gürtel der Regenbogen (Laumės papas, jôsta); zugleich vertauscht sie die Kinder (L. apmainytas, unser „Wechsel-

balg") und liegt dem Schlafenden auf dem Magen (Laume gul ant skilwjo), wie unser gleichfalls noch lebender Alp oder Maar (Nachtmaar, nightmore) auf der Brust. Ebenso ist es bei den finnischen Völkern und mehr und minder bei allen christlichen Völkern Europas, auch den frühest bekehrten. Wo nicht die alten Namen blieben, blieben doch schattenhaft die Gestalten der heimischen Götter und Geister und noch ein Theil ihres einst so mächtigen Wirkens. Auch unsere beiden großen germanischen Götter, Wodan (Wuotan) und Thunar (Donner, Thor), leben noch zum Zeugnisse alter Einheit des vielgetheilten Stammes bis in den fernsten skandinavischen Norden hinauf, Wodan namentlich unter mannigfachen Gestalten und Namen. Auch noch sein alter Name ertönt in Formeln und Gesängen, zumal der Sachsen, die bekanntlich am längsten dem alten Glauben anhiengen; freilich sprechen ihn die Epigonen nur noch wie im Traume aus, ohne deutliches Bewußtsein seiner alten Heiligkeit.

Wir haben bereits früher auf die schöne und zarte Vergöttlichung der semitischen Gottesgeliebten und Gottesmutter Maria bei den Germanen aufmerksam gemacht. Aber das edelste Bild ist nicht gegen Verzerrung und Zerreißung geschützt. Die Unnatur des Cölibates schuf den entweihenden Kultus der reinsten Jungfrau durch Kybelepriester in christlichen Mönchsklöstern, wie Jesus zum „Seelenbräutigam" verzückter Nonnen und herrnhuterischer Schwärmerinnen wurde. Heiterer Art ist die wechselseitige Eifersucht verschiedener Marienbilder, wie z. B. noch zur Reformationszeit in Deutschland (zu Ispringen in Schwaben u. s. w.), ärger noch in Spanien, wo die Nebenbuhlerinnen und ihre Parteigänger unter einander handgemein wurden. Wirklich volklichen Ursprungs sind, wenigstens theilweise, die Farben der weißen und der schwarzen Madonna.

Der sinnliche Südländer, namentlich in Unteritalien, behandelt seine Heiligen halb als Herrn, halb als Diener; ehrt sie, solange er ihre Hülfe für ehrliches und unehrliches Gewerbe sucht, tritt ihre Bilder mit Füßen, wenn sie seinen Gebetsbefehlen nicht gehorchen, und bricht ihnen verhöhnend sein Gelübde, wenn sie ihm geholfen haben (passato il periglio, gabbato il santo!). In Südamerika mischte sich der romanische Katholicismus mit den

Religionen der wildfremden eingeborenen Rasse, die zum Theile noch zugleich die letzteren im Stillen rein bekennt. Gleiches geschah auch in Asien und Europa bei der Einführung des Christenthums.

Ein eigenthümliches Verhältnis alter Religion zur neuen gestaltete sich bei den keltischen Bewohnern Englands, mindestens bei den Kymren in Wales, wahrscheinlich unter dem Einflusse des bis auf die neueste Zeit, wie wir schon oben hervorhoben, dort mit besonderer Treue gepflegten Volksthums, obgleich gerade bei dieser Völkerschaft das Christenthum sehr frühen Eingang fand. Göttliche Gestalten und Namen der alten Zeit, kosmogonische Sagen, geschichtliche Überlieferungen, Sittenlehren in überlieferter Form vertrugen sich einträchtig mit den eingewanderten des alten und des neuen Testamentes, und scheinen theilweise völlig mit diesen verschmolzen zu sein, sogar mit israelitischen Anschauungen in engerem Sinne, wie mit dem tiefsinnigen šem ha-mĕphoraš, dem vergessenen, unaussprechlichen wahren Urnamen Gottes. Eine herrliche moderne kymrische Dichtung gründet sich auf diese treugehegten Erinnerungen. Die Urschrift von Taliesin Williams übertrug H. A. Bruce ins Englische (Eisteddfod Gwent a Dyfed 1834). Ich habe vorlängst einen Theil derselben ins Deutsche übertragen und mit der nöthigsten erklärenden Vor- und Zwischen-rede einem Romane („Die Aristokraten". Frankfurt a. M. 1843) einverleibt; meine Leser werden hoffentlich das folgende Plagiat an mir selbst gutheißen, mit Einschluß einiger der Dichtung folgenden Sätze, in welchen ich damals den Gegensatz einer elegischen Volksstimmung zu dem Epos der neuen Zeit andeutete, und welche deßhalb auch hier an ihrer Stelle sein werden.

„— — Der Barde wandte sich zu dem jungen Mädchen und sagte: „„Der Mund der Jugend soll uns in höherer Rede das Uralteste erzählen. Was haben die Cynfeirdd, die Urväter der Barden, geschaut und vernommen, als ihre Seelen vor Anbeginn der Erde im Äther schwebten?"" Sie sprach und sang wechselnd: „Im heiligen Thale Dyffryn Goluch standen die Göttlichen zusammen, und Enigan Gawr, der einst mit wunderthätiger Hand die ersten stummberedten Boten des Wortes, die drei Urzeichen der Schrift, aus verschränkten Baumzweigen formte, begann zu singen:

„„Bevor das Licht aus Himmelshöhn entsprang
Und freudeblitzend durch die Weltnacht drang,
Lag schweigend in der Finsternisse Schooß
Des luftigen Raumes Wüste sonnenlos.
Da rief der Herr hinunter in den Graus
Vom Flammenthron den eignen Namen aus.
Bei seinem Klange sprang mit Frühlingsschein
In Licht und Leben die Natur herein.
O Himmelston, melodisch Schöpferwort!
Du öffnetest des Lebens weiten Port;
Vor deinem mildgewaltigen Wiederhall
Verließ der alte Tod das junge All.
In alle Tiefen dringt die heilige Macht
Und ruft herauf verborgene Blütenpracht.
Vor einer Welt, von Glanz und Reiz erfüllt,
Hat sich die Nacht auf ewig selbst verhüllt.
Aus fernen Sonnen strömt des Lichtes Flut
Und weckt in tausend Augen Himmelsglut;
Auf Strahlen schweben Seelen erdenwärts,
Der Wunder gröstes wird: das Menschenherz!

Doch nicht des Menschen Ohr vernahm den Ruf,
Der klingend alle Welt und ihn erschuf;
Mit seinem Dasein war das Werk vollbracht,
Er ahnt nur des verhallten Namens Macht.““

Er schwieg, und Tydain Tad Awen, der Vater des Dichtergeistes, der zuerst die Menschen lehrte, das dumpfe Wort zum Gesange zu verklären, erhob die Stimme:

„„Ich sah es, wie der Wasser Decke brach.
Die Berge wankten, und ein stöhnend Ach
Drang aus dem Wald, aus banger Menschen Haus;
Von Pol zu Pole flog ein wilder Graus.
Die Luft trug Schmerzensstimmen mancherlei:
Der Frauen Wimmern, heisern Männerschrei.
Der Wogensturz kam schäumend, länderbreit;
Ihm folgte Bergsturz, Trümmereinsamkeit.
Vom tiefsten Thal bis an des Weltmeers Strand
Durchraft' ein Strömeheer der Erde Land.
Sie starben all': Der Schöne und der Brave,
Der Reiche wie der Arme, Herr und Sklave;

Zu spät des Sünders Reue! Wogenschwall
Kam weltdurchdonnernd und begrub sie all'.
Vergebens suchten sie vor diesen Schrecken
Mit Muth und Macht und Klugheit sich zu decken;
Mit der Gestalt, darinn sie wohnten, sanken
Des Herzens Triebe und des Hirns Gedanken.
Die Woge kam herangefegt; es schwieg
Der Nothruf bald, der erst zum Himmel stieg.
Ein hohl Gemurmel, dumpf, wie Windgetöne,
Erwuchs aus soviel Sterbender Gestöhne;
Drauf Alles stumm — nur noch der Flut Gebraus,
Die aus dem Abgrund düster stieg heraus.

Ein Doppelleben nur, von Glaubensmuth,
Von Gottes Hand geschützt, entrann der Flut.
Vereint blieb Dwyfans Kraft und Dwyfachs Huld;
Dem Herrn gefiel ihr Leben ohne Schuld.
Auf takellosem Schiffe wunderbar
Gerettet, fuhr durch Sturm und See das Paar.
Von ihm ist jegliches Geschlecht entsprungen,
Das heute lebt und spricht in Menschenzungen.
Noch preist die Sage jene Namen gerne,
Die unverhallten in der Zeiten Ferne,
Und manches Lied besingt die Wunderfahrt
Von Dwyfan lobesan und Dwyfach zart.

Gwenhidwy hob sich von dem Wellenbette
Und sah der Elemente Kampfeswette,
Sah Wasserberge ragend bis gen Himmel
Und ihrer Herde angstgejagt Gewimmel
(Die Schafe — dichte krause Meereswellen,
Auf deren Rücken Schaumesfliese schwellen).
Laut rief sie, und die Herde kam heran
Gehorsam auf die alte Wellenbahn
Und suchte in der Wasser tiefem Schlund
Den toll verlassnen trauten Weidegrund.
Nun schweift die Hirtin wieder sorgenlos,
Bald einsam über tiefem Meeresschooß,
Bald mit der Herde lustig auf der Flur,
Dem wellumragten Thale von Azur.""

Der Gesang war zu Ende, aber er klang noch in dem Herzen der Sängerin und der Hörer fort; eine feine Weile schwiegen Alle.

Da war kein Erlauschen noch geflissentliches Spenden des Beifalls; sie traten alle aus der Vorzeit ihres Volkes und der Menschheit, wie aus der Kirche, mit stillen, selbst durch die Trauer befriedigten Herzen. Als die beiden Deutschen allein waren, sagte der eine zum andern: „„Wie gerne versetze ich mich minutenlange in die schöne Selbstbefriedigung dieser guten Menschen! Aber mein Friede ist doch ein anderer, ist nur im wachen Streben, in der bewusten That dauernd zu finden. Auch dieses Volk, dessen Blicke jetzt nur nach Westen, nach der versunkenen Sonne seiner grossen Vorzeit gerichtet sind, wird einst ostwärts blicken, nach seiner und aller Völker leuchtender Zukunft. Dorther wird sein Arthur kommen, auf dessen Wiederkehr es ein Jahrtausend lang mit treuem Glauben gehofft hat. Aber er wird dann nicht mehr der Messias seiner abgeschlossenen Volksthümlichkeit sein, sondern ein Bote des Weltbürgerthums und der Weltreligion!““

Die grenzenlose Verderbnis einerseits und Unglückseligkeit anderseits, in welcher die römische Welt und Herrlichkeit untergieng, ließ diese in neuer Weise wieder auferstehn, indem sie dem Christenthum den Weg bahnte. Das Staatschristenthum des schlauen Visionnärs Konstantin hatte zwar keinen Bestand; aber Julian der Romantiker vermochte nicht den alten Glauben und das alte Reich wieder zu erheben, sondern erst der Nachfolger und Erbe des alten Pontifex maximus und zugleich des jüdischen Hohenpriesters von Zion erneuerte die Weltmacht Roms in theokratischer Form.

In gewissem Sinne beerbte auch der Romanismus die Hellenen, deren Schönheitssinn mit tausend geraubten Statuen und Bildwerken nach Rom gekommen und dort sinnlicher und massenhafter geworden war. So gewann dort auch das Christenthum die Fülle der Gestalten und der Farben, des Klanges und des dramatischen Gepränges, wozu noch ein Theil von Prunk und Verfassung des jüdischen Cultus kam, obgleich dieser ursprünglich in einem Gegensatze zu der in Bann gethanen Sekte der Nazarener stand.

Wie aber der Romanismus dem Christenthum ein eigenthümliches Gepräge aufdrückte, so that dieß, wenn auch nicht in gleicher

Macht und Ausdehnung, jede andre Volks- und Landes-natur. In der verbrannten, verödeten Thebaide, in welcher riesige Tempel und Paläste, von ihren menschlichen und übermenschlichen Bewohnern verlassen, die Öde nur noch vermehrten, in dem Lande der Pyramiden und der zu Todtenstädten gewordenen Gebirge enstand der Gottesdienst der Weltentsagung und des Einsiedlerlebens. Aber Roms neue Lebensfülle und Macht nahm auch diesen Gegensatz in sich auf und machte sich ihn dienstbar, soweit die Natur der Abendländer und ihrer Bevölkerungen die strengen Klosterregeln durchführen ließ. Wo die Erde ihr reichstes Leben entfaltete, lag der Himmel zu ferne, um der Länge nach die Kraft der Entsagung aufrecht zu erhalten. Dadurch ergab es sich von selbst, daß die Kirche einen großen Theil der irdischen Schätze und Genüsse zu himmlischen stempelte und von Rechts wegen in ihren Bereich und Besitz zog.

Freilich aber war auch in dem weiten Abendlande Natur und Volksthum gar mannigfaltig. Anders gestaltete sich Glaube, Gottesdienst und Priesterpflicht auf den kahlen Gebirgen Spaniens, dessen Montserrat einigermaßen an das Sinaikloster oder auch das Megaspiläon, das unnahbare Höhlenkloster der Griechen, erinnert; anders in den Schneewüsten der Schweizeralpen, wo nicht die Lust, sondern die Noth der Welt und der Menschen die Entsagenden berührte und zu hülfreicher Thätigkeit rief. Die Trappistenklöster entstanden erst aus den Verirrungen einer späteren Welt, welchen sie eine andre Verirrung entgegensetzten, jedoch nicht ohne einen bescheidenen engen Kreiß befruchtender Thätigkeit. Die reichste geistige Thätigkeit aber entwickelte sich unter dem Priesterstande der alten Nordvölker, der Kelten und der Germanen, der die Völker nicht bloß äußerlich bekehrte, sondern auch belehrte, obwohl auch das ältere Kulturland Italien bis auf den heutigen Tag in seinem Priesterstande neben früher Entartung auch erfreuliche Verbindung von Glauben und Wissen zeigt, soweit sich Beides verträgt, wofür freilich der berüchtigte Index der römischen Kurie und die Maßregelungen und Suspensionen so vieler Hochschullehrer mehrerer Länder in neuester Zeit die Grenzen zeichnen.

Mit den Kelten, die wir so eben mit und sogar vor den Germanen nannten, meinen wir die schon früher erwähnten irischen

Skoten, die ihre frühe Bildung und sogar Gelehrsamkeit weit über die Grenzen ihrer Heimatinsel hinaus trugen, und deren Namen in dem der deutschen Stadt Schotten und so mancher Schottenklöster fortlebt.

Am dauernsten und folgenreichsten aber wirkte Geist und Kraft der Germanen innerhalb der Kirche und, wo ihm diese zu enge wurde, außerhalb derselben und gegen sie, wofür wir bereits einige Andeutungen gaben. Von dem Arianismus der Gothen an, von der antiken, mit deutscher Volksnatur verwachsenen deutschen Kirche am Rhein und in andern Gegenden, welche Bonifacius als Apostel des Romanismus mit gewaltthätiger Hand ausrottete, durch das biblische Christenthum des Angelsachsen Wicliffes u. A. hindurch bis zur Reformation des 16. Jahrhunderts bethätigte sich germanischer Geist als Umbildner einer ursprünglich ihm fremden Religion, und darum als Gegner ihrer Schildhalter.

Diese Reformation des 16. Jahrhunderts nennen wir vorzugsweise eine deutsche Volksthat, weil sie am breitesten und mächtigsten auf deutschem Boden sich aufbaute und am folgerechtesten sich fortbaut. Allerdings gehören zu ihren Vorboten und Sendboten auch Männer andern Stammes, wie der Slawe Huß, der welsche Burgunde Chauvin, bei welchen indessen, und noch deutlicher bei ihren Anhängern in Böhmen und in Frankreich, zugleich der Unterschied des Stammes hervortritt. Die Gründe, aus welchen die Reformation in diesen Ländern (Deutschland eingeschlossen) sich mit politischen und theilweise socialen Bewegungen und Kämpfen verknüpfte, sind ungleich; wir können sie hier nicht verfolgen.

Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß der Geist eines begabten, nie ganz seine vorchristliche Bildung aufgebenden und dazu, besonders in seinen höheren Klassen, vielfach mit germanischem Blute gemischten Volkes in Italien, wo wir vorhin schon seiner wissenschaftlichen Thätigkeit gedachten, auch schon früh zu „Ketzereien" und reformatorischen Bewegungen führte. Von Florenz bis zu den Alpen war die Bevölkerung schon vor dem 16. Jahrhundert diesen Bewegungen zugänglich, wobei wir die Uneinigkeit der Römer mit ihren Päpsten nicht mit in Rechnung bringen. In den Gebirgen Norditaliens

wurzelte in Volksthum und Landesnatur, nicht ohne Zusammenhang mit Frankreich, Glaube und Sitte der provenzalisch redenden Waldenser. Erst die jüngste große politische und kirchliche Umgestaltung Italiens beginnt ihnen das Jahrhunderte hindurch erduldete Martyrium zu lohnen. Was die französischen, provenzalischen und wallonischen Protestanten in Frankreich durch Glaubenswuth und politische Gewaltthat erlitten, reicht nicht an die unerhörten Greuel hinan, welche eine Horde von Teufeln in Gestalt päpstlicher Soldaten einst gegen das edle Gebirgsvölkchen in Piemont verübte. In dem romanisierten Keltenlande Frankreich bewirkte schon sehr früh der volksthümliche Geist einige Selbständigkeit der Kirchenverfassung, der gallikanischen gegenüber der ultramontanen. Gerade im heißen Süden des Landes, keineswegs bloß im Gebirge, sondern auch in den Ebenen und den größeren Städten der Provence, hatte und hat der Protestantismus die meisten Anhänger, trotz der noch jetzt fortwährenden Hemmungen und Quälereien durch weltliche Obrigkeiten. Aber auch in dem westlichsten Romanenlande, dem iberischen „Land voll Sonnenschein", protestiert der Geist des 19. Jahrhunderts, obgleich ihn, zur Schmach des Christenthums und des Jahrhunderts, Galeere und Kerker als Stellvertreter des Autodafés zur Ruhe bringen sollen. Die Geschichte der Menschenopfer geht durch die Religionen aller Völker und Zeiten.

Die Slawen sind der Mehrzahl nach dem Romanismus gleichsam stammfremd und empfiengen ihr Christenthum großentheils von dem griechisch-byzantinischen Osten, mit welchem übrigens der oben berührte in Böhmen heimische und im Stillen fortwährend thätige Reformationsgeist nicht oder nicht mehr in Zusammenhang steht; dagegen aber mit Deutschland, das ganze deutsche Österreich eingeschlossen, dessen Gegenreformationen durch weltliche Gewalt einen tiefen Schatten in die deutsche Geschichte werfen. Die religiösen Alterthümer, selbst schon die vorchristlichen Mythen und gesammten Volkssagen der Tschechen (Böhmen) sind großentheils deutschen, die früher erwähnten der Finnen skandisch-germanischen (auch neueren deutschen und slawischen) Ursprungs. Zeit und Wege dieser Einwanderung und Mischung mit nationalen Stoffen und Formen sind

noch nicht überall deutlich erkannt. Bei den Polen hat in neuerer Zeit der römische Katholicismus neue Kraft gewonnen, mehr durch seine Verschmelzung mit dem politisch-nationalen Drange, als durch das Märtyrthum, das ihm der griechische Katholicismus, verbündet mit russischem Cäsareopapismus, zur Vergeltung des früher von ihm erlittenen auferlegte. Bei den sorbischen Wenden trennen die beiden christlichen Hauptbekenntnisse Hand in Hand mit zwei einigermaßen verschiedenen Mundarten die Bewohner der Oberlausitz, wie wir bereits o. S. 82 bemerkten.

In noch merkwürdigererem Maße hat sich Volksthum und Sprache im Bunde mit dem Glauben, mit altchristlichen Bekenntnissen nämlich, bei den Resten der semitischen Syrer und Chaldäer in Asien erhalten, welche leider dem blutdürstigen Fanatismus und der Raubsucht der mohammedanischen Kurden und mitunter der Araber in Mesopotamien preisgegeben sind. Vielleicht helfen ihnen die christlichen Großmächte, wenn sie irgend ein herrschendes Christenthum annehmen. Den Cagots in Frankreich half es nicht, daß sie ihre wahrscheinlich ursprünglichen volksthümlichen Besitzthümer: Sprache und Glauben der Gothen und theilweise der Araber, aufgaben. Jenen verzieh die römische Kirche nicht die ketzerische Vernünftigkeit ihrer arianischen Voreltern, welchen sie selbst einst Bürgerrecht und Besitzthum geraubt hatte. Sie verschloß ihnen den Zutritt zu ihren Tempeln nicht ganz, ließ ihnen aber nur den entehrenden Schleichweg einer niedrigen Nebenthüre zu und sonderte sie zugleich kirchlich und national von der französischen Gemeinde.

Man macht gewöhnlich die „Religion“ für alle zwischen Himmel und Erde schwebenden Erscheinungen verantwortlich, früher sogar mit Einschlusse der Sternschnuppen und der Meteorsteine. Das Christenthum hat zwar einen großen Theil des unermeßlichen Geisterreiches von den Sternen bis zum Hades entvölkert, aber nicht selten wieder mit neuen Geistern, Schutzgeistern und Heiligen besetzt, deren mehrere jedoch, wie wir bereits andeuteten, ihren Stammbaum bis in die alte Heidenwelt zurück führen können. Andre, welche die herrschende Kirche mehr nur duldete oder auch ignorierte, behielt das Volk theils aus alter Zeit, theils bildete es sie in neuerer, je nachdem es ihrer bedurfte,

und bei vielen blieb bis heute Ort und Zeit ihres Ursprungs dunkel. Blocksberg und Hexen sind zwar wahrscheinlich viel jünger, als der Olymp mit seinen Bewohnern, reichen aber doch ohne Zweifel in die germanische Heidenzeit hinein. Eine Handschrift aus dem 15. Jahrh. hat einen lateinischen Mäusesegen, in welchem eine, wohl von keinem Heiligenkalender genannte, Sancta Kakukilla angerufen wird, welcher für ihre „sancta merita" alle Ratzen und Mäuse in Gewalt gegeben sind, ein eigenthümlicher Gotteslohn; der Spruch ist ernst gemeint, aber den Namen mag die Laune eines deutschen Mönches erfunden haben. Ein mächtiger Heiliger der Gegenwart kam vielleicht von den Britonen zu den Deutschen, der h. Gambrinus, unter dessen Schutze der wachsende Kulturstrom des Bieres steht. Wenn die trinklustigen Deutschen einen eingeborenen Schutzgott ihres alten Volksgetränkes nicht haben oder vergaßen, so fällt es desto mehr auf, daß die nüchternen Italiener ihren alten Bacchus noch anrufen (per Bacco! corpo di Bacco!).

Eine sonderbare Auferstehung feierten die alten Götter durch die höfische Kunst, insbesondere der Renaissance in Frankreich, und durch schäferliche und andere Dichtungen.

Ungemein zahlreich und mannigfaltig sind die Einwirkungen der religiösen Vorstellungen auf die Sprache, deren wir schon o. S. 79 bei dieser gedachten. R. v. Raumer hat „die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache" in einem ausgezeichneten Werke dieses Titels (Stuttgart 1845) in ihrer überaus großen Ausdehnung dargestellt. R. Bechstein („Germania" VIII 331) macht mit Recht auf ähnliche Einwirkungen auch der Reformation aufmerksam, wie denn jedes große Ereignis der Bildungsgeschichte mit den neuen Ideen auch neue Worte und Wortbedeutungen erzeugt. Die alten und neuen Sprachen wimmeln von Wörtern, deren Bedeutung durch die Religion gestempelt wurde, in gleichem Maße, wie das ganze Leben, die rechtlichen und geselligen Verhältnisse durch religiöse Gebräuche und Sitten, durch priesterliche Gesetzgeber und Gesetzverwalter, durch Gebet und gottesdienstliche Feier und Weihe geleitet, gefördert, umhegt wurden. So z. B. finden sich in den ältesten Urkunden der Römer und

andrer italischen Völker viele Wörter, deren Grundbedeutung durch religiöse Gebräuche eine ganz bestimmte und beschränkte Anwendung erhielt.

Als das Christenthum zur Religion der Staatsgewalten, der Aristokratie und der Städter wurde, blieb der einfache, ungebildete und treugläubige Landmann, paganus, heidan, noch lange im alten Glauben und Leben, und so wurde sein Name der des Nichtchristen. Für diesen galt bei dem christlichen Griechen, der sich Ῥωμαῖος, (Ost-) Römer, nannte, sein eigener alter Name Ἕλλην, wenigstens für seine heidnischen Vorfahren, und wohl desshalb ohne misachtende Nebenbedeutung. Dagegen erhob sich der erst verachtete christianus zum Normalmenschen = „Christenmenschen"; in der raetoromanischen Sprache sonderte sich sogar von der mehr antiken und gelehrten Form: cristian, cristiaun, für den Christen eine volksthümlich umgestaltete: carstiaun, crastian u. s. w. in den verschiedenen Mundarten, die zum ausschließlichen Appellativ für den ganz allgemeinen Begriff Mensch wurde, während hum (homo) nur den Mann bedeutet. Bei uns Deutschen gilt das Eigenschaftswort christlich für alles mögliche Gute und Ehrenhafte, auch bei den ärgsten Judenfeinden, die naiver Weise vergessen, daß der χριστός, der Gesalbte, jüdischen Stammes und (ausgesprochenermaßen) Bekenntnisses war. Noch widersinniger ist es, daß die, ursprünglich allgemein bedeutende, Benennung katholisch (καθολικός) gerade die höchste chinesische Mauer erstens zwischen ihren Trägern und den übrigen Menschen bezeichnet, und zweitens zwischen jenen selbst, sofern die römischen und die griechischen Katholiken einander ausschließen. Nicht minder wunderlich wird es der Nachwelt erscheinen, daß die frères ignorantins die Ignoranz bekämpfen, freilich nach Umständen auch verbreiten sollen, sofern sie jenes Wissen dämpfen sollen, das die Gewisheit des Glaubens gefährdet. Somit ist diese Laune der Sprache nicht so harmlos, wie jene, nach welcher in Frankfurt a. M. bei unserem Gedenken ein höchst tugendhafter „Hammeldieb" diesen anrüchigen Namen erhielt, weil ihm ein Hammel gestohlen worden war.

Wir haben bereits an die ominöse Wandelung erinnert, welche die biblischen Wörter ἐκκλησία und πρεσβύτερος erlitten haben.

Erstere gab den meisten Romanen, sowie den britischen Kelten das Nennwort für den Begriff der Kirche, eben auch als des Gotteshauses der Rechtgläubigen, während die ketzerischen Protestanten z. B. in Frankreich noch froh sein können, wenn ihnen der heidnische Tempel, temple, verbleibt. Zwei romanische Sprachen dagegen behielten die altchristliche basilica, βασιλική, Constantins zur Kirche gewordene Königsburg, als baselgia, baseilgia in Raetien, als beserica bei den Ostromanen (Dakoromanen). Das römische castellum wurde zur Kirche der römisch-katholischen Slawen (kostel u. dgl.), neben dem allgemein slawischen, vermuthlich aus dem deutschen Worte (Lehnworte) Kirche gebildeten, crĭkŭi, cirkew u. s. w., altpreussisch kirkis, und neben dem einheimischen slawischen, eigentlich Haus überhaupt bedeutenden, Worte chram, speciellerer Benennungen nicht zu gedenken. In vorchristlicher Zeit bildeten die Slawen aus dem schon erwähnten (noch jetzt geltenden) Namen Gottes, bog, den des Tempels, bo^{z}jnica, der jetzt nur noch für das Gotteshaus des Heiden und des Juden gilt, für das des Christen aber noch heute bei den Litauern bažnica, bei den Letten baznica, obgleich diese Völker nicht den alten Namen bagas, sondern den ebenfalls uralten und allgemeiner indogermanischen dêwas gebrauchen und wahrscheinlich jenen Kirchennamen von den stammverwandten Slawen entlehnten; dem slawischen božnī göttlich entspricht litauisch bažnas fromm. Und nun noch Himmel und Hölle (Helle halja)! Möglicherweise ist letztere, ethnisch und etymologisch, die Enkelin der altindischen Göttin Kâlî. Die Griechen behielten ihren alten Hades (Ἅδης) sammt Charon (s. o.). Jenen adoptierten die Slawen als adŭ neben dem neueren peklo m., litauisch péklà f., das eigentlich Pech bedeutet, wie beides auch das gemeingriechische πίσσα und bereits das alt- und mittel-hochd. pech, bech n. Die Letten entlehnten ella von den Deutschen. Darneben gilt u. a. bei den Russen auch die geénna, γέεννα, gehenna des Mönchslateins, welche die bizarrsten Wanderungen durch Völker, Sprachen und Bedeutungen machte, indem sie aus dem hebräischen Gê (Thal) Hinnôm der Molochsanbeter entstand und allmählich die Bedeutung Qual annahm, in welcher sie das altfranzösische gehene (Folter, Zwang), neu-

franz. gêne zeugte, woher das allbekannte Zeitwort gêner, dessen milderer Sinn heutzutage nicht mehr nach Pech und Schwefel duftet.

Und so giengen zahllose Wörter religiösen Ursprungs mit veränderter Bedeutung und Form bei allen Völkern in die Sprache des profanen Lebens über. Wer denkt bei frz. deviner ital. indovinare (errathen) noch an den Ursprung aus dem priesterlichen Wahrsager, der wiederum seinen Namen von dem Gottes ableitete? Oder an den antiken Vogelschauer, den augur, bei dem alltäglichen ital. augurar il buon giorno, und gar bei franz. bonheur und malheur, die nebst mehreren romanischen Genossen ebendaher stammen? Noch weniger die Süddeutschen in Baiern, der Schweiz u. s. w. bei ihren Partikeln goppelkeid, goppelsprich, und sogar geb neben Gott geb, wie die Dänen bei gid aus give Gud (Schmeller Bayr. Wb. II 83 ff.) u. s. w. an den Ursprung aus Gott! Noch zahlreicher sind in heidnischer und christlicher Zeit die Anrufe und Ausrufe ähnlichen Ursprungs, in welchen endlich jeder heilige Schauer schwand, wie z. B. bei den vielfachen Entstellungen des mystischen vergötterten sacramentum!

Man pflegt den Semiten allzu vorzugsweise Religionssinn und Neigung zu metaphysischem Sinnen und Grübeln zuzuschreiben. Moses, Jesus, Mohammed waren Semiten; Indogermanen aber der namenlose Gründer der arischen Religion, die in Indien als Brahmanismus, nach mannigfachen Wandelungen selbst innerhalb Indiens seit den ältesten Urkunden der „Wedas“, sich bis an das Südende ausbreitete; sodann Zoroaster (Zaratustra), der die iranische Religion von jener abzweigte; und Buddhas oder sein Vertreter, der vielnamige Siddhartas, der Einsiedler aus dem königlichen Geschlechte der Schakjas (Çakyâs) = Schakjamunis (starb 544, wenn nicht erst um 370, v. C.), der indische Reformator im großen, dessen Glauben verhältnismäßig die meisten Bekenner auf Erden zählt, freilich eben durch die Menge und Vielartigkeit der Völker vielfach umgestaltet. So z. B. in Tibet, wo die Apostel des Buddhismus (vgl. besonders Emil Schlagintweits „Buddhism in Tibet“) gleichsam einen Vertrag mit den alten Dämonen des Volkes zu wechselseitigem Schutze abschlossen. Bekannt ist das, wenn auch nur zeitweilige, tiefe Eingreifen des Buddhismus in das

indische Volksleben, besonders in das Kastenprincip, das er aufhob, freilich nicht ohne eine mönchische Hierarchie zu gründen. Die Begegnung von Buddhas Lieblingsjünger mit der wasserschöpfenden Tschandala (Ausgestoßenen, Kastenlosen) wiederholt sich in der von Christus mit der Samariterin; wie ähnlich die Hoffnung der Buddhisten auf Maitreja, den Vollender der Erlösung, in dem christlichen Chiliasmus, und so Mehreres, dessen dynamische oder geschichtliche Verwandtschaft mit dem Christenthum auffällt.

Häufig erscheinen die Religionsstifter auch als Völkerstifter, wenigstens als Begründer und Begleiter volklicher Unterschiede, und die Patriarchen der Völker verschmelzen mit ihnen. Wo aber die Völker sie nicht zum eigenen Stamme zählten und sich ihrer fremden Abstammung erinnerten, mochten sie sich auch nicht den Abkömmlingen fremder Stämme unterordnen, sondern gaben ihnen einen göttlichen Ursprung und schrieben ihnen eine übernatürliche Entstehung zu.

Wir haben S. 260 auf die Schwierigkeit aufmerksam gemacht, die Religionen nach der Zahl der Götter oder doch der göttlich verehrten Wesen abzugrenzen, nach Mono- und Poly-theismus, Ein-, Drei- und Viel-persönlichkeit der Gottheit, Dualismus (Zweiheit, aber nicht Zweieinigkeit) der guten und der bösen Weltkraft. Völlig monotheistische Religionen suchen wir vergebens. Auch Jehovah Adonai mischt sich mit dem altsemitischen (phoenikischen) Adonis und erscheint in mehrfacher Beziehung nur als Nationalgott, aber mächtiger, als die Götter andrer Nationen. Das Selbe kommt bei gar vielen Völkern vor; manche glauben ihre Macht zu erhöhen, wenn sie auch die Götter der Fremden verehren, sei es in besonderen Tempeln, oder gastlich in denen der eignen Götter, oder endlich sammt letzteren kosmopolitisch in Einem Pantheon. Die Fantis in Afrika kaufen oder kauften im 17. Jahrhundert (W. J. Müller, Die afrikanische Landschaft Fetu, Hamburg 1676 S. 55 bei Waitz a. a. O. I 458) sogar Fetische oder Götter, die als mächtig galten und berühmt waren. Sowohl wahre Frömmigkeit und Dankbarkeit wie Furcht und Knechtssinn der Völker versetzte hier die Wohlthäter, dort die Gewalthaber unter die Götter. Der schmähliche Cultus der römischen Cäsaren in Rom und dem unterjochten Athen erscheint veredelt in der Erhöhung

fürstlicher Geburtstage zu kirchlichen Festtagen, wobei freilich wiederum zunächst die ideale Würde des Herrschers und die edlere des Landesvaters mehr den Gegenstand der Verehrung bildet, als die reinmenschliche persönliche Würdigkeit des Einzelnen. So ist auch das moderne christliche „Wir von Gottes Gnaden" eine verbesserte Redaction des domitianischen „Wir als Herr und Gott verordnen" und ähnlicher Anschauungen und Formeln der antiken Herrscher. Die ersten christlichen Kaiser Roms führten zugleich Titel und Würde des Hohenpriesters, Pontifex maximus. Als solcher soll Constantius widersinnig genug seinen christlichen Vater Constantinus d. Gr. unter die Götter versetzt haben! Bei den Tolteken in Mexiko vereinigte einst der weise Quetzalcoatl schon bei seinen Lebzeiten in seinem Namen und dadurch in seiner Person die Würden des priesterlichen Herrschers und des alleinigen Gottes selbst, wie denn auch andere Führer und Bildner der Tolteken und der Azteken zu ihren Nationalgöttern wurden; auch von diesen Gottmenschen wird ihre übernatürliche Empfängnis durch menschliche Mütter ausgesagt (s. Waitz a. a. O. IV 18 ff. 33. 143.).

Von dem naturwüchsigen Zusammenhange der Religion mit dem Volksthum unterscheidet sich sehr ihre — durch Priester, Aristokraten und Demagogen gemachte oder künstlich erhaltene — Verbündung mit politischen Zwecken; sei es fremden Völkern und Stämmen gegenüber, wie bei Polen und Iren, oder im Innern Eines Volkes, indem die Kirche einen Staat im Staate zu bilden sucht oder auch fügsam Regierungszwecken dient, wie dieß z. B. schon zu Ciceros Zeit die römischen Auguren thaten, die unter vier Augen das gläubige Volk und einander wechselseitig auslachten. Cicero, der dieß berichtet, war jedoch selbst noch nicht ganz frei von der verhöhnten Gläubigkeit, indem er noch an Eingebungen im Traume glaubte. Von dem Wurme des Kirchenstaates war Gallien bereits zernagt, als es J. Caesar betrat; in christlicher Zeit dagegen wahrte die S. 271 erwähnte gallikanische Kirchenverfassung das neue Volksthum einigermaßen gegen die Übermacht des ausländischen Oberpriesters, was denn auch weit später durch staatsmännisch geschlossene Concordate geschah, trotz dieser verrufenen Benennung.

Dem Kirchenstaate gegenüber steht das Staatskirchenthum, das wir ebenfalls von einer gesunden Volkskirche unterscheiden müssen, indem es den Volksglauben dem Glauben und noch mehr der Politik und dem Familieninteresse einer Dynastie unterzuordnen pflegt. Sein Grundsatz: Cujus regio, ejus religio, hat freilich besonders in dem Protestantismus Raum gewonnen; aber auch z. B. der fanatische Papist Ferdinand II. befolgte ihn in seiner blutigen Gegenreformation. Eine andre Gestaltung dieses Grundsatzes: das Oberbischofsamt des Landesherrn (als primus episcopus), ist der extreme Gegensatz zu dem Oberbischof in Rom. Sein Superlativ, der Cäsareopapismus, hat sich (vgl. o. S. 272) vorzüglich in der griechisch-slawischen Staatskirche Russlands ausgebildet, theils ebenfalls als Gegensatz zu dem ausländischen Kirchenhaupte, dem Patriarchen in Konstantinopel, theils und noch mehr, um die dynastische Macht über die demokratische und constitutionelle der russischen Synode zu stellen.

Wir können — an der Hand der neuesten Forschung in Geschichte (vgl. u. a. M. Duncker, Geschichte des Alterthums) und Kunstgeschichte (s. u. bei dieser) — das Staatskirchenthum, besonders im Orient, in Zeiten hinauf verfolgen, in welchen es mit der Theokratie zusammenfällt. Das Königthum der alten Inder und Aegypter ist so mächtig, daß ihm nicht bloß die Priesterkaste, sondern auch die Götter selbst sich unterordnen. Der Brahmane ist der Verwalter und Ausleger des überirdischen Gesetzes, der König aber auf Erden allmächtig. Noch weit höher steht der Pharao über dem Priester, dessen Vermittelung mit den Göttern er nicht bedarf, weil er selbst von ihnen stammt und als Landesherr selbst im Laufe der Zeit an ihre Stelle getreten ist, so daß sie selbst ihn bedienen müssen, wie die Engel die göttlichen Stifter andrer Religionen. Die Pharaonen bauen sogar sich selbst Tempel (wie Amenophis III. in Nubien) und bringen — das Erhabene grenzt an das Lächerliche — sogar höchstselbst sich allerhöchstselbst, oder doch ihrer idealen Geniusgestalt, Opfer dar. Ganz ähnliche Erscheinungen kommen zwar auch (wie wir S. 277 erwähnten) nach der Unterjochung Griechenlands bei den römischen Kaisern vor, aber nur als matter Abklatsch, da den Vergötterten wie den Vergötternden der Glaube fehlt. Bei den Juden weist Duncker auf

König Josias Zeit hin, unter welchem das Gesetzbuch (Deuteronomion) vom Volke angenommen und der Jehovahdienst zur Staatsreligion gemacht wird.

Rechtsbrauch.

Wir sind der Religion jetzt bis in das Gebiet des Staates gefolgt, aus welchem wir uns auch nicht entfernen, indem wir den volksthümlichen **Rechtsbrauch** als ethnologische Kategorie ein Weilchen ins Auge fassen.

Auch sein Gebiet mischt sich mehrfach mit dem der Religion, und deren Haupturkunden gelten gewöhnlich, soweit sie das bürgerliche Leben berühren, auch als Rechtsquelle und Gesetzbuch, so Koran, wie Bibel, besonders das alte Testament für die Israeliten. Im neuen Testamente ist es minder jenes Gesetz, das die Liebe über den Glauben setzt, als die Äußerungen über die Ehe, welche tief eingreifende Folgen auf das bürgerliche Leben in den verschiedenen Bekenntnissen gehabt haben, wie wir schon oben andeuteten. Priesterehe und Cölibat, Ehescheidung und sakramentale Unlösbarkeit der Ehe u. s. w. beruhen auf Deutung und Deutelei der Bibel. Indessen übt der römische Papst das gnadenvolle Recht der Lösung immer noch eher, als in neuerer Zeit das protestantische Kirchenregiment namentlich in Preussen, das den Staatsgesetzen Trotz bietet. Die meisten protestantischen und katholischen Deutschen stehn noch immer hinter den Franzosen zurück, deren Code Napoléon in der Civilehe das einfachste Mittel gibt, um das Wohl der Gesellschaft zu wahren, ohne weder der Kirche noch dem Staate das gebührende Recht zu kürzen. Im übrigen stützt die Hierarchie der römischen Kirche ihr „non possumus“, ihr Recht der Auflehnung gegen Staatsgesetze und ihre Unnachgiebigkeit selbst in den weltlichsten Dingen theils auf die von ihr ausgelegte Bibel, theils auf „Urkunden“ jüngeren Datums, unter welchen bekanntlich auch anerkannt falsche (die isidorischen Decretalien) vorkommen. Aber auch das höchste Recht im Staate, das Kronrecht, wird durch das „Gottesgnadenthum“ völlig zu einem religiösen.

Die religiöse Weise, die unter Völkern aller Zeiten und Bekenntnisse alle Grenzmarken innerhalb des Einzellebens von der Geburt an und deßhalb auch besonders innerhalb der Familie zeichnet, wurde auch (außer den mittelbaren Einflüssen auf das Erbrecht) auf eine Menge andrer Grenzmarken angewendet, wie des Landbesitzes, der Feldarbeit, der verschiedenartigsten Zeitabschnitte und Berufskreiße; auch im Kriegswesen, von der Fahnenweihe bis zum Tedeum, diesem polytheistischen Gebrauche für das Wechselglück des christlichen Krieges. Tief in den alltäglichen Haushalt, in Küche und Keller hinein reichen besonders religiöse Speisenverbote, sowohl die schon oben berührten allgemeinen, wie die zeitweiligen für die Fasten. Am reichsten an Gesetzen für das gemeine Leben ist das biblische und talmudische Recht der **Juden**, deren heutige Rabbiner zwar nicht mehr officielle Priester, wohl aber noch officiöse Sprecher und Ausleger des „Gesetzes" sind. Dieses studiert, nach einer rabbinischen Mythe, sogar Gott selbst allsabbathlich, um dessen zahlreiche Bestimmungen im Sinne zu behalten — das non plus ultra constitutioneller Unterordnung des Herrschers unter das Gesetz, eben auch das von ihm selbst ausgeflossene; ein, trotz seiner wunderlichen Form, tiefsinniger Gegensatz gegen die verwegene Lehre: daß Gott die Mängel seiner Gesetzgebung durch gesetzwidrige Wunder (miracula majora) ausflicken müsse!

Nirgends, auch nicht in Tibet, rankt sich die weltliche Macht des Priesterthums so vielfach und so fest um die bürgerliche Gesellschaft in ihren Gesetzen und Gewohnheiten, wie in dem Kirchenstaate **Roms**, besonders in der ewigen Stadt selbst. Am schönsten und menschlichsten aber erscheint die priesterliche Richterwürde in dem „dritten Stande" der Geistlichkeit aller christlichen Bekenntnisse, wo nicht sowohl eine staatliche Bevollmächtigung, als das Vertrauen der Gemeinden und der Familien den persönlich unter ihnen lebenden und wirkenden Seelsorger auch zum Friedens- und Schieds-richter in weltlichen Dingen beruft.

Indessen suchten die Völker keineswegs immer und in allen Theilen ihres irdischen Lebens die Weihe der in seinem Bereiche geltenden Gesetze durch die Diener und Vertreter einer höheren, jenseitigen Welt. Vielmehr umfloß den **Gesetzgeber** auch als solchen ein höherer Glanz, der nicht von der außerweltlichen **Religion** ausgieng, sondern von

der Majestät, der fast göttergleichen Macht des Gesetzes selbst und von seiner Unentbehrlichkeit für die ganze Gesellschaft, die ohne es, zumal in roher Zeit, sich selbst zerfleischen und aufheben muste. Sogar der Krieg Aller gegen Alle (bellum omnium contra omnes) war nie der Krieg Jedes gegen Jeden, sondern bedurfte einer Art Vertrages und gesetzlichen Verbandes unter den Genossen der einzelnen Banden. So ist auch die contradictio in adjecto, der innere Gegensatz, in den Ausdrücken „Faustrecht", „Recht der Stärke" u. dgl. wohl nicht bloß eine ironische Zusammenstellung des Unvereinbaren, sondern deutet auch das Bedürfnis der wildesten Gewalt an, sich auf ein Naturrecht zu berufen, und sei dieses auch nur der Naturtrieb des Raubthieres.

Manus in Indien und Iran (zend. manušćithra, Manus Sprößling, s. Spiegel in Kuhns und Schleichers Beitrr. IV 1 S. 62) und der schwerlich mit ihm und noch weniger mit dem Aegyptier Menes etymologisch verwandte Minos auf Kreta und andre Urgesetzgeber der Sagenzeit gleichen den Halbgöttern. In Mythen gehüllt ist der thrakisch-getische Gesetzgeber Zálmoxis oder Zámolxis (vielleicht auch Arzt, vgl. die thrakischen Ärzte, *οἱ Ζαμόλξιδος ἰατροί*, bei Plutarchos Charm. 158); ähnlich der vielleicht noch ältere Gesetzgeber der großgriechischen Lokrer, Záleukos. Numa verkehrte mit der göttlichen Egeria, und Moses mit Jehovah selbst. Sogar aus geschichtlichen Zeiträumen klingen die Namen Lykurgos, Solon u. s. w. gleich als aus alt-ehrwürdigen Tempelhallen.

Noch viel mehr, als zwischen Gesetz und Glauben, verschwimmen die Grenzen zwischen Gesetz und Sitte, wie sich schon oben aus unsern Äußerungen über letztere ergab. Tacitus fand bei den Germanen das Wohl der Gesellschaft besser durch „gute Sitten" gewahrt, als anderwärts durch „gute Gesetze". Wir wissen indessen, daß wenigstens einige Jahrhunderte später diese „guten Sitten" und Gewohnheiten (mores und consuetudines) die feste Form der Rechtsgewohnheiten (consuetudines, costumi u. dgl.) besaßen; und eine Menge uralter Rechtsausdrücke deutet auf germanisches Volksrecht lange vor der großen Völkerwandrung hin.

Die Rechtsbücher der Kelten, Germanen u. s. w. sind viele Jahrhunderte lange, bevor die Völker schreiben lernten, gesprochen und recitiert worden. Bestimmte Worte wurzelten fest im gerichtlichen wie im religiösen Gebrauche; und ihre treue Erhaltung, weit über ihren Gebrauch im alltäglichen Umgange hinaus, wurde oft durch Assonanz, Silbenmaß und dgl. erleichtert. In den „Weisthümern" des späten Mittelalters sind noch zahlreiche Wörter und Sprüche aufbewahrt, die vorlängst überall im lauten Leben erschallten und verstanden wurden, allmählich aber dort verhallten und nur noch als mystische Klänge im Munde des rechtsprechenden Schöffen einen Theil ihres Sinnes wiedergewannen. Der Wortforscher der Gegenwart liest und horcht aus diesen und aus noch so manchen im Volksmunde noch lebenden, aber nur in einzelnen bestimmten Bedeutungen und oft nur in bildlicher Anwendung gebrauchten Worten und Formeln ein gutes Theil uralter Lebensanschauung und Lebensweise des Volkes heraus.

Nach Inhalt und Form ist die Rechtsgeschichte eines Volkes nächst seiner Sprachgeschichte der gröste und hellste Spiegel des Volksgeistes und seiner Entwickelung.

Das Zerrbild der göttlichen Allpersönlichkeit bei den Landesherrn der alten Inder (ahankâras), die „Ichmachung" des Alleinherrschers, von welchem Land und Leben, der gesammte Volksbesitz als bloßes Lehen oder vielmehr nur als Leibzucht des besitz- und recht-losen Sklaven abhängt — das Gegenstück dazu: die Selbstvernichtung des legitimistischen Unterthanen, wie sie auf politischem und religiösem Gebiete auftritt, z. B. in der Selbstblendung der japanesischen Großen (zu Kämpfers Zeit), um dem Despoten ihre Widerstandsunfähigkeit darzuthun, und in anderer Selbstverstümmelung heidnischer und christlicher Fanatiker — das Vae victis, das der (ältere) gallische Brennus den Römern, noch weit häufiger aber diese selbst den Besiegten zuriefen, während die germanischen Völker mit den Besiegten im alten Römerreiche den Landbesitz theilten nach festgestellten, von ihnen mitgebrachten Formen des Eroberungsrechtes, das weit über dem rohen Faustrechte stand — das l'état, c'est Moi, mit welchem der eitle Tyrann Frankreichs jenes indische Dogma auf das politische und moralische Besitzthum und Recht des Volkes anwendete — die „abgeschmackte Lehre", wie sie Macaulay

nennt, von der Erbmonarchie als göttlicher Einrichtung ohne Volksrecht (die in Großbritannien durch den ersten Stuart, Jakob I., aufkam und später durch Silmer in ein System gebracht wurde), die wir aber als menschliche Einrichtung einem polnischen Reichstag und den Bestechungen und Gewaltthaten der unfreien Volkswahl vorziehen — der Beamtenstaat in China und in europäischen Staaten, der Alles für, Nichts durch das Volk thun will — das daraus entstehende passive Recht des letzteren — ebenso in patriarchalisch-feudaler Verfassung das Recht des keltischen Clansgliedes, von seinem Häuptling vor Hunger und Frost geschützt zu werden — das gleiche Recht, das auch der freiere moderne Bürger von Gemeinde und Staat fordert, wann er und seine Familie ohne Besitzthum und Erwerbskraft sind — die Ausdehnung dieses selben Familienrechtes durch die Phantasien der Communisten bis zu dem Paradoxon: „Eigenthum ist Diebstahl", eine faulige Spätfrucht der Bildung, die sich in gesunderer Gestalt, in noch jugendlicher Naturwüchsigkeit bei amerikanischen und polynesischen Völkern zeigt, bei welchen der Einzelne Nichts, die Gemeinde Alles besitzt —: diese wenigen Beispiele mögen die Dehnbarkeit der Rechtsbegriffe im Entwicklungsgange der Völker zeichnen.

Mit dem Eigenthumsrecht in Wechselbeziehung steht jeder andre Rechtsanspruch der Person, des Einzelwesens, von dem des mündigen Sohnes an bis zu dem des mündigen Bürgers, der das verfassungsmäßige Stimmrecht im Rechtsstaate hat. Rechtlos ist keine Person, nur die Sache. Wo jene gleichwie diese behandelt wird, findet eine Rechtsberaubung statt; und eine solche empfinden schon die dem „Erstling der Creatur" zunächst stehenden Wesen der Thierwelt, die zu seinen Haussklaven geworden sind, geschweige denn der seinem Herrn ebenbürtige Sklave.

Das Rechtsgefühl wächst mit der Bildung, und erst auf ihren höheren Stufen entsteht neben dem Bewußtsein des eigenen Rechtes auch das des fremden. Das älteste Naturrecht mag immerhin mit dem Gewaltrecht Eins gewesen sein, aber zugleich auch mit dem Selbsterhaltungstriebe der stärksten wie der schwächsten Wesen, der auch bei letzteren zu einer Macht erwuchs und dieselben zu Schutz und Trutz, wie jene zum Angriffe, verbündete. Die triebartig (instinctiv) empfundene

Nothwendigkeit, welche die Bündnisse und Staaten der Thiere schafft, schuf auch die ersten Menschenstaaten, ein naturwüchsiger Gesellschaftsvertrag (contrat social).

Uebrigens ist die Kluft zwischen dem höchstorganisierten Thiere (in engerem Sinne) und dem Menschen so groß, daß sie auch von den niedrigstorganisierten Rassen des letzteren nicht ausgefüllt werden kann, obgleich unter Sklavenhaltern, im Kriege u. s. w. die „Stücke Mensch" der einen Rasse als Sachen den Personen der andern zur unbedingten Verfügung gestellt werden. Selbst die Naturwissenschaft ist bekanntlich hier und da im (bewusten oder unbewusten) Dienste dieser Rechtsberaubung bemüht, die Menschenrassen als ewig unvereinbare Arten darzustellen. Sie würde jedoch, wie aus unseren obigen Erörterungen hervorgeht, ebenfalls im Dienste einer Voraussetzung befangen sein, wenn sie jetzt schon die Frage verneinend abschließen wollte: ob in früheren Erdperioden weit niedrigere Rassen, als die jetzt lebenden, jene Kluft wenigstens verengerten?

Concentrisch mit dem Kreiße des Rechtsstaates sind die der (Rechts-) Gemeinde und der Familie. Zu letzterer führten uns bereits mehrere Pfade der durchwanderten Gebiete und Kategorien.

In der rechtlich gegliederten Familie nach unsern heutigen Begriffen stand weder in schon erwähnter Vorzeit der römische pater familiâs, noch der jüdische Patriarch Abraham, der den einen Sohn seinem Gotte opfern wollte und den andern sammt seiner Mutter in die Wüste verstieß, noch steht auch heute darinn der angloamerikanische Cottonlard, der seine Halbblutkinder als Sklaven versteigert, oder die europäischen Eltern, die ihre Kinder den Dämonen des Reichthums und des Ansehens, oder zur Sühne der eigenen Sünden oder als Preis für die eigene Errettung aus Krankheit und andrer Gefahr, der Kirche opfern (vgl. S. 249). Ebensowenig, wie das erkaufte Weib, kann das erjagte oder wider seinen Willen geraubte eine rechtlich und sittlich begründete Familie stiften helfen; und doch kamen und kommen diese gewaltsamen Familiengründungen keineswegs bloß bei wilden polynesischen Völkern vor, sondern ihre Spuren zeigen sich unter allen Rassen, wenn auch oft nur noch in symbolischen Gebräuchen. Auf höherer Stufe der Familie hört auch das Majorat

des Erstgeborenen oder (bei einigen Völkern) des Jüngsten auf, und die Rechtsgleichheit gilt den Familiengliedern, wie den Staatsbürgern.

Rechtsmängel: Ungerechtes und ungleiches Recht, Voll-, Halb- und Vor-rechte, Rechtlosigkeit des Volksgenossen oder des Fremden (auch als Landesgenossen), gesetzliches Raubrecht des Eroberers oder Droit d'Aubaine u. dgl. M., überhaupt höheren oder niederen Gehalt der Rechtszustände und des wirklich im Volke verbreiteten Rechtssinnes finden wir allerdings in sehr mannigfachen Maßen unter den Völkern vertheilt. In weit geringerem Grade aber klebt diese Verschiedenheit den Volksstämmen an, als den Bildungszeiträumen, welche mehr und minder jedes Volk durchzumachen hat, bis es zu völlig rechtlicher Gestaltung des Staates und der Gesellschaft reift und dadurch erst selbst seinen vollen Anspruch auf die Mitgliedschaft eines großen völkerrechtlichen Verbandes begründet.

Gleiches Stimmrecht in dem Rathe des gebildeten Völkerverbandes kann deßhalb kein Volk haben, das in seinem Schooße noch Leibeigenschaft duldet, oder die religiösen Dissenters auf die Galeeren schickt, oder Wenden, Juden, Cagots und die „Kinder der Liebe" aus Zunft und Gesellschaft ausstößt. Nur langsam tritt selbst Europa aus diesen Unrechtsgewohnheiten seines Mittelalters heraus, die sich noch heute von Russland bis nach Spanien verfolgen lassen auf Wegen, die mitten durch unser deutsches Vaterland laufen. Verweilen wir nur noch wenige Augenblicke bei diesem.

Zu Tacitus Zeit kannten die Germanen die Sklaverei, und zwar unter eigenthümlichen Formen des Gesetzes und der Sitte, sogar der freien Selbstbestimmung, die ihr eigenes Recht gleichsam zur Buße dem Herkommen zum Opfer brachte. Dagegen entstand der eigentliche Monarchismus und der Feudalismus unter den Germanen erst im Laufe ihrer bekannten Geschichte, in welchem denn auch wiederum diese Einrichtungen theils sich umbilden, theils sich auflösen.

Man kann die Germanen, soweit wir ihre Geschichte kennen, fast gleichermaßen „conservativ" und „republikanisch" nennen. Sie lieben die festgeschlossene und dem eigenen Herkommen und Gesetze unterworfene Gliederung in Familie, Gemeinde und Staat, wo sie unter sich sind, wogegen ihre meisten Stämme als zerstreute Minderheit

im Ausland bekanntlich leicht ihr Volksthum aufgeben und nur eine Zeit lange innerhalb des häuslichen Kreißes zu erhalten pflegen. Dieß gilt vorzüglich von den oberdeutschen Stämmen; der sächsische, mindestens der angelsächsische dagegen ist geneigt, andre Nationalitäten in seinem Verbande aufgehn zu lassen. Die heutigen Engländer bilden sogar als winzige Minderheit unter Fremden gerne abgeschlossene Kreiße mit Festhaltung der mitgebrachten Lebensweise, Sitte, Sprache, Andachtsübung, wobei indessen folgerecht dieser Sonderungstrieb sich auch innerhalb dieser Minderheit selbst, zwischen den Familien und sogar den Individuen geltend macht. Die neueste leutselige Zeit ändert freilich auch hierinn Viel.

Bei der Gemeinde prägt sich die Sitte des Familienverbandes, schon wegen des weiteren Kreißes, bestimmter als Gesetz aus. Am wenigsten lösbar sind beide Verbände vielleicht bei den Serben und andern slawischen Völkern, deren Volksthum noch nicht durch einheimischen oder fremden Despotismus erdrückt ist. Die Selbstherrlichkeit und Selbstverwaltung der Gemeinde, selbst innerhalb der unbeschränkten Monarchie, zeichnet seit Menschengedenken, wie den Slawen, auch den Deutschen namentlich vor dem Franzosen aus, welcher mehr nur die weite Umfangslinie des Staates kennt, und diese nur in unfester Gestalt, mit steter Neigung, sie bis an und über die „natürlichen Grenzen“ auszudehnen. Das „historische Recht“ muß anerkennen, daß der gallische Stamm den Alpen wie dem Rheine diese uralten Namen gab; darum aber ist die schon vor Caesar beginnende Besetzung und Besiedelung früher gallischen Gebietes durch Germanen nicht minder „historisch“. Noch veränderlicher, als die Quantität des französischen Staates ist seine Qualität und Regierungsform, von der altgallischen Zeit an bis auf Napoleon III (vgl. S. 221).

Aber auch diese verschiedenartigen Gestaltungen der inneren Volkskreiße, namentlich der Gemeinde, verlieren bei näherer und nach Ort und Zeit ausgedehnterer Beobachtung Viel von ihrer volklichen Besonderheit; und die Gegensätze von germanisch und romanisch, eben auch speciell französisch, gehn auch hierinn nicht als unwandelbare Dogmen durch die Geschichte. Wo sich überhaupt in Völkern Einer Familie auch die grösten Verschiedenheiten in Neigungen und Gewohn-

heiten zeigen, haben sie sich dieselben, soweit sie nicht einst allen gemeinsam waren, erst unter Einflüssen der Zeit, der Örtlichkeit und der Geschichte angewöhnt.

So hängt namentlich die Gestaltung der Wohnplätze, des Hauses und der Wohnungsgruppen, theils mit der ethnischen Besonderheit, theils mit den äußeren Erlebnissen und den Bildungszeiträumen der Völker enge zusammen. Die oben besprochenen Pfahlbauten geschichtlicher und vorgeschichtlicher Völker, die namenlosen Trümmer großer Städte (außer den geschichtlich erkannten) in Mesopotamien und Centralamerika sind Urkunden uralter staatlicher und geselliger Einrichtung und Bildung, deren Leser sich freilich vor allzu weit ausgedehnten Schlußfolgen zu hüten hat.

Unter den europäischen Indogermanen haben die Germanen am spätesten angefangen, zusammenhangende stadtartige Ortschaften zu bauen. Die von Tacitus und seinen Gewährsmännern beobachteten siedelten „discreti et diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit“ — ein goldenes Zeitalter, das die „Wohnungsnoth“ der Gegenwart noch nicht kannte. Wir dürfen aus dieser Wahlfreiheit der Ansiedler wohl auch auf eine erst spätere Entwickelung der festgeschlossenen und sich selbst verwaltenden Gemeinde bei den Germanen schließen, die sich dann aber rasch und kraftvoll innerlich ausbildete. Jedoch verblieb einerseits der Bauart ihrer Dörfer bis in die neuere (nicht die neueste) Zeit die stärkere räumliche Sonderung der Gehöfte und Hofraiten, welche noch heute in weit stärkerem Maße die Bauerschaften der Westfalen und andrer germanischen Stämme und die „Höfe“ des mittleren Deutschlands zeigen; und anderseits sind auch ihre zerstreutesten Familiengüter immerhin Glieder einer Gemeinde und eines Kirchspiels. Bei vielen Dörfern verräth noch die Bauart und der Umfang der verschiedenen Wohnungen, sowie der Unterschied der Bewohner nach Besitz und Ansehen die Entstehung der Ortschaft durch allmählige festere Siedelung der früheren Abhängigen (Hörigen, Kotsaten, Lohnarbeiter, Lehensleute u. s. w.) um den großen Erbhof, das feudale Herrenhaus, das Kloster oder die Kirche, das Hüttenwerk u. dgl. Aber auch die Gallier hatten noch zu Caesars Zeit, wo sie feste und stark bevölkerte Städte in Menge bewohnten, außer eigentlichen

Dörfern, auch viele einzelstehende Gehöfte. Bei den Slawen herrscht, trotz ihres entschiedenen, auch durch die Natur ihrer ausgedehntesten Wohnsitze begünstigten Hanges zum Ackerbau, die Gewohnheit, auch die kleineren Dorfgemeinden in zusammenhangenden Wohnungen anzusiedeln, welche bereits einen dem Tausche und Handel gewidmeten städtischen Marktring umschließen.

Von der patriarchalischen Dorfgemeinde unterscheidet sich bedeutend die dichter gedrängte und reicher gegliederte der Stadt, vorab der Freistadt, des Municipiums. Diese entstand in Deutschland erst sehr spät, prägte sich aber dann ebenfalls schnell und kräftig aus, und zwar vorzüglich in der Form eines aristokratischen Freistaates, wie denn auch in den deutschen Dörfern bis heute die „Geschlechter", die Familien der Patricier noch oft seit Menschengedenken vorherrschen. Bemerkenswerth ist ein ziemlich durchgreifender Unterschied der deutschen Ortsnamen zunächst von den französischen, indem (wie wir schon o. S. 34 ff. bemerkten) letztere häufiger den Namen der ganzen Völkerschaft verewigen, die deutschen aber den des ersten Siedelers und Grundbesitzers, welchem die Statt (Stadt), das Dorf, die Burg, das Haus (sing. und pl. dat.), das Heim, das Feld, der Berg, der Bach u. s. w. gehörte, und bei dessen Namen deßhalb noch die Genitivform bemerkbar ist, während andere aus einem Pluraldativ entstanden und theils die ursprüngliche Natur der Örtlichkeit (z. B. Soden, Gießen), theils die Siedelung als solche (jenes Hausen schlechthin, neben Ein-, Zwei-Haus u. s. w., oder -kirchen), theils patronymisch wiederum die Familie und die Abkömmlinge des Gründers (-ingen u. dgl.) bezeichnen. Seltener haben in Deutschland einheimische und fremde Völkerschaften in einer jener Formen ihre Spur erhalten.

Die Neigung der Gallier, größere Städte zu bauen, zeigt sich nicht bloß in ihrem ältesten bekannten Wohnlande Gallien und den zunächst angrenzenden: der Schweiz und diesseits des Rheines im jetzigen Deutschland; sondern auch in Oberitalien, der Gallia cisalpina, wo sie schon alsbald nach ihrem ersten Eindringen in das schon von städtebauenden Völkern bewohnte Land eine Reihe von Städten

gründeten, deren Namen bis heute in gallischen Lauten reden oder stammeln, und welche die Stärke ihres ersten Kernes durch ihre Größe und Bedeutung durch alle Zeitalter hindurch bezeugen, obgleich die gallischen Stifter dort sehr früh romanisiert oder gar verjagt oder vertilgt wurden. Die germanischen Eroberer der gallischen Gebiete: Gothen, Burgunder, Longobarden, Franken u. s. w. bauten kaum irgendwo neue Städte neben den vorgefundenen. Nehmen wir jene späte Städtegründung in Deutschland selbst hinzu, welche anfangs meistentheils nur in einer Besetzung der schon vorgefundenen Keltenstädte und römischen Kolonien bestand, so ergibt sich allerdings ein volklicher Unterschied. Freilich zeigt uns die älteste bekannte Geschichte der Germanen nur ausgewanderte, neue Heimaten suchende Völkerschaften; aber auch in den zweifelhaften nordöstlichen Wohnsitzen ihrer ruhigen Vorzeit finden wir keine Zeugnisse für das einstige Dasein großer von ihnen gegründeter und benamter Städte, kaum einige Ortsnamen bei Ptolemaeos u. A., die auch nur Wanderstationen zu bezeichnen scheinen. Die zu Caesars Zeit auf der rechten Rheinseite schon länger ansäßigen deutschen Völker hatten wohl Ortschaften, die sich einigermaßen mit den italischen Kleinstädten (oppida) vergleichen ließen, aber nur dem Umfange nach und weit weniger feste Ansiedelungen ganzer Gemeinden waren, vielleicht oft nur umzäunte Orte (towns) oder gar nur Verhaue, die bei den Britanniern auch als oppida erwähnt werden, zur Zuflucht im Kriege, zur Bergung des Eigenthums und der Beute u. dgl.

Dagegen sind in späterer Zeit nachweislich bedeutende slawische Stadtgemeinden aus deutschen Ansiedelungen entstanden. So die zu Prag aus einer deutschen Handelsgilde, die im 11. Jahrh. durch die czechischen Fürsten in ihrem heimischen Brauche und Rechte geschützt wurde. Ähnliches geschah in andern slawischen Städten durch deutsche Handwerker, Bauern, Geistliche. Selbst Krakau war einst eine deutsche Stadt. Seit dem 15. Jahrh. wurde das Slawenthum mächtig durch die Hussiten und durch Polens Vereinigung mit Litauen (s. Wattenbach in Öst. Wochenschrift 1863 Nr. 32).

In den Municipien der gallo-romanischen Länder und ganz Italiens herrschten die Geschlechter nicht minder, als in den

deutschen, in jenen aber mehr mit dynastischer Spitze, die im alten Gallien jedoch nicht sonderlicher Ehrfurcht und Unverletzlichkeit genoß und mehr nur als Herzogschaft im Kriege galt, im mittelalterlichen Italien dagegen leicht in den härtesten Despotismus ausartete.

Im oberen und mittleren Italien zeigt das Mittelalter bis zu seinem Ende das wunderbarste Nebeneinander von blutigen Zwisten innerhalb der kleinen Staaten und zwischen ihnen wechselseitig — so daß Recht und Gesetz mehr Ausnahmen als Regel hatten — und anderseits der glänzendsten Entfaltung von Gewerbfleiß, Handel, Kunst und Wissenschaft.

Italien war in allen seinen Theilen und bei seinen verschiedenen Bewohnerstämmen ein besonders günstiger Boden für selbstherrliches Städtewesen, schon längst vor der Entwickelung Roms, das seine Macht zuerst in Mittelitalien auf die Trümmer einst mächtiger Städte der italischen Stammverwandten und der Etrusker gründete. In Unteritalien (Großgriechenland) und in Sicilien wurden die griechischen Pflanzstädte zu eben so vielen blühenden Municipal- oder Tyrannen-staaten. Mit dem griechischen Handelgeiste, der sie gründete, brachten sie auch griechische Sprache, Bildung und, mit der Kunst engverschwisterte, Religion mit, Apollon und die Musen.

Die griechischen Kolonien zeigen auch in andern Landstrichen ähnliches Gedeihen. Die Kolonie am thrakischen Bosporos erwuchs zur Kaiserstadt, in welcher jetzt noch der Schatten des türkischen Erobereres residiert, dessen Roß die herrlichen Stammsitze und Kolonien der Jonier u. s. w. in Kleinasien schon längst zertreten hatte, als in jener Schreckensnacht in der herrlichen Konstantinupolis „das Geheul der Glocken zum letzten Male erschallte", aber gewis nicht für immer, wie der türkische Geschichtsschreiber meinte.

Möglicherweise ist zur Herstellung der byzantinischen Griechenwelt gerade der slawische Volksstamm berufen, der sie in der Völkerwanderung am dichtesten überflutete, von ihr aber das byzantinische Christenthum erhielt. Auf seinem Boden blühte an der Stelle der uralten hellenischen Kolonie im Skythenlande die neue halbgriechische, Odessa, auf.

Die griechische Kolonie Massalia brachte dem alten Gallien griechische Schrift, und dem Mutterlande die erste nähere Kunde von dem fernen Westlande. Ob zur Vergeltung die Franzosen die einst so reich erblühte, längst aber zur Wüste gewordene Griechenkolonie Kyrenaika in Westafrika wieder ins Leben rufen werden, steht dahin. Wie weit ihre Kolonisierungskunst hinter der der Griechen zurücksteht, haben wir S. 93. 212. angedeutet.

In der Wüste, die Kyrenaikas Trümmer deckt, versank auch die großartigste Kolonie der semitischen Phoeniken, Karthago, die Nebenbulerin Roms, deren „phoenikische Ehrlichkeit" (punica fides) durch die noch treulosere Politik Roms überwunden wurde. Die Phoeniken gründeten sehr früh zahlreiche Kolonien auf Festland und Inseln Kleinasiens, in Hispanien (wo sich Malaga u. a. mit den uralten Namen erhalten haben) u. s. w., die nur bedeutende Handelsstationen, nicht aber, wie die griechischen, Bildungsmittelpunkte, wurden, und auch ihre politische Herrschaft gewöhnlich nicht weit ausdehnten.

Das engstgeschlossene Gemeinwesen mit Gemeinbesitz, eine Vereinigung von Familie und Gemeinde, jedoch keine Verschmelzung ohne Ehe und Elternrecht, zeigt sich in verschiedenen Welttheilen unter wenig gebildeten Völkern, längst bevor Fourier seine Phalanstères erfand. Es sind die Gemeindehäuser in Mittelamerika (besonders in älterer Zeit) und in Hinterindien, in welchen das ganze Dorf unter Einem Dache wohnt, aber in einzelnen Abtheilungen und Gemächern. Weit communistischer sind unsere Klöster und Kasernen, über welche das dritte Jahrtausend unserer Zeitrechnung zur Tagesordnung weiter gehn wird. Die rechte Mitte trifft oder sucht wenigstens jene Gattung großer Arbeitshäuser, namentlich in einigen deutschen Städten, deren Bewohner für jeden Haushalt ein gesondertes Besitz- oder Mieth-recht haben, aber darneben ein wichtiges Zeit, Geld, Raum und Arbeitskraft ersparendes Gemeingut in Küchen, Vorraths- und Gesellschafts-räumen, bestimmtem Lebensbedarfe, und Bildungsmitteln. Guter und verkehrter Selbständigkeitssinn der deutschen Arbeiter ist schuld daran, daß diese Anstalten noch wenig gedeihen.

Aus gleichen volkswirthschaftlichen und gesellschaftlichen Gründen bildeten sich in neuerer Zeit unter den Deutschen und andern strebsamen Völkern viele Vereine für Ankauf von Lebensmitteln (Consumvereine), sowie Kranken-, Invaliden-, Witwen-kassen, und mannigfache geschlossene Unternehmungen für Handel und Gewerbe, die schon ältere Vorbilder hatten. Auch mehr communistische, d. h. auf gemeinsamen Erwerb und Besitz gegründete Gemeinwesen, gewöhnlich mit etwas schwärmerischer religiöser Zuthat, darum aber nicht geringerer Thätigkeit und Geschäftsklugheit, sind in neuerer Zeit aufgetaucht und zum Theil auch, namentlich in Schwaben, geglückt, jedoch immer nur noch als Versuche (Experimente) zu betrachten, deren Dauer und Ausbreitung leicht an Rechnungsfehlern in Volks- und Menschen-natur scheitern wird. Der in allen diesen Anstalten herrschenden Freiwilligkeit gegenüber stehn die Zwangsarbeiten für gemeinsame, aber zunächst den Arbeitern fremde Unternehmungen in Zuchthäusern und Bagnos, wie im Grunde auch auf Sklavenplantagen, und selbst in den Jesuitenmissionen Südamerikas, deren früher Untergang gröstentheils durch ein widersinniges Gemisch von Erziehung und barbarischer Gewalt verschuldet wurde.

Der Gemeinbesitz des Ackerfeldes bei vielen Völkern des Alterthums wird durch die klassischen Geschichtschreiber und Dichter bezeugt, durch letztere zugleich auch als Merkmal des verschwundenen goldenen Zeitalters gerühmt. Eine Reihe von Beispielen verschiedener Zeiträume und Völker hat Fr. Thudichum in seiner Schrift über den altdeutschen Staat (Gießen 1862 S. 103 ff.) zusammengestellt, zugleich auch für die Germanen bis zur Gegenwart. Es kommen mitunter Unterscheidungen zwischen Communal- und Privat-besitz vor, die sich aus dem Wesen der Gegenstände erklären. Bei den finnischen Wogulen ist der Wald Gemeinbesitz, nicht aber das Fischwasser (Verhandlungen der Petersburger Akademie 1858 5/17 November). Bekanntlich bildet auch noch jetzt bei uns der Besitz und Gebrauch der Gewässer für Fischerei, Landbau und technische Zwecke einen Theil des Privatrechtes.

Die Gemeinsamkeit ungeheurer Jagdgründe, z. B. bei den nordamerikanischen Völkerschaften (meistentheils nur noch der Ver-

gangenheit) und des anbaufähigen Feldes ebendort und bei mehreren Völkern der Südsee, kann nur in dünnbevölkerten Ländern vorkommen, in welchen die Nahrung und sonstige Ausbeute der Thätigkeit entweder in solcher Fülle vorhanden ist, daß jeder Einzelne sie in bequemer Nähe oder auf beliebiger Wanderung gewinnen kann, ohne das Bedürfnis des Volksgenossen zu beeinträchtigen; oder wo die Zerstreuung derselben auf weitem Raume und ihre schnelle Erschöpfung auf den einzelnen Gebietstheilen der Jagd oder des nur zeitweilig fruchtbaren Feldes den häufigen Ortswechsel des Jägers, Fischers und Landbauers bedingt. Von einem communistischen Gesetze und Rechte, überhaupt von einer selbstbewusten Einrichtung können wir in diesen Fällen eigentlich nicht sprechen, wo träge Wilde erst dann einige schnellreifende Saatkörner auf das nächste Feldstückchen werfen, wann die ausgestreckte Hand keine wilde Beere oder Wurzel mehr zur Stillung des Hungers findet, oder wo unverständige und grausame Jagdwuth weit über das Bedürfnis hinaus die Herden der Büffel in der Prairie, der Hirschgeschlechter im Urwalde Nordamerikas, der Antilopen in den Ebenen Südafrikas, der Phoken in den Nordpolarmeeren ausrottet, um ihnen bald nachzusterben, oder weiter zu jagen oder vielmehr vor dem Hunger zu flüchten, bis an die Stelle des Wildes feindliche Menschenmacht der wilden Jagd ein Ziel setzt, oder bis die mildere Gewalt der Bildung die Völkerreste von der eigenen Trägheit oder Wildheit errettet. Vgl. o. S. 212 ff. über das Verschwinden von Thier- und Menschen-geschlechtern.

Unter gebildeten Völkern erscheinen uns communistische Ansichten und Unternehmungen bis dahin nur als übertriebene und naturwidrige Folgerungen der socialistischen. Für diese sind nicht alle Volksstämme gleich empfänglich. So z. B. sind dieß die Franzosen mehr, als die Deutschen. Sie zollen selbst jenen äußersten Gestaltungen leichter Beifall, wie überhaupt allen glänzenden Idealen, während der englische Chartist mehr durch das äußere Bedürfnis geleitet wird, der deutsche Idealist aber einestheils mehr innerliche, tiefer empfundene und gedachte Ziele verfolgt, und anderntheils weit weniger geneigt ist, mit ihnen thatsächlich zu experimentieren, als die Franzosen, oder auch als der ihm stammverwandte John Bull und

sein Bruder Jonathan mit ihren dem Boden der Wirklichkeit weit näher liegenden Entwürfen.

Aber im ganzen genommen hangen die socialen Anstalten weit weniger von dem stammlichen Volkssinne ab, als von dem praktischen Bedürfnisse der Bevölkerungen und einzelner Klassen derselben, und dieses wiederum von der Natur des Bodens. In mäßig fruchtbaren Gefilden, wie wir schon oben bemerkten, gedeiht der Ackerbau, der dem Socialismus wenig hold ist und selbst den Dampfpflug und ähnliche großartige Sparanstalten mehr nur im geschlossenen Sonderbesitze, im zusammenhangenden Feldgute des Einzelnen oder denn auch der Gemeinde anwendet, seltener aber bis jetzt auf dem, verschiedenen Eigenthümern angehörenden, Gefilde, so leicht auch die Kosten zu vertheilen und selbst die Grenzen in sparsamerer Weise, als bisher, zu bezeichnen wären. Die Übervölkerung ackerbauender Bezirke wandert lieber aus, als daß sie sich nach jenen Sparsystemen zusammendrängte. An vielen Orten ist auch der Landbesitz der Ärmeren viel zu sehr zerstückelt und zerstreut, um die Vereinigung der Arbeit zuzulassen, wie sie bei den größeren Anstalten des Handels und der Gewerbe möglich ist und nöthig wird, besonders wo der Boden zwar mineralische und metallische Schätze, aber keine unmittelbare Nahrung für die gedrängte Arbeitermenge bietet.

Jene Genügsamkeit der Deutschen auf socialistischem Gebiete im Vergleiche mit den Franzosen zeigt sich auch auf politischem. Auf die Beweglichkeit der Letzteren in Bezug auf Staatsformen deuteten wir schon früher S. 221 und bei unsern Äußerungen über Gemeinde u. s. w. hin. Sie machen salti mortali hin und her zwischen dem Freistaat und einem nur formell beschränkten Kaiserthum, welches die Gunst des Volkes vielleicht weniger seiner inneren Wirksamkeit für dasselbe verdankt, als der schwungvollen Anwartschaft auf die Ausdehnung des Reiches zu einem neuen orbis Romanus. Die Mehrheit der Deutschen dagegen würde sich mit einem constitutionellen Kaiser begnügen und bemüht sich vergebens, den im Untersberg schlummernden wieder aufzuwecken.

Volksklassen.

Familie, Gemeinde und Staat, Hausvater, Schultheiß und Kaiser hängen gliederhaft (organisch) zusammen und bedingen sich wechselseitig; und wie diese Hauptkreiße des Volkes sammt ihren Spitzen, auch die zahlreichen kleineren, alle die verschiedenen **Volksklassen**, deren Sonderung wir bei den meisten Völkern erst in aufsteigender Linie erblicken, nach einigem Verweilen auf dem Höhepunkte aber wieder in absteigender. Sie folgen stets dem gesammten politischen und allgemeinen Bildungsgange des Volkes, der aber oft durch Gewalt von außen her unterbrochen und verändert wird. Den stärksten Ausdruck findet diese Sonderung in den **Kasten**, einen schon schwächeren in den erblichen oder durch Herrscherrecht geschaffenen, aber immer durch Rechtsungleichheit geschiedenen **Ständen**.

Bekanntlich bezeichnen wir heutzutage mit diesem Ausdrucke auch die rechtsgleichen, nur durch Beschäftigung, Bildung, Lebensweise und nächste Lebensziele unterschiedenen Bevölkerungstheile. Sofern die Verschiedenheit ihrer geselligen Stellung nicht durch die letztgenannten Eigenschaften hervorgerufen wird, noch auch auf bis heute fortdauernder Rechtsungleichheit beruht, hat sie immerhin eine gespenstige Ähnlichkeit mit letzterer, kann aber nicht, wie diese, durch einen Rechtsspruch des Herrschers oder der Volksvertretung abgeschafft, sondern nur durch die Sitte und wachsende Bildungsgleichheit abgestellt werden. Aristo-, Hiero-, Bureau-, Pluto-kratie können zu Rechtspflichten, aber nicht zum Heraustreten über ihre geselligen Grenzen und Formen gezwungen werden, solange sie sich, mit Recht oder Unrecht, nur in diesen behagen. Behagt der Demokratie diese Abschließung der übrigen Kratien nicht, so thut sie am klügsten, den Olymp unangetastet zu lassen und nur geistig Pelion und Ossa auf einander zu thürmen, bis die Olympier sie nicht mehr übersehen können, sondern zu ihnen hinaufblicken müssen, wo sie dann von selbst schon Lust zum Hinaufsteigen bekommen werden. Dann werden die Könige die Dichter besingen, die Feldherrn dem Volke gehorchen und die Priester sich von den Schulmeistern belehren lassen.

Wie wenig das ausgeprägteste Kastenwesen an die Abstammung der Völker gebunden ist, zeigt dessen Dasein unter den arischen Indern und bei den alten Aegyptiern, bei welchen man es ohne haltbare Gründe von ersteren herzuleiten versucht hat. Dagegen ist es wahrscheinlich, daß bei diesen beiden stammverschiedenen Völkern eine innere Stammverschiedenheit ihrer Bestandtheile die Kastentheilung veranlaßte oder doch begünstigte. Nur dürfen wir nicht überall aus, selbst durchgehenden, physischen und psychischen Unterschieden auf verschiedene Abstammung der Kasten und Stände schliessen. Dieß gilt namentlich für die hellere Farbe des Adels und der Fürsten bei amerikanischen und polynesischen Völkern. So werden z. B. die Fürsten und Bildungshelden der Tolteken als hellfarbig und zugleich bebartet und hochgewachsen geschildert (Waitz a. a. O. IV 64). Hoher Wuchs und andre Körpervorzüge haben seit König Sauls Zeit und gewis noch weit früher Manchen auf den Thron gebracht und zum Ahnherrn einer großen Dynastie gemacht, die seine Vorzüge erbte. Hellere Complexion, feinerer oder derberer Bau können durch forterbende Lebensweise, zumal in ungemischten Familienkreißen („reinem Adel") bewirkt sein, wie nicht minder die Gemeinschaft der Lebensanschauung und Sitte durch die gleiche Abgeschlossenheit. So erwachsen also auch gleichsam ethnische Unterschiede aus dem Kastenwesen, statt des umgekehrten Processes.

Die Schudras (çûdrâs), die Handwerkerkaste der Inder werden nicht, gleich den übrigen Kasten, zu den Aryas (âryâs) gezählt, sondern in den Wedenhymnen, wie es scheint, noch als gesondertes Volk betrachtet, sind auch vermuthlich noch den Griechen (und Römern) als ein solches bekannt, wenigstens ihr Rest in ihrer früheren Heimat in Oberindien. Vermuthlich wurden sie von den ostwärts vordringenden brahmanischen Indern unterdrückt und ihnen dann als gesonderte Kaste einverleibt. Dabei fragt es sich: ob sie ein ebenfalls arischer, aber Jenen vorausgewanderter, Stamm waren, wofür die nicht wesentlich verschiedene Sprache der Kaste, oder, wofür ihre dunklere Farbe zu sprechen scheint, ob sie ein ursprünglich drawidisches Autochthonenvolk waren, wie wir ja auch noch weiter westwärts die Brahuis als uralte Stammverwandte der drawidischen Dekanvölker kennen lernten

(vgl. Lassen und Roth in der Zeitschrift der morgenl. Gesellschaft I 84). Letztere nahmen gröstentheils den Brahmanismus und die Kastentheilung von den arischen Eroberern an. Aber das Kastengewirre wurde bei ihnen noch bunter, so daß sich hier wiederum (im Gegensatze zu den Schudras) stammverwandte Kasten zu Völkerschaften ausprägten, während anderseits ihre Priesterkaste (Brahmanen) von der arisch-indischen nicht als ebenbürtige betrachtet wird. Die Gesammtmasse des drawidischen Volkes jedoch war im Süden zu zahlreich, um von den Eroberern zur Stellung einer Kaste, gleich den Schudras, herabgedrängt, oder völlig aus dem Kastenverbande hinausgedrängt zu werden, wie dieß drawidischen Völkern in andern Theilen Indiens widerfuhr. Diese sowohl, wie die drawidischen Tudas auf den blauen Bergen (nîlaghiris) in Südindien, haben bis heute das brahmanische Kastenwesen nicht angenommen, wo sie ihre volksthümliche Selbständigkeit ungemischt bewahrten, wobei jedoch auch alte Eigenthümlichkeiten in Verbannung und Verwilderung verschwanden.

Noch weniger gewis, als in Indien, ist in Aegypten die Mitwirkung der Stammverschiedenheit zur Kastentheilung; vgl. u. a. die Gründe für und wider dieselbe bei Knobel „die Völkertafel der Genesis" (Gießen 1850) S. 275 ff. Mit der erblichen Kastentheilung der Aegyptier vergleicht Herodotos VI 60 die Erblichkeit des Gewerbes bei den Herolden, Flötenbläsern und Köchen der Lakedaemonen. Wir müssen uns hier vorläufig mit wenigen Beispielen und Andeutungen begnügen. Ebenso für die wichtige Frage: ob das Kastenprincip einst schon ein arisches war, bevor sich die Arier in Hindus und Iranier theilten, oder gar schon in der ganzen indogermanischen Familie Wurzel gefaßt hatte, ehe sie sich in Asien und Europa ausbreitete? Allerdings kommen auch bei den Iraniern Kasten vor, aber schwerlich je so streng geschieden, wie bei den Hindus, und selbst bei diesen minder strenge, je weiter wir rückwärts am Indus hinaufgehn. Zaratustras Verehrer leiten von dessen dreien Söhnen den Ursprung der drei Kasten ab: Priester, Krieger und Bauern, wie ähnlich die Skandinavier ihre drei Stände: Adel, Bauern und Knechte von dem Asen Heimdall (s. Spiegel, Avesta II 208 und Simrock, Edda 124 ff. 373 bei Pott, Anti-Kaulen 29). Die

Frage nach geschichtlicher Verwandtschaft der indischen und iranischen Kasten hängt mit der weit sicherern Annahme einst gleicher Religion nicht unbedingt zusammen. Der Priesterstand hat sich unter allen Völkern am frühesten und stärksten kastenartig gesondert. Bei den europäischen Indogermanen bemerken wir bereits die Spuren ältester Glaubensverwandtschaft mit den arischen (asiatischen), nicht aber sonstiger Kastengemeinschaft. Die Entdeckung der indischen Waischjas (vaiçyâs) bei den Litauern beruhte auf einer irrigen Wortableitung. Übrigens sind bei den Volksklassen und Ständetheilungen, wie überall, die sprachlichen Wegeweiser sehr beachtungswerth. So z. B. die litu-slawischen Benennungen des Herrschers lit. karalus slaw. kralĭ u. s. w. vielleicht von Carolus (Karl d. Gr.), lit. cēsorus, cēcorus slaw. cjesarĭ, carĭ aus Caesar; aus dem deutschen kœnig, kuning entstanden Namen weltlicher und geistlicher Würden bei den lituslawischen und finnischen Völkern in verschiedenen Formen und Zeiträumen. Mit Unrecht dagegen hat man den echt slawischen, in ganz Osteuropa verbreiteten Standesnamen bojar, ursprünglich boljárŭ, von dem Volksnamen Bulgare hergeleitet, welcher dagegen mit dem, wahrscheinlich aus Glaubenshaß entstandenen, französischen Schimpfworte bougre identisch ist.

Wir wiederholen unsere Ansicht: daß die schärfere, kastenartige, mit Ungleichheit der staatlichen und bürgerlichen Rechte verbundene Sonderung der Stände am meisten von dem Entwickelungs- und Bildungs-gange der Völker abhängt; dieser freilich auch in Höhe und Dauer einigermaßen von ihrer Stammnatur, aber auch von mehr zufälligen Verhältnissen der Wohnsitze und der Ereignisse, besonders von den durch kriegerische Gewalt herbeigeführten, die oft dauernd auf die ganze Volksnatur einwirkt.

Deutlich tragen z. B. Engländer und Magyaren noch jetzt den Stempel der Erobervölker, obgleich letztere nicht bloß als Minderheit die Herrschaft über eine bedeutende Mehrheit noch heute üben (jedoch schon nicht mehr unbestritten), sondern auch als finnischer Volksstamm ursprünglich der beherrschten indogermanischen Mehrheit (Slawen, Germanen u. s. w.) nicht ganz ebenbürtigen Rang besitzen. Noch auffallender und schärfer ausgeprägt ist das selbe Doppelverhältnis

bei den Türken gegenüber den so zahlreichen Slawen des türkischen Reiches und den quantitativ weit geringeren, qualitativ aber jene beiden weit überragenden Griechen, der Albanesen u. s. w. nicht zu gedenken. Unter den Türken selbst aber ist Adel und Machtstellung so wenig an eine erbliche Kaste gebunden, daß gute und schlechte Eigenschaften auch dem Niedrigsten den Weg zu den höchsten Spitzen der Gesellschaft und des Staates bahnen. Dagegen hat sich unter den bosnischen Slawen ein alter Erbadel durch frühe Annahme des Islams erhalten, vielleicht auch theilweise ein neuer auf Kosten der verarmten christlichen Volksgenossen gebildet; aber dieser Adel spricht nicht bloß noch slawisch (s. o. bei der Sprache), sondern hegt auch noch die alte Stammesfeindschaft gegen die Türken als Volk.

Der moderne Geldadel unter gebildeten Völkern hat mit dem echten alten Geschlechtsadel die Grundlage des Besitzes gemein, der dem Hofadel und dem Verdienstadel oft ganz abgeht. Der Hofadel entstand sogar zum Theile aus Verarmung der Geschlechter und aus Erblosigkeit ihrer einzelnen Glieder. Aber das Wesen des eigentlichen Adelsstandes beruht auf dem unveräußerlichen Grundbesitze, dessen Erblichkeit auch die Erblichkeit und Unvermischtheit des Blutes und vieler geistiger Eigenthümlichkeiten zur Seite hat, sowie den thatsächlichen Einfluß auf große Volksmassen, der alle Privilegien lange überdauert.

Deßhalb haben auch nordamerikanische Gesetze in den V. Staaten eine Grenze für das Maß des Grundbesitzes in Einer Hand festgestellt, und begünstigen die Verwandelung alter Erbleihe in unabhängigen Kleinbesitz, selbst auf Kosten des geschichtlichen Rechtes. Im Gegensatze dazu sucht hier zu Lande sowohl der alte Geburtsadel, dessen Vorrechte sich in dem mächtigen Zeitstrome der Gleichberechtigung nicht halten können, wie die haute finance, soweit sie noch zur rechten Zeit die Vergänglichkeit der Papiere und Credite eingesehen hat, neuerdings immer mehr Grundbesitz zu erwerben, und zwar der noch am Majoratsrechte festhaltende hohe Adel selbst für die nachgeborenen Söhne.

Dieses Verfahren hat zwar ein neues Erstehn feudalartiger Geschlechterherrschaft zur Folge, dessen schlimmste Eigenschaften aber durch

die zunehmende Gleichheit des Rechtes und, im Durchschnitte genommen, auch der Bildung und der geselligen Ansprüche im ganzen Volke aufgewogen und aufgehoben werden. Sogar findet der moderne Grundsatz: Arbeit adelt! in diesem neuen Grundbesitze der alten Geschlechter einen fruchtbaren Boden. Was durch die „noblen Passionen", was durch Verschwendung aus Unwissenheit, Trägheit und Sinnlichkeit, aus Hochmuth, mitunter aber auch aus Großmuth, von altem Stammgute verloren gieng, erwerben die Söhne und Enkel durch Fleiß und Sparsamkeit aufs neue. Bei vielen vornehmen Familien Deutschlands scheidet sich das neue Geschlecht von dem alten bei unserem Gedenken. Bei dem englischen Hochadel, bei welchem auch jene Verluste nebst ihren Gründen seltener sein mögen, bei den Signori der Lombardei, den Bojaren Rußlands u. s. w. war dieser Fortschritt bisher weniger sichtbar, wird aber durch die Ereignisse des letzten Lustrums beschleunigt.

Der adelliche Puisné war, und ist noch an vielen Orten, besonders wo seine Apanage nicht zur Gründung eines „standesgemäßen" Haushaltes und einer ebenbürtigen Ehe hinreichte, verdammt, zur faulen Junker-Drohne zu werden, die an Höfen, Domstiften, in Heer und Marine dem Thätigen und Würdigen den Platz wegnahm und oft schon mit dem Orden a priori und dem Kammerherrnschlüssel a posteriori auf die Welt gekommen war. Jetzt aber wird der nachgeborene Bruder des „regierenden" Majoratsherrn nicht minder, als dieser selbst, schon frühe zum Landwirthe erzogen, weil das für ihn angekaufte Gut entweder nicht reich genug ist, um außer der Familie des Herrn die eines sachkundigen Oberverwalters zu ernähren, oder doch voraussichtlich erst „unter dem Auge des Herrn" auch den Enkeln Raum zu neuen Heimwesen gewinnen wird.

Jedoch haben diese erfreulichen Erscheinungen auch ihre Schattenseite, welche besonders der freie Bauernstand mit Besorgnis und Unwillen betrachtet und welcher er sich in verschiedenartiger Weise entgegenstellt.

Trotzdem nämlich der Adel auf diesem Wege seine Lebensweise der der übrigen Stände annähert, mindert sich doch sein Standesgeist nicht in gleichem Grade, indem er seine gesellige Ausschließlichkeit beibehält, meistentheils absichtlich, manchmal aber auch nothgedrungen,

weil das „Volk“ seine Freundlichkeit aus altem Mistrauen zurückweist. Noch mehr aber, als diese formale Äußerung des Standesgeistes, fordern die Folgen seines praktischen Wirkens den Widerstand der Bauern heraus und stellen den Stand dem Stande gegenüber.

Die Anhäufung des Landbesitzes in der Hand einer oder weniger Familien, welche überdieß der Mehrheit der Bevölkerung als ein Sonderbund gegenüberstehn, bedroht sowohl die Sicherheit des allgemeinen Wohlstandes, wie die Selbstherrlichkeit (Autonomie) und selbst den ganzen Verband der Dorfgemeinde. Der Adelliche kauft den Kleinbesitz, die Einzelgütchen und Gutstücke an sich, bis nach und nach die Mehrheit der Bewohner — und bisweilen ihre Gesammtheit, nachdem sie das ganze Dorf mit Haut und Haaren verkauft hat — entweder auswandert, oder zu Tagelöhnern des neuen großen Grundbesitzers wird. Dadurch werden diese landlosen Bauern, wenn sie anders fleißig und ordentlich sind, zwar nicht geldarm, verbessern vielmehr ihre frühere Lebensweise; aber sie werden in Allem abhängig von dem Brotherrn (angelsächs. hlâf-ord, woher mittelengl. laverd engl. lord niederschott. laird), sowohl für das Maß und die Dauer ihrer Leibzucht bis in das arbeitsunfähige Alter hinein, wie für ihre sittliche und bürgerliche (politische) Selbständigkeit. Mit seinem Grund und Boden verliert der Bauer auch den Grund und das volle Recht des Gemeindegliedes; und der neue Gesammtbesitzer wird hierinn sein Erbe, wenn dieser nicht gar ganz außer und über der nun immer zahl-, stimmen- und besitz-ärmer werdenden Gemeinde steht. Nachgerade wird auch die letztere, ja die ganze Landschaft in hohem Grade von dem Grundherrn abhängig, indem er die Preise des Taglohns wie auch der Lebensmittel und aller Erzeugnisse des Bodens für ihren Verbrauch und Handel, somit auch am Ende den Preis des Bodens selbst immer mehr bestimmen kann.

An mehreren Orten hat die Gemeinde als solche dem Fortschreiten dieses, ihr als gefahrdrohendes Princip einer fremden Macht erscheinenden, Vorganges in Ermangelung jenes amerikanischen Gesetzes zur Begrenzung des Einzelbesitzes den Beschluß entgegengesetzt: die verkäuflichen Einzelgüter um keinen Preis dem großen Grund- und Standesherrn zu überlassen, sondern als Gemeingut anzukaufen. Vor Hemmungen ist indessen dieser Beschluß nicht sicher, da die Gemeindefreiheit

immerhin durch das Vormundsrecht der Regierung beschränkt ist. Im Jahre 1848, wo Anarchie von unten in Wechselwirkung mit der von oben auftrat, verführte der Groll gegen die neu erwachsende Bodenherrlichkeit die Bauern öfters zu Gewaltthaten, namentlich zu Brandlegungen an den Erntevorräthen und Hofgebäuden der Standesherrn. In neuester Zeit indessen, in welcher eine Reihe von Jahren hindurch der Grundbesitzer ohne Unterschied des Standes sehr günstig gestellt war, ergibt sich eine Gegenwirkung der bäuerlichen gegen das Übergewicht der adellichen in einer Weise, welche uns als die natur- und zeit-gemäßeste erscheint, schon weil sie kein Recht der Individualität beschränkt. Die reicheren Bauern selbst nämlich legen fürs erste ihren jährlichen Überschuß weder in Staatspapiere, noch auch, wie ihre Vorfahren, in vergrabene Töpfe oder auch versteckte Strümpfe nieder, sondern in neuen Bodenbesitz und, nach Umständen, in gewisse durch diesen bedingte Gewerbe. Fürs zweite geben sie den alten Standesgeist des Bauern auf, der jeder Neuerung und Besserung, eben auch im Ackerbau, sich wiedersetzte, aber ohne daß sie dafür aus Eitelkeit einen fremden Standesgeist adoptieren und aus Bauern zu Landherrn werden wollen, sondern indem sie durch eigne Fortbildung und ganz besonders durch die Erziehung ihrer Kinder unter Mitwirkung gebildeter Lehrer die Grenzen allmählich verschwinden lassen, welche sie bisher von den „höheren" Ständen trennten. Besitz und Bildung vereinigt sind die unwiderstehlichste Macht und bewirken die Gleichheit der Menschen (soweit sie vernünftiger Weise zu hoffen ist) durch das Princip der Hebung, also das entgegengesetzte der Guillotine sowie des Despotismus.

In heutiger Zeit ist die Verleihung eines neuen Erbadels zwar immer noch häufig, aber mit manchen Bedenken verknüpft, vorzüglich wann der Geadelte das nöthige Erbe nicht schon mitbringt. Die adelnden Fürsten sind dann genöthigt, nicht bloß das Diplom sportelfrei, mindestens ohne den Kaufpreis zu ertheilen, welchen so mancher reiche Geschäftsmann gerne von seinen Ersparnissen bei Staatsanleihen u. dgl. zahlt; sondern sie müssen auch ein verfügbares Lehen zur Hand haben, an welchem, wo möglich, der geehrte Name eines ausgestorbenen Geschlechtes haftet, wenn sie nicht in die eigene Chatoulle greifen wollen. Ihre eignen Domänen sind unantastbares Hausgut

oder auch, als Quelle des nöthigen Unterhalts, als Fideicommiss des ganzen Staates zu betrachten; und Einziehungen (Confiscationen) von Privatgütern zur Strafe des Hochverraths und zum Lohne des Verdienstes gehn jetzt nicht mehr so leicht an, wie früherhin. Auch wird von bürgerlicher Seite oft die Erhebung in den Adelstand als eine Ehrenkränkung des Bürgerstandes angesehen und weniger durch Neid, als durch Misbilligung und Spott verbittert, zumal, wenn das Verdienst zweifelhafter Natur ist und vielleicht durch Thätigkeit für dynastische Interessen gerade in solchen Punkten erworben wurde, wo diese den volklichen entgegenstanden. Ein neugeschaffener Graf ohne Grafschaft würde in diesem Falle seine Standeswürde außerhalb des landesherrlichen Vorzimmers und Kabinettes bei seinen neuen Standesgenossen ebensowenig, wie bei den alten, geltend machen können.

Auffallend ist in Frankreich das schnelle Erwachsen eines zahlreichen kaiserlichen Hofadels, nachdem der alte der Bourbonen der neuen Dynastie entfremdet und überdieß der hohe Erbadel durch die große Staatsumwälzung theils deciniert, theils wenigstens seiner Güter beraubt worden war, deren Zurückerstattung nach mannigfachem Besitzwechsel wohl nur in den wenigsten Fällen noch möglich war. Von diesem Hofadel unterscheidet sich wenigstens durch seinen Ursprung der in den Kriegen der Napoleone erworbene Kriegsadel, ein Verdienstadel, welchen auch die kriegerische und ehrbegierige Nation fast ohne Unterschied der politischen Farben anerkennt und werth hält. In den meisten Fällen indessen erhielten bereits begüterte und dem höheren Adel angehörende Tapfre kein neues Land zum Lehen, sondern große Geldsummen nebst erhöhten und vollklingenden Titeln in partibus infidelium. In China fand sich Kaiser Wuwang (1122 v. C.), der Stifter der dritten Dynastie (vgl. Perty a. a. O. 248), durch Gründe der Selbsterhaltung veranlaßt, zuerst sich auf die Volkspartei zu stützen, darnach aber die Rechtsgleichheit des ganzen Volkes aufzuheben und einen Erbadel mit Vorrechten und Erbgütern zu gründen. Das alte römische Raubreich verfuhr bei seinen Landschenkungen an Feldherrn, Veteranen und Prätorianer in und außer Italien sehr einfach auf Kosten des Besitzes, der Freiheit und des Lebens der eigentlichen Besitzer.

Nicht bloß im alten Rom wurde die Kriegerkaste oft mächtiger, als der über allen Kasten stehende Fürst, der von Rechts wegen auch der Kriegsherr sein sollte. Nur die Priesterkaste war gewöhnlich gleich mächtig. Ihre Unterordnung unter das Königthum in Aegypten und China haben wir oben erwähnt. Das Christenthum hob sie auf, die christliche Kirche ließ sie wieder erwachsen; jedoch machten sich die griechischen Katholiken und die Protestanten, wenigstens grundsätzlich, wieder davon los. Die römische Kirche begründete ihre Kastensonderung durch das Cölibat und ersetzte ihre durch letzteres verneinte Erblichkeit durch die Knabenseminarien (vgl. u. a. „Süddeutsche Zeitung“ 1863 Nr. 349).

Die Stände des Kriegers und des Priesters (in engerem Sinne, als Gottesvertreters und Ceremonienmeisters, nicht als menschlichen Lehrers und Sprechers der Gemeinde) haben, so nothwendig sie auch (jedoch nicht mehr in strenger Kastensonderung) noch unserer Übergangszeit sein mögen, einen zwiefachen Landschaden gemein: daß sie dem Volke, aus welchem sie entsprangen, nicht bloß ungeheure positive Kosten verursachen, sondern auch unermeßlich kostbarere Arbeitskräfte entziehen.

Verständige Regierungen sind bemüht, besonders diese Negation möglichst zu mindern. So z. B. werden bei Secularisationen der Klöster und der geistlichen Orden diejenigen ausgenommen, welche sich dem Unterricht und der Krankenpflege widmen, und für letztere sogar auch unter den Protestanten Frauenorden gestiftet. Freilich aber bleibt in diesen beiden Fächern der selbe Geist wirksam, der die Staatsmacht eben zu jenen Secularisationen veranlaßte, und der durch die stärkere Hingebung des Individuums an seine Ordenspflicht nur äußerlich aufgewogen, in Wahrheit aber dem Staatszwecke und dem Volkswohl desto fremder und gefährlicher wird.

Im Soldatenstande wird eine ähnliche Verbesserung bewerkstelligt, indem er eine weit höhere allgemeine, namentlich auch wissenschaftliche, Bildung erhält und nicht mehr bloß dressiert, sondern vielmehr sittlich discipliniert, dazu auch in Friedenszeiten theils zu gemeinnützigen Arbeiten verwendet wird, theils Erlaubnis und Aufmunterung zu nützlichen und einträglichen Privatarbeiten erhält. Leider aber ist dieser Fortschritt

noch keineswegs allgemein. In vielen Staaten darf der Soldat des stehenden Heeres, als einer nur zur Blutarbeit (vorzüglich von einem französischen Despoten) geschaffenen Körperschaft, sich nicht zu bürgerlicher Arbeit außerhalb seines Standeskreißes herablassen. Die alten Römer dagegen ließen durch ihre Soldaten z. B. Straßen (wie unter Consul Flaminius 187 v. C.) und Schiffe (P. Corn. Nasica) bauen.

Die sittliche Stufe der Kriegführung selbst, die Steigerung und Milderung ihrer Unmenschlichkeit, die Entwickelung vieler thierischen Triebe und einiger edlen Menschenkräfte im Kriege bilden ein großes und meist sehr trauriges Kapitel, das theils zur chronologischen Sittengeschichte, theils aber auch zur ethnologischen Charakteristik gehört. Die abscheulichsten aller Gewaltthaten: die feige Grausamkeit gegen Wehrlose, Frauen, Kinder und Greise; die von den gebildeten Athenern nicht minder als von den rohen Römern geübte Zerstörung, Ausraubung und Ausmordung der schönsten Bildungsstätten; die barbarische Verwüstung Kanaans durch die Juden nach dem vorgeblichen Gebote ihres Nationalgottes; die Gräuel der Engländer in Spanien und Portugal in den napoleonischen und karlistischen Kriegen; die mongolischen Teufel und Teufelinnen in Ungarn im späteren Mittelalter — der Menschenfreund irrt zagend in allen Zeiträumen hin und her und hofft endlich nur noch auf die Vervollkommnung der Batterien, Monitors und andrer Mordwerkzeuge, die den begonnenen Krieg rasch beendigen, bevor seine Dauer mit jedem Tage mehr die Kriegenden an eigne und fremde Leiden gewöhnt und der Menschlichkeit entwöhnt. In der That scheint ein dreißigjähriger Völkermord mit seinen hundertjährigen Unheilsfolgen nicht mehr möglich. Die Feuerwaffen lassen zwar dem Muthe, aber auch der Rachsucht und Grausamkeit weit geringeren Spielraum, als das Handgemenge der früheren Kriege. Dazu kommt noch die anerkannte und durch das Wesen dieser Waffengattung selbst herbeigeführte höhere Bildung der Artilleriecorps in den meisten Heeren, die sie dem gebildetesten Bürgerthum nahe stellt und eine große Bedeutung, für die innere Politik zumal, gewinnen kann.

Leider zeigt sich in Deutschland weit mehr, als z. B. in England und in Frankreich immer noch das anachronistische Bestreben, den Kriegerstand kastenartig von dem Bürgerstande abzutrennen. Bei

geworbenen Heeren, sowie bei langjähriger Dauer der Dienstzeit (wie z. B. in Russland) würde dieses Bestreben nicht so widernatürlich erscheinen, als in Deutschland, wo mit wenigen Ausnahmen die Soldaten die Söhne des Volkes sind, in dessen Schooß sie nach wenigen Jahren zurückkehren, zeitweilig schon während der Dienstzeit, nämlich im „großen Urlaub“, während welches namentlich die Bauernsöhne an den heimischen Feldarbeiten thätigsten Antheil nehmen. Leichter wird in größeren Staaten diese Entfremdung durch die Entfernung der einzelnen Heerestheile aus ihren Heimatsbezirken möglich. Die entsittlichenden Wirkungen des gezwungenen Müßigganges im Frieden dehnen sich besonders bei Besatzungen größerer Städte auch auf andre Stände aus, vorzüglich auf die von ihren Familien entfernten und oft von ihren Herrschaften als sittlich gleichgültige Kaste behandelten Dienstboten weiblichen Geschlechts. Dazu werden namentlich die Kindermädchen am gewissenlosesten der lockenden Gelegenheit überlassen, das schwere Amt der Beaufsichtigung und ersten Erziehung der hoffnungsvollen jungen Bürgerschaft sich durch militärischen Beistand zu erleichtern. Freilich wägt sich der qualitative Schaden der jüngsten Staatsbürgerschaft dann einigermaßen durch den quantitativen Zuwachs auf, dessen kriegerische Natur nur deßhalb minder sichtbar wird, weil der Stand der Väter denn doch keine erbliche Kaste ist.

In Zeiten großer Völkerwanderungen, wo ganze Völker in langjährigem Kriegszustande sind und die ganze waffenfähige Mannschaft, nicht bloß ein Stand, unter den Waffen steht, wie z. B. bei den wahrscheinlich germanischen Bastarnen, wird es begreiflich, daß nur der Krieg als ehrenhafte Arbeit gilt und namentlich der Ackerbau verachtet wird. Das heimatlose, nur auf Wanderrasten verweilende Volk entschädigt sich für das verlassene oder verlorene Heimatsrecht durch ein wildes Naturrecht, sich von dem Acker oder wenigstens durch die Arbeitskraft der Besiegten zu nähren. Auf ähnlichem Wege entstand bei kriegerischen Erobervölkern in der neuen festen Siedelung das ausschließliche Recht der Waffenführung und Kriegspflicht gegenüber einer besiegten Mehrheit, wie z. B. bei Awghanen, Kurden und Turkomanen gegenüber der (beiden ersteren urverwandten) persischen Bevölkerung, die zwar nicht völlig zu eigenthumslosen Hörigen

herabgedrückt wurde, aber ihr altes Eigenland und ihren Fleiß doch zunächst zum Frommen des Siegers verwenden muß. Bekanntlich sind auch die christlichen Völker der Türkei als „Rajah" bisher von dem Kriegsdienste ausgeschlossen, soweit die Eroberer das Verbot durchführen konnten, dessen gesetzliche Aufhebung seit kurzem ausgesprochen, aber noch nicht ausgeführt wurde, weil beide Theile aus sehr verschiedenen Gründen das neugeschmiedete Schwert fürchten.

Der volkliche Grund jener Arbeitsscheue und der ausschließlichen Kriegerehre fällt fast ganz weg bei den Söldnerhaufen und Condottieri friedloser Zeiten, die in unerwünschtem Waffenstillstand Raub und Bettelei („Gartern") ehrenhafter hielten, als bürgerlichen Fleiß und Feldarbeit.

Einen Gegensatz zu den Völkern, die sich nur vom Kriege nährten, bilden die Militärkolonien mit Familien und Landbesitz an bedrohten Reichesgrenzen z. B. in Österreich und in Russland, die in beiden Reichen zwar meistentheils (namentlich in Kaukasien nicht ausschließlich) slawischen Stammes sind, aber nicht sowohl aus volklichen, als aus staatlichen und örtlichen Gründen gebildet wurden. Weit mehr volklichen Grund hatte die S. 211-2 erwähnte Bestimmung und Versetzung ganzer Völkerschaften zur Grenzwehr gegen andre Stämme, namentlich im römischen Reiche.

In solchen großen, aus verschiedenen Völkern zusammengesetzten Reichen hat die Politik der Herrscher bis heute die Verschiedenheit und Zwietracht der Stämme benutzt, um einen durch den andern im Schach zu halten, wobei denn auch jene Versetzungen vorkommen, zwar nicht ganzer Völkerschaften, aber der aus einem Stamm gebildeten Heerestheile in die Wohnsitze eines andern; ein ähnliches Verfahren erwähnten wir vorhin in Bezug auf die Entfremdung des Heeres von dem Volke.

Aber in viel häßlicherer Weise wird der Grundsatz: Divide et impera! ausgeführt, wo es nicht um die Erhaltung, sondern um die Schwächung und Zerstörung eines vielgegliederten Staates gilt. Die ebensowohl trennende wie einigende Neubelebung der „Nationalitäten" erleichtert dieses Bestreben. Freilich wird die Feuerschürung der Zwietracht zwischen den Stämmen, auch den Ständen und Confessionen

eines Reiches zu einem verhältnismäßig kleineren Unrecht für größeres Recht, wo der nicht künstlich neugeweckte, sondern geschichtliche Zwist nur durch die Auflösung eines Verbandes gelöst werden kann, der nur durch ungerechte Gewalt zusammengehalten wird.

Verschiedenartige Beispiele liegen nahe. Innere und äußere Feinde, fremde Herrschsucht und heimische Eifersucht reizen in Deutschland Norden und Süden, Protestanten und Katholiken gegen einander. Noch mehr leidet die Großmacht Oesterreich an alter volklich-religiöser Gliederkrankheit, und Russlands Boden erzittert von den vulkanischen Zusammenstößen feindlicher Elemente in Völkern, Bekenntnissen und Ständen. Weit sicherer und rascher aber naht das Ende der Türkei, dieses exotischen Monstrums, das nur die Zwietracht der Europäer und der Christen in die Kulturländer Asiens (Kleinasien und Syrien) und in Europa eindringen ließ und dort noch künstlich erhält.

Dort sollte die Eintracht europäischer Bildung und Menschlichkeit die Verschuldung jener Zwietracht sühnen, indem sie nicht etwa die Türken in den Bosporos würfe, sondern indem sie den Hat humayûn in verbesserter und vermehrter Auflage herausgäbe und seine Ausführung mit dem Schwerte in der Hand überwachte. Wir gehören überhaupt zu jener Fraction der Friedensfreunde, welche vorläufig in Waffen bleiben will, um die Friedensfeinde zu bekämpfen, damit einst Ein heiliger Glockenschlag mit Sicherheit das Ende des Krieges und die Einführung des allgemeinen Schiedsgerichtes unter den lebensfähigen Nationen verkünde. Desto schmählicher halten wir es, daß zwei „an der Spitze der Civilisation marschierende“ Völker, Engländer und Franzosen, den glaubensverschiedenen Stämmen in Syrien die Waffen lieferten und sie zu wechselseitiger Zerfleischung hetzten, um mit fremdem Blute eine Art diplomatischen Krieges gegen einander selbst zu führen.

Die Stammfehde unter den Semiten in Syrien beruht, soweit wir bis jetzt blicken, nicht auf ursprünglicher Stammverschiedenheit. Man nimmt im allgemeinen an, daß Bruderhaß der unversöhnlichste sei; nicht minder ist dieß der Glaubenshaß, der hier noch zu jenem tritt.

Bei andern Bürgerkriegen (innerhalb Eines Staates) wirken oft auch volkliche Gründe, wie z. B. bei dem fürchterlichen zwischen Christinos und Karlisten in Spanien der Gegensatz der Basken (freilich auch für ihre Fueros oder Sonderrechte) gegen die (romanisierten) Spanier. Unter dem gebildetesten Volke, den Griechen, war bekanntlich die Fehde zwischen den Ästen Eines Stammes an der Tagesordnung, immerhin also Stammfehde, aber auf geringem Raume und bei einem im ganzen nicht zahlreichen Volke. Die skandischen Stämme der Germanen waren oft einander blutig verfeindet, und noch jetzt haftet namentlich bei dem schwedischen Volke eine gewisse Verachtung gegen das dänische. Dieses vergißt vollends in seinem Hasse gegen die Deutschen mit Einschlusse der Nordfriesen die ursprüngliche Stammverwandtschaft.

Mit dem thierischen Hasse und allen nur den niedrigsten Bildungsstufen des Menschen anklebenden Leidenschaften muß allmählich auch der Krieg aufhören. Der langsame Gang der Bildungsgeschichte darf uns solche Hoffnungen nicht aufgeben lassen. Wir haben S. 306 nach dem Einflusse der sittlichen Bildung auf die kriegführenden Menschen gefragt und gleichsam den Teufel selbst in der Noth zu Hülfe gerufen, indem wir in der Vervollkommnung der Zerstörungswerkzeuge ein Vorzeichen des Weltfriedens suchten. Diese Vervollkommnung selbst gehört schon einem höheren Grade der Bildung an, aber nicht der sittlichen, sondern nur der intellectuellen, die oft lange neben der sittlichen herschreitet, bis sie in den Dienst derselben tritt. Sie hat schon in frühen Bildungszeiträumen, die noch nicht im Ernste an den ewigen Frieden dachten, die Kriegführung selbst in die Gebiete der Kunst und der Wissenschaft erhoben, deren ärgster Feind sonst der Krieg ist; wir werden bei der Geschichte der letzteren diesen Gegenstand wieder berühren. Unsere vorhin für die Artillerie gemachte Bemerkung entspringt aus der Überzeugung: daß Wissenschaft und Bildung sich für den Zwang, der sie in den Dienst ihr entgegengesetzter Mächte, wie des Krieges und des Aberglaubens, gebracht hat, durch die allmähliche Unterwühlung dieser Mächte rächen.

Je mehr die Menschheit sich erhebt, um so mehr auch verliert sie die Neigung zu unorganischen Sonderungen, wie wir schon

bei mehreren Gelegenheiten bemerkten. Organisch gesonderte Kasten kennt der Thierstaat der geselligen Insekten, wie: Königin oder Weisel, Krieger, Arbeiter und endlich Drohnen, die nur eine sexuelle Arbeit haben und nach ihrer Verrichtung das Schicksal der Buhler der französischen Königin im Thurme von Nesle theilen. Halborganisch, vom Standpunkte der niederen Menschennatur aus gesehen, ist der aus dem Unterschiede der Stämme entstandene der Kasten. Aber der völlig rechts-, gesetzes- und sogar (gesetzlich) kasten-lose Mensch, sei es der Einzelne durch (relative) eigene Schuld, oder das Sammelwesen eines ganzen Volksstammes, in welchem das Schicksal der Voreltern forterbt, und ebenso der Sklave, sind Wahrzeichen einer nicht sowohl niedren als kranken Gesellschaft, mag sie nun aus brahmanischen Indern, aus feinsinnigen Athenern oder aus amerikanischen Pflanzern und Cottonlords bestehn. Sie muß gewöhnlich erst lange an solchen Krankheiten leiden, bevor sie deren Ursachen entdeckt, und dann noch einmal lange, bis sie diese abschafft, oft erst nothgedrungen und gezwungen, seltener durch sittlich freien und edeln Entschluß. Die katholische Kirche des westeuropäischen Mittelalters eiferte vergeblich gegen den im Mittelalter zur Sitte gewordenen Sklavenhandel, bis die Sitte und die Gesammtbildung selbst, langsam genug, ihn aufhob. Aber mitunter wurde die Religion selbst zur Beschönigerin des schändlichen Handels, dessen Ertrag noch im 18. Jahrh. in Westindien geistliche Mitglieder der protestantischen Society for propagating Christianity zu Missionszwecken verwendeten (Norris bei Perty a. a. O. 165). Freilich wurden auch die bekehrten Indianer in Südamerika so ziemlich zu Leibeigenen ihrer Bekehrer, wie wir schon früher andeuteten. Wir finden neuestens noch bei Waitz (nach Solorzano u. A.) a. a. O. IV 493 empörende Belege dieser Thatsache. Ja die Priester in Peru, welchen das Concilium zu Lima das Halten und Vermiethen von Sklaven untersagte, waren frech genug, gegen diesen Ausspruch an den Papst zu appellieren!

Die indischen Kastenlosen sowie die schon erwähnten Cagots in Frankreich und ähnliche Volksklassen in Spanien wurden aus halb ethnischen, halb religiösen Beweggründen ausgestoßen. Über diese „Races maudites“ hat Fr. Michel ein reichhaltiges Werk

geschrieben, das jedoch nur unvollkommen das Dunkel ihres Ursprungs zu erhellen vermag. Im alten Griechenland, besonders in Athen, auch in Rom stießen Bürgerzwist, Herrschsucht und Rachsucht der Parteien eine Menge Unterliegender, oft der edelsten Bürger, ins Elend und verfolgte die Unglücklichen von Staate zu Staate. Dagegen gesellt sich oft zu dem politischen Banne auch der ethnische des Volkskriegs, wie z. B. bei der polnischen und der schleswig-holsteinschen „Emigration" unseres Jahrhunderts.

Der zahlreichste und verbreitetste der verjagten und vaterlandslos gewordenen Volksstämme ist der der Juden. Theils seine inneren, ethnischen Eigenschaften, theils und noch weit mehr seine äußeren Schicksale haben ihn meistentheils, mit einigen Ausnahmen der Zeit und des Ortes, bis auf die neueste Zeit, den races maudites angereiht, und selbst manche Vorrechte verdankt er diesem Unrecht. Der Ethnologe hat sich bei seinem Urtheile über die Juden vor der häufigen Verwechselung seines Standpunktes mit dem rein socialen zu hüten und die Stammesmerkmale von den Folgen der bürgerlichen, geselligen und religiösen Sonderung zu unterscheiden, zugleich aber ihre Wechselwirkung zu untersuchen.

In Dunkel gehüllt bleibt der Grund und die Zeit der Verstoßung der Zigeuner aus ihrer indischen Heimat. In allen ihren späteren Wohnsitzen und Wanderhalten dauert ihre ethnische Sonderung fort, nicht bloß von den umgebenden Völkern, sondern auch von Schicksals- und Schuld-genossen, deren socialen Bann sie theilen, und in deren kastenhaft abgeschlossene Körperschaften sie nur einzeln eintreten, wie von den Dieben und Bettlern in London und Paris, von den Gaunern Deutschlands und Spaniens. Wir haben bereits bei der Sprache dieser sehr gemischten Gesellschaften gedacht, sowie mehrfach auch eben der Zigeuner, die in neuerer Zeit auch nach oben häufiger aus ihrem Volkskreiße heraustreten. Nur wenige ihrer indischen Wörter giengen örtlich in den Jargon der Gaunerschaften über, wie z. B. der „chourineur" (von zigeun. čŭri Messer) der Mistères de Paris diesen französierten Beinamen mittelbar aus Indien erhielt. In Russland erhob Schönheit und Kunstbildung Zigeunerinnen zu legitimen Gattinnen hoher Adellichen. Im Großherzogthum Hessen

sind die gemischten und in angesehene Familien zertheilten Nachkommen einer Zigeunerfamilie, die sich um einen Landgrafen verdient gemacht hatte und desshalb bei einer allgemeinen Verbannung des Völkchens Seßhaftigkeit und Bürgerrecht im Staate erhielt, noch an der Complexion kenntlich, und haben sogar mitunter noch einige harmlose Kunststücke als Familienüberlieferung behalten. Minder legitimer Art mochte der ganz hellfarbige Säugling einer braunen Hessin von indischem Vollblute sein, als dessen Vater sie selbst auf Befragen des Referenten einen „Parno" (Weißen, ein reines Sanskritwort) nannte. Man sagt den Zigeunern, die an eigenen Kindern gewöhnlich nicht arm sind, den Hang nach, Kinder der Weißen zu entführen und als die ihren aufzuziehen, auch ohne einen besonderen eigennützigen Zweck damit zu verbinden, vielmehr unter eigner Gefahr. Sonst ist oder war Kinderdiebstahl zu frevelhaften Zwecken bei fahrenden Leuten eben nicht selten.

Wohl die tiefste Sprosse dieser unerfreulichen Leiter nimmt die formlose Grundsuppe der Bevölkerung großer Städte ein, der Pöbel, welcher aber wiederum außer seinem häßlichen Gemeingut bedeutende Unterschiede nach Orten und Volksstämmen zeigt. So die trägen, genügsamen und doch genußsüchtigen Lazzaroni Neapels, die ihren Königen gegen das Recht der Reichenplünderung ihren Legitimismus zur Verfügung stellten; der rohe und plumpe „Mob" Londons; der gleich rohe und dabei gewaltthätige und boshafte Pöbel Kopenhagens; der freche, trunksüchtige, aber in seiner Weise gewerbfleißige und witzige Berlins; die muthwilligen, flinken, krawalllustigen und dabei oft ritterlich furchtlosen Gamins von Paris; die scheußlichen, herzlos-gewaltthätigen, oft verlebten und den begüterten Klassen angehörigen Rowdies der nordamerikanischen Großstädte, welche häufig auch in ethnischem Gegensatze angelsächsisches Faustrecht gegen die „damned Dutchmen" üben, sich indessen von dem nicht viel besseren irischen Pöbel dieser Städte streng unterscheiden. Ähnlich gesetzlose Massen bilden sich in Kriegen und Umwälzungen, wie die Marodeurs überhaupt, die entsetzlichen „Einheizer" in der großen französischen Staatsumwälzung, und auf Seiten der Besiegten Räuberbanden, unter welchen die Banditi das italienische Merkmal ihres

Ursprungs behielten als Verbannte. Sie hatten nicht selten hohe Protektoren hinter den Coulissen, wie ihre heutigen Standes- und Stamm-verwandten, die Briganti. Die Gestalt der Bande erhebt die Gesetzlosigkeit zum Gesetze und entwickelt sogar heroische Tugenden zum Entzücken der romantischen Schule. Das Gegenstück der italienischen Banditi sind die südslawischen Uskoken, jedoch mehr volklicher Art und Gestaltung. So noch mehr die griechischen Klepten (Klephten), die ursprünglich die Volksrache an den türkischen Unterdrückern übten und von den wüsten und grausamen Räubern ohne politische Bedeutung zu unterscheiden sind, besonders von den Seeräubern, auf welche wir noch beim Handel zu sprechen kommen.

In Westindien werden die Neger, die sich der „gesetzlichen" Sklaverei durch die Flucht entzogen haben, zu außerhalb jedes Gesetzes stehenden Maroons, einst gefürchteten Räubern und Feinden der weißen Pflanzer ohne Unterschied der Abstammung. Seitdem sie nicht mehr mit Bluthunden gejagt werden, haben sie sich namentlich auf niederländischen Inseln in friedlichen Walddörfern angesiedelt, in scheuer Entfernung von den Weißen, unter eigenen Häuptlingen und Gesetzen oder Gewohnheiten.

Das vielgerühmte Mittelalter erzeugte namentlich in Deutschland eine Menge ganz oder halb ausgestoßener, wenigstens abgesonderter Klassen des Volkes oder vielmehr der Gesellschaft; z. B. die fahrenden Leute im Allgemeinen (diu varnde diet, daz varnde volc), die Vorfahren der späteren und noch heutigen wandernden Spieler (wie noch jetzt im Volke die „Schauspielerbanden" heißen), Spielleute (noch jetzt, im engeren Sinne als die spilliute des Mittelalters, die Wandermusikanten), Drehorgler und Morithätensinger, Akrobaten und Equilibristen (vulgo Seiltänzer u. s. w.), Gratulanten, Magier, Schüler, Bettelstudenten und andrer Professionsbettler, abgedankten Soldaten, Abgebrannten, Kranken und Krüppel; auch die „guten", d. h. leibeigenen, armen und kranken, Leute (guote liute, woher noch die zahlreichen „Gutleuthöfe"). Daß aber ein deutscher Kaiser die, seinem Einzuge zu Ehren aus der Stadt verwiesene, galante Frauenschaft in seinem Gefolge wieder einführt, kommt heuer nicht mehr vor.

Der Müßiggänger ist immer ein Schmarotzer der Gesellschaft und lebt auf ihre Kosten, sei es als arbeitsfähiger, aber arbeitsscheuer Bettler, oder als paradierender und spazierender Tagedieb mit vollem oder leerem Beutel, als courfähiger und courmachender Dandy, der jeden lieben Tag Zeit zu dreimaliger Toilette hat, aber sich häufiger mit Patschuli, als mit reinem Wasser, salbt, der lispelnde Hofschranze des Fürsten und der stimmgewaltige des souveränen Volkes. Gegen all solchen Müßiggang können bessere Verfassungen und Gesetze nur Palliative verordnen, gründliche Heilmittel nur der allmähliche Fortschritt der Sitte, der die Arbeit adelt und den Müßiggang ehrlos erklärt und selbst den vielgeschäftigen (πολυπραγμοσύνη) dem Spotte preisgibt.

Äußere Volksthätigkeit.

Gerne gehn wir von diesem negativen Hauptstücke zu dem positiven der **Volksthätigkeit** über, mit welcher der **Volkswohlstand** und die **Volksbildung** in Wechselverbande stehn. Auch hier, wie bei unsern meisten vorverhandelten Kategorien, tritt die Stammverschiedenheit der Anlagen im Laufe der Zeit ziemlich weit zurück hinter den Einflüssen der zeitweiligen Landesnatur und der allumfassenden Dehnbarkeit und Bildsamkeit der gesammten Menschennatur.

Von Himmelsstrich und Klima, Bodenbeschaffenheit, vorhandenen Lebensmitteln und Arbeitsgegenständen, Flora und Fauna hängt zunächst die Thätigkeit der Völker ab. Mit ihrer Entfaltung zur verständigen und freiwilligen Arbeit beginnt erst das gesunde Volksthum. Zu dieser und den mit ihr verbundenen Erfindungen führt anfangs die Noth und der Kampf gegen die gefährlichen Naturgewalten, im kälteren Norden, auf wenig fruchtbarem Boden, in Nildeltas und Hollanden, die dem Wasser einst abgerungen wurden und dieses Elementes ebensosehr bedürfen, wie sie seiner Übermacht steuern müssen. Die mäßige Arbeit steigert den ganzen Organismus; die gleiche indianische Rasse Brasiliens versumpft im Überflusse der Ebene, und wird im Berglande kraftvoller und verständiger, und Ähnliches sehen wir an tausend Orten.

Aber das Übermaß der Arbeit, welche die eigene Noth des Arbeiters nicht bewältigen kann oder für fremde Noth und Üppigkeit Frohndienste leisten muß, erdrückt allmählich den Arbeiter und selbst ganze Völker.

Man nimmt gleiche (oder doch ähnliche) Bildungsperioden der Völker an, die jedoch je nach ihrer Stammesnatur sich schneller und vollständiger entfalten, und mit welchen zugleich auch die Bedürfnisse der Völker (zunächst der selbständigeren und mündigeren Volkstheile) sich steigern. Wir haben bereits o. S. 222 unsere Besprechung der äußeren Lebensweise, zunächst der Nahrung, durch einen kurzen Abriß dieser Bildungsperioden eingeleitet und dabei den nothwendigen Einfluß der Beschäftigung und der ihr zu Grunde liegenden äußeren Umstände und Zustände auf den Charakter oder Volkssinn angedeutet. Unser Weg führt uns aufs neue in die damals betretenen Gebiete zurück, und unsere Leser werden uns hoffentlich ohne die Anklage müßiger Wiederholung folgen.

Ohne Zweifel war der erste Haushalt des Menschen wolfeil, mühelos und einfach, jedoch auch nicht einmal am ersten Tage seiner generatio aequivoca (ex ovo oder nicht) ganz bedürfnislos. Die alten Juden setzten dem ursprünglichen mühelosen Pflanzengenusse (Genesis I 29) den mühevollen Ackerbau, den auch der verfluchte Kain ergriff, als eine Sündenfolge entgegen (Ebds. III 17. IV 2.). Alle Rassen mögen in ihren ersten Nestern das Frühstück ihres Lebensmorgens in der Pflanzenwelt, vielleicht auch in einem dem Dotter oder der Milch verwandten Manna der mütterlichen Erde, gefunden haben, bevor die Entwickelung ihres Baues und ihres Appetits ihre Lippen mit dem Blute ihrer Opfer befleckte. Noch längere Zeit vergieng, bis der aus dem warmen Neste Ausgeflogene nicht mehr an der eigenen Haut zur Bedeckung genug hatte und die des erjagten Thieres darüber zog. Nach der jüdischen Legende jedoch (Gen. III 21) machte Gott selbst schon dem ersten Paare Kleider aus Fellen.

Zwischen beiden Zeiträumen mochte der der Zweighütte und der oben S. 231 ethisch und ästhetisch gedeuteten, geflochtenen (Genes. III 7) Blätterschürze liegen, mit welchen bereits der Kunstfleiß begann, von dem selben Naturtriebe geleitet, der die unter dem Menschen stehenden Thiere Nester und Lager bauen lehrte, so

gewis ihn die gleiche Natur umgab. Sein nackterer, unbeschützterer Körper ließ ihn vermuthlich schon schneller die Glut der ersten Mittagssonne, den kalten Thau der ersten Nacht empfinden, sein geistigerer Sinn den ersten Schutz gegen thierische Feinde erfinden. Nur freilich mochte schon damals der einzelne Mensch langsamer reifen, als das Thier für sein nach Dauer und Entwickelungsfähigkeit soviel enger begrenztes Leben.

Früh genug muste nun der Mensch die Herrschaft über alle Naturreiche suchen, um nicht von ihrer sinnlichen Lebensfülle überwuchert und erdrückt zu werden. Jene Paradiese lagen zwar, wie wir o. S. 16 bemerkten, schwerlich in tropischen Zonen, deren Wesenüberfluß selbst in der Pflanzenwelt zur Selbstbewältigung Schmarotzer- und Schling-pflanzen bis zur unheimlichen „Mörderschlinge“ hinauf erzeugt. Aber die Hochebenen, auf welchen wir jetzt ihre Stätten suchen, mochten doch damals noch nicht so hoch, mit so gemäßigter Temperatur und Triebkraft, über den feuchten heißen Gründen einer Erde emporragen, die auch nach der ersten Menschenschöpfung noch häufigere und heftigere Kämpfe mit Seen und Wolken zu bestehn hatte, als in späteren Zeiträumen.

Dem Ackerbau, der die erste höhere Bildungsmarke ausmacht, giengen auf der dichtbewaldeten Erde die Zeiträume voraus, in welchen die freiwilligen Gaben des Bodens unmittelbare Nahrung gewährten. Wir äußerten S. 222 die Vermuthung, daß der Mensch das Thier anfangs nur zur Abwehr erschlug, bevor die Entwickelung seiner leiblichen und geistigen Natur, verbunden mit dem Gefühl und der Übung seiner Kräfte, ihn erst zur Jagd und später zur Zähmung und Züchtung des Thieres führte. Die jüdische Anschauung kehrt das Verhältnis um. Schon Adams Sohn Abel ist nicht bloß Hirt, sondern schlachtet auch schon, schwerlich bloß zum Opfer Gottes, wird aber selbst das erste blutige Opfer menschlicher Leidenschaft durch den (schon jetzt den Ackerbau treibenden S. 316) Bruder, der doch Gott nur ein unblutiges Opfer brachte, welches aber Gott selbst nicht genügte. Auch Noah opferte Thiere. Nimrod dagegen, der erste Jäger und Landherr, gehört schon dem nachflutlichen Stamme der Chamiten an (Gen. IV 3 ff. VIII. 20. X 8 ff.).

Die ersten Jäger mochten ihre Kunst zum Theil den Raubthieren ablernen, deren einige (canis, felis, später auch Vögel) der Mensch dann später zu seinen eigenen Jagdjunkern bildete. Erst unsere menschlichere Zeit verliert den Geschmack an der ältesten der noblen Passionen, deren häßlichster Auswuchs die berüchtigten Treibjagden sind. Solange indessen der Mensch selbst noch jagdbares Thier ist und für gelungene Menschenhetzen Dankgebete und Lobgesänge zu den Kirchenhimmeln emporsteigen, hat selbst der schuldloseste Hase noch kein volles Anrecht auf ruhigen Tod. Freilich wird auch in Elihu Burrits goldenem Zeitalter, trotz Brahmanen und Vegetarians, der Jäger nur verschwinden, um dem nicht eben sentimentaleren Fleischer Platz zu machen.

Übrigens gewinnen bei diesem Fortschritte der Menschlichkeit, welche die Erregung der Mordlust bei dem Jäger und die Vorqual des Todes bei dem geängstigten Wild in die überwundenen Zeitalter der Barbarei verweist, die verzehrenden wie die verzehrbaren Wesen auch an dem physischen Behagen und der regelmäßigen Ausführung der beiderseitigen Lebensaufgaben, welche die Aera des ewigen Friedens von der der aufregenden und diätwidrigen Leidenschaften unterscheiden. Das Schlachtvieh auf üppiger Weide oder in ruhiger Stallfütterung ahnt nicht, wie einst die zum Opfermahl gemästeten Menschen bei alten europäischen und amerikanischen u. a. Völkern, den Zweck dieser sorgsamen Pflege. Die Bewohner der Karpfenteiche sehen in dem fütternden Menschen nur den Freund; und höchstens erhalten noch einzelne Hechte in ihrer Mitte, die Jener als Wächter gegen Übervölkerung anstellt, eine schwache Tradition alter Angst und Noth lebendig. Die Vögel freilich, soweit sie noch nicht als Hausthiere den Flug verlernt und die Menschen denselben besser erlernt haben, müssen das Recht auf ihr unbegrenztes Element durch die Pflicht erkaufen, sich jagen und todtschießen zu lassen, sogar die halbgezähmten Fasanen, die ihre feigen und trägen Jäger doch erst an Begrenzung und Frieden einer eigenen Häuslichkeit gewöhnt haben. Doch haben auch sie schon Viel gewonnen, seitdem an die Stelle der Falkeniere die „Hühnerologen“ getreten sind und die meisten Geschlechter ihrer eigenen Raubritterschaft aussterben, weil der Mensch ihre Concurrenz nicht mehr duldet.

Wir haben bereits auf die charakteristische Vereinigung von üppiger Schwelgerei und roher Grausamkeit bei den alten Römern aufmerksam gemacht, und erinnern bei dieser Gelegenheit an ihre, noch entsetzlicher, als von den heutigen Abyssiniern, geübte Ausschneidung lebenden Thierfleisches u. dgl. (s. Böttigers Kl. Schriften von Sillig III 225 bei Klenke, Allg. Culturwissenschaft I 156 ff.); sowie an ihre, das Menschenfleisch als feinste Mast (vgl. o. S. 224) verwerthende, Muränenfütterung mit lebenden Sklaven — immer noch menschlicher, als die Aussetzung ausgedienter Sklaven zum hülflosen Hungertode auf einer Tiberinsel. Wie überhaupt dieses Kapitel mit dem von der Nahrung und dem (physischen) Geschmacke zusammenhängt, kommen wir hier auf den zu allen Zeiten vorkommenden, aber von jenen Muränenfütterern nicht getheilten, Widerwillen des Menschen und selbst vieler (fleischfressenden) Raubthiere gegen die meisten fleischfressenden Thiere als Nahrung. Diese werden dadurch zum Gegenstand eines, mit der ersten Nothwehrjagd begonnenen, Vernichtungskrieges, gegen welchen Menschlichkeit und Mitleid Weniger einzuwenden hat, mit dessen Schlusse aber auch die Ritterlichkeit, die Kraft und Muth nährende Natur der Jagd zu Ende geht. Mit dem letzten Löwen in Algerien u. s. w. verschwindet auch der letzte der kühnen Löwenjäger, mit dem wahren Wild die wahre Jagd überhaupt, und jene leidenschaftlose Zucht und Mästung tritt an ihre Stelle. Aus der berechnenden Schonung des Thierzüchters, wie des Sklavenzüchters, erwächst allmählich wenigstens die Gewohnheit der Menschlichkeit, die endlich nicht bloß das berüchtigte Nudeln der Gänse abschafft, sondern auch königliche und kaiserliche Stallungen mit so menschlichem Comfort einrichtet, daß jedem Bewohner derselben „nur noch das Sopha fehlt“. Der widerlichste Gegensatz zu diesem conservativen Verfahren ist die feige Strychnin-Vergiftung der Thiere durch die Pelzjäger in Labrador, welche zugleich die Hauptquellen für die Selbsterhaltung der Ureingeborenen zerstört.

Jägervölker und Nomaden bedürfen weiten Raumes für Mensch und Thier, wie er jetzt auf der dichter bevölkerten Erde nicht mehr häufig ist. Vor Zeiten ritten und fuhren solche wandernden Völker auch in Europa, besonders auf den weiten Ebenen und

„Pusten" der Donauländer und des jetzigen Russlands, welche jetzt noch zum Theile ungeheure Herden unter halbwilden Hirten durchschweifen. Erst in Folge gewaltsamer Umgestaltung nahmen in vormals menschenreicheren Ländern Europas Herden überhand (vgl. o. S. 136), von Ziegen in Griechenland, von Schafen in Hochschottland und wohl auch in Spanien, sowie von Büffeln im römischen Gebiete. In beiden Amerikas zeigen sich mehrfach einander entgegengesetzte Erscheinungen. Die wilden Büffelschaaren Nordamerikas verschwinden immer rascher theils vor jener ungezügelten Jagdlust der Ureinwohner, theils, mit diesen, vor dem Andrange der weißen Rasse. In Südamerika dagegen haben sich die aus Europa eingeführten Thiere auf günstigem Boden zu mehr und minder verwilderten Massen vermehrt, mit deren Dasein und Lebensweise das verwandte der spanischen und halbindianischen Gauchos solidarisch verbunden ist.

Überall wiederholt sich die Wahrnehmung, daß die Naturanlagen und Neigungen der Völker unvermerkt mit den Einwirkungen verwachsen, welche die wechselnde Beschaffenheit ihrer Wohnplätze und, in gewaltsamerer Weise, Umwälzungen in der äußeren Natur und in der Menschenwelt auf sie üben (vgl. o. S. 212 ff.). Freilich läßt die Macht der Trägheit und der Gewohnheit den Bauernstand wie andre und ältere Nährstände und ganze Völker gewöhnlich nur langsam vorschreiten. Ein Aufsatz „über Bevölkerung und Bodencultur" in „Unsere Tage" 1863 Nr. 51 macht darauf aufmerksam: daß Jäger- und Fischer-bevölkerungen unsägliches Elend ertragen, bevor sie „aufs Anpflanzen kommen". Die rechtliche Ungewissheit der Weidegrenzen läßt Nomaden leicht in Krieg gerathen und hält (jedoch auch gewohnte Sorglosigkeit und unterthierischer Genuß der Gegenwart, wie wir glauben) z. B. türkische und mongolische Steppenbewohner vom Heumachen ab, so daß sie im Sommer Übersättigung, im Winter Hunger haben. Noch rohere und dünnere Bevölkerungen, wie z. B. in Feuerland, Vandiemensland, Hudsonsbay, hungern häufig trotz des weiten Raumes, der sie nähren könnte. Die elende Lebensweise läßt wiederum die Menschen in Qualität und Quantität verkümmern und verschrumpfen. Der Körper wird immer magerer und

schwächer, die Ehen weniger fruchtbar, die Sterblichkeit im Kindesalter nimmt zu, und endlich macht die Noth selbst den Kinder- und Greisenmord zur Sitte, wie wir schon S. 210. 247 ff. bemerkten.

Daß ganze Völker dem Ackerbau oblagen, erlaubte in alter Zeit der allgemeinere Kriegszustand nicht, welcher das Schwert neben dem Spaten und der Pflugschaar zu führen gebot und nur in idyllischen Dichtungen jenes in diese umschmieden ließ. Der glückliche Krieg brachte ackerbauende Sklaven ins Land; der unglückliche aber, auch wo nicht das ganze Volk und Land in Feindeshand gerieth, überließ vollends die Feldarbeit den zurückgebliebenen Invaliden, den Greisen, den Jungen und den Frauen. Die Entvölkerung durch Kriege, auch durch siegreiche, bei welchen aber die beste Volkskraft in Waffen bleiben muß, übt auch eine noch unmittelbarere Einwirkung auf das Volk, die in neuester Zeit namentlich in Frankreich hervortreten soll. Die daheim bleibenden Männer sind vorzugsweise kriegsuntüchtige, schwache, an Körpermängeln leidende; und ihre Kinder und Kindeskinder erben ihre Schwächen in wachsendem Maße von Geschlecht zu Geschlecht. Die alten Spartaner gaben deßhalb kräftigen Kriegern zeitweiligen Urlaub, um daheim ein gesundes Geschlecht der Parthenier (Jungfrauensöhne) ins Leben zu rufen.

Ein Anderes war es, wo ganze ackerbauende Kasten, wie die indischen Waischjas, von der schwertführenden ebensowohl auf diese Beschäftigung beschränkt, wie in derselben geschützt wurden. In ähnlichem Verhältnisse fanden wir oben die persischen Tadschiks. Zur rechten Ehre aber gelangte der Ackerbau nur, wo er von ganz freien Händen getrieben wurde, wo ein Cincinnatus vom Pfluge zu den höchsten Staatsämtern berufen wurde und immer wieder in sein thätiges Stilleben zurückkehrte. Überhaupt widmeten die alten italischen Völker dem Ackerbau Pflege, Achtung und religiöse Schutzwehr, lernten aber noch Manches in späterer Zeit von den Galliern, die wir namentlich aus Plinius d. Ä. als vielseitig gebildete Landwirthe kennen lernen. Wir fanden schon oben Anlaß zu diesen Bemerkungen und wiesen auch auf die alte Neigung der Slawen zum Ackerbau hin. Ebenso auf die Gegensätze unter den Germanen, die in verschiedenen Phasen ihrer Geschichte erst als Verächter des Ackerbaus,

als erobernde fruges consumere nati, als Verzehrer fremdes Erbes und Erwerbes auftreten, dann als gesetzgebende Eroberer, die nur einen Löwenantheil am Lande in Anspruch nehmen, aber auch die Arbeit nicht ausschließlich den Besiegten überlassen. Die Betheiligung germanischer Hände dabei ist noch nicht hinlänglich deutlich. Jene zahlreichen germanischen Namen der Polyptychen (o. S. 37) neben wenigen fremdartigen deuten auf eine örtlich gedrängte ackerbautreibende Bevölkerung germanischer Abstammung, die weder aus bloßen Hörigen bestand, noch auch ein volles Eigenrecht auf das von ihr bebaute Land hatte. Schärfere Untersuchung muß noch ergeben, ob die Mehrzahl dieser Namen andern germanischen Stämmen angehörte, als dem herrschenden, z. B. dem sächsischen gegenüber dem fränkischen. Erst spät erwuchs unter den ungemischteren Massen der einzelnen Stämme im eigentlichen Deutschland ein freier Bauernstand, der bald und oft genug zur misera contribuens plebs herabgedrückt wurde und endlich im wilden Kampfe für seine Grundrechtsartikel in einer Zeit unterlag, in welcher seine innere Erhebung durch die Kirchenverbesserung begann. Damals, wie heute, wurde der berechtigte, aber die Dämme der Gesellschaft bedrohende Drang nach Freiheit und Rechtsgleichheit zum spectre rouge, das selbst einen Luther, der die hörige Laienschaft zum stimmfähigen Volke erhoben hatte, in die Reihen der Gegenrevolution hinüber scheuchte.

Die Nachwirkungen verschwanden langsam. Wir haben in dem Hauptstücke von den Ständen auf den eigenthümlichen Gang aufmerksam gemacht, welchen die Entwickelung des Bauernstandes in neuester Zeit macht und der seine Grenzen mannigfach verschiebt. Zugleich scheint die Entwickelung des Ackerbaus selbst, an der Hand der Erfahrung, der Naturwissenschaften und der technischen Erfindungen, in umgekehrtem Verhältnisse zu der Anzahl der ackerbauenden Hände vorzuschreiten. Dadurch wird ein unermeßliches Kapital von Arbeitskräften für andere, materielle und geistige, Gebiete frei; und die Zukunft wird nicht sowohl ackerbauende Völker, als ackerbauende Bezirke aufweisen. Die Fruchtbarkeit der letzteren begründet ihre Bestimmung und verringert ihren Umfang, je stärker sie ist und je fleißiger sie von geübten Händen ausgebeutet wird, deren Zahl wiederum

durch die erwähnten Hülfsmittel verringert wird. Wichtig genug für den kleinen Planeten, der immer sparsamer mit seinem Raum und mit den Kräften seiner Bewohner haushalten muß!

Auf den Charakter der Arbeit und der Arbeiter muß die innere Verschiedenheit des Landbaues schon nach seinen Erzeugnissen und ihrer Verwendung verschiedenartigen Einfluß üben, aber auch nach Maß und Gattung des Besitzes und der Arbeit. Es ist wahrlich nicht Einerlei, ob das Land Korn- und Wurzel-früchte, Gartengewächse und Obstbäume, Wald, Weinreben, Farbkräuter, Ölpflanzen im rosenduftenden Osten, wie im prosaischer riechenden Abendlande, Lein, Hanf und Baumwolle, Maulbeerbäume für Seidenzucht, Runkelrübe (l'avenir de la France est dans la betterave! rief einst ein französischer Nationalökonome aus) oder Zuckerrohr, Thee oder Kaffee, Mohn zu Opium, Tabak, Blumen für den höheren Sinnengenuß, wie für die Laune und Speculation des holländischen Tulpenzüchters u. s. w. trage. Es ist nicht Einerlei, ob der besitzlose Sklave, der arme Tagelöhner, der karg besoldete Schulmeister neben seiner Jugendpflanzschule das Land bebaue, oder ob dieß der behäbige Bauer thue, und gar der große Gutsbesitzer, oder der nicht an eigenen Boden gefesselte Pachter und der Gutsverwalter lebender oder todter Hand; ob der reine Praktiker, welcher mit gleicher Berechnung und Empfindung die blühende Saat des Frühlings und die gereifte der Erntezeit, den selbsterzeugten Dünger und den exotischen Guano, die köstlichste Weinlese und die Branntweinbrennerei für Menschen und Vieh betrachtet, oder ob der botanische Forscher oder der kunstsinnige Landschaftsgärtner thätig sei — wir geben nur einige Beispiele unsäglicher Mannigfaltigkeit, um ihren Einfluß auf Leib und Seele, Wohlstand, Behagen, Sitte, Verkehr und Bildung anzudeuten! Nur auf wenige Einzelheiten wollen wir noch eingehn.

Wenn der Winzer (wie schon S. 230 bemerkt) im Allgemeinen für leichtblütiger und beweglicher gilt, als der Ackermann, so liegt dieß weit weniger in der Einwirkung des Weingenusses, als in dem, bei dem Weinbau vorauszusetzenden, wärmeren, aber doch nicht drückend heißen Klima; sodann aber auch in der Natur des Weinwachses, der viel häufigeren und jäheren Wechsel der fetten und der mageren Jahre

21*

hat, als die Feldfrüchte, und der auch rascheren und mannigfacheren Handelsverkehr erfordert, als das Getreide. Demeter muß ihr Kind in der Unterwelt suchen, Bakchos zieht mit jauchzendem Gefolge nach dem ewig sonnigen Osten. Freilich Wein= und Kartoffel=krankheit, Wein= und Korn=händler, Moststeuer und Ackerzins und andre Sorgenverwandtschaft sind beiden Erwerbsklassen gemein.

In Sitte und in Politik ist der Landmann „conservativ"; noch mehr pflegt dieß der Forstmann zu sein, jedoch nicht aus ganz gleichen Gründen. Wir meinen aber auch hier nicht den mit Jenem einigermaßen gleichartigen Waldmann, weder den Jäger in den verschwundenen Urwäldern des alten Europas und in den verschwindenden der neuen Welt, noch auch den Holzfäller und Köhler, den Holzschnitzer und den Fabrikanten in unsern wenigen heute noch holzreichen Bezirken; sondern den Forstwirthschafter in den abgeholzten Kulturländern der Gegenwart, einen Stand, der seine früheste und beste Schule in Deutschland gefunden hat.

Nicht bloß der verantwortliche Wart des fiscalen oder feudalen Forstes, sondern auch der des Gemeindewaldes steht in einem gewissen Gegensatze zum Volke, der ihn jede demokratische Volksbewegung fürchten läßt, sowohl für die ihm anvertrauten Bäume, wie für das Wild in Wald und Feld, das gewöhnlich gleichfalls zu seinem Amtsbereiche gehört. Die Erfahrung zeigt, daß gerade der sonst so conservative Bauer in Forstsachen, und selbst gegen seinen eigenen Gemeindebesitz, wahrhaft destructiv gesinnt ist.

Der Feldfrevel ist bei weitem nicht so häufig und wirkt nicht so großen und dauernden Schaden, wie der Waldfrevel, welchem denn auch die gefürchteten und verhaßten Wroge= oder Ruge=gerichte gelten. Wir erfuhren im Jahre 1848, daß in aufgeregten Dorfschaften nicht bloß das Proletariat, sondern auch der Hr. Bürgermeister selbst, und zwar zu Wagen und am hellen Tage, mit seinen Ortsbürgern im Gemeindewalde eine so reiche Ernte hielt, daß die Enkel sein Andenken nicht in Segen erhalten werden.

Völlig komische Auftritte, wenn auch immer noch zum Ärger der machtlos gewordenen Jagdpächter und Aufseher, bewirkte damals die Befreiung der Jagd von dem Jagdrechte, dessen rechtliche und

gemeinnützige Begründung freilich weit schwerer zu erweisen ist, als die des Forstrechtes. Wir sahen damals z. B. die Einwohnerschaft eines großen Dorfes am Main auf der Hetzjagd nach einem einzigen unglücklichen Hasen, dem letzten der Mohikaner in der Feldmark, der endlich durch freiwilligen Tod im Wasser dem Feuer der allzu feurigen Schützen entgieng.

Im „wilden wüsten Walde", wie die altdeutsche Alliteration lautet, kann allerdings der Länge nach kein wachsendes und bildsames Volk hausen, und die Bildung rodet den Wald an; aber die Barbarei und der Unverstand roden und rotten ihn aus. Zahllose Ortsnamen in Deutschland bezeugen noch die Entstehung der Ortschaften durch Anrodung; wenige liegen noch mitten im Walde, und die Ortsnamen „Mittenwalde, Mittenwald" klingen fast märchenhaft. Ein holzarmes Land entbehrt (andrer Nachtheile dieses Mangels zu geschweigen) nicht bloß den geheimnisvollen Reiz der duftenden, wiederhallenden, gesangreichen „Waldeinsamkeit", sondern auch den Schutz des erfrischenden Waldschattens gegen die Sonnenglut, die, ohne ihn, allmählich auch die belebenden Quellen vertrocknen läßt.

Für die traurigsten Wirkungen dieser Art verweisen wir wiederholt auf das tausendfach beraubte Land der Hellenen. Ihr, kürzlich (und vielleicht bald wieder) unfindbarer, König sollte einen „wandernden Wald von Dunsinan" mitbringen und jede neue Baumpflanzung, nach Weise der Ungläubigen, als ein frommes Werk ehren und lohnen, neben jede aber eine Wache gegen das Ungeziefer der vorhin erwähnten Aegidoboskren (Ziegenhirten) stellen. Ganz oder theilweise leiden an Holzmangel auch die pyrenäische Halbinsel, Irland und die angebautesten Theile Englands, selbst unter Mitschuld des Feldbaus, der in Irland für die Kartoffel (in Wechselwirkung mit dem Elend des dickbäuchigen und gedankenmagern Proletariates), in England für den Weizen allzugroßen Raum fordert. In Frankreich hat sowohl die große Staatsumwälzung, wie die Verschwendung und schlechte Verwaltung des königlichen Fiscus die Wälder arg verheert. Die Schweiz lernt neuerdings von Deutschland bessere Forstverwaltung.

Gegenwärtig wird bekanntlich das Holz, jedoch nicht bloß aus Mangel daran, im Schiffbau und selbst im Hausbau, auch in Haus-

geräthen, oft durch Eisen ersetzt, und für den Brand durch seine eigenen fossilen Vorfahren aus den verschiedensten Räumen der Urzeit. Dieses Herabsteigen in die Unterwelt, das von bedeutendem Einflusse auf die Volksthätigkeit ist, besprechen wir nachher.

Wo der Mensch, wie der Affe, sein Brot von den Bäumen (Banane, Dattelpalme, Brotbaum) pflückt, wird er träge, und zwar unter dem zwiefachen Einflusse des Klimas, das unmittelbar ihn selbst und jene Fruchtbäume in üppiger Pflege erwachsen läßt, und mittelbar ihm die Sorge für Nahrung und Kleidung abnimmt. Dagegen indessen bringt es ihm, besonders in den Saharen, die Sorge für Bewässerung. Auch auf diese, sowie auf die ethnische Bedeutung des Holzes und der übrigen Baustoffe, kommen wir unten zurück.

Die Thierwelt hat den Menschen bei seiner Ankunft auf der Erde eher mit ahnungsvollem Schrecken, als mit jenen verwandtschaftlichen Empfindungen begrüßt, mit welchen die, allmählich zu Familiengliedern des Menschen (doch nicht überall) gewordenen, Hausthiere Herrn und Frau des Hauses bewillkommnen, die Spiele der Kinder mit eigner kindlicher Phantasie theilen, ja sogar als Schooßhündchen und Kammerkätzchen sich einer mächtigen Stellung im Hause bewust werden. Gleichwohl übte, lange vor dieser letzteren Umkehrung der socialen Stellung im überfeinerten Hause, die Thierwelt in ihrer Abhängigkeit großen und mehrfach wechselnden Einfluß auf den Menschen.

Wir kommen zunächst noch einmal auf die Jagd zurück.

Wir haben oben die Vermuthung ausgesprochen, daß die Krieger und Räuber unter den Thieren, unfreiwillig und zu ihrem eigenen Schaden, den Menschen die Jagd lehrten, die zugleich eine Vorschule des Krieges wurde. An diesen Bildungsfortschritt knüpfte sich mittelbar die gräßliche Geschmacksverfeinerung des Kannibalen, welchem das Fleisch des roheren Thieres nicht mehr genügt.

Eine andere Überfeinerung schuf das Jagdvorrecht des Feudalherrn, dessen Wild selbst, bevor es von ihm erlegt wurde, sein Feudalrecht über seine menschlichen Unterthanen theilte. Diese durften nämlich das Wild ebensowenig wie den hetzjagenden Herrn von der Verwüstung ihrer Brotfruchtäcker und Gärten abhalten, die sie sogar als Treiber mitzertreten musten. In widrigem Kontraste mit diesem Unfug steht

die Etiquette der hohen Jagd und gar die Theilnahme zarter Frauen an dieser, soweit die Romantik an der Gewaltthat theilnimmt.

Die bevorrechtete Jagd konnte nur unter Völkern einheimisch werden, welche selbst nicht oder nicht mehr Jägervölker waren und kein allgemeines Jagdrecht besaßen. Auf diesem Standpunkte erblicken wir in den letzten Zeiträumen der alten Geschichte, wie es scheint, bereits namentlich Kelten, Römer und Griechen. Bei ihnen erhob sich die Jagd, wie der Krieg, bis zur theoretisch und sogar in poetischer Form (s. u. bei der Dichtkunst) gelehrten Kunst und Wissenschaft.

Hier treten wir aus dem Gebiete der Jagd in das, für die menschliche Bildungsgeschichte noch weit wichtigere, der Thierzucht über.

Die Züchtung und Zucht, Erziehung und Abrichtung (Dressur) des thierischen Jagdgehülfen, vorzüglich des Hundes, Jagdtiegers (Gepards, cynailurus jubatus), Elephanten, des Falken und selbst des Jagdrosses, gehört, wenigstens in ihrer Ausbildung, jener späteren Zeit an und trägt bis heute einen ritterlich-romantischen Nimbus. Lassen wir einige Bilder aus alter und neuester Zeit vorüberziehen.

Mitten durch den Luftkreiß des christlich-germanischen Staates reitet der unsterbliche Gott des heidnisch-germanischen Volkes mit seiner Meute auf wilder Jagd — Aus den Burgen der Fürsten und Ritter ziehen die minniglichen Frauen auf hohen Rossen, den Falken auf der Hand, den gefährlichen jugendblühenden Jagdpagen zur Seite — Ein kleiner deutscher Despot (K. W. Friedrich von Brandenburg-Ansbach, gest. 1757) erschießt einen Unglücklichen vor den Augen seiner jammernden Kinder, weil er diese vielleicht besser genährt hat, als die ihm zur Fütterung übergebenen fürstlichen Hunde — Napoleon III. und die schöne fromme Gräfin Montijo flüstern neben einander reitend, von glänzendem Jagdgefolge geleitet, und bald hat die stolze Schöne das edelste Wild erjagt — König Wilhelm I. empfängt auf der Jagd zu Letzlingen die Huldigungen einer feudalen Treue, die nicht überall mehr in seinem Reiche einheimisch ist — Sein Nebenbuhler um die Hegemonie Deutschlands, Kaiser Franz Joseph, genießt die harmlosere und doch grausamere Freude, nach beendigter Jagd ein langes Todtenregister der von ihm persönlich erlegten Thiere aufgerollt zu sehen — Aber der Oberjägermeister und Grosvenor, und noch mehr der

Oberstallmeister, der Comes stabuli, der zum Connétable des Reiches wird (o. S. 73 ff.), beherrschen Hunde, Rosse, Diener und Herrn.

Die Zähmung der Menschheit hält gleichen Schritt mit der Zähmung der Thiere durch den Menschen, selbst wo diese noch die wilden Zwecke der Jagd und des Krieges hat, die sich in diesem Stadium schon in das Gebiet der „Kunst“ zu erheben wagen.

Wir wissen nicht recht, wo wir den Ersatz der Jagd durch die Züchtung des Schlachtviehes sittengeschichtlich einreihen sollen. Der Vegetarier wird ihn ohne weiteres in den Übergangszeitraum von dem fleischfressenden Zweihänder zum eigentlichen Menschen stellen. Er wird selbst in der möglichsten Milderung der Todesangst und der Todesqual der armen beseelten Menschenspeise, welche die neueste Zeit gebietet, noch immer nur eine Milderung der Bestialität, noch keine Menschlichkeit, erblicken. Wir aber, die wir weder für uns noch für unsere Erben auf das traurige Faustrecht verzichten mögen: als Götter der Erde unsere Opferthiere zu verzehren, und höchstens nur solche auszuschließen, die uns bei ihren Lebzeiten mit treuen Augen anblickten und ihr Futter aus unserer Hand leckten oder pickten — wir begnügen uns, mit fast gleichem Schauder (vgl. unsere obige Bemerkung) den alten Römer dem Schweine, den semitischen Christen Abyssiniens dem Rinde, und den malayischen, immerhin bis zum Gebrauche eigener Schrift gebildeten, Battak Sumatras dem verurtheilten Menschen das Fleisch vom lebendigen Leibe schneiden und verzehren zu sehen.

Weit erfreulicheren Anblick würde die Züchtung, die Abrichtung und der Gebrauch der Thiere zu Dienern des Ackerbaus, der Gewerbe und des Verkehrs, namentlich der Fortbewegung (Locomotion), bieten, wenn wir nicht auch hier überall auf Unmenschlichkeiten stießen, welchen selbst die christliche Kirche nicht entgegentritt, wie sie sollte und könnte. Die Vereine gegen Thierquälerei in Deutschland sind wenigstens nicht kirchlichen, wenn nicht gar ketzerischen, Ursprungs. Die ärgste Überbürdung des Zugpferdes kommt bei den fanatisch kirchlichen Unteritalienern und, irren wir nicht, bei den Pariser Karrenführern vor. Bei den keltischen Kymren in Britannien war die menschlichste Schonung der Thiere eine aus vorchristlicher Zeit herstammende

Sitte. Die ältesten Reitervölker Asiens, wie namentlich Mongolen und Türken, behandeln ihre Pferde sehr menschlich, wahrscheinlich aus uralter Sitte, während die amerikanischen Reitervölker, die das Pferd erst aus Europa erhielten, es nur als Sache zu gebrauchen pflegen.

Unsere Luxuspferde werden so menschlich behandelt, wie es theils die Bildung ihrer Besitzer, theils nur eben — der Luxus erfordert, und deßhalb im letzten Falle oft menschlicher, als der Rosselenker, bei welchem nur die prunkende Livrée die Schonung verlangt, die das Pferd für die eigene Haut und Haare in Anspruch nimmt. Bei den Eilreisen eines russischen Kaisers dieses Jahrhunderts wurden Beide, Pferde und Kutscher, nicht als Luxusthiere verwendet, wogegen übrigens der Kosak seinen alter ego, sein Pferd, menschlich behandelt. Die Wettrennen der Engländer stimmen zu andern Resten lebenskräftiger Rohheit in diesem Volke, nicht minder bei seinem sächsischen Kerne, wie reichlich auch bei den Nachkommen seiner normännisch-französischen Besieger. Jedoch sind diese Wettläufe von halbverhungerten Jockeys gerittener kraftvoller Prachtpferde weit menschlicher, als die Wettritte ungarischer u. a. Cavaliere auf Tod und Leben des armen gerittenen Thieres, mitunter auch des reitenden. Noch wüster sind die Fuchsjagden und Kirchthurmsrennen (steeple-chases) wiederum der englischen Aristokratie. Daß alle diese Unsitten in unserem Zeitalter sich auch u. a. auf die höchsten Schichten der deutschen Gesellschaft überpflanzen, zeugt eben nicht für ihre Hebung mit der Zeit.

Die abscheulichen Circuskämpfe der Thiere mit einander und mit bewehrten und wehrlosen Menschen, auf welche wir später nochmals zurückkommen, giengen bekanntlich von den rohen und durch ihre Kaiser absichtlich noch verthierten Römern aus und verbreiteten sich auch über andre, namentlich romanisierte Länder. Unabhängig davon sind die feigen Thierhatzen und Fuchsprellereien, ein auch an deutschen Höfen früher einheimisches Schauspiel für vornehmen Pöbel. Wirkliche Volkssitte dagegen sind die, von jenem römischen Ungeiste beseelten, Stiergefechte in Spanien, welche neuestens auch versuchsweise in dem gebildeten Frankreich nachgeahmt wurden. In Spanien hatte der Napoleonide Joseph das gegen sie gerichtete Verbot

Karls IV. wieder aufgehoben. Neuerdings wurden sogar in Vittoria ein Elephant und ein Stier zum Kampfe in den Circus geführt, waren aber verständiger und menschlicher, als die Menschen, und hielten Frieden. Übrigens kamen bei den alten Römern selbst wie bei den Griechen (namentlich den Thessaliern) Stiergefechte weit ehrlicherer und minder grausamer Art vor. Ein Andres sind die Kämpfe eifersüchtiger Bullen, die im Frühjahr beim ersten Austreiben der Herden mitunter in Deutschland als wirkliches Volksschauspiel aufgeführt werden, nicht ohne Gefährdung der Zuschauer, besonders durch den Besiegten, wie dieß auch bei den Tiegerkämpfen in Ostindien vorkommt. Übrigens ist der Ausgang dieser Hirtenspiele selten tragisch, und die Mehrzahl dieser Zuschauer keineswegs blutdürstig. Auch die besonders bei den malayischen Völkern beliebten Wettkämpfe der Hühnerhähne bezeugen mehr kindischen und rohen, als selbstthätig grausamen Geschmack. Das Selbe gilt von den geistreichen Wetten englischer Junker um die Heldenthaten einer Hundegattung gegen Rattenschaaren.

Bei solchen Wetten tritt auch noch die Spiellust an sich hinzu, wir meinen nicht die harmlose Lust am „kind'schen Spiel", sondern der Reiz der Spannung auf den ungewissen Ausgang, auf Gewinnst oder Verlust. Die bloße Gewinngier ist erst eine Nebenwirkung oder Ausartung dieser Spiellust. Diese wird am leidenschaftlichsten durch das dämonische Spiel des Zufalls angezogen, durch das Hazardspiel, das bei den antiken Indern und Germanen noch mehr zu den noblen Passionen gehörte, als bei dem kosmopolitischen Publikum unserer grünen Tische, und das auch den halbwildern Völkern, z. B. Amerikas, ebensowenig fehlt, wie der verwandte Reiz des Rauschtrankes.

Bei Menschengedenken läßt die Bildung, zunächst in Deutschland, nicht bloß die Thierkämpfe, sondern sogar das naturwüchsige Leben der Herden und ihrer Hirten verschwinden, und führt die (schon o. bei der Nahrung berührte) sehr unidyllische, aber wirklich auch unnatürliche Stallfütterung ein. Wir haben in mancher Stadt in unserer Jugend noch den langen Zug der „breitgestirnten Rinder" durch die Hauptstraßen, voran den Hirten in seinem Amtskittel und mit seinem Tuthorne, schreiten gesehen. Dieser Hirt unterschied sich wesentlich

von denen der antiken Bukoliker, der byzantinischen Romane, der Gessnerschen Idyllen und der Versailler Schäferspiele. Gleichwohl machte er uns damals einen idyllischen Eindruck und später einen elegischen, da er als pensionierter Hirt ohne Herde auf die Straße blickte, die er einst als gefürchteter Führer an der Spitze einer wohldisciplinierten Schaar durchschritten hatte. Allerdings verträgt sich die alte Weise nicht mehr sonderlich mit der modernen Reinlichkeit und Gesittung. Der prüden Städterin graut es vor der Unbefangenheit, mit welcher auf dem Lande die Tochter des Landmannes die Vorgänge des unverhüllten Thierlebens betrachtet.

Die Viehzucht und das Sennenleben in deutschen, in der Schweiz auch in romanischen Alpengebieten gestaltet sich sehr eigenthümlich, weniger aus volklichen Gründen, als durch die Landesnatur. Aus welchem jener beiden Stämme rührt der „Kuhreigen, ranz des vaches“ her?

Sehr wichtige Winke für Abstammung, Wanderungen und Verkehr der Völker gibt die Abstammung der in ihren Haushalt aufgenommenen Thiere und Pflanzen, welche, wie wir bereits früher bemerkten, durch Natur- und Sprach-kenner aufgesucht werden muß, oft aber mindestens schwer zu ermitteln ist.

Im allgemeinen dürfen wir die Regel aufstellen: Wo die Gattung des Thieres oder der Pflanze noch massenhaft wild lebt, und zwar in möglich einheitlicher, noch nicht durch menschliche Pflege und Kunst vermannigfachter (differenziierter) Gestalt: da suchen wir ihre Heimat und auch die der Menschen, die sie zuerst in Zucht und Anbau nahmen.

Aber die auffallendste Ausnahme von dieser Regel bietet ein gerade entgegengesetzter Vorgang. Wo weite menschenarme Landstriche, Steppen oder Waldungen, wie z. B. in Amerika und auf mehreren Südseeinseln, Raum zur selbständigen Entwickelung ließen, haben sich fernher eingeführte Herden und einzelne Paare von Hausthieren verlaufen, ungehemmt fortgepflanzt und gleichsam zu neuen Thierstaaten umgebildet, wobei die ihnen durch Menschen angebildete andre Natur allmählich verschwand. Die neuen Lebensbedingungen wandelten mit ihrer Lebensweise auch Gestalt, Farbe, Bau des Körpers, Stimme,

Sinnesart um, und zwar wiederum in einen gleichmäßigeren Typus, der jedoch in der neuen Zone ein andrer wurde, als der ursprüngliche, welchen sie, meistentheils in Asien, vor ihrer Züchtung ureinst besessen hatte. Wir haben schon o. S. 144 ff. diese umwandelnde Macht der Örtlichkeit erwähnt, deren Wirkungen sich schon da bei eingeführten Thieren erweisen, wo sie sich noch nicht zu verwilderten und unabhängigen Massen vermehrt haben, besonders wo die Naturkraft des Klimas nach Grad und Richtung sich despotisch äußert, wie z. B. in Afrika. In gemäßigteren Zonen dürften solche Umwandlungen minder rasch und vollständig vor sich gehn.

Vielleicht ist auch eine andere Ausnahme von der oben aufgestellten Regel durch das gemäßigte Klima des mittleren Europas mitbedingt. Wir meinen die Vernichtung oder Verdrängung ganzer einheimischen Thierarten durch eingewanderte und eingeführte gleicher Gattung, wie dieß besonders bei einer wenig beliebten Hausthiergattung, der Ratte nämlich, beobachtet worden ist. Die Wanderratte, mus decumanus, ersetzt jetzt in den meisten europäischen Ländern die alte Hausratte, mus rattus. Freilich hat hier minder eine mystische Naturgewalt gewirkt, als das naive Faustrecht; die stärkeren und größeren Einwanderer haben nämlich die Urbewohner geradezu aufgefressen und ihre Sitze eingenommen; c'est tout comme chez nous autres!

Die unfreiere, mehr an den Boden gebundene Pflanzenwelt wird selten so massenhaft sich umwandeln und den neuen Boden überwuchern, auf welchen sie der Mensch, absichtlich oder unabsichtlich, einführte, oder auf welchen der Wind ihren Samen aus fernen Landen übertrug. Jedoch kommen einzelne Beispiele unausrottbaren Unkrauts vor, das zum Unheil der einheimischen Kulturgewächse aus der Ferne her eindrang. So verwarnt man neuestens in dem Gartenbauverein zu Königsberg vor einer amerikanischen Wasserpflanze, Flodea canadensis, welche kleine Flüsse und andere Binnengewässer in solchem Maße wuchernd erfüllt, daß sie unbenutzbar werden.

In den meisten Fällen, in welchen exotische Pflanzen sich über größere Bodenstrecken verbreiten, geschieht dieß durch menschliche Förderung, Beschränkung und Pflege, welche dann auch, wie bei den gezähmten Thiergattungen, jene vermannigfachende und individualisierende

Umwandelung ausführt, die sich überall im Gefolge der Bildung zeigt, und die der oben genannten Vereinfachung der wilden und verwilderten Freiheit gerade entgegengesetzt ist (vgl. S. 201).

Auch hier erscheint die gemäßigte Naturkraft Mitteleuropas der Acclimatisation am günstigsten, weil sie weder die heimische, mitgebrachte Natur der Pflanzen allzu stark und rasch umbildet, noch auch der zugleich erhaltenden und zweckmäßig umbildenden Hand des Menschen eine hemmende oder sieberisch drängende Gewalt entgegensetzt. Dazu ist diese besonnene und beharrliche Thätigkeit des Menschen selbst am meisten in gemäßigten Erdstrichen heimisch, wie uns bereits oben bei der Einwirkung des Klimas auf die Rasse deutlich wurde. Das reichste Menschenleben entfaltet sich nicht auf Heinse-Ardinghellos glückseligen Inseln oder im üppig-trägen Schlaraffenlande, sondern in jenen Zonen, welche dem Menschen mit der Fülle der bildenden Kraft auch die bildsamste Natur zum Gegenstande der Thätigkeit und des Genusses spenden.

Die Aufgabe der vergleichenden Sprachforschung bei der Prüfung der Thier- und Pflanzen-namen als Heimatscheine ist ebenso anziehend, wie verwickelt und Trugschlüssen ausgesetzt.

Nicht bloß ist die Uebertragung der Namen auf andre, neue Gattungen von Pflanzen und Thieren möglich, welche das einwandernde Volk vielleicht nur durch eine Scheinähnlichkeit oder doch nur durch einzelne Eigenschaften an die altbekannten heimischen erinnerten; sondern es fragt sich auch bei sicher identischen, deren Namen nur durch Sprache und Mundart einigermaßen umgewandelt (nicht umgetauscht) sind: ob letztere nur im Munde urverwandter Völker, als mitgebrachtes Gut aus der gemeinsamen Heimat, erhalten sind; oder ob sie als Lehnwörter sich unter Völkern verschiedener Abstammung ansiedelten. Der Sprachvergleicher bedarf, wie andre Naturforscher, des Mikroskops.

Die Forschung darf sich bei den Wesen und ihren Namen nicht bloß auf den zahmen Haushalt des Menschen beschränken, sondern hat sowohl die zahmen und wilden Begleiter des Menschen in seiner dermaligen Umgebung, wie auch die in letzterer nicht oder nicht mehr vorhandenen zu berücksichtigen, sofern ihre Namen aus früheren Heimaten

und Stationen der Völker mitgebracht, nicht bloß später und von außen her in den Gesichtskreiß und in die Sprache derselben eingeführt worden sind. Weit wichtiger, als die wanderungsfähigen Thiergattungen, wie z. B. die oben erwähnten Ratten, sind hierbei die auf bestimmte Klimate und Erdstriche angewiesenen Thiere. Zwar kommen mehrere Fälle vor, wo dieselben, wenigstens in besonderen Arten, die Länder, in deren Sprachen sie jetzt nur noch fortleben, vorlängst noch gleichzeitig mit dem Menschen bewohnten und in diesem Falle von ihren Namen wirklich überlebt wurden, sei es im Munde der ursprünglichen Genossen, oder als deren Erbtheil im Munde ihrer Nachfolger. Zahlreicher aber sind die Fälle, wo solche vormalige Bewohner des Landes, des Wassers und der Luft schon in Zeiträumen ausstarben, in welchen sich noch keine Spuren von Menschen in dem selben Gebiete zeigen, oder höchstens jene immer noch zahlarmen und mystischen Spuren der mit den Thieren in Einer Sintflut versunkenen Menschen, die ohne Zweifel einst schon die Thiere, die sie kannten, auch nannten.

Germanen und Litu-Slawen haben einen eigenen gemeinsamen (auch von den finnischen Mordwinen angenommenen) Namen für das Kameel, der vielleicht von dem Elephanten auf dieses übergetragen wurde. Schwerlich aber hat darum jemals ein eingeborenes deutsches oder slawisches Kameel in eigentlichem Sinne existiert; auch die Griechen erhielten seinen Namen erst von den Semiten. Eher könnten noch Elephanten oder Mammuthe mit jenen Völkern in frühester Zeit zusammengewohnt haben, da diese Thiergattung ureinst eine ungeheure Verbreitung hatte; höchst wahrscheinlich aber war sie wenigstens in Nordostasien und in Europa längst erloschen, als die Indogermanen ihre Wanderungen begannen. Der Löwe trägt in den meisten Sprachen der letzteren den selben Namen, der auch in Sprachen anderer Familien vorkommt. Vielleicht aber hat Herakles einst den letzten Löwen getödet, der neben indogermanischen Europäern hauste. Die Griechen aber, von welchen z. B. wir Deutsche den Namen des Löwen mittelbar durch die Römer erhielten, entlehnten ihn wahrscheinlich schon von einem fremdstammigen Volke. Der deutsche Name des Affen läßt sich ebenfalls durch mehrere Sprachen verschiedener Familien verfolgen; aber seine Wanderung ist noch undeutlicher, als die des Löwennamens.

Dagegen die Namen des Pferdes, Rindes, Hundes u. s. w. und selbst Gattungsnamen, wie Fisch, Wurm, Benennungen von Reptilien, Insekten, sodann von Bäumen reichen über weite indogermanische Gebiete in so regelmäßigem Lautwechsel, daß sie nicht wohl durch spätere wechselseitige Entlehnung, sondern als mehr und minder allgemeines Erbgut diese Verbreitung gewonnen haben müssen und desshalb die wichtigsten Schlüsse auf älteste Heimat und Lebensweise zulassen.

Auf die Darstellung auch nur weniger Namen nach ihrer sicheren und möglichen Einheit und Umwandlung dürfen wir uns hier nicht einlassen, weil sie viel zu ausführliche sprachliche Erörterungen nöthig machen würde. Das selbe gilt für die folgenden Kategorien von Benennungen ethnologischer Bedeutung, die, gleich den vorgenannten, zugleich zu den früher verhandelten Abschnitten von der Sprache und den Namen gehören; wir werden uns nur wenige Ausnahmen gestatten.

Zu den Wegweisern auf den verschlungenen Pfaden des Völkerverkehrs und der Bildungsgeschichte gehören auch die Namen der in mehr und minder allgemeinem Gebrauche befindlichen Stoffe und Erzeugnisse der Natur und des Gewerbfleißes, sowohl der, soweit man weiß, von jeher einheimischen, wie der aus der Fremde eingeführten. Handel, Gewerbe, Interessen der Kunst und der Wissenschaft führen nicht minder bei diesen Gegenständen, wie bei Pflanzen und Thieren botanische und zoologische Gärten und Acclimatisationsvereine, immer mehr Fremdlinge in die ehrsame und früher ziemlich exclusive Gesellschaft, die ihnen ebensowenig, wie dort der Kartoffel, dem Tabak u. s. w., das Bürgerrecht lange vorenthalten kann. Dieses wird dann auch ihren Namen zu Theile, welche dafür die Landestracht annehmen müssen, d. h. der Sprache des neugewonnenen Gebietes mundgerecht, seltener wirklich in sie übertragen werden, dagegen sich oft ganz oder theilweise an einheimische Namen und Wörter anlehnen. Dann bringt jener Belebungstrieb der Sprache, ob er gleich auf dem ureinheimischen Boden Myriaden entseelter Wortkörper mit vergessenem Etymon im Gebrauche fortvegetieren läßt, irgend einen neuen Sinn oder positiven Unsinn hinein, wie der Kapuziner in Wallensteins Lager.

Wir gestatten uns noch an einigen Beispielen aus diesem und dem vorigen Bereiche nur zu nippen. Die Kartoffel durchlauft eine Menge von Phasen, unter welchen nicht bloß die Trüffel, sondern auch Molières Tartuffe auftreten, bis sie zur Erdtoffel und endlich zum völlig verständlichen Erdapfel wird, dessen Synonym die Grundbirne, vulgo grumbîr ist. Wie der Fasan (phasianus vom Phasis-Flusse) zum altdeutschen Fas-Hahn wurde, so der Papagei zum italienischen papa-gallo. Die Baumwolle berührt sich durch eine zusammenhangende Namenreihe in verschiedenen Sprachen und Zeiten mit dem Seitenwurme Bombyx (in der Bedeutung der Baumwollenfaser schon bei Plinius d. Ä. Naturg. XIX 1, 2). Die eigentliche Wolle aber findet ihre naturwüchsigen Urverwandten in den meisten indogermanischen Sprachen bis nach Indien hin, wie sie selbst denn sammt ihren Trägern auch von Alters her ein viel ausgedehnteres Gebiet besitzt, als die Baumwollstaude. Der Sammet entstand aus dem sechsfädigen ἑξάμιτος (hexamitos, xamitos) der späteren Griechen. Der Name Lein kam aus Griechenland in das übrige Europa, während die Namen Flachs und Har auf deutschem Boden erwuchsen. Karmin, Karmesin, Kermes u. s. w. stammen aus der arischen (asiatischen) Form des Gattungsnamens Wurm, welche sich auch in indogermanischen Sprachen Europas deutlicher erhalten hat, aber auf gewerblichem Wege auch semitisches (arabisches) Land durchwanderte.

Von großer Wichtigkeit für die Bildungsgeschichte ganzer Völkerfamilien ist die Nachweisung urverwandter Benennungen für Werkzeuge, Geräthe u. s. w., aus welchen wir auf Erfindung und Gebrauch dieser Gegenstände schon vor der Trennung der Familie schließen dürfen. Wenn z. B. die Namen des Beiles oder der Axt griech. πέλεκυς f. und sanskr. paraçus m. sich nur durch Lautverschiebung und Geschlecht unterscheiden, so handhabten beide Völker, als sie noch eines waren, das selbe Werkzeug. Wenn das sanskr. rathas Wagen den übrigen indogermanischen Benennungen des Rades sich anschließt, und wenn ferner ratas sowohl in der litauischen Sprache, wie in der finnischen und estnischen Rad bedeutet, in der finnischen aber logisch die Mehrzahl ratat, rattat den Wagen, estnisch

rata; oder wenn der allgemein germanische Wagen (wagan u s. w.) m. sanskr. vâhana, vâha u. s. w. in der ganzen Sprachfamilie verschwisterte Formen findet, in welchen neben dieser Bedeutung auch die des Zug- und Last-thieres auftritt; wenn letztere auch die, nach mehreren Forschern (doch s. dagegen Ascoli in Kuhns Zeitschr. XIII 2 S. 157 ff.) aus der selben Wurzel und Grundbedeutung entsprossenen, Namen des germanischen Ochsen auhsa u. s. w. und des indischen uxan (fem. vaçâ, neben masc. sanskr. vaxas zendisch vâkhšo u. s. w.) mit der lateinischen vacca auch etymologisch gattet, wozu denn noch u. a. der Zugstier uštar (= lat. vector) kommt, dessen Namen die arischen Völker auch auf das ihnen ursprünglich fremde Kameel übertragen, wie anderseits Stiernamen auf den Elephanten —: so lassen uns diese Wortverwandtschaften schon einen tieferen Blick in das häusliche und volkliche Leben und Treiben der noch unzertheilten indogermanischen Familie thun und werfen zugleich Streiflichter auf ihren späteren Verkehr mit Völkern andrer Familien.

Genug mit diesen Spänen aus einem Walde!

Auch die Gebilde der sogenannten unorganischen Natur haben vielfach ethnisch bedeutende Namen. Metall und Gestein ist trotz seiner Starrheit wanderlustig. Zu mächtigen Naturkräften gesellt sich mächtigerer Menschenfleiß, um das Erstarrte wieder in Fluß zu bringen und darnach in künstlerischen Formen zum Heil und Unheil der Menschheit aufs neue erstarren zu lassen, gleichwohl aber als Theilnehmer und Diener grenzenloser Bewegung. Weitverbreitete Namen des Erzes, Eisens, Silbers, Goldes stammen aus je Einer Quelle, haben sich aber den Organen der einzelnen Sprachen in mannigfaltiger Weise angeschmiegt, so daß oft kaum das genaueste Studium der Lautverschiebung noch Urverwandtschaft, also auch Gemeinsamkeit des sachlichen Erbes, von Entlehnung der Namen und der Dinge unterscheiden kann. Leichter unterscheidet sich dieß bei den verbreiteten Namen edler Gesteine. Neben jenen allgemeinen Namen tauchen denn auch bei einzelnen Völkern einheimische, mitunter sichtbar späteren Ursprungs, auf. So nennen die heutigen Griechen das Silber asîmi (ἀσῆμι), was eigentlich nur das ungemünzte Silber bedeutet, und nur zufällig dem neupersischen Worte für Silber, sîm, ähnlich klingt,

während das alte Wort árgüron (ἄργυρον) zwar ebenfalls auf griechischem Boden sich gestaltete, aber aus gleicher Wurzel mit dem lateinischen argentum, an welches sich die theils entlehnten, theils urverwandten Benennungen andrer indogermanischer Sprachen anschließen. Spanier und Portugiesen nennen das Silber plata, was eigentlich Silberplatte bedeutet, wie das neugriechische málagma (μάλαγμα, neben älteren Namen) ursprünglich nur das weiche Goldplättchen. Jenes plata aber selbst entstand erst in der späteren romanischen Sprache der pyrenäischen Halbinsel aus einer weder römischen noch einheimisch iberischen Wurzel. Germanen und Litu-Slawen haben die Namen für Silber und Gold gemein, aber in verschiedener Gestaltung; von beiden entlehnten sie finnische Sprachen in unzweideutigen Gestalten. Nur Litauer und Preussen haben ausis, auksas Gold, vermuthlich mit dem sabinischen ausum, lateinischen aurum verwandt, sowie mit dem armenischen osgi (woski; s. Pott in Kuhn und Schleicher Beiträge III 3 S. 310; nur zufällig mag finnisch waski estnisch wask Metall, Kupfer, Messing anklingen).

Wir erinnern uns auch hier an die S. 169 erwähnte Eintheilung begrabener Völker und ihrer Bildungsalter nach dem Gebrauch und der Verarbeitung des Steins, Kupfers oder Erzes und des Eisens. Die mythische Vorgeschichte, und nach ihr auch öfters die Bildungsgeschichte der Völker und der Sprachen, theilt sich, rückwärts oder vorwärts blickend und schätzend, in goldnes, silbernes und eisernes Zeitalter. Im Familienleben feiern wir silberne, goldene und bei Philemon und Baukis gar diamantene Hochzeit. Die Sprachen schimmern in zahlreichen symbolischen Ausdrücken von Metallglanz. Unser fernerer Weg wird uns bald wiederholt zu dem Einflusse der Metalle und andrer Fossilien auf das Völkerleben führen.

Werfen wir noch einige Blicke auch auf die stets flüssigen und beweglichen Naturstoffe, zunächst auf solche, die von jeher als Elemente, als Grundstoffe des Erdlebens gelten, obschon die Scheidekunst (Chemie) sie zum Theile in noch einfachere Grundstoffe zerlegt.

Das Feuer, für welches Prometheus zum Märtirer wurde, wie nach ihm so Viele für das Licht, trägt, gleich diesem, uralte Namen. Einer für das Feuer ist den indischen, italischen und lituslawischen

Indogermanen gemeinsam, ein anderer den armenischen, germanischen und griechischen. Als gefürchtetes, zerstörendes Element flammt es aus der Wolke, wie aus dem tiefen Erdgrunde; zum gestaltenden wird es erst recht im Dienste des schon gebildeteren Menschen, und gewinnt dann den grösten Einfluß auf Leben und Bildung der Völker, so oft es auch wieder in seine alte Unbändigkeit zurückfällt und, noch schlimmer, durch menschliche Hand und Kunst zu absichtlicher Zerstörung verwendet wird. Seine Benennungen umfassen mitunter das Element und den von ihm beseelten häuslichen Herd, wie bei den alten und heutigen Griechen Hestia (Vesta), deren Name für Feuer oder für Herd (ἱστία, 'στιά) ihre göttliche Verehrung überdauert; der römische Herd, focus, gilt bei den romanischen Völkern für das Feuer selbst. Dagegen hat man unsern deutschen Ofen, gothisch auhns, früher wahrscheinlichst mit Unrecht zu dem oben gemeinten Feuernamen sanskrit. agnis u. s. w. gezogen. Die religiöse Bedeutung des Feuers bei den Parsen ist bekannt; ihre nähere Erläuterung würde hier zu weit führen. Der Wahlspruch einer andern Sekte: „éteignons les lumières et allumons le feu!“ trennt die sonst so eng verbundenen Stoffe.

Auch die Namen des Wassers ziehen sich als Gemeingut durch weite Völkerkreiße, in oft wunderlichen Veränderungen, wie z. B. die lateinische aqua (gothisch ahva u. s. w.) bei den Franzosen zu ô (eau) verdunstet ist. Viel schöpferischer und freundlicher stand dieses Element immer den Menschen nahe, als das Feuer, ob es gleich, wann es als Zerstörer auftrat, viel erbarmungsloser und unentrinnbarer waltete. Mensch, Thier und Pflanze musten schon in den ersten Lebenstagen ihrer Gattung den Drang nach seiner erhaltenden, erfrischenden Berührung empfinden. Gewis erwachte die erste Lyrik des Menschen in der Nähe rauschender Quellen, und die schönste aller Göttinnen entstieg den Meereswellen; freilich drang später dieses Element in stärkerem Maße, als zu wünschen war, in die Lyrik ein.

Wie langeher mag es sein, daß der junge Kunsttrieb die „siedenden Quellen“ (Soden, altdeutsch Brunnen überhaupt bedeutend) in engere oder weitere Betten, in Röhren und Rahmen faßte und fesselte? Erst später, jedoch lange vor den Quellensuchern Richard und

Paramelle, erspürten Moses und andre Wüstenwanderer mit durstgeschärften Sinnen den feuchten Hauch des unter Felsdecken und Sandschichten verborgenen Wassers, erlauschten sein wonniges Rauschen und gruben ihm nach. Ziemlich früh wurde schon aus größeren Tiefen das Wasser durch (artesische) Bohrbrunnen heraufgelockt, um mitten in der Wüste Oasen zu erzeugen.

Bei den mohammedanischen Völkern des heißen Ostens hat zwar die Religion die Götter und Göttinnen der Gewässer abgesetzt, thatsächlich aber ihre Verehrung beibehalten und mit der geheiligten Sorge für dürstende Wesen verschmolzen. Klima und Boden machten Arabern, Persern und Türken die Anlegung und Pflege von Brunnen zur Pflicht. Weniger lebendig empfinden diese die christlichen Nachbarn dieser Völker; begegnete bei letzteren darum der neue Glaube älterer Volkssitte? Indessen lehrten neulich die heißen Jahre von 1857 an, die den Wein reicher und süßer sprudeln, die Wasserquellen aber versiegen ließen, die saumseligen Christen unsers deutschen Nordlands die fromme Kunst des Islams fleißiger üben. Irren wir nicht, so wird die geheimnisvolle Naturgabe des Wasserspürens namentlich in der Provence geübt und geehrt.

Gehn wir jedoch von der heidnischen Vorzeit der europäischen Völker aus, so finden wir wieder auch bei ihnen, und nicht bloß in den wärmeren Ländern, Quellen und andere Gewässer in höheren Ehren gehalten. Mit der Religion mochte dieser Zug ebenfalls zusammenhangen, und sogar noch enger, als bei den Mohammedanern, bei welchen die erwähnte Sorge für bedürftige Menschen und Thiere auch auf anderen Gebieten als religiöse Pflicht auftritt, während die Völker überhaupt in ihren älteren „heidnischen" Bildungszeiträumen den Elementen selbst näher standen und unmittelbarere Ehre erwiesen. Hier wie dort freilich wirkte das thatsächliche prosaische Bedürfnis mächtig mit und muste als solches fortwirken, wo der Spiritualismus des Christenthums die Natur dem Geiste völlig unterordnete und ihr die Ehre des selbständigen Lebens absprach. Zu den unmittelbaren Bedürfnissen des Durstes und der Kühlung traten bei schon steigender Bildung die Anforderungen der Reinlichkeit, sodann des, manchmal launigen, Geschmacks und verfeinerten Wohlgefühls in Tranke und

Bade, und endlich des schärferen Stachels des Wehgefühls, das für Siechthum und Krankheit heilkräftige Quellen und Bäder suchte. Hier walteten schon die Anfänge chemischer Untersuchung und prüfender Heilkunst, jedoch noch mehr an der Hand der, oft zufälligen, Erfahrung. Auf diese deuten namentlich die bei Heilquellen und selbst bei Heilkräutern häufig vorkommenden Sagen von siechen und verwundeten Thieren, die sie vor den Menschen entdeckt hatten und benutzten, und deren unmittelbarer Naturtrieb dem Verstande des Menschen zum Wegweiser wurde.

Bei den alten Griechen und Römern standen die Quellen in hohen Ehren und wurden zu Trägern mancher schönen Sagendichtung. Die alten Germanen und Gallier legten ebenfalls großen Werth auf die Quellen, kalte und warme. Sie badeten, trotz des Klimas, gewöhnlich mit Weib und Kind im kalten Wasser des offenen Flusses, während die Römer warme Bäder vorzogen, die o. genannten Ostländer sogar heiße, und die heutigen slawischen Russen schnellen Wechsel heißer und eiskalter. Die moderne Kaltwasserkur stiftete ein schlesischer Bauer mit slawischem Namen, Vincenz Prießnitz aus Gräfenberg, der seine zahlreichen Vorgänger nicht kannte, am wenigsten den Römer Ant. Musa, der Kaiser Augustus Gicht mit kaltem Wasser behandelte und dessen Methode auch Horatius für sich gebrauchte (vgl. Karsten, Horatius a. d. Holl. Lpz. 1863 S. 94 ff. .

An die von Ausonius (Clar. Urb. XIV v. 29 sqq.) gepriesene gallische Quelle Divona klingen die Namen mehrerer gallischen Göttinnen an, die zum Theile Najaden sein mochten; auch gallische Flußnamen sind ähnlich gebildet. Zahlreiche deutsche Ortsnamen (vgl. o. S. 35 ff.) der Gegenwart bezeichnen noch den ersten Punkt und Grund der Ansiedelung durch die Zusammensetzung mit Brunn, Born, Bach, niederdeutsch Beck u. dgl., bald einfacher wie z. B. Brunnen, Bornheim (im Gh. Hessen und im Freistaat Frankfurt), Gießen zu den G. d. i. fließenden Wassern); bald mit Bezeichnung einzelner Eigenschaften des Wassers, wie Warmbrunn, Quick-, Queck-born (lebendiger Brunnen), Kaltenbrunnen; bald auch mit den Namen der Gründer und Besitzer verbunden, wie Reinhardsbrunn, Offenbach u. v. dgl. Die Namen Schwalbach, Schwalheim gelten

hauptsächlich Mineralbrunnen, Soden, Hall (=hall), elliptisch statt Salz=soden (= Brunnen), =halle, den Salzquellen. So in romanischen Ländern fons, fontana u. s. w., in Griechenland Pentepigadhia (πέντε πηγάδια), Wrisis (βρύσις) u. s. w.

Bei den Deutschen wurden die wohlschmeckenden und heilsamen Wasser der Sauerbrunnen und Schwalbäche, welche damals noch nicht in Krügen versandt, noch weniger mit Hülfe der Chemie und liebichscher Apparate nachgeahmt wurden und deßhalb nur an Ort und Stelle ihren Werth hatten, oft zum Anlasse erbitterten Neides und Streites. Wir erlebten einen friedlicheren Kampf der Epigonen in der Wetterau. Die Ortsobrigkeit eines Städtchens, in dessen Gemarkung ein unerschöpflicher „Sauerborn" nach unvordenklichem Gewohnheitsrechte von allen Nachbarn benutzt wurde, wollte diesen abschließen und nur gegen einen Tribut von andern Gemeinden mitgenießen lassen. Sie spekulierte richtig auf die Unentbehrlichkeit des gasreichen Trankes für die, übrigens an gutem Süßwasser nicht arme, Gegend. Plötzlich aber wies eine Dorfgemeinde in ihrer, an die des Städtchens angrenzenden, Gemarkung die auf minder zugänglicher Höhe mündende Urquelle des Brunnens nach und drohte diesen abzugraben, wenn seine selbstsüchtigen Besitzer nicht alsbald wieder allen Kostgängern den Zugang frei ließen, was denn sofort geschah.

Wir erinnern uns keines Beispiels einer möglicher Weise aus vordeutscher Zeit herstammenden Salzbereiterzunft, als der der Halloren in Halle an der Saale, in welchen man ohne Zweifel irrig uralte Kelten suchte; eher sind sie minder antike Slawen. Das großartigste Salzwerk der Erde, Wieliczka, liegt in slawischem Lande, gehört aber in das Gebiet des Bergbaus.

Die wichtigsten Quellen anderer Naturstoffe sind die des Erdöls (oft nach den wechselnd vorherrschenden Stoffen „Naphtha, Asphalt" genannt) im Alterthum wie jetzt, neuestens besonders die „Petroleumquellen" in Nordamerika. Unvorsichtigkeit machte sie mehrmals zu Feuerquellen, wie dieß absichtlich mit den Wasserstoff- und Naphthaquellen in Baku am kaspischen Meere geschieht, die bekanntlich auch von den Parsen zu ihrem Feuercultus benutzt werden.

Fortschreitende Bedürfnisse der Bildung ließen den Menschen auch nach andern mineralischen Schätzen graben, und der Bergbau entstand, vermuthlich erst, nachdem freiwillig zu Tage gehendes Metall in seiner Schönheit und Nützlichkeit erkannt worden war. Thubalkain, der erste „Meister in allerlei Erz und Eisenwerk“, lebte schon vor der großen Flut, gehörte aber bereits zu den Auswanderern von Kains Geschlechte. Immerhin aber war er Semite, wie darnach die Phoeniken, die unter den fremden Stämmen des europäischen Westlandes den Bergbau und das damit verbundene Schmelzen und Verarbeiten der Metalle zuerst ausbildeten, vielleicht aber nicht zu allererst erfanden und einführten. Die Kassiteriden d. h. Zinninseln führen diesen Namen zwar zunächst, soweit bis jetzt unsere Kenntnis geht, bei den Griechen. Aber ihr sehr altes Wort *κασσίτερος* msc. finden wir in Indien wieder, wo auch des Byzantiners Stephanos Insel *Κασσίτερα* liegt, obgleich mit den westeuropäischen wohl confundiert. Das indische (sanskritische) Wort kastîra ntr. Zinn ist schon aus zweien gleichbedeutenden Wörtern kasa und tîra zusammengesetzt (nach Benfey, Griech. Wurzellexikon). Waren diese phoenikischen Ursprungs? Erst später entlehnten es Araber und Slawen von den Griechen. Andrer Metallnamen haben wir vorhin gedacht.

Haben auch die Phoeniken, welchen die indogermanische Welt die Schrift entlehnte, das erste Geld geprägt? Sie führten zuerst das Silber aus Hispanien als Werthmesser in den Orient, wahrscheinlich im 11. Jahrh. v. C. in das aufblühende Tyros. Das älteste der übrigen Münzmetalle ist das Kupfer, am meisten in seiner Mischung mit Zinn als Bronze, seltener Eisen und Gold. Letzteres kam zuerst von Lydien aus stärker in den Verkehr, als dieser im 8. Jahrh. v. C. sich von dem Seehandel der Phoeniken dem Landhandel über Kleinasien zuwendete. Der erste Gebrauch der Metalle als Werthmesser hängt mit ihrer Verwendung zu Werkzeugen des Friedens und des Krieges zusammen, die vorher neben dem Vieh (pecus, pecunia, faihu u. s. w.) bereits als Werthmesser im Tauschhandel galten. Anfangs hatte das Werthmetall kein Gepräge, weil es noch kein gesetzlich bestimmtes Gewicht hatte, sondern durch Wägung mit

der freien Hand (lat. libra) mehr und minder willkürlich abgeschätzt wurde. Fr. Kenner (Abhh. der Wiener Akademie 1863 $^{24}/_{6}$), welchem wir diese Notizen entnehmen, hält die Frage über das erste gemünzte Geld bis jetzt nicht genau bestimmbar. „Da die Phoeniker ihre größeren Silberbarren zur Abkürzung des Wägegeschäftes in dem Großhandel mit den Zeichen der einzelnen Firmen markierten, und da diese Sitte von Hebräern, Lydern und Griechen auch auf den kleineren Barren nachgeahmt wurde, gieng äußerlich die Kleinbarre von selbst in Münze über". Staatliches Münzrecht aber läßt sich zuerst bei Solons attischem Gelde nachweisen, und verbreitete sich von Athen über Lydien nach Persien. Die Gewichtsysteme scheinen vorzüglich von Semiten gestiftet, das älteste in Babylon, in Verbindung mit den Maßen trockener und flüssiger Stoffe. In Sparta steht das Eisen als Werthmesser dem Kupfer der übrigen Griechen gegenüber; die ausschließliche, Lykurgos zugeschriebene, Wiedergeltendmachung durch Chilon um 580 v. C. sollte mit den Edelmetallen das lydische und argivische Wohlleben abhalten. Letztere blieben bei den Chinesen nur Waare, das Kupfer allein Werthmesser. Das Ledergeld der Karthager hält Kenner a. a. O. für eine Art auf Pergament geschriebener Wechsel.

Wie zahllose ethnische Unterscheidungen dieses, sonst so kosmopolitische, Verkehrsmittel des Geldes angenommen hat, weiß die Münzkunde und, zu seiner Qual, der Reisende in vielgetheilten Ländern, wie in Deutschland und der Schweiz, besonders vor den letzten Jahrzehnten.

Der größere Wachsthum des Verkehrs, aber auch die Zerrüttung der Staaten, begräbt das ursprünglich aus der Erde gegrabene Erzeugnis aufs neue in die Banken der Staats- und Handels-Hauptstädte, und füllt dafür die geleerten Taschen der vertrauensvollen Geschäftsleute und getreuen Unterthanen mit Kassen- und Bank-scheinen, mit monarchischen Staats- und Privat-papieren, mit republikanischen und andern völkerbefreienden Assignaten, die denn oft wieder zu Dem werden, was sie waren: zu Lumpen! Die Gegenwart discreditiert jeden Staatscredit, der keine constitutionelle Bürgschaft durch eine Volksvertretung

hinter sich hat; freilich aber bedarf die Dauerhaftigkeit der Constitutionen oft selbst noch der Bürgschaft.

Einfachheit und (relative) Reinheit der Sitten, obgleich auch Einfältigkeit und Rohheit der Völker können nur durch Abgeschlossenheit erhalten bleiben; und diese ist unmöglich, wo jenseit der Grenzen, Gebirge und Gewässer Genuß und Gewinnst locken — aber nicht gratis, sondern gegen gleiche Werthe oder mindestens zunächst Werthzeichen. Je leichter letztere zu tragen sind, desto vielseitiger wird und desto weiter reicht der Verkehr. Die vorhin erwähnte spartanische Münzordnung würde heutzutage selbst von keinem despotisch regierten Staate mehr ertragen werden, ohne seine eigene Dauer zu unterwühlen.

Die Gattung der Fossilien und die Art ihrer Gewinnung übt großen Einfluß auf Wohl und Geist der Landesbewohner aus. Der Bergbau kann durch seinen sprichwörtlichen „Segen" den des fruchtbaren Landes ersetzen, aber auch zum Fluche für schwächere Völker und Rassen werden, welchen er weit aufreibendere Sklavenarbeit bringt, als dieß der Ackerbau unter ähnlichen Verhältnissen thut.

Dagegen entspringt aus dem leichteren Erwerb des Goldes in Kalifornien, Australien u. s. w. in der Hast des ersten Zeitraums der Unsegen des verwildernden Genußlebens, oder vielmehr der Besitz- und Genuß-jagd in jähem Wechsel des Gelingens und des Verlustes, des Übermuths und der Verzweiflung, der arbeitsvollen Entbehrung und der wüsten Verschwendung — eine Schule der Gesetzlosigkeit, blutigen Faustrechts und betrügerischer Glücksjägerei in Spielen und Geschäften, nicht ohne ethnischen Unterschied der Schüler.

Besonders in Kalifornien sammelte diese rauschartige Thätigkeit Goldgräber, Goldwäscher, Goldhändler und Spieler aus vielerlei Stämmen und Völkern. Die Chinesen verlassen das himmlische Reich schaarenweise, die Männer, um in volklicher und religiöser Absonderung und mit dem heimischen Zopfe, der Abneigung und Verachtung der anderen Stämme trotzend, die Frauen, um mit geselligeren, aber desto schlechteren Sitten Gold zu ernten. In ähnlicher Weise erscheinen sie auch zahlreich auf mehreren malayischen Inseln. Mit gleichem Fleiße arbeiten in Kalifornien die germanischen Stämme; der angelsächsische brachte wiederum aus dem Norden seinen

Unternehmungsgeist und seine smart fellows, seine Gewaltthätigkeit und seine rowdies mit. Sein Hang zu Wetten begegnete der Spiellust des spanischen Kreolen aus Mexiko, der vor dem Nordamerikaner hier herrschte. Der eigentliche Grundherr aber, der Indianer, wird das Opfer der Fremden, ein gejagter, verthierter Flüchtling. Ihm gab bekanntlich in Südamerika der Bergbau den Unsegen der unbelohnten, ja todtbringenden Arbeit, den spanischen Eroberern und ihren Erben aber den Ertrag. In Kalifornien geht es rascher mit ihm zu Ende. Die Nordamerikaner besonders lassen ihm nicht einmal Zeit, zum Sklaven zu werden; ein Todtschlag, den ein Indianer aus Nothwehr oder aus Rache begeht, wird ihnen zum willkommenen Vorwande des feigsten Mordes an ganzen schuldlosen Stämmen mit Weib und Kind. Es kommt freilich auch schreckliche Wiedervergeltung vor, aber weit weniger, als bei den nach Zahl und Sinnesart stärkeren Indianern in Texas und in Neumexiko. In allen diesen Landstrichen aber räumen allmählich auch die Spanier der Kraft und der Gewalt der Yankees das Feld, und die Chinesen in Kalifornien werden von „gesetzlichem" Banne bedroht. Hier aber verstärkt sich in neueren Zeiten die reinere germanische Kraft aus Deutschland auch durch Zahl und Einigkeit, ein Vorbild dem alten Lande! Überdieß wird hier, wie auch namentlich in vielen Strecken Südamerikas, der Deutsche als freier Arbeiter und als sachkundiger und zuverlässiger Verwalter gerne herbeigezogen.

Leider klebt auch an der Erbeutung des Eisens und der Kohle, dieser beiden segensreichsten Fossilgattungen, die mit einander in Wechselwirkung stehn, bisweilen noch heute der Unsegen der Herabwürdigung menschlicher Kraft und Natur. Doch gilt dieß weniger von dem Eisen, das besonders unter Germanen (Deutschen, Engländern, Schweden) und Slawen (Böhmen) einen geachteten, fast kastenartig geschlossenen Stand der Berg- und Hütten-leute ins Leben gerufen hat. Wir gedachten beider Fossilien bereits als Ersatzmittel des Holzes. Der schon so ausgedehnte Berufskreiß des Eisens erweitert sich immer mehr, umfaßt den Bau von Häusern, Schiffen, Straßen, Einfriedigungen und Thoren, die Verfertigung von Betten und andrem Hausrath zum Liegen und Sitzen, mancherlei plastische

Kunstschöpfungen und in der verklärten Gestalt des Stahles auch Werkzeuge der Tonkunst, vor Allem aber des Schriftenthums — die scharfe und doch gefügige Stahlfeder greift jetzt oft wirksamer selbst in die Politik ein, als der Stahl des Schwertes. Wie aber bei so manchem andern vielverbrauchten und unersetzlichen Stoffe, fragen wir mitunter bange: Welche unerträgliche Entbehrungen muß dereinst sein völliger Verbrauch zur Folge haben? Es muß doch eine Zeit kommen, wo alles Eisen der Jahrtausende seit Thubalkain zum „alten Eisen" geworfen und von Rost verzehrt ist, ohne daß wir es neu pflanzen könnten, wie die ausgerotteten Wälder, und ohne daß uns sein Dasein in den meisten organischen Stoffen und Wesen, das gleichsam seine Unentbehrlichkeit für die Bedürfnisse der erwachsenen Menschheit vorbedeutete, etwa durch einen Riesenfortschritt der Scheidekunst fruchtbar würde. Wir dürfen nicht einmal den phantastischen Wunsch wagen, Mutter Erde möchte es dann in neuem Vorrathe aus ihrer glühenden Werkstätte zu Tage fördern, weil bei diesem Processe leicht die Kyklopen aller menschlichen Konkurrenz ein Ende machen könnten. Schon etwas weniger gefährlich wäre es, wenn „vom Magnetenberge die schauerliche Mähr" wahr würde und in den bekannten periodischen Meteornächten einen Regen eisenhaltiger Meteorsteine auf die eisenbedürftige Erde herabzöge. Trösten wir uns auch hier einstweilen mit dem selbstsüchtigen Spruche: Après nous le déluge!

Vergessen wir jedoch auch nicht, daß schon seit längerer Zeit der Bergbau sich bis auf, ja bis unter den Meeresgrund wagt. Dieß gilt namentlich, wenn nicht ausschließlich, von Steinkohlenwerken in England. So erfreulich aber der Anblick des menschlichen Fortschritts auch nach der Tiefe hin ist, so hat er hier auch gerade in England seine tiefdunkle Schattenseite. In den Abgründen der dortigen Kohlenbergwerke verbringt noch oft ein erdrücktes Proletariat seine Lebensnacht von Kindsbeinen an, von allem Bildungsleben ausgeschlossen, eine Erscheinung von ethnischer Bedeutung, die in England auch auf der Oberfläche der Erde ihre Gegenstücke findet. Da man aber dort in neuerer Zeit die Volkskrankheiten deutlicher erkennt und lebhafter empfindet, wird man auch die Heilmittel finden und die schon gefundenen zu allgemeinerer Anwendung bringen. Es ist Zeit, daß

die black diamonds, die schwarzen Diamanten, wie die großen Grubenbesitzer und Kohlenhändler ihren Schatz nennen, nicht mehr durch Leib- und Seelen-heil der Handlanger erkauft werden.

Richten wir bei diesem Ausdrucke einen flüchtigen Blick auf die eigentlichen Diamanten, die in „glücklicheren" Himmelsstrichen auch nicht ohne „Seufzen der Kreatur" oft durch Sklavenarbeit zu Tage gefördert werden. Doch besteht an manchen Orten ein Gesetz der Menschlichkeit und der Billigkeit, das dem glücklichen und geschickten Finder die unschätzbare Freiheit zum Ehrenpreise des unschätzbaren Fundes spendet. Jener aber ist nicht immer moralisch genug erzogen, um diesen Tausch einzugehn, und nimmt sich dann die Freiheit, ohne hochobrigkeitliche Bewilligung die Freiheit sammt dem Diamanten in Anspruch zu nehmen und sich mit beiden in Sicherheit zu bringen, wenn anders Glück und Geschick ihn ferner begünstigen. Einige der grösten und loyalsten Krondiamanten sind auf diesem illoyalen Wege irrfahrend nach Europa gekommen. Übrigens macht seit einiger Zeit europäische Betriebsamkeit, Wissenschaft und Kunst dem Orient seine Diamanten so täuschend nach, daß selbst die echten oft ein ungerechtes Mistrauen trifft. Das Vielbegehrte verliert eben immer an Werth, wann es Viele besitzen können. Den neuesten uns bekannten Kunstdiamanten hat der Chemiker Gannal zu Toulon aus Kohle, Phosphor, Schwefel und Wasser geschaffen.

Reihen wir noch, bevor wir zu der dunklen Kohle nochmals zurückkehren, an die Diamanten die Perlen, andrer glänzenden Genossen zu geschweigen, mit Ausnahme eines Zwitters, den wir sogleich nachher nennen werden. Die Perlenfischerei hat ähnliche und noch grausamere Leibeigenschaft hervorgerufen, als der Bergbau, freilich nicht in solcher Ausdehnung. Der Gebrauch der Perlen ist weit weniger durch nachahmende Kunst beeinträchtigt worden, als der der Edelsteine; aber sie haben doch nicht mehr den phantastischen Werth, den ihnen das Alterthum beilegte. Es gibt sogar viele Realisten, die wenigstens den unmittelbaren Werth des eßbaren Inhalts der Muscheln höher anschlagen, als den der Perle, die einst nur die widersinnige Verschwendungslust einer Kleopatra materiell genießbar zu machen suchte.

Der Zwitter, den wir meinten, ist der Bernstein. Im Meeresschooße (seltner in heimatlicherer Braunkohle, in tertiären Sandschichten u. s. w.) gefunden, wie die Perle, läßt Dichtung und Sage ihn, wie diese, aus Thränen entstehn, deren Glanz, wenn auch getrübt, noch in ihm nachschimmert. Im Grunde aber ist er als Reliquie einer älteren Schöpfung der fossilen Kohle verwandter und schließt, wie diese, nicht selten noch die Reste thierischer Zeitgenossen ein, ein Spielwerk für kindische Neugier, eine Urkunde für ernste Wißbegier. Er wird selbst für die Völkergeschichte zum Wegweiser, seitdem die alten Griechen und Römer seinen Ursprung bis zur Ostsee hinauf verfolgten, wo er noch jetzt einen eigenthümlichen Zweig der Volksthätigkeit erzeugt.

Als die Sigillarien und andre Gewächse der Steinkohlenperiode noch ihre lebenden Gestalten in ruhiger Flut spiegelten, ahnten sie nicht, daß ihre Mumien und Mumienbinden nach Jahrhunderttausenden den Feuerrossen zur Nahrung dienen sollten. Bei Heiden und Juden fuhren nur Götter und Propheten mit so raschem Gespann, jetzt aber zu Lande und zu Wasser die Geister der gewöhnlichen Menschen mit ihrem ganzen Trosse von Körpern und Körperbedürfnissen und Reisegepäck — immerhin aber auch mit ihren Geisterkräften, die jetzt in dem engen Raume je Eines Menschenlebens ein reicheres Feld der Nahrung und Thätigkeit gewinnen, als sonst in ganzen Reihen von Menschenaltern. Peter Schlemihls Siebenmeilenstiefeln sind kein Märchen mehr, aber sie können zu einem veralteten Gleichnisse werden, wann einst ein Wettrennen ohne Hindernisse hoch über den Erdbahnen durch die Luft gehn und der Sturmgott Wodan dem hinkenden Vulkan weit vorauseilen wird, soweit nämlich die Mechanik der Fuhrwerke und die Organik der menschlichen Lungen dieses Fortschrittsmaß auch für sich in Anwendung bringen können.

Doch eilen bereits Zwitterwesen zwischen Körper und Geist, die von so engherzigen Bedingungen nicht abhängen, selbst dem dahinrasenden Sturme so schnell voraus, daß sie seine Ankunft (z. B. an den langgestreckten Küsten Nordamerikas) in weite Fernen hinaus warnend vorausverkündigen. Freilich hat schon Vater Homeros von „geflügelten Worten" gesprochen. Aber damals dachten, redeten und hörten die Menschen überhaupt noch weit langsamer, als heutzutage;

und selbst ihre Worte waren noch zu reich an Klang und Form, als daß sie sich in den Rahmen eines Telegraphems gefügt hätten. Indessen werden auch Homers unsterbliche Gedichte, einst nur gesprochen und gesungen, dann langsam geschrieben, viel später erst durch den Druck weithin verbreitet, jetzt gar durch die Dampfpresse neu beflügelt, zugleich mit so vielen andern Worten und Geisteswerken, die aber großentheils bald als Ephemeren ihren ebenso kurzen wie raschen Flug beenden.

Die Nachwelt wird die neue Aera vielleicht die des Dampfes nennen, obwohl dieser Name wahrscheinlich lange vor De Caus, und noch jetzt z. B. in „Hans Dampf", nicht eben eine weltbewegende Kraft bezeichnete.

Die gesteigerte Bewegungskraft, unter deren Dienste bis jetzt noch der Dampf das ausgedehnteste Gebiet zu verwalten hat, hat zugleich den messianischen Beruf, den Druck der schwersten und niedrigsten Arbeit von den Schultern und den Seelen geplagter Wesen zu nehmen. Zu diesen Wesen gehört nicht bloß das Trag- und Zug-thier, sondern auch der belastete Mensch, und sammt dem Postwagengaul sogar auch der Postwagenpassagier. Daß jedoch auf nächtlicher Fahrt der Bahnzugführer nicht bisweilen den urweltlichen Postillon beneide, ist immerhin möglich.

Noch großartiger ist die Wirkung des Maschinenwesens, der durch so viele Mittel und Hülfskräfte gesteigerten Mechanik auf andern Gebieten, besonders des Gewerbfleißes. Durch sie erhielten auch die schwächeren Arbeitskräfte der Frauen und der Kinder Antheil an der Entwickelung der Volksthätigkeit und des Volkswohlstandes. Zwar sind dadurch, namentlich für die Kinder, auch neue Schäden entstanden, die aber schon jetzt gering sind im Vergleiche mit den geheilten Schäden des Müßiggangs und der karggelohnten Arbeit, und die auch selbst schon der Gegenstand heilender Sorge geworden sind. Wir hoffen, daß mit Hülfe der zu Dienern des Menschen gewordenen Elementargeister auch der arbeitvollste Werktag dem Arbeiter noch hinreichende Muße und Spannkraft lassen werde, um nicht bloß seine Muskelkraft auszubilden. Wir hoffen ebenso, daß der Misbrauch dieser Geister zu Mordmaschienen und leider im Augenblicke noch „nöthigen"

kriegerischen Zwecken nicht lange mehr dauern werde. Freilich erkannte noch vor kurzem Zar Nikolaus der Eisenbahn nur diese Zwecke zu, und wies ein Gesuch der Kaufmannschaft zur Errichtung einer Bahn zwischen seinen beiden Hauptstädten zu friedlichen Zwecken misachtend zurück; aber „vor kurzem" gilt heutzutage als „vorlängst"! Wir hoffen endlich und vor allem, daß an den Orten, an welchen das Volk gegenwärtig noch die Eisenbahn haßt und angreift, weil sie die Kartoffelkrankheit verursache oder weil sie der heiligen Jungfrau feindlich sei, ein andres Volk erwachse. Dieß wird aber nicht geschehen, bevor in der Volksschule Naturgeschichte und Naturlehre an die Stelle blasphemischer Wundermären treten. Christus strafendes Wort gegen den Wunderglauben (Ev. Joh. 4, 48) gilt uns mehr, als die Wunder, die ihm nachgesagt wurden. Kirchenväter kämpften zwar gegen das von den Christen der ersten Jahrhunderte ihm beigelegte Prädikat eines „Zauberers", aber ohne diesen Wahn mit der Wurzel auszurotten, weil sie ihn im Grunde selbst theilten, wenn auch in etwas höherer Form.

Wir werden dem germanischen Stamme nicht zu viel Ehre anthun, wenn wir ihm den verhältnismäßig grösten Antheil an den folgenreichsten Erfindungen der neueren Zeit zuschreiben, ohne jedoch andern Stämmen die verdiente Ehre zu verkürzen. Der Deutsche in engerem Sinne arbeitet oft mit fremdem Gelde und in fremdem Dienste und wird um den Namen des Erfinders geprellt; der Angelsachse in der alten und der neuen Welt läßt sich dieß nicht so leicht gefallen; Erikson ist germanischer Schwede. Den Franzosen müssen wir sogar die grösten Verdienste um die Entdeckung der Dampfkraft lassen, aber ihre großen Kriegsfürsten des 17. und 19. Jahrhunderts wusten sie nicht zu schätzen; desto besser weiß dieß Napoleon III. Auch Jaquard, der Erfinder des trefflichen Webstuhls, war Franzose. Unter den Slawen zeichnen sich die Russen durch Erfindungsgabe, neben der volksthümlichen Nachahmungsgabe, in der Mechanik aus. Gehn wir aber in die Vorzeit zurück, so sind wiederum die wunderbaren Griechen die grösten Erfinder, von dem mythischen Daedalos an bis auf den edlen Archimedes und selbst bis auf Kallinikos (7. Jahrh. n. C.), den Erfinder des griechischen Feuers.

Um wichtige Erfindungen fruchtbar zu machen, muß zu dem Scharfsinne der Einzelnen die Bereitwilligkeit des Volkes oder doch der thatfähigsten Volkstheile zur Ausführung und Anwendung der Erfindungen für das allgemeine Beste kommen. Wahre Volksthaten können aber nur in verhältnismäßig freien Staaten vorkommen, in welchen weder despotische Willkür, noch auch allzu patriarchalische Fürsorge und polizeiliche Umständlichkeit die Menschen abhalten wollen, ins Wasser zu gehn, ehe sie schwimmen können. Auch nur in solchen Staaten erwachsen Menschen, die sich durch das Misglücken der ersten Versuche nicht abhalten lassen, von neuem zu beginnen, to go ahead. Und solche Staaten hat vor allen wiederum der angelsächsische Volksstamm aufgebaut. Wo ein Volk noch nicht zur Selbstregierung, zu eigentlich constitutioneller Vertretung gereift ist, kann eben nur der glückliche Fall eintreten, daß sein Regent persönlich die beste Einsicht und Kraft des Volksgeistes vertritt und Vortheil und Ehre des Volkes wacker verwaltet. In diesem Falle wird sogar der Einzelwille rascher und durchgreifender handeln, als die vielköpfige und vielstimmige Regierung des Freistaates, dagegen aber immer das dauernde Gedeihen der neuen Einrichtung nur durch die entgegenkommende Einsicht, Willigkeit und allgemeine Betheiligung des Volkes verbürgt werden. Solange z. B. die Eisenbahn nicht auch von den Bauern und den sämmtlichen Handlangern des täglichen Marktes und Verkehrs gern und freiwillig den alten Schlendrianswegen vorgezogen wird, bleibt sie eben nur eine befohlene Anstalt, deren Gemeinnützigkeit das Volk nicht begreift noch fördert, vielmehr durch thörichte Auflagen unnöthigen Aufwands u. dgl. hemmt. Dazu kommen noch die begründeteren Klagen der bei jeder neuen Einrichtung benachtheiligten einzelnen Erwerbsklassen und Örtlichkeiten, wie der Fuhrleute, Lohnkutscher, Marktschiffer, Fischer u. s. w., die aber bei gesunder Volksthätigkeit sehr bald Abhülfe finden und selbst schaffen, indem sie den größeren Fortschritten und Verwandlungen ihre eigenen kleineren zum beiderseitigen Frommen anschließen.

Als der Mensch noch nicht die heute ihm dienstbaren Bewegungskräfte zu benutzen wuste, hieng Verkehr, Handel und Gewerbsleiß noch weit mehr, als jetzt, von örtlichen Bedingungen ab. Wo der Boden

nicht unmittelbare Nahrung spendete und wo die mineralischen Schätze des sonst unfruchtbaren Landes zwar schon zu Tage gefördert, aber nicht auf nahen Strömen verschifft und, zumal im Berglande, nur mit großem Aufwand von Zeit und Gelde zu Lande fortgeführt werden konnten, blieben solche Landstriche arm und mehr und minder öde, und zugleich ein unfruchtbares Brachfeld in dem Gesammtgute des Volkes, oft sogar eine unwegsame trennende Wüste in dem allgemeinen Verkehr. Wir wiesen bereits o. S. 224 auf den hohen Werth der Verkehrswege hin.

Die alten Römer bauten desshalb überall, sobald sie ein Land in Besitz nahmen, ihre Steinstraßen, deren uraltes Pflaster noch jetzt manchmal z. B. in Rheinland und Wetterau benutzt wird. Waren sie auch zunächst Heerstraßen für die Kriegsmacht, so verbanden sie doch schon sogleich die neuentstandenen Ansiedelungen und Kulturstätten mit einander. Auch die Deutschen, nachdem sie ein seßhaftes und städtebauendes Volk geworden waren, bahnten jene großen Handels- und Kaiser-straßen, über deren viele in dichtem Walde und auf langgestreckten Gebirgsrücken oft nur noch der Fußwanderer oder auch der „Heerwurm" schreitet. Wir haben es miterlebt, daß in dem kleinen Staate des Großherzogthums Hessen ortskundige Beamte, durch eine wohlwollende Regierung und einen arbeitsamen Volksstamm unterstützt, in kurzer Zeit auch die sonst schwer zugänglichen und desshalb armen Gebirgsorte durch ein Straßennetz, dessen Material gerade hier reichlich zur Hand war, mit den großen Verkehrsstraßen in Verbindung setzten.

Wiederum aber vermittelte zu allen Zeiten das wohlthätige Element des Wassers am leichtesten, willigsten und großartigsten den Völkerverkehr und insbesondere den Handel. Der Strom am Saume des Urwalds muste schon durch die stets bewegte und wandernde Flut die Gedanken des herantretenden Wilden aus seinem Walddunkel in die lichtere unbekannte Ferne ziehen. Der Wald selbst sandte vor seinen Augen hinabgesunkene oder vom Winde geschleuderte Stämme mit dem Strome als willenlose Schiffer, die dem Menschen nun bald zu Schiffen wurden. Und nun gar das Meer ward zur Hochschule der Erfindungsgabe und des Unternehmungsgeistes, erst Völker und

Länder in unsichtbare, scheinbar unerreichbare Ferne von einander rückend, dann desto rascher sie verbindend. Es war und bleibt der Pontos, das bedeutet ursprünglich den Weg und die Brücke des großartigsten Verkehrs. In der Inselwelt des südlichen Weltmeers wurde der noch halb wilde Küstenfahrer auf seinem Kanoe durch Stürme in die weite Wasserwüste hinausgeschleudert oder flüchtete vor seinen Feinden, bis er oft an einer tausend Meilen weiten Küste landete und ein neues Volk gründete, dessen Sprache noch nach ungezählten Jahren seine Abstammung unwiderleglich bezeugt. So z. B. hat der Maori Neuseelands die malayo-polynesische Sprache in vollerem Klange erhalten, als seine Stammverwandten in Hawaii, woher (aus Sawaiki) vielleicht seine Vorväter kamen. Die Dauer bestimmter Windströmungen in jenen Meeren erklärt einigermaßen die Möglichkeit solcher wunderbaren Fahrten. In großen Festländern dagegen, wie z. B. in Indien, lockt das Meer wenigstens die von ihm nicht unmittelbar berührte Bevölkerung nicht hinaus, sondern wird sogar zum Gegenstand einer Scheu, die sich bis zum religiösen Verbote steigert. Dieß gilt auch von den alten Aegyptiern, während bei ihnen der segensreiche Nil, wie bei den Hindus die heilige Gangâ, lieb und hoch gehalten wurde.

Die seefahrenden Kulturvölker wurden dieß immer erst durch die Natur und Vertheilung von Land und Meer, wie namentlich die Bewohner der küsten- und hafen-reichen Ländersäume, Halbinseln und Inseln Phoenikiens, Kleinasiens, Griechenlands, Illyriens, Italiens, der deutschen Niederlande und Skandinaviens. Die griechischen Seeleute und Großhändler übertreffen noch heute selbst die englischen an Regsamkeit und Gewandtheit. Die Angelsachsen brachten die Grundlage ihrer Seetüchtigkeit schon aus der deutschen Heimat mit, deren Küstengebiete gröstentheils dem sächsischen Stamme mit Einschlusse des niederländischen angehören, wie denn auch seiner Sprache die meisten im Hochdeutschen eingebürgerten Ausdrücke für Schiffsausrüstung und Schiffahrt entnommen sind. Die älteren Fahrten der sächsischen, friesischen und skandinavischen Germanen galten fast mehr dem Raube, als dem Handel. In Orloogsschiff = Kriegsschiff hat sich ein alter, einst auch der hochdeutschen Mundart angehöriger,

Ausdruck für Krieg erhalten. Die meisten Schiffsnamen dagegen sind romanischen Ursprungs. Uralte Rufe der Matrosen haben sich bei den Griechen erhalten.

Wie die in der ganzen gebildeten Welt verbreiteten altgriechischen Wörter auf den meisten Gebieten der Wissenschaften und Künste das Verdienst des Volkes preisen, so die italienischen für Handel, Wechselrecht und Geldsachen überhaupt.

Die großen Märkte oder Messen in Deutschland (Frankfurt a. M. und a. d. O. u. s. w.), Frankreich (Beaucaire), Italien (Sinigaglia), Russland (Nieder-Nowgorod) u. s. w. nehmen in dem Maße ab, wie der Völkerverkehr unter Mitwirkung jener Bewegungskräfte zunimmt und der Zwischenhandel abnimmt, wozu denn auch die schon erwähnten Associationen beitragen.

Bei den ältesten Seevölkern waren die sonst feindlichen Gegensätze des Handels und des Raubes oft vereinigt. Bisweilen wurde der Seeraub zum Volksberufe, wie bei kleinasiatischen Völkerschaften, in neuerer Zeit bei malayischen und arabischen (Barbaresken), und neben dem Seehandel bei den antiken und modernen Griechen. Die Flibustiers und Buccaniers waren kein Volk, nur Banden. Kein Raubgewerbe entsittlicht so furchtbar, wie das des Seeraubs, das neben dem Muthe die scheußlichsten Leidenschaften wachruft. Die Römer waren in den letzten Zeiten der Republik mehrmals genöthigt, ihre ganze Macht gegen die der Seeräuber, besonders der kleinasiatischen, aufzubieten. Doch auch der Seeraub hat seine Romantik, namentlich, wo er sich zu dem politischen Seekriege gesellt und wo selbst heroische Frauen als Anführerinnen auftreten. A. Berghaus hat mehrere Beispiele in einem lesenswerthen Aufsatze in dem „Buch der Welt“ (Stuttgart 1863 Nr. 10) zusammengestellt.

Eine andere Bedeutung hat die Nebenordnung des Handels und der Dieberei unter Merkurs göttlichem Schutze, eine Potenzierung der zum Handelsglücke unentbehrlichen Klugheit und Gewandtheit. Eine sonderbare und komische Erscheinung gewährte bis in die neueste Zeit die gesetzliche Erlaubnis der Dieberei (des „Freikaufs“) auf deutschen Jahrmärkten, wobei an die Stelle des siebenten Gebotes das bekannte eilfte trat: „Laß dich nicht erwischen!“ In diesem Falle

nämlich hatte der Dieb das Recht, von dem Bestohlenen — nicht von dem Gerichte — privatissime geprügelt zu werden, ohne ihn verklagen zu dürfen. Ein tragischer Misbrauch der Gesetzgebung dagegen ist das Kriegsrecht der Kaperbriefe.

In unserer Zeit gelten als die handelsgewandtesten und schlauesten Volksstämme Armenier, Griechen, Russen, Juden, als eigentliches Handelsvolk aber die Engländer. Früher nahmen die Italiener hier eine hervorragende Stelle ein, namentlich auch durch die Feststellung der Verkehrsformen, des Credit- und Wechsel-wesens, des Transports u. s. w., wofür noch heute zahlreiche italienische Kunstwörter auf diesem Gebiete in allen europäischen Sprachen zeugen. Ihnen folgten auch die Deutschen und Niederländer. Bekannt sind die alten Hauptplätze mitten im deutschen Binnenlande mit ihrem Patriciate, zu dessen berühmtesten Vertretern der Name Fugger gehört, und das ebenso durch Handelsklugheit, Sparsamkeit und prahlerischen Aufwand glänzte, wie durch Bildung, Gemeinsinn und Wohlthätigkeit. In Asien verbreitet sind auch die indischen Kaufleute: die Banyanen (sanskr. vâniǵas, bâniǵas), ein sehr thätiger und gewandter Menschenschlag. Die oft vereinigten Stände der Handelsleute und Geldverleiher (Wucherer) erhielten von ihren Heimaten oder Hauptsitzen die Namen Longobardi, Lombardi (noch jetzt Lombard = Leihhaus), und die im Mittelalter gewöhnlich neben diesen genannten Caturcini, Caorsins u. s. w. von der Stadt Cadurcum, jetzt Cahors in Südfrankreich. Die meisten Bewohner des westphälischen Städtchens Winterberg, die hübschen, kräftigen und gewandten „Winterberger", sind wandernde Krämer, deren unerschöpflicher Tragkasten alle möglichen Bedürfnisse des kleinen Haushalts und des Schmucktisches birgt. Wie sie, sind im mittleren Deutschland bekannt die „Tiroler" aus Deutsch-Tirol, die mit Lederwaaren, Citronen u. dgl. handeln; auch in den Städten verschiedener Länder für mancherlei Handel und Gewerbe die romanischen Nachkommen der alten Racten aus Welsch-Tirol, Engadin und Graubünden.

Örtliche und volkliche Namen tragen auch Klassen oder Stände anderen Berufes, wie z. B. die „Fulder" aus Stadt und Sprengel Fulda, die derbste Gattung tagelöhnender Feldarbeiter, die in

Frankfurt a. M. und Umgegend alljährlich Monate lang verweilen oder auf die Dauer auf den größeren Höfen „dienen“, stets aber in Sprache, Tracht, Haltung und Sitte exotisch erscheinen; die „Schweizer“ in den „Schweizereien“ der großen Milchhöfe, deren Wiege jedoch oft ferne von den Alpen stand; die ostfriesischen „Hollandgänger“ in Niederdeutschland; die indischen Kulis (ursprünglich ein Volksname), die in vielen Gebieten Asiens und in einigen Afrikas massenhaft als Mietharbeiter einwandern, oft aber in Halbsklaverei versinken; die Maltesen von arabischem Stamme, die im Orient und namentlich in Algerien eine zu Allem gebräuchliche, aber auch Alle ausbeutende Menschenklasse bilden. Im alten Rom wurden viele Volksnamen zu Berufsnamen, noch mehrere in Indien (vgl. S. 297 ff.).

Solche Erscheinungen finden wir zu allen Zeiten und unter allen Völkern; doch sind ihre Ursachen verschieden. So z. B. die Natur der unfruchtbaren oder übervölkerten Heimat, welche die Insassen hinaustreibt, die dann später großentheils mit erworbenem Gelde wieder zurückkehren und sich in ihr, und nun erst recht fest und heimlich, wieder ansiedeln; Heimatlosigkeit, wie bei Juden, und Armeniern, auch für bestimmte Gewerke und Gewerbe bei den Zigeunern in Osteuropa; Nothwehr gegen Druck und Raub übermächtiger Fremden, draußen und auch im eigenen Lande, wo der Unterdrückte zur Selbsterhaltung auf bestimmte Thätigkeitskreiße verwiesen und zu bestimmter Haltung und Richtung des Charakters genöthigt wird, wie z. B. die Griechen im alten Rom wie unter türkischer Gewaltherrschaft. Volksanlage kommt dabei freilich oft mit ins Spiel; aber die Unterscheidung der ursprünglichen Natur von der angenommenen, der altera natura, ist gewöhnlich schwierig.

Die mächtigen Einwirkungen der mehr äußeren Volksthätigkeit, der Gewerbe und des Handels, auf Sinnesweise und Bildung der Völker liegen, in vielen Abstufungen, so weit aus einander, wie banausischer Fleiß und ausgebildeter Kunstsinn, Krämergeist und Weltanschauung des Großhandels.

Geistige Volksthätigkeit oder Bildungsgeschichte in engerem Sinne.

Wir haben nun schon bei der Volksthätigkeit vollends die Brücke zwischen dem mehr äußeren oder stofflichen (materiellen) und dem geistigeren Gebiete überschritten. Aber selbst hier lassen sich Leib und Seele nicht scharf trennen; der Anbau und die Erzeugnisse der beiden Gebiete fördern oder hemmen einander wechselseitig, und ihr Grund und Boden ist eben immer nur der Eine, welchen wir die Volksnatur nannten. Sie offenbart und kennzeichnet sich von Anfang an durch Thätigkeit, entwickelt und wandelt sich aber mannigfach im Laufe der Zeiten, der Ereignisse und Schicksale.

Hier, in der letzten Reihe unserer ethnologischen Merkmale und Kategorien, fassen wir die **geistige Volksthätigkeit** mehr nur in ihren höheren und ausgeprägteren Richtungen und Entwickelungen auf. Von fertigen, abgeschlossenen Zuständen können wir nirgends sprechen. Der mathematische Punkt des Seins bildet zu jeder Zeit den Anfang eines Werdens, das aber auch rückwärts oder abwärts gehn kann und dann mit verschiedenen Namen bezeichnet wird, wie z. B. durch die Ausdrücke „sinken, ver=, zugrunde=, zurück=, unter=gehn, aus=, ent=arten“ u. s. f. Selbst „stocken, stillstehn“ u. dgl. gilt hier ebensowenig wörtlich, wie bei irgend einem andern organischen Processe. Dieß fühlen sogar die Führer des geistigen Rückschritts, die man nur figürlich oder misverständlich die des „conservativen Stillstands oder Festhaltens“ nennt. Einer ihrer Meister (Stahl) begnügte sich deshalb auch nicht mit Josuas Ruhme: den Himmelslichtern Stillstand zu gebieten, sondern hieß die Wissenschaft „umkehren.“

Auch unsere Benennung „Volksthätigkeit“ ist bis jetzt nur selten in ihrem vollen umfassenden Sinne zu nehmen. Denn nur

allzu häufig wird das „Volk“ nur durch einzelne Volksklassen vertreten: durch Adel, Gelehrte, Beamte u. s. w., oder auch nur durch die Regierung, sei sie eine schlechte, die das Volk nur ausnutzt, oder eine gute patriarchalische, die „Alles für, Nichts durch das Volk“ thut. Nicht selten geht auch Neigung und Thätigkeit dieser verschiedenen Volkstheile, von unten bis zur Spitze, nach verschiedenen oder gar entgegengesetzten Richtungen. Exempla sunt odiosa!

In mehr und minder gebildeten und durch Verfassungen geordneten Staaten, in welchen Gewissens- und Vereins-freiheit besteht, lassen sich immerhin drei oder vier Hauptträger (-faktoren, -führer, -kreiße, -gattungen) der auf weitere Kreiße ausgedehnten Thätigkeit unterscheiden, namentlich, soweit sie durch Bildungsanstalten geleitet wird und durch ihre Wirkungen in die Sinne fällt.

Diese Hauptträger sind: der Staat, die Staatsgewalt oder Regierung; die Gesellschaften oder (freien) Vereine; die Gesellschaft, oder das Volk als Sammelwesen (Collectivindividuum) nach seiner Durchschnitts-bildung und -thätigkeit, d. h. die möglichst übereinstimmenden, einander ähnlichen Kräfte und Thätigkeitstriebe der Einzelwesen (Individuen). Ein vierter Träger ist die Kirche, die Hierarchie oder Geistlichkeit, welche zwar in vielen Staaten noch neben oder gar über dem Staatsgesetze waltet und nicht bloß den mächtigsten Einfluß auf die Einzelnen, sondern auch das Recht hat, großartige Anstalten für äußeres und inneres Wohl und Wehe des Volkes zu gründen und die längst gegründeten zu leiten; die aber in den vorgeschrittensten Staaten zu der zweiten der obigen Gattungen gehört, nämlich als freier Verein, der so lange durch das Vereinsrecht geschützt wird, als er nicht störend in die Gesammtgliederung eingreift. Wir haben die stärksten Lichter und Schatten dieser Macht bereits in dem Hauptstücke von der Religion gezeichnet; findet sie nicht Kraft zur Wiedergeburt und Selbstverjüngung, so hat sie, wie jede Macht ohne Kraft, das Leben verwirkt, und das tausendjährige Reich beginnt nicht in ihr, sondern nach ihr.

Wir gestehn, daß wir in allen Phasen oder Entwickelungszeiträumen, von dem patriarchalisch-despotischen Feudal- und Hörigen-

oder, milder, Unterthanen=staate bis zu dem eigentlichen Freistaate ohne alle Rechtsunterschiede, das Volk in corpore für die auf seinem Grund und Boden hervortretende Thätigkeit (oder deren Stillstand und Gegentheil) verantwortlich machen.

Selbst wenn neun Zehntheile der Bewohner dieses Bodens nur arme Pachter, Tenants, Häusler (Seldner, Kossaten), oder gar Fröhner oder Leibeigene, rechts=, erwerbs= und besitz=lose Landstreicher und Beisassen sind: so sind sie bis zu einem gewissen Grade mitschuldig an der Dauer ihrer eigenen Nichtigkeit (Passivität und Nullität), d. h. ihrer Unthätigkeit für das eigene und allgemeine Beste, gleichviel, ob sie dabei als müßige Lazzaroni vegetieren, oder für die Herren des Bodens sich zu Tode arbeiten.

Bei der Sühne ihrer Mitschuld kann es freilich geschehen, daß ein italienischer Rè Bomba zum Rè bombardato werde; oder daß ein deutscher Fürst, der seinen europamüden Unterthanen verbietet auszuwandern, von diesen die dringende Erlaubnis dazu erhält; und endlich gar, daß die Neger auf den Antillen u. s. w., welchen der Selbstmord bei Lebensstrafe verboten wird (fabula vera!), dafür den Mord erlaubt halten. Aber solche chaotische Zustände können doch ebensowenig dauern, wie die communistische Bewirthschaftung des geächteten Eigenthums, sei es durch Pöbelschaaren oder durch Soldatenhorden. Denn selbst das tollgewordene und biesende Vieh fühlt nachgerade das Bedürfnis, sich in Herden und Trupps zu reorganisieren, auch wann weder Hirte noch Hirtenhund seiner wieder Herr geworden ist. Wohl aber werden wir dann immer bejammern müssen, daß die unheilvollen Folgen der Schuld auch viele Schuldlose treffen, und daß, Wer lange Unrecht erduldet hat, auch nicht gelernt hat, Recht zu thun. „Es muß ja Ärgernis kommen; aber wehe Dem, durch welchen sie kommt!“

Sprache und Schrift.

Die Sprache nimmt, wie oben bei dem Urbesitze der Völker (der Volksnatur), auch hier bei ihrer Bildungsgeschichte den bedeutendsten Rang und Raum in Anspruch, indem sie das unmittelbarste und

vorzüglichste Organ der gesammten geistigen Entwicklung ist. Um dieses im reichsten Maße zu werden, bedurfte sie der Schrift. Aber ihre künstlerische Ausbildung in Rede und Dichtung beginnt schon vor dem Gebrauche der Schrift, deren Amt: das Festhalten und die weitere Verbreitung des Wortes, anfangs das Gedächtnis zu üben hatte. Das Selbe gilt von der Tonkunst, deren Geschichte wir zwar später gesondert entwerfen werden, aber theilweise schon mit der der gebildeten Sprache verflechten müssen. Tonkunst und Redekunst sind sich ja auch verwandt, wie Singen und Sagen. Vorzugsweise wird in jenem die Empfindung, in diesem der Gedanke laut; und diese Klangbilder des stillen Geisteslebens werden nun wiederum durch die, an sich lautlosen, Zeichen der Schrift, durch Buchstaben und Musiknoten, abgebildet und festgehalten.

Zwar ist die Schrift dem Worte nicht so unentbehrlich, wie dieses dem Gedanken; und das geschriebene Wort und Tonzeichen bleibt immer nur ein farbloser Schattenriß der lebendigen Rede und Betonung. Aber dieses Zeichen trägt die ausgesprochenen Gedanken und Gefühle viel weiter in die Fernen des Raumes und der Zeit hinaus, als das beste Gedächtnis der Hörer und ihrer Nachkommen dieß von Ort zu Ort, von Zeit zu Zeit zu thun vermag. Die beste Schwungkraft der oben citierten „geflügelten Worte“, der ἔπεα πτερόεντα der homerischen Gesänge würde verhältnismäßig früh ermattet, ihr wundervoller Klang verhallt sein, wenn die Schrift sie nicht festgehalten hätte. Überdieß bedarf ihrer auch der ruhige und selbstthätige Denker, der die fremden, weit von ihm und lange vor ihm ausgesprochenen Gedanken und mitgetheilten Thatsachen nicht bloß vernehmen, sondern auch in sich verarbeiten und sein eigenes Geisteswerk daran knüpfen will. Er muß, ohne allzugroße Anstrengung des Gedächtnisses, lesen und wieder lesen, was er durchdenken will; und ebenso muß er in sinniger Muße niederschreiben können, was ihm im eigenen bewegten Geiste aufgeht, und wäre es nur für ihn selbst, ohne daß er es draußen auf dem Markte des Lebens laut verkündigen wollte.

Darum gilt uns die Schrift (welcher wir späterhin noch einige Worte widmen werden) als eine große Grenzmarke in der Bildungsgeschichte, und die Geschichte des **Schriftenthums** oder der **Literatur**

als die Geschichte der höheren Bildung selbst, insbesondere der wissenschaftlichen. Diese Wichtigkeit der Schrifterfindung wiederholt sich potenziert in der ihrer großartigen Verbreitungsmittel durch Druck, Stich u. s. w. bis zur Telegraphenschrift. Eine Menge technischer Mittel, Erfindungen, Gewerbe und Künste hangen mit diesen Verständigungsmitteln zusammen, wie die Bereitung der Dinge, auf welche und mit welchen geschrieben, gedruckt u. s. w. wird; sodann die Buchbinderei, der Buchhandel u. s. w.

Redekunst.

Wir richten den Blick hier zuerst auf die Rede, und darnach erst auf die Dichtung, die ja eigentlich nur eine Gattung der ersteren ist, und zwar eine jüngere, so gewis Jedermann seine erste und gar Mancher all seine Rede in Prosa thut. Aber die künstlerische Ausbildung der prosaischen Rede, und der Prosa überhaupt, ist jünger als die der Dichtung. Nur gibt es freilich Völker, bei welchen letztere auf niederer Stufe stehn bleibt und nicht zum Volkseigenthum in höherer Weise wird, während die Beredtsamkeit sich selbständig und fortschreitend ausbildet, ohne daß darum immer förmliche Schulen der Redekunst oder Rhetorik errichtet würden. Cicero sagt: die Redekunst entstehe erst aus der Beredtsamkeit, nicht umgekehrt („esse eloquentiam non ex artificio, sed artificium ex eloquentia natum“).

Das Bedürfnis der durchdachten und nach bestimmten Maßen gestalteten Rede entsteht erst, wo die engeren Kreiße der Familie und der Nachbarschaft von den weiteren der politischen und der religiösen Gemeinde, also des Staates und der Kirche umschlossen werden. Der Redner vor dem größeren Hörerkreiße soll, wo möglich, in gehobener und doch zugleich gesammelter Stimmung sein; und der, mehr oder minder, wichtige Inhalt seiner Rede bedarf einer entsprechenden Form.

Für die Kunst dieser Redebildung genügt oft lange Zeit bloß mündliche Überlieferung, wie z. B. bei den Galliern und den Eingebornen Nordamerikas, soweit diese noch politisch selbständig sind. Die Ersteren verloren ihr altes Volksthum und nahmen mit

der Sprache der Römer auch ihre Schrift und Bildung an. Ihre volksthümliche Redegabe wurde jetzt zur völlig schulmäßigen Kunst, und Gallien blieb reich an Rhetoren. Aber schwerlich vereinigte jetzt die Rede mit der höheren Ausbildung die alte naturwüchsigere Kraft; um so weniger, da die Herrschaft der Römer die Rede mehr von der politischen Tribüne auf die nur gerichtliche, das Barreau der modernen Gallier, zurückdrängte. Die armen Nordamerikaner aber werden für ewig verstummen, bevor ihre Bildung zur schriftmäßigen Rede reift.

Politische und religiöse Freiheit ist die Lebensluft der Rede. In der Stickluft der Knechtschaft athmet nur noch der feile Lobredner und der Fanatiker auf der Kanzel, der das „Kreuzige ihn!" über jeden Widersprechenden ausruft. Ohne das Recht des Widerspruches aber besteht keine Spruchfreiheit; und die Rede, welcher Niemand gegenreden darf, bedarf nicht einmal der sophistischen Kunst der Überredung, sondern nur der materiellen Gewalt und noch mehr der Furcht vor dieser, um das Wort zur That zu machen. Anderseits bedarf die Redefreiheit für die mündliche Rede der parlamentarischen Ordnung, und für die schriftliche eines Gesetzes zur Sicherung des Wehrlosen, wenn nicht die Rede sammt ihrem Verständnisse in wüstem Lärm untergehn soll. In gesetzmäßiger Freiheit und Ordnung muß der Thronrede die Rede des Volksvertreters, der Kanzelrede die Widerrede irgend eines, nach der Gemeindeordnung auftretenden, Sprechers, oder wenigstens des „Controverspredigers" antworten dürfen. Die Reformationszeit stellte mit Recht zwei Kanzeln gegen einander über; und die römische Kirche gestattet sogar dem Teufel einen Anwalt, der die Heiligkeitskandidaten, wenn auch nur spiegelfechtend, anzugreifen hat. Dagegen zwingt oder zwang sie die Juden in Rom, jährlich eine Bekehrungspredigt anzuhören, die selbst für Wahrheiten, die sie vielleicht enthielt, nur die Unwiderstehlichkeit der gewaltthätigen Lüge hatte.

In dem lebhaften und stets politisch bewegten Volke der Griechen war die praktische Ausbildung der Rede lange vor der theoretischen vorhanden. Letztere gieng vorzüglich von den Philosophen aus, namentlich in etwas späterer Zeit von den sogenannten Sophistenschulen. Sodann sind die Redekunstlehrer oder Rhetoriker häufig zugleich

Sprachlehrer oder Grammatiker, wie denn ihre Wissenschaft, als Stylistik, einen Theil der Sprachlehre bildet, deren Geschichte wir später verhandeln werden.

Der philosophische Dichter Empedoklés aus Akrágas (Agrigentum, Girgenti) in Sicilien (5. Jahrh. v. C.) soll zuerst mündlich die Regeln der Beredtsamkeit gelehrt haben; zugleich schriftlich seine Landsleute und Schüler Korax, Tisias und der berühmtere Gorgías aus Leontini (οἱ Λεωντῖνοι), der in Athen sowohl selbst als politischer Redner auftrat, wie auch eine Redeschule gründete, und Isokrates Lehrer wurde; sodann der Attiker Antiphón aus Rhamnús (480–441 v. C.), der das erste eigentliche Lehrbuch der Rhetorik geschrieben und zuerst um Geld für Andere gerichtliche Reden geschrieben und gehalten haben soll; sein Schüler war der große Geschichtsschreiber Thukydides. In Athen zeichnen sich noch aus: namentlich der Staatsmann und Redner Andokides, Alkibiádes Zeitgenosse und Gegner; Lysías (450–379), Sohn des Redners Képhalos aus Syrakus; er lebte lange zu Thurion in Unteritalien, und schrieb erst im Alter eine Menge trefflicher Reden. In Athen und in Chios lehrte die Redekunst der Vaterlandsfreund Isokrátes (436–338). Sein und Lysías Schüler war Isaeos aus Athen oder aus Chalkis. Der berühmte und hochgesinnte Athener Demosthénes (385 oder 382 bis 322), Platons Schüler, bildete sein sprödes Organ durch methodische Mittel künstlerisch aus. Sein Gegner und Nebenbuhler war Aeschines in Athen, ein vielgewandter, durch ein abenteuerliches Leben erzogener Mann. Demosthenes Freund dagegen war der sittlich tüchtige Lykurgos in Athen, Platons und Isokrates Schüler.

Mit der Freiheit und politischen Selbständigkeit der Griechen erlosch zwar die freie Rede, aber nicht die Redekunst, die vielmehr durch sie vorzugsweise später in Rom geübt und gelehrt wurde. Von der Beredtsamkeit im römischen Kaiserreiche gilt Wachlers Wort: „Das Kind der Freiheit, schon vor Trajan erstorben, bloß armseliger Gespensterschatten eines einst hochkräftigen Lebens“. Sie lebte dort nur noch in Lob- und Gerichts-rede fort.

Die griechisch schreibenden Redner des alexandrinisch-römischen Zeitraumes sind, wie die griechischen Schriftsteller desselben überhaupt,

der ethnologischen Bildungsgeschichte auch durch die Mannigfaltigkeit der Heimat und Abstammung merkwürdig. Die folgenden Jahrzahlen sind nach Christus gemeint.

Hermogénes aus Tarsos in Kilikien (161) war ein Wunderkind, das schon im 25. Jahre kindisch wurde. Dionysios Kassios Longinos, aus Alexandria oder aus Athen, war Lehrer und Rathgeber der Königin Zenobía von Pálmyra, und fiel 273 als Opfer des Kaisers Aurelianus. Einer der edelsten Redner des Zeitraums war der antik gebildete Dion (Chrysostomos, Goldmund genannt) aus Prusa in Bithynien (1.–2. Jahrh.). Tiberius Claudius Atticus Herodes aus Marathón in Attika, der 141 Consul in Rom wurde, war ein thätiger und angesehener Tonangeber seiner Zeit. Viele Redner und Rhetoriker dieses Zeitraums waren Asiaten, wie im 2. Jahrh. der Bithynier Aelios Aristides aus Adrianopolis und der Platoniker Maximos von Tyros, im 4. Jahrh. der Paphlagone Themistios zu Konstantinopel, der Bithynier Himerios zu Athen, Libanios aus Antiochia, dessen Zeitgenosse Valerius Harpokration aus Alexandria ein Wörterbuch über die attischen Redner schrieb. Ebenfalls Aegyptier (dem Lande nach) war Athenaeos aus Naukratis (3. Jahrh.), Sprach- und Rede-lehrer und fleißiger Sammler aus älteren Schriftstellern, der in seinen „Δειπνοσοφισταί“ uns viele bildungsgeschichtliche Einzelheiten hinterlassen hat. Durch das römische Reich wanderte im 2. Jahrh. der witzige Syrer Lukianós aus Samósata (τὰ Σαμόσατα) in Kommagene, dessen Familie aus Griechenland stammte. Er war Rhetor u. a. in Gallien, Sachwalter in Antiochia, wanderte und wirkte in Hispanien, Italien, Griechenland mit Einschlusse Makedoniens und zuletzt als Procurator in Aegypten, und fand die Menschen wie die hellenischen und christlichen Götter seiner Zeit seiner trefflich geschriebenen Satire werth. Sein Freund und minder tiefer Geistesverwandter Alkiphron schrieb Sittenschilderungen aus Athen in Briefform. Im christlich-byzantinischen Zeitraum beschränkte sich die griechische Redekunst und Stylistik fast nur auf das geistliche Gebiet der Homiletik. Unter den Ausnahmen bemerken wir die kaiserliche Leons VI. (starb 911).

In Rom war die Redekunst dem älteren und strengeren, aber auch ungebildeteren, Volksgeiste fremd, und wurde erst durch die Griechen eingeführt, auch zweimal, 161 und 92 v. C., von Bannsprüchen der Regierungsbehörden getroffen. Wie die Kunst überhaupt, blieb sie längere Zeit hindurch in nationaler Misachtung, doch mehr nur ihr von Ausländern und gelehrten Sklaven oder Freigelassenen ertheilter Unterricht. Als erster freigeborner Römer, der sie lehrte, wird erst ungefähr zu Augustus Zeit ein Ritter Blandus genannt. Seitdem wurden die Rhetoriker geachteter und zu „professores, doctores" erhoben. Viel früher kam die praktische Beredtsamkeit zu Ehren, schon vor ihrem Meister M. T. Cicero aus der alten Volskerstadt Arpinum (geb. 106, ermordet 44 v. C.), der die Kunst unter griechischen Lehrern nicht bloß in Rom, sondern auch in Athen und Rhodos studiert hatte. Wachler sagt von ihm: „Er glaubte mit gleicher Gutmüthigkeit, wie Pütter an die deutsche, an die römische Verfassung, für welche nur Bürgersinn Gewähr leisten konnte." Die ungemeine Vielseitigkeit seiner Bildung und sein Lebenslauf sind allbekannt. Nach ihm sind nur bedeutend als Theoretiker und Kritiker M. Ann. Seneca aus Corduba in Hispanien, der Vater des Philosophen, auf welchen wir später kommen; und M. Fabius Quintilianus, ebenfalls in Hispanien zu Calagurris geboren, aber schon in der Kindheit nach Rom gekommen und später von Domitianus zum Consul ernannt. Sein geschmackvolles Lehrbuch wurde erst 1417 in St. Gallen wieder aufgefunden. Sein Schüler C. Plinius Caecilius Secundus aus Comum (des Naturgeschichtschreibers Plinius Schwestersohn) war gerichtlicher Redner und als Lobredner (Panegyriker) des Kaisers Trajanus der Vorgänger einer Reihe von Schriftstellern dieser Gattung, die im 4. Jahrh. v. C. die Kaiser verherrlichten. Höher, denn als Redner, steht er als Briefschreiber (Epistolographe) und fand als solcher einen, ebenfalls erst im 4. Jahrh. lebenden, Nachahmer in G. Aurelius Symmachus aus Rom, der als Gegner des Christenthums auftrat. Ebenfalls Briefschreiber und Rhetor zugleich, auch Grammatiker, war im 2. Jahrh. n. C. M. Cornelius Fronto aus Cirta in Numidien.

Wir haben vorhin bereits der Gallier als eines redebegabten Volkes gedacht. Auch sonst zeigt ihre Volksstimmung und namentlich

ihr politischer Geschmack manche Ähnlichkeit mit den Griechen, sogar auch die prachtvolle Zusammensetzungsfähigkeit ihrer Sprache, soviel wir leider fast nur aus den aufbewahrten Menschen- und Orts-namen ersehen. Obgleich dieselbe noch nicht in völligem Gebrauche der Schrift war, als sie von der lateinischen verdrängt wurde, so haben wir doch Ursache, ihr eine nicht unbedeutende künstlerische Ausbildung zuzuschreiben. Viele Tausende von Sprüchen und Denkversen giengen in den Druiden-schulen durch mündliche Überlieferung von Geschlecht zu Geschlechte über. Die Reden anderer „barbarischer" Volksgenossen des Alter-thums, die wir in klassischen Geschichtschreibern finden, mögen von diesen erdichtet oder nachgedichtet sein, wurden aber wahrscheinlich einst wirklich irgendwie gehalten.

In der späteren Zeit erhält bei den christlichen wie bei den mohammedanischen Völkern die Beredtsamkeit ein neues Gebiet, das lange Zeit hindurch vor dem staatlichen und gerichtlichen den Vor-rang behauptet: das kirchliche. Unter den Kirchenvätern der ersten Jahrhunderte waren mehrere bedeutende Redner, wie u. a. Augustinus, der Rhetorik lehrte, Joannes Chrysostomos, Eusebios aus Emesa, Ambrosius, Gregorios Nazianzenos (starb 391). Wir kommen auf sie bei der Geschichte der Theologie zurück, bei welcher und bei der Ge-schichte der Rechtskunde überhaupt mehrere Ergänzungen zu dem Fol-genden zu suchen sind. Freilich schon der heilige

„Antonius zur Predig
Die Kirch findt ledig;
Da geht er zu den Flüssen
Und prediget den Fischen"

mit gleichem Erfolge; er wird zwar angehört, aber die Hechte bleiben Hechte, wie ihre Wahlverwandten unter den Menschen. Je mehr die Dogmatik und die Himmel- und Höllen-moral den Stoff zu den Pre-digten lieferten, desto unfruchtbarer blieben sie für Menschenliebe und Sittlichkeit. Dadurch wurde auch der Geschmack der Zuhörer verhärtet und blasiert, und der ehrliche und herzenswarme Prediger nur allzuoft zum Prediger in der Wüste. Die Beredtsamkeit der Glaubenseiferer hatte mit der Redekunst wenig zu schaffen und ersetzte diese durch rohe Declamation und Gesticulation, so daß sie entsprechende Knall- und

Schlag-effekte erzielte. Ihre, darum nicht besseren, Gegensätze bildete die glatte Sophistik der Rede, der mit künstlichen Blumen geschmückte Hof- und Salon-sermon, die auf Frauennerven berechnete Rührungs- und Erschütterungs-predigt, Arten und Abarten, die schon lange vor den Jesuiten vorkamen. Eine weit machtvollere, oft aber auch unheilvollere Abart entsteht, wo die Kanzel zur politischen Tribüne wird, und der kirchliche Prediger seine Mittel im Dienste des Absolutismus wie, nach Umständen, der Revolution gebraucht. Dieß geschah im Mittelalter besonders im Byzantinerreiche und ist neuestens fast im ganzen Abendlande an der Tagesordnung. Diese Einmischung der Politik in die Predigt kommt zuweilen auch bei einer harmloseren Gattung vor: der sogenannten Capucinade nämlich, und nicht bloß in Wallensteins Lager. Wo diese Gattung, deren wir auch unten bei der Satire gedenken werden, sittliche Gebrechen der Gesellschaft geißelt, wirkt sie oft viel Gutes, vorausgesetzt, daß die Zuhörer nicht an Bildung und gewohnter Redeweise über der des Redners stehn.

Während die Kanzelredner der englischen Hofkirche auch in den besten Predigten durch deren vorgeschriebene zweistündige Vorlesung sich und die Zuhörer ermüden, improvisieren die Methodisten dieses Volksstammes, und in Nordamerika auch die vom Negerstamme, in Kirchen, an Straßenecken, in Feld und Wald die ausdrucksvollsten Reden, die selbst die vernünftigsten Zuhörer außer sich bringen. In heitererer Weise thut dieß der italienische Straßenprediger, der Christus selbst als „il vero Pulcinello“ proklamiert.

Viel würdiger schmiegten sich die früheren christlichen Geistlichen und Bekehrer der Denk- und Ausdrucks-weise des Volkes an, schon indem sie in dessen Sprache und Mundart predigten und diese dadurch ausbildeten und schriftmäßig machten. Ähnlich verfahren auch viele Missionäre der Gegenwart, die katholischen oft volksthümlicher und milder, als die protestantischen, welche dagegen (unsers Wissens besonders nordamerikanische) tiefer und segensreicher durch Volksschulen wirken.

Kirchenversammlungen des 9. Jahrh. in Frankreich und Deutschland machten den Predigern wenigstens Verdolmetschung ihrer Predigt durch Gehülfen zur Pflicht, während sonst bei den meisten christlichen Confessionen, zunächst in Formeln, Altartexten und Gebeten, durch die

dem Volke unverständliche „heilige“ Sprache die falsche Majestät des Geheimnisses wahrte, mitunter durch päpstliche Verpönung der Landessprachen unterstützt. Hiergegen wirkte im Abendlande bekanntlich die Reformation; neuerdings aber machen sich Diener ihres Buchstabens des gleichen Misbrauchs schuldig, durch starre Erhaltung unverständlich gewordener, wenn auch edler und antiker, Worte in Luthers Bibelübersetzung, wie in andern religiösen Schriften und in Liedern. Die Juden trifft jener Vorwurf nicht, solange die unter ihnen allgemein verbreitete Kenntnis der alt-ehrwürdigen Muttersprache ihr Verständnis beim Gottesdienste nicht hinderte, vielmehr den Eindruck der geschichtlichen Reliquien verstärkte. Seitdem ihnen, besonders in den Städten, diese Kenntnis immer mehr abhanden kommt, wurde erst in unserer Zeit die deutsche Predigt bei ihnen eingeführt, in welcher der Prediger den Urtext der citierten Bibelstellen wohl ausspricht, aber mit einer deutschen Übersetzung begleitet.

In jener älteren Zeit wurden anfangs die Predigten in der Volkssprache nur vorgetragen, nicht niedergeschrieben. Die griechisch-katholischen Geistlichen predigen, wo sie anders zu predigen im Stande sind, bis in unsere Zeit vor Griechen in einer reiner erhaltenen, aber dem Volke nicht völlig entfremdeten Redeweise. Bei den Slawen dieses Bekenntnisses wurde früh die Volkssprache in Bibel und Kirchendienst eingeführt und erhielt sich, nur halbverstanden, auch in der Folgezeit und bei Stämmen, deren Mundart schon bei ihrer Einführung von ihr abwich, begünstigte aber überhaupt den Gebrauch der jeweiligen Muttersprache im Munde des Geistlichen als solchen. Wieweit unter den romanischen Völkern des früheren Mittelalters der Gebrauch der Volkssprache bei der Predigt gieng, weiß ich nicht oder wissen wir nicht. Längere Zeit hindurch wird, wie in Griechenland, auch hier die, übrigens früher abnehmende, Ähnlichkeit der Volkssprache mit der alten lateinischen eine Vermittelung veranlaßt haben, wie dieß auch — freilich mehr unabsichtlich — in den gerichtlichen Urkunden geschah. Vielleicht, ja wahrscheinlich, wurden des h. Gallus Predigten dem Volke in der Mundart vorgetragen, die der jetzigen churwälschen zu Grunde liegt, leider aber nicht in derselben aufgezeichnet, wenigstens uns nicht erhalten.

Den ersten Predigern unter den britischen Kelten und den Germanen war die Kenntnis und der Gebrauch der Volkssprache weit nöthiger, als den romanischen. In Irland verbrannte zwar S. Patricius die vorchristlichen Bücher; aber die christlichen Geistlichen bewahrten und bildeten die Muttersprache auch für den Dienst des neuen Glaubens, wie viele altirische Glossen zu biblischen und profanen Schriftstellen bezeugen, auch von skotischen Mönchen in Italien und Deutschland niedergeschriebene.

Die in rein deutschem Geiste wirkenden ältesten Bekehrer und Bischöfe der Deutschen, welche der romanisierende Angelsachse Bonifacius verfolgte, haben wohl deutsch gepredigt, und Bonifacius selbst fand für die Taufe, wo der Laie zu antworten hatte, die Anwendung der Volkssprache unerläßlich. Auch ehrten und bildeten die angelsächsischen Priester in England ihre Muttersprache; Predigten in dieser aus dem 11. Jahrh. sind uns erhalten. Von dem h. Liudger wissen wir nur, daß er den Friesen das Evangelium in ihrer Sprache predigte. Dagegen erblühte unter den Goten mit dem Christenthum auch der gottesdienstliche und schriftmäßige Gebrauch ihrer herrlichen Muttersprache, welche Ulfilas hoch genug hielt, um die Bibel in sie zu übersetzen und Schrifterklärungen („Skeireins“, Homilien) in ihr zu schreiben oder zu veranlassen. Bei Oberdeutschen und Sachsen ist die Verdolmetschung der heiligen Schriften und Formeln durch die Muttersprache schon im Beginne ihrer Bekehrung gewis, und Reste derselben erhalten. Jene Gebote der Kirchenversammlungen zu Tours 817 und zu Mainz 847 bezogen sich eben auch auf die Verdeutschung der Predigten. Wir besitzen sogar Bruchstücke hochdeutscher Predigten schon aus dem 8. Jahrh. Mittelhochdeutsche sind uns vollständig erhalten. Dem gebildeteren Theile des altsächsischen Bauernstandes, in welchem der unschätzbare „Heliand“ entstand, wurde ohne Zweifel auch sächsisch gepredigt. Der bekannteste deutsche Prediger des späten Mittelalters ist der mystische, aber sittlich kräftige Dominikaner Jh. Tauler aus Köln oder Straßburg (1294–1361). An der Pforte der Reformation stand Joh. Geiler aus Schaffhausen (1445–1510), bei seinem Großvater zu Keisersberg im Elsaß erzogen und daher „von K.“ genannt, ein Prediger ebenfalls voll

sittlicher Kraft, in derbem und witzigem Tone Abrahams a. St. Clara Vorgänger, der seine Predigten in lateinischer Sprache niederzuschreiben und in deutscher zu halten pflegte. Neben den biblischen Texten legte er auch Brants Narrenschiff zu Grunde.

Die Reformation gab der Predigt das Übergewicht über den Altardienst und wirkte auch hierinn auf die römisch-katholische Kirche zurück, die der emancipierten jungen Kirche nacheifern wollte. Im 16. Jahrh. wurde das Evangelium mit geringer Kunst, aber mit wärmerer und freimüthigerer „Naturberedtsamkeit“ gepredigt. Schon am Ende des 16. Jahrh. verlor sich letztere, zunächst in Deutschland „mit der sie bedingenden Achtung für die geistigen Rechte des Volkes, und der scholastische Zunftgeist erwachte auf das neue“ (Wachler). Neben roher Streitsucht, starrer Rechthaberei und kaltem Buchstabenwesen zeigte sich zweckwidriger Prunk. Aber auch die gute Reaction blieb nicht aus, namentlich von Seiten des sogenannten „Pietismus“, der später seinen guten Namen verlor, weil er an die Stelle des seelenlosen Formelwesens der Rechtgläubigkeit nicht minder hochmüthige und dabei unklare und schwärmerische Alleinberechtigung auf Gottes Gnade setzte. Zu den besten Männern und Predigern dieser Richtung, die zugleich die thätige Liebe lehrten und übten, gehörten Joh. Arnd aus Ballenstädt (1555–1621), Ph. Jakob Spener aus Rappoltsweiler im Elsaß (1635–1705) und der um Erziehung der Armen und Waisen hochverdiente Aug. Hermann Francke (1663–1727) zu Halle. Schüler seines Gymnasiums war auch Nik. L. Graf v. Zinzendorf aus Dresden (1700–1760), der schwärmerisch fromme, aber auch thätig menschenfreundliche Stifter der Herrnhutergemeinde. Im 18. Jahrh. wirkten französische Vorbilder auf die künstlerische Ausbildung der Kanzelberedtsamkeit, in welcher sich zuerst der dichterisch schwungvolle Joh. Lorenz v. Mosheim aus Lübeck (1694–1755) auszeichnete.

Von der nun folgenden großen Zahl bedeutender protestantischer Kanzelredner in Deutschland nennen wir nur wenige, wiederum auf wechselseitige Ergänzung des Folgenden mit der Geschichte der Theologie verweisend. Der Geist der Reformation, die freie Forschung, schritt behutsam vor, weil die Bibel ihm vorerst unübersteigliche Grenzen

stellte. Die Freiheit bezog und bezieht sich noch heutzutage mehr nur auf die Kritik und die Auslegung der Bibelworte, nicht auf ihren Inhalt. Diese Grenze scheidet die Theologie von der Philosophie zum Verderben der ersteren, wie wir später sehen werden. Aber den Prediger des christlichen Lebens, der thätigen Sittlichkeit und Liebe beengen sie weniger, weil die Bibel ihm hinreichende, auch von der Vernunft unbestrittene, Haltpunkte und Belegstellen für seine Lehre bietet. Den Namen Sack führen zwei kraftvolle Prediger, Vater und Sohn: Aug. Friedrich Wilhelm aus Harzgerode (1703–86) und Fr. Sam. Gottfried aus Magdeburg (1738–1817). Balth. Münter aus Lübeck (1734–39), ein gebildeter Redner und geistlicher Lyriker, der zuletzt in Kopenhagen deutscher Prediger war und den unglücklichen Struensee zum Tode vorbereitete, war der Vater des berühmteren Theologen und Alterthumsforschers Fr. Christian Karl Heinrich, 1761 zu Gotha geboren, 1817 als Bischof von Seeland in Kopenhagen gestorben. Ph. Gottfried Herder aus Mohrungen in Ostpreußen (1744–1803), in so Vielem groß und weltgeschichtlich wirkend, ist auch hier zu nennen. Ein Vorbild und Führer für Viele wurde Fz. Volkmar Reinhard aus Vohrnstrauß in der Oberpfalz (1753–1812), zu dessen besten Genossen Ch. F. Ammon (geb. 1766) gehörte. Unter den entschiedenen Rationalisten ist J. F. Röhr aus Roßbach bei Naumburg, Generalsuperintendent in Weimar (geb. 1777), einer der bekanntesten; der geistreichste unter allen Fr. Ernst Daniel Schleiermacher aus Breslau (1768–1834), welchen Goedeke (a. a. O. III 88) den Schöpfer einer, aus dem Rationalismus entstandenen „supernaturalistischen Gefühlstheologie“ nennt. Halb und ganz Mystiker waren J. H. B. Dräseke aus Braunschweig (1774–1849), genial, und höchst eigenthümlich, doch auch manieriert, im Ausdrucke, auch patriotischer Redner gegen die Fremdherrschaft; und der allzu glaubenseifrige Holsteiner Claus Harms, der auch niedersächsische Predigten hielt und herausgab, was auch früher der burlesk-originelle wackere Hannoveraner Sackmann that. Eine besondere „schweizerische“ Stylschule gründete der beredte Joachim Zollikofer aus St. Gallen (1730–88), in welcher sich namentlich in Deutschland J. Gottlob Marezoll aus Plauen (1761–1828) und in der Schweiz J. Caspar Häfeli auszeichneten.

Mehr im schlichten Volkstone predigte, außer dem eben genannten Sackmann, der gemüthliche und fromme Christoph Sturm aus Augsburg (1740–86) und mehrere seiner protestantischen Zeitgenossen. Viel häufiger ist zumal die niedere Volksberedtsamkeit bei katholischen Priestern, unter welchen der tüchtigste, durch seinen stets treffenden, der Form nach ebenso originellen wie zügellosen Witz bekannteste der Augustiner Abraham a. St. Clara (Ulrich Megerle), Hofprediger zu Wien, ist (1642–1709). Dagegen wurde in neuerer Zeit durch seine giftigen Lästerungen der Akatholiken ein andrer Hofprediger berüchtigt, Eberhard in München, der neuestens noch Nebenbuhler besonders in Tirol findet.

Unter den Kanzelrednern außerdeutscher Protestanten zeichneten sich aus u. a. der Engländer John Tillotson aus Sowerby (1630–94); der Niederschotte Hugh Blair (1718–1800), ein schlichter und korrekter Redner. Unter den katholischen Franzosen Jacque Bénigne Bossuet aus Dijon (1627–1704), ein feuriger und glänzender Redner, u. a. auch geistreicher Historiker, der aber unter den entsittlichenden Einflüssen des Pfaffenthums und des Höflingsthums so tief sank, daß er Ludwig XIV. wegen seiner schändlichen „Ketzervernichtung“ vergötterte; der Jesuit Louis Bourdaloue aus Bourges (1632–1704), mehr verständiger Zergliederer; die edleren Männer Fr. de Salignac de la Motte Fénélon aus dem Perigord (1651–1715), Erzbischof von Cambray, den wir auch als Dichter des Télémaque zu preisen haben; und Bapt. Massillon aus Hières (1665–1742 oder 1663–1741), Bischof von Clermont, vielleicht der beste französische Prediger.

Die durch politische Bewegung und Freiheit, insbesondere durch parlamentarische Verfassung begründete Staatsberedtsamkeit war bis gegen das Ende des 18. Jahrh. Englands Alleinbesitz. Wir verzeichnen einige Namen. P. Wenthworth (1576); Milton, den wir bei den Dichtern näher kennen lernen; der klassische gebildete Antony Ashley Cooper Graf v. Shaftesbury aus London (1671–1713), des Philosophen Locke Freund; Robert Walpole, Minister (starb 1745); W. Pitt Graf v. Chatham (1708–78), Minister, klar und schön redend; ebenso sein zweiter Sohn W. Pitt (1759–1806); der

kraftvolle kosmopolitische Oppositionsredner Ch. Fox (1749–1806); der politische Weltweise Edmund Burke aus Dublin (1730–97). Unter den Neueren nennen wir den unermüdlichen und derben irischen Volksmann und Verfechter der nationalen und kirchlichen Selbständigkeit seines Landes, Daniel O'Connell, und den noch lebenden Veteranen Palmerston, Lord Firebrand genannt.

Unter den französischen Staatsrednern zeichneten sich aus u. A. H. Frz. d'Aguesseau aus Limoges (1667–1751) als durchgebildeter Mann und Redner; unter denen der Revolution Gabriel Honoré Riquetti Graf v. Mirabeau aus Egreville (1749–91). Neuerdings hat auch die Opposition unter Napoleon III. einige Talente geweckt.

Die parlamentarischen Redner in andern Staaten, namentlich den germanischen und in Italien und in Griechenland (dort namentlich Trikupis), gehören der noch nicht spruchreifen Gegenwart an, in welcher allmählich überall Parlamente, Vereine und Volksversammlungen zu Redeschulen werden, mitunter sogar mehr, als für die Thatkraft ersprießlich ist.

Die Rede, welche die Redekunst lehrt, ist zunächst die prosaische, ungebundene, nähert sich aber der gebundenen durch das höhere Maß der Schönheit, das sie — welcher auch ihr eigentlicher Inhalt und Zweck sei — in Ausdrucksweise und Einkleidung, wie selbst im äußeren Wohlklange vor andren Gattungen der Prosa voraus haben soll, weßhalb denn auch ihre Kenntnis und Lehre eine Kunst heißt.

Dichtkunst.

Volksdichtung (Volkslied, Sage und Fabel, Epos).

Wir gehn nun zur Geschichte der **Dichtung** (Dichtkunst, Poesie) über, die gröstentheils, aber nicht in allen ihren Gattungen, die Form der gebundenen Rede, des Verses, wählt.

Das Volkslied, die Volksdichtung wurde zugleich mit dem Volksgesange geboren. Zunächst mit dem Recitativ, in welchem, in Übergängen bis zur Tonweise oder Melodie, das Heldengedicht

oder Epos und die lyrischen Dichtungsgattungen der Griechen, die Denksprüche der gallischen Druiden, die Psalmen, Gebete und andre gottesdienstliche Formeln, und selbst die rhythmuslose Prosa der heiligen Bücher in den Tempeln aller Völker und Bekenntnisse vorgetragen wurden und großentheils noch werden.

Urkundlich wurden in Griechenland bei den pythischen Spielen von dem Arkadier Echémbrotos gegen 600 v. C. „Melos" und „Elegos" vorgetragen. Jenes war Chorgesang, dieses ein „aulodischer Nomos" d. h. ein Sologesang mit Flötenbegleitung, ursprünglich in der Form des Distichons. Noch Théognis aus Mégara (um 550 v. C.) gibt seinen gnomischen Elegien den umfassenderen Namen „Epos". Wie das hexametrische Epos, das Heldengedicht, vorgetragen wurde, ist nicht sicher bekannt; „wenigstens recitativisch", sagt G. Thudichum („die griechischen Lyriker" Stuttgart 1859 Einl. S. 13). Auf Gesang und Instrumentalbegleitung des alten und neuen Dramas kommen wir bei diesem und bei der Geschichte der Tonkunst. Bei dieser wird die dichterische Rede überhaupt als Gegenstand der „Composition", d. h. die Wortdichtung in ihrer bald nothwendigen und unzertrennlicheren, bald freieren und loseren Verbindung mit der Tondichtung, nochmals zur Sprache kommen.

Hier, bei der Kunst der Rede und der Dichtung, geht uns die der Töne nur in jenem unmittelbaren und nothwendigen Verbande mit ersterer an, welcher wir immerhin auch hier den Vorrang zuerkennen, also keine mathematisch gleichzeitige Entstehung annehmend. Sobald sich zur Empfindung, zum Begriffe „das rechte Wort einfand", fand sich für dieses unmittelbar darauf die rechte Betonung und deren höherer und wärmerer Grad: die Tonweise. Jene gehört noch der Rede, diese dem Gesange an; beiden in seiner noch halb sprechenden Betonung das Recitativ der naturwüchsigen Improvisation („Stegreifdichtung" deckt das Fremdwort nicht ganz).

Der vorsprachliche Ausdruck der bloßen Empfindung, welchen wir in dem Hauptstücke von der Sprache o. S. 54 annahmen: die zwischen ausgestoßenem Thierlaut und ausrufender Menschenstimme klingende Interjection, hatte allerdings schon eine musikalische Natur, die mit der zunehmenden Gliederung der Sprache immer mehr

abnahm. Aber sie selbst war noch zu wild und zu ungegliedert, um „Gesang“ genannt zu werden und diesem dadurch die Priorität vor der Sprache zuzuweisen. Wir können etwa nur sagen: daß in diesem ersten Lautwerden der Menschenseele die Eine Kraft sich äußerte, die nachher sowohl in der Sprache wie im Gesange waltete, daß sie also gleichsam die Rudimente beider Gaben enthielt. Beider Sonderung führte auch beider Gliederung = künstlerische Gestaltung herbei. Wir haben der Sprache der früheren Zeit und demnächst auch der jetzigen des Volkes und des Kindes einen gesangreicheren Ton zugeschrieben. Indem sich nun mit wachsender Bildung der Gesang von der gegliederten Sprache trennte, verschwand er nicht — eben weil er gleichfalls Bedürfnis des Menschen war —, sondern erwuchs selbst zur gegliederten Kunst.

Nun kamen die freiwilligeren Annäherungen und Verschmelzungen beider, immer weniger gleichzeitig. Die klanglosere prosaische Sprache näherte sich der Musik, indem sie sich zum (relativ) wohlklingenden und, nach mehr und minder bestimmten Maßen, innerlich und äußerlich schwungvolleren Verse oder Liede (in weiterem Sinne) fügte. Die rechte Weihe des ausdrucksvollen Wohlklangs gab diesem aber erst die ähnlich empfundene Tonweise.

Im späteren Bildungsgange kehrte sich dieses Verhältnis öfters um, indem zu gegebener Tonweise neue Lieder gedichtet wurden, wie namentlich bei religiösen Gesängen, bei Bühnenchören, bei dem Meistergesange des späteren deutschen Mittelalters und bei vielen Volks- und Kunst-liedern noch heutzutage unter allen Völkern. Genau genommen sind diese immer nur die Nachkommen der zuerst gesungenen Lieder; Sinn und Stimmung, Versbau und Tonweise bleiben einander nächstverwandt. Daß altchristliche Hymnen nach hellenischen Tempelweisen, Messen nach Opern-, Marsch- und Volks-melodien gesungen wurden und werden, geschah theils aus Pastoralklugheit der Glaubens-bekehrer und -umkehrer, theils in neuester Zeit aus bloßer Verkehrtheit und Zerrbildung. Letzteres auch z. B., wenn der sterbende Herzog von Reichstadt seine sehnsüchtige Todesklage nach einer beliebten Walzermelodie absingt, und dabei auf der illustrierenden Vignette frisiert, gestiefelt und gesport auf dem Sopha liegt. Ein Anderes ist es mit

„La Folle“, der Irrsinnigen, die in ergreifender Weise immer wieder ihren Klaggesang mit der Melodie des Tanzes beginnt, der sie zuerst mit dem treulosen Geliebten zusammengeführt hatte. Vollends denn mit den volksthümlichen Tanzliedern, auf welche wir unten zu sprechen kommen; und mit den Kunstliedern, die in entsprechendem Sinne zu den Tanzweisen gedichtet werden.

Auch die in neuester Zeit componierten „Lieder ohne Worte“ und noch mehr die nachher zu ihnen gedichteten Texte, die gescheider vor ihnen gedichtet worden wären, sind häufiger ein Erzeugnis des Salons, als der wahren verschwisterten Künste. Ihr bester Sänger und eigentlicher Stifter, Felix Mendelssohn-Bartholdy, bereute später fast sein Werk wegen der Überzahl der Nachahmer (s. seine Nachgel. Briefe). Die vorzüglichsten derselben könnten wir in ähnlicher Weise, wie vorhin das Lied in Worten als eine Annäherung der Rede zur Tonkunst, so umgekehrt als den musikalischen Ausdruck von Empfindungen betrachten, die durch größere Bestimmtheit, als sie sonst die wortlose Musik besitzt, dem Gedanken des Wortes sich nähern. Darinn aber sehen wir doch immer nur das usurpierende Vorgreifen oder Eingreifen der Musik in ein Gebiet, in welchem dem Worte das erste Wort gebührt.

Die uralte Gabe und Sitte der gleichzeitigen, wenigstens einheitlich auftretenden Improvisation von Text und Tonweise ist bis heute nicht verloren gegangen, lebt aber doch nur noch unter Bevölkerungen und Ständen fort, welche noch mehr Ursprünglichkeit und weniger Bildung besitzen — wie in einigen Gebieten des slawischen Ostens, Süddeutschlands, Italiens und Spaniens —, unter Mitwirkung allgemeinerer Sittenzustände, volklicher Eigenschaften und Gewöhnungen. Zu ihnen gehört aber nicht der moderne Improvisator auf Kunstreisen, der auch nur selten singt und gewöhnlich nur deklamiert, zur Vermehrung der Rührung mit Instrumentalmusik als melodramatischer Zuthat. Auch nicht der venezianische Gondoliere, der Tassos Stanzen vorzutragen gut findet; eher noch, wenn auch bloß mit dramatischen Tonfarben vortragend, der Erzähler auf dem Molo Neapels, im Zelte des Arabers, im Kaffeehause des Türken. Jene echte Improvisation tritt am kraftvollsten und schlagfertigsten

noch in der Form des zärtlichen, neckenden, spottenden Wechselgesanges auf.

Kehren wir zur Dichtung an sich zurück.

Die Heldendichtung ist die Frucht der Zeiträume — wiederum mehr, als der Volksstämme —, welche Helden (zunächst des Krieges) erzeugten. Der Held des Epos muste ein Volksheld sein, sei es des eigenen oder auch eines fremden Volkes. Als solcher, aber nur als solcher, konnte sogar der einheimische Volksunterdrücker gelten, der Despot, welcher Volk gegen Volk in einen Kampf führte, an dessen Spitze er selbst Reich und Leben wagte. Auch muste die letzte That des Helden nicht immer der Sieg sein. Sein tragisches Unterliegen unter dem stärkeren Helden oder unter dem Schicksale, aber immer mit ungebrochenem Muthe, machte ihn zum Gegenstande ewiger Klage seines Volkes und des ehrenden Andenkens auch des feindlichen. Der griechische Sänger empfand kaum minder des troischen Hektors Heldengröße, als die seines Achilleus. Sage und Lied der keltischen Kymren feiern nicht bloß den Heldenkönig, der mit seinem ganzen Heeresreste im unzugänglichen Berglager lieber verhungerte, als sich der sächsischen Übermacht ergab, die den Berg umringt hielt; sondern sie feiern auch den Kymrenfürsten Gwortigern, der seinen Bund mit den treulosen Sachsen durch seine Selbstopferung büßte, ob ihn gleich die sog. geschichtlichen Triaden zu den „Verräthern" zählen.

Wie jenes kymrische Heer, ließ auch die jüdische Besatzung einer Feste den römischen Belagerern nur eine Schaar von Leichnamen, nicht von Besiegten. Aber kein Epos feiert die Namen dieser Helden, weil zu dieser Zeit das ganze überlebende Volk sein Vaterland verlor und nach allen Seiten hin ins Elend gejagt oder weggeführt wurde. Wohl aber erhielten Geschichtsbücher, vielleicht auch verhallte Volksgesänge, das Andenken der Makkabäer und andrer jüdischer Helden und Märtirer.

Bei den Mauren Granadas rief noch nach der Besitznahme der Stadt und des Staates durch die christlichen Spanier das Klagelied um den Fall Alhamas, der Vorburg Granadas, eine solche Verzweiflung hervor, daß die Eroberer seinen Gesang bei Todesstrafe

verboten. Das Selbe thaten die Engländer in Indien gegen den Gesang hochschottischer Volkslieder, weil er die galischen Soldaten in verzweifelndes Heimweh versenkte.

Ein bis in die Römerzeit zurückgehendes Heldenlied der Basken feiert u. A. einen Lelo, den bei seiner Heimkehr Agamemnons Schicksal traf, und dessen Tod überhaupt in Liedern so vielfach bejammert wurde, daß endlich „das ewige Lelo!“ (betico Leloa) zum Sprichworte für allzu häufige Wiederholungen wurde. Dieser Gesang ist das Gegenbild zu der Linosklage der alten Griechen (ὁ Λίνος, auch οἰτόλινος oder αἴλινος, später Klagelied und, αἴλινος adj., kläglich überhaupt bedeutend) und der Maneroskläge (Μανέρως) der Aegyptier.

Das Epos der Griechen erwuchs in ihren alten Heimstätten und späteren Rücksiedelungen in Kleinasien, wo Vater Hómêros (Ὅμηρος) seine unsterblichen Gesänge vortrug. Die Höhe seiner Bildung und Kunstform läßt uns eine aufsteigende Linie verschollener Vorgänger vermuthen, wie er ja selbst schon seinen Achilleus zur Harfe die Thaten der Männer singen läßt, zugleich ein Wink für den epischen Vortrag. Ihr Verlust — sagt G. Thudichum a. a. O. S. 7 ff. — „ist dem Übergewichte Homers zuzuschreiben, das auch nach ihm durch alle Jahrhunderte fortwirkte, so daß die folgenden epischen Gedichte, welche vornehmlich den troischen Kreiß berührten, aber auch andre Mythen besangen, und die wir durchaus nicht als geringfügig, als gelehrte ohne Dichterberuf gefertigte Werke zu betrachten haben, unter denen eine „Thebais“ der Nachwelt und vielleicht schon dem Kallinos werth schien, Homer zugeschrieben zu werden — daß alle diese, noch in der literarischen Zeit vorhandenen, Gedichte bis auf die wenigsten Reste verloren sind.“ Sie sind von Homers späteren Nachfolgern, den „Kyklikern“ (s. u.), zu unterscheiden. — Diesem ionischen Epos folgte das aeolische des religiösen und häuslichen Stillebens in schon mehr geschichtlicher Zeit, dessen gröster Sänger Hesiodos aus Kumae in Aeolien nach Askra in Boeotien gekommen sein soll; die Zeitangaben lauten verschieden. Die fleißigsten Sammler und Nachahmer jener alten verlorenen Epiker treten spät in Alexandria auf; wir werden sie nachher nennen.

Den Römern fehlt das eigentlich volksthümliche Epos. Kürzere Heldenlieder wird das Volk doch wohl in frühester Zeit gehabt haben, aber keine homerischen Rhapsoden, die sie zusammenfügten. Bekanntlich nahmen die Römer späterhin viel Bildung, Glauben und Dichtung von den Griechen herüber, deren Trojanersagen schon weit früher durch Großgriechenland (Unteritalien mit Sicilien) nach Etrurien und bis nach der ursprünglich illyrischen Venetia heraufgekommen zu sein scheinen. Bedeutend später wurden die homerischen Gesänge selbst den Römern bekannt. Livius Andronikos (um 230 v. C.), den wir beim Drama näher kennen lernen werden, übersetzte die Odyssee ins Lateinische. Erst 70–19 v. C. lebte P. Vergilius Maro aus Andes bei Mantua, vielleicht aus gallischem Stamme, der Homeros fortsetzte. Wir werden später näher sehen, wie das Griechenthum in Rom herrschend ward, während in Griechenland selbst Roms rohe Gewalt das Zersetzungswerk der makedonischen Halbbarbaren weiter führte.

Als römische Epiker nennen wir zuerst die Sänger des punischen Krieges: den nur aus wenigen Überbleibseln bekannten antiken Cnejus Naevius aus Campanien, der, aus Rom verbannt, in Utica starb (um 250 v. C.); und den viel späteren C. Silius Italicus (25–100 n. C.). Qu. Ennius aus Rudiae in Calabrien (239–169 v. C.), der als der erste künstlerische Bildner der römischen Dichtung in verschiedenen Gattungen und Versformen gilt, verfaßte eine epische Chronik Roms. Kurz nach ihm brachte L. Attius aus Rom ebenfalls römische Annalen in Verse. C. Val. Catullus, bei Verona geboren, schrieb außer lyrischen Gedichten (s. u.) auch kleinere epische. M. Ann. Lucanus aus Corduba (38–65 n. C.) schilderte in seinem, für Alterthumsforschung sehr ergiebigen, Gedichte Pharsalia den Bürgerkrieg zwischen Caesar und Pompejus. Andre besangen griechische Sagen, wie C. Val. Flaccus, P. Papinius Statius (beide im 1. Jahrh. n. C.); neben jenen auch römische Geschichten Claudius Claudianus aus Alexandria (395 n. C.). Selbst der hochgebildete Vergilius kann nur sofern als nationaler Epiker gelten, als er die Trojanersage auf italischen Boden überführt. Von den zahlreichen lateinischen Dichtern der christlichen Zeit nennen wir hier den

Afrikaner Fl. Cresconius Corippus (6. Jahrh. n. C.) wegen seiner „Johannide“, eines Epos über den oströmischen Krieg gegen die Vandalen.

Das Volksheldengedicht wurzelt immer im bewußten, wenigstens lebhaft empfundenen Volksthum; aber, wie schon vorhin deutlich wurde, die dichterische Empfindung des Volksthums, die sich im Epos aussingt, ist sehr ungleich unter den Völkern vertheilt. Die ältesten Römer hatten weder die Gabe des Gesanges, noch auch, wie wir später zeigen werden, Liebe und Achtung für ihn. Aber darum wird Niemand Volksbewußtsein und Vaterlandsliebe dem prosaisch-praktischen, hart-kräftigen Volke absprechen.

Seine Vaterlandsliebe hat eine Nachtseite: die furchtbare Selbstsucht, die kein Völker- und Menschen-recht kennt, und welcher Heil und Weltherrschaft des Vaterstaates gleichbedeutend ist; und eine Lichtseite: die hohe Selbstopferungskraft des Bürgers, im Gegensatze zu jenem Egoismus des Volkes und des Staates, und doch oft in seinem Dienste. Kein Volk ist so reich an Helden und Blutzeugen des Bürgersinns, wie das römische. Mucius Linkhand (Scaevola), der, lange vor der Erfindung der orsinischen Bomben, den gefährlichsten Feind seines Vaterlandes zurückschreckt; Ritter Curtius, der durch seinen mythischen Ritt in geöffnete Unterwelt seine Vaterstadt von der Pest loskauft; auch Coriolanus, der seinen Landesverrath durch sein Blut sühnt, freilich zunächst durch die selbstopfernde Vaterlandsliebe seiner Mutter getrieben; Regulus, der dem Feinde zu Gunsten seines Vaterlandes das Wort bricht, aber den Wortbruch durch Worthalten in der Rückkehr zum gewissen grausamen Tode aufwägt; die beiden Brutus — und so noch viele Helden, aber nur oder fast nur vor der entsittlichenden, Roms Geist seiner Weltherrschaft opfernden Kaiserzeit. Sie alle werden freilich im Gedächtnisse des Volkes hoch gepriesen und zum Theil durch dichterische Sage verklärt, aber kein Epos besingt sie.

Freilich auch keines des (halb) sagenhaften Athenerkönigs Kodros stille Selbstopferung für sein Volk, noch weniger die rein geschichtlichen Helden der Griechen, die bei ihren Lebzeiten von den Wogen des unruhigen Volksgeistes ebenso oft emporgehoben, wie an die Klippen

des Scherbengerichtes (Ostrakismos), des Kerkers und der Richtstätte geschleudert wurden.

Die älteren und mythischen Heldensagen von Theben wurden Gegenstand des antiken Dramas und, wie die Argonautensage, erst später epischer Dichtung der Griechen und der Römer, welcher freilich, wie vorhin bemerkt, ältere griechische vorausgieng. So z. B. besangen in griechischer Sprache die Argonauten Apollonios aus Náukratis in Aegypten (um 192 v. C.), der von seinem Aufenthalte auf Rhodos der Rhodier hieß; und ein Orpheus genannter Dichter des 4–5. Jahrh. n. C. Mehrere griechische Dichter vom 5–12. Jahrh. n. C. suchten Homeros nachzuahmen oder fortzusetzen, wie Quintus (Κοΐντος) aus Smyrna, die Aegyptier Kóluthos aus Lykopolis und Tryphiódôros, endlich der byzantinische Compilator Joannes Tzetzes. Auch ein älterer „Homeros“ aus Byzantion wird unter den sieben Epikern des alexandrinischen „Kanons“ genannt, dessen Werke uns verloren sind. Eine neue epische Schule suchte zu Anfange des 5. Jahrh. n. C. der Aegyptier Nonnos aus Panopolis zu stiften, welcher Christ geworden war. Mittel- und neu-griechischen epischen Reimchroniken sind bessere geschichtliche Epopöen gefolgt, wie im 18. Jahrh. von Manthos Joannú aus Jannina, im 19. Jahrh. von Rhangavis und Al. Sutzos.

Ohne Zweifel wurden einst in Volksliedern und Hymnen der Hellenen, wie Harmodios und Aristogiton bei den Panathenäen, alle Volkshelden besungen; und so leben bei ihren heutigen Nachkommen die Helden und Klepten der Türkenzeit in zahllosen Volksliedern fort. Aber die alten Griechen mit ihrem reichen und hochgebildeten Schriftenthum legten an solche, mehr ephemere, Lieder wohl den Maßstab eines Homeros, Pindaros, Tyrtaeos, und ließen sie verhallen. Die römischen Krieger in Julius Caesars und der Kaiser Zeit sangen Lieder, welche z. B. denen der deutschen Soldaten und Landsknechte glichen, wie die wenigen erhaltenen Bruchstücke zeigen.

Bei den späten Italienern verband sich die Überlieferung der höfischen halbklassischen vergilischen Epopöe mit der christlichen Romantik der Kreuzzüge und des arabischen Ostens zu einer neuen Epos-gattung, in welcher der weiche, mühelos und fast kunstlos von selbst

sich einfindende, Wohlklang und Tonfall der neurömischen Sprachen und der Gleichklang oder Reim der, nur in der nordfranzösischen Sprache früh verklingenden, Endungen dem lebhaften und breiten, aber nicht tiefen Strome des Inhaltes entsprach. Doch trifft letzteres Urtheil gerade den ersten großen Dichter der Italiener, Dante Alighieri aus Florenz (1265—1321), nicht; dafür blieb er aber auch allein. Die ungemein vielseitige Bildung und Weltkenntnis des klassisch gelehrten und nur für sehr Gebildete schreibenden Dichters, Staatsmanns und Kriegers, der, aus seiner Vaterstadt verbannt, zuletzt in Ravenna lebte, spiegelt sich in seiner Comedia divina. Ihre geschichtliche und kirchliche, oft gegen hierarchische Misbräuche gerichtete, Beziehungen veranlaßten umfangreiche Commentare zum Verständnisse für die spätere Zeit.

Luigi Pulci aus Florenz (1432—87) schrieb das erste komische Epos: il Morgante maggiore (Rinaldos und des Riesen Morgantes Abenteuer). Den Sagenhelden Roland besangen Matteo Maria Bojardo Graf von Scandiano (1430—94) und Lodovico Ariosto aus Reggio (1474—1533). Weit künstlerischeres Maß besaß der feingebildete und gefühlvolle Torquato Tasso aus Sorrento (1544—95), der romantische Schöpfer der Gerusalemme liberata, der selbst wieder zum Gegenstande eines Meisterwerkes deutscher Schauspieldichtung wurde. Sein Vater Bernardo aus Bergamo (1493—1569) hatte den spanischen Amadis bearbeitet. Ins 17. Jahrh. hinein reichen die satirischen Heldengedichte la Secchia rapita (der angebliche Kampf der Modenesen und Bolognesen um einen geraubten Eimer im 15. Jahrh.) von Alessandro Tassoni aus Módena (1565—1635), und der Malmantile (spärliches Mahl) racquistato von dem Maler Lorenzo Lippi aus Florenz (gest. 1664). Bojardos Orlando inamorato hatte Franc. Berni aus Lamporecchio (1490—1536) travestiert. Nach ihm hieß eine Gattung satirischer und üppiger Volksposse Poesia berniesca. Sein, nach Geist und Form weit tiefer stehender, feindlicher Nebenbuhler war der bekannte Pietro aus Arezzo (Aretino; 1492—1556). Auch an Tassos und Ariostos Schöpfungen schlossen sich volksthümlichere, oft travestierende und äußerst frivole, nicht selten auch in Volksmundarten geschriebene.

Den italienischen Heldengedichten gleichen auch die der **Spanier**: la Araucana von Alonso de Ercilla y Zuñiga (gest. nach 1590), der (nach **Wachler**) nicht als wahrer Epiker, aber doch mit epischem Gefühle schrieb; und Mexico conquistada von Juan de Escoiquiz (Ende des 18. Jahrh.). Sodann die Eine, aber desto berühmtere, der **Portugiesen**: os Lusiadas, von dem hartgeprüften Luis de Camoens (Camoēs) aus **Lissabon** (1524–79), welche nach der Sitte jener Zeit griechische und christliche Mythologie mischt, oft in lüsterner Begeisterung.

In kräftigerem Versmaße, als die gedehnten ottave rime, sind die, vermuthlich schon im 12. Jahrh. verfaßten, Lieder von Cid el Campeador geschrieben. **Fr. Diez** (Über die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie, Bonn 1863 S. 6) sagt von dieser Zeit: „Castilien hatte schon umfangreiche Gedichte in Alexandrinern oder andern aus der **Fremde** gekommenen Versarten aufzuweisen, unter welchen das Poema del Cid obenan steht“. Merkwürdiger Weise finden wir ungefähr das selbe Versmaß bei Völkern ganz verschiedener Stämme. Fürs erste bei den **Basken**, vielleicht noch aus gleicher Zeit mit Cid herstammend und mit der Anwendung in Spanien unmittelbar zusammenhangend; indessen erinnere ich mir nur Eines Liedes dieses Versmaßes, in welchem überdieß männlicher Schluß mit dem weiblichen wechselt. Sodann bei den fernen **Ostromanen**, namentlich u. a. in einem zu **Bucureschti** (Bucharest) in namenloser Mitte des Volkes entstandenen halb dramatischen, halb balladenartigen Liede, das ich aus mündlicher Überlieferung aufgeschrieben habe und an geeigneter Stelle mittheilen werde, wie es die Eigenthümlichkeit seiner Entstehung und seiner Form verdient; ebenso auch in einer Gattung kleinerer Lieder. Auch wiederum am entgegengesetzten Ende Europas, den Spaniern näher, bei den **keltischen Kymren**, kommt dieses Versmaß vor; ein Beispiel finden wir in **Stephens** Geschichte der wälschen Literatur (deutsch von San Marte, Halle 1864 S. 393). Wichtiger ist uns der wahrscheinliche Zusammenhang dieses ostromanischen Versbaus mit dem gleichen bei den **Albanesen**, der neben andern Maßen ziemlich häufig vorkommt, seltener auch in kleineren Volksliedern der heutigen **Griechen**. Ob auch bei **slawischen** Völkern, ist uns noch unbekannt.

Am allgemeinsten ist dieses Versmaß bei den finnischen Völkern in Finnland und Estland in Volksliedern, Romanzen, Helden- und Götter-gedichten. Ihr großes Volksepos „Kalewala“ ist erst in neuerer Zeit, besonders durch Lönnrot, aus Volkes Munde in seinen einzelnen Theilen gesammelt und der erhaltenden Schrift übergeben worden. Es fragt sich übrigens, wieweit die Form dieser epischen Mythen in dem Volke selbst entstand, da ihr Stoff großentheils von den germanischen Skandinaviern entlehnt ist, wozu noch jüngere Beimischungen germanischen und slawischen Ursprungs kommen, wie denn auch in den finnischen Sprachen selbst; vgl. besonders A. Schiefner in den Schriften der Petersburger Akademie: Bulletin historique et philologique und Mélanges Russes. Zwar fanden auch umgekehrte Anleihen der Nordgermanen und wohl auch der Goten bei den Finnen statt, aber nicht in gleichem Maße. Der alte Einfluß germanischer Gewalt und Bildung auf die tiefer stehenden Finnen reicht bis nach Asien hinein.

Jedoch besitzen auch die mongolischen, türkischen und andre Völker des ural-altaischen Völkerkreißes alte Eposgattungen. Dagegen tritt der zu diesem Kreiße gehörige späte Attila in die deutsche Helden- und Sagen-dichtung ein, wie bekanntlich das Nibelungenlied und schon im 10. Jahrh. das lateinisch geschriebene Walthari-Lied der beiden Ekkeharde zeigt. Attilas Name selbst ist germanisch, wahrscheinlich gotisch.

Bei den beiden Hauptstämmen der britischen Kelten tritt in den volksthümlichen Dichtungsformen: dem Heldenliede, der Todtenklage u. s. w., die Romantik des ritterlichen Feudalismus hervor. Die Familie des Clans oder auch eines größeren Volkskreißes preist die Thaten oder klagt den Tod des Häuptlings. Endlich harrt das ganze Volk der bis jenseit des Kanals zerstreuten Kymro-Britonen auf König Artus oder Arthurs messianische Wiederkehr, so daß im Mittelalter das Sprichwort „britonisches Hoffen“ eine Hoffnung ohne Erfüllung und doch ohne Aufhören bezeichnete. Die alten Gallier mögen auch noch eine Weile ihren Vercingetorix (o. S. 221) besungen haben; aber ihr ganzes Volksthum romanisierte sich allzu schnell. So z. B. schrieb um 416 n. C. der heidnische Gallier Cl. Rutilius

Numatianus in lateinischer Sprache eine gute Elegie über seine Heimkehr von Rom. Lateinische Dichter waren auch Christen des 5. Jahrh.: der gallische Bischof Sidonius Apollinaris, auch Redner und Epistolograph; der Chronikist Prosper aus Aquitanien. Aus Irland stammte vielleicht der christliche Dichter Coelius Sedulius (450), der in gutem Latein schrieb.

In den Nebeln der keltischen Inseln und Küstenlande entstand auch jene Richtung der Romantik, deren Wesen gespenstig über die Haide schweben und aus den niedren Wolken sprechen, fern von Glanz und Klarheit des Olympos und des sonnenhellen Ostlandes. Diese Richtung gehört mehr dem gaidelischen (galischen) Keltenaste an und tritt in Verbindung mit der Liebe und dem Hasse des enggeschlossenen Familien= und Stamm= (Clans=) =geistes in den Heldengedichten auf, aus welchen der modernisierte Ossian (Oisin) gebildet wurde, dessen Gesänge nicht sowohl erdichtet als nachgedichtet und zu homerischer Einheit verbunden sind. Erst durch diese Gesänge wirkte diese Art der Romantik auf weitere Kreiße, besonders in Deutschland, wo auch Zumsteeg und Franz Schubert den schwermüthigen Reiz der ossianischen Lieder durch den Zauber der Tonkunst steigerten.

Von dem britonischen Keltenaste dagegen gieng die Romantik aus, die heitrer und lebensreicher im Diesseits wurzelt und, wo sie über dieses hinausgeht, sich mehr der christlichen Legende anschließt, während die Geisterwelt der Gaidelen vorchristlichen und volksthümlicheren Charakter trägt. Die Gemeinsamkeit des Ritterthums sowie des mit dem Feudalwesen verknüpften Stamm= und Familien=sinnes bei beiden Keltenästen und ihrer Volksdichtung haben wir so eben bezeichnet.

Diese Romantik der Britonen, insbesondere die Artussage, deren Hauptquelle Gottfrid von Monmouth ist, befruchtete, oft mit einfachen und kunstloser geformten Keimen, das Mittelalter des ganzen europäischen Westens bis zum deutschen Osten hinauf. Zunächst des stammverwandten Frankreichs, in dessen sonniger Provence sie sich leidenschaftlich und weichlich zugleich gestaltete, im Norden kräftiger, aber vielleicht leichtfertiger. Aus Frankreich kam romantische Dichtung und Sitte zu den deutschen Dichtern und Rittern. Die

Form der Darstellung, sowie manche sprachliche Erscheinungen, Ausdrücke und Formeln, besonders die Namen der Personen, der Orte und einzelner Gegenstände in den deutschen und (mittel-) niederländischen Dichtungen des Mittelalters zeigen den Durchgang der kymrischen Sage durch Frankreich; neben entstellten und romanisierten kymrischen Namen treten viele neue französische auf.

Mit dieser Romantik des keltischen, romanischen und deutschen Mittelalters hängt zwar auch die, im 18. Jahrh. entstandene, neudeutsche zusammen, ist jedoch mehr eine moderne Schöpfung ohne eigentlich schöpferische Kraft. Desshalb ist auch ihr meteorischer Glanz bald erloschen oder schimmert doch nur noch schwach bis in unsere Zeit hinein. Freilich empfinden auch wir Kinder der neuen Zeit noch in stillen Stunden innig ihre „mondbeglänzte Zaubermacht“ und „Waldeinsamkeit“, aber nicht mehr im feindlichen Gegensatze zu dem klassischen Lichte des sonnigen Tages und dem nach sittlichen Zielen ringenden bewegten Leben. Wir fürchten nicht mehr, daß uns durch die Wahrheit die Schönheit, durch die Schärfe des Gedankens die Tiefe der Empfindung abhanden komme. Wir setzen an die Stelle der launigen und verzerrenden Phantastik die, die Natur idealisierende, künstlerische Phantasie, an die Stelle des Grübelns die Forschung, an die des trägen und ironischen Weltschmerzes die Heilung der Schäden.

Wiederum etwas Anderes ist die französische Neu-Romantik des 19. Jahrh., die sich ebenfalls rasch auslebt. Wir bemerken für jetzt nur, daß sie das große Verdienst um die Sprache hat, ihrer bekannten Armut aus den Schätzen der älteren Zeit und der gegenwärtigen Volksmundarten einige Hülfe zu spenden.

Kehren wir wieder zum Ausgangspunkte der Romantik, zur Volks- und Helden-dichtung zurück.

Wir Germanen haben es tief zu beklagen, daß die gewis einst vorhandenen Helden- und Geschichts-lieder unserer vorchristlichen Zeit ganz, und die der älteren christlichen zum großen Theile, verschwunden sind. Das christliche Kirchenthum der ältesten Zeit in Deutschland fand in seinem Vertilgungskampfe gegen das mit dem alten Glauben verwachsene Volksthum leichteres Spiel, weil dieses noch keine durch Schrift befestigte Literatur besaß. Die Runenschrift war selbst in

Skandinavien zu beschränkten Gebrauches, um die dort weit in die christliche Aera hineinreichende antike Dichtung unmittelbar aufzubewahren.

Schon Tacitus (Germania II) hörte von alten Liedern, welche die mit der Göttersage verflochtene Stammsage der Germanen feierten, als den einzigen Volksgeschichtsbüchern, und von jüngeren Liedern, die zu seiner Zeit noch Arminius besangen (Histor. II 88), sowie von Schlachtgesange der Männer und der Frauen (ebds. II 22. IV 18. V 15.). Der Gote Jornandes (c. IV. V.) beruft sich auf die alten Geschichtslieder seines Volkes, insbesondere der Adelsgeschlechter, und erwähnt, daß sie zu „citharis“ gesungen wurden. Geschichtlich bekannte Könige der Goten und ihre Berührungen mit Attila und seinen Hunnen sind ohne Zweifel in ungefähr gleichzeitigen Liedern besungen worden, die bis spät in das Mittelalter hinein nachklingen. In niederem Grade gilt dieß auch von longobardischen Königen. Ein großer Sagenkreiß erwächst später aus der Mischung skandinavischer, sächsischer, fränkischer, burgundischer Geschichten.

Im 5. Jahrh. klagt ein romanisierter Gallier, der vorhin erwähnte C. Sollius Sidonius Apollinaris (Carm. XII) über den Lärm germanischer Lieder, welche die Burgundionen sangen. Bei diesen und andern germanischen Stämmen der Völkerwanderung verdrängte römische Sprache und Bildung nur allzuschnell die heimische. Goten und Vandalen schrieben bald römische Gedichte; und so gaben sich später viele Deutsche die Mühe, das in gutem Deutsch Gedachte in meistens schlechtes Latein zu übersetzen.

Karl d. Gr. fand noch eine Menge sehr alter geschichtlicher Heldenlieder vor und ließ sie niederschreiben („barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur“ Einhard V. Karoli XXIX). Sollten sie für immer verschwunden sein? Ludwig der Fromme dagegen verachtete und verwarf im frömmelnden Alter die einst gelernten heidnischen Lieder („poetica carmina, quae in juventute didicerat“ Thegan. V. Hludovici XIX).

Indessen hat auch Karl d. Gr. von seinem mörderischen Bekehrungswerke gegen das ganze Volksthum der edeln Sachsen schwerlich ihre Lieder ausgenommen, um sie seiner Sammlung

einzuverleiben. Sie mögen aber noch lange aus treuem Volksmunde erklungen sein. Zu ihnen gehörte das, auch in Skandinavien wiederhallende, leider nur in einer mangelhaften Handschrift und in gemischter Sprachform uns erhaltene, dennoch unschätzbare Hildebrandslied. Noch auffallender ist der Mangel an sächsischen (alt- und mittelniederdeutschen) Gedichten nach Karl d. Gr., da Spuren ihres einstigen Daseins vorhanden sind, und zwar vorwiegend weltlicher, also volksthümlicherer und desto werthvollerer, Gattung. Das mit den süd- (hoch-, ober-) und mittel-deutschen und fränkisch-rheinländischen Mundarten und ihrem Schriftwesen, mit der Bildung und besonders auch der politischen Macht dieser Stämme früher und stärker verschmolzene christliche Kirchenthum mag um so mehr zu dem baldigen Verschwinden der sächsischen Urschriften beigetragen haben, weil in den höfischen Kreißen des Nordens, im Sachsenlande selbst, die Kenntnis der hochdeutschen Sprache früh verbreitet war, nicht umgekehrt. Goedeke (Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung I 58) glaubt, daß der niederdeutschen Volksdichtung „die Unterstützung fleißiger Schreiber" gefehlt habe.

Die lateinische Schrift, die Haupterhalterin der Literatur, kam zu den Sachsen in Deutschland auch später, als zu jenen südlicheren Stämmen, während sie die anglischen Sachsen schon früh in Britannien annahmen. Das Selbe gilt für die übrigen Germanen des Nordens: die Friesen und die Skandinavier. Hier, wie überall, wurde die mangelnde Geläufigkeit und Verbreitung der Schrift durch die, um so stärkere und oft staunenswerthe, Übung des Gedächtnisses ersetzt, welches das uralte anvertraute Gut von Geschlechte zu Geschlechte so treu erhielt, als es das Verständnis der langsam sich wandelnden Sprache erlaubte — aber auch nur, solange nicht eine stärkere Strömung der Volksentwickelung oder auch ihre Unterbrechung durch das Eindringen fremder Macht und Bildung eintrat, wie wir jene vorhin durch das Christenthum erklärten. Wie z. B. einst die gallischen Druidenschüler unzählliche Denkverse auswendig lernten, und heutzutage noch überall die Kinder und Kindergenossen seit vielen Jahrhunderten unvergessene, aber oft nicht mehr verstandene Sprüche und Verse erhalten (s. u. über die Nursery-rimes

u. dgl.): so wuste der blinde norwegische Dichter Stuf (unter Harald Hartrådhi, s. Dietrich Altnordisches Lesebuch S. XXVIII) Hunderte von Liedern auswendig, die auch wohl noch kein Sehender geschrieben erblickt hatte.

Selbst der christliche altsächsisch-westfälische Hêliand bewahrt in der damals (Anfang des 9. Jahrh.) immer noch herrlich und voll ertönenden, sonst in nur geringen Resten durch die Schrift erhaltenen Sprache seines Stammes noch einen Schatz volksthümlicher Denk- und Rede-weise; wogegen der fränkisch-hochdeutsche Otfrid seinen „Heiland" gegen den Volksgesang der Laien richtete, und nur in einem Lobgesange auf seinen Volksstamm selbst volksthümlich wird. Ein Beispiel späten Heldenthums und Heldengedächtnisses in niederdeutschem Liede, das durch Ereignisse der Gegenwart neubelebt wird, ist das Lied der Ditmarschen (Gesänge von 1404 und 1500), wie solche auch bei andern Stämmen in Deutschland und der Schweiz vorkommen.

Der niederländische Zweig der Niederdeutschen, dessen früheste Sonderung und ganze Geschichte noch im Dunkeln liegt und an Zeit und Ort Heliands grenzen mag (vgl. J. Grimm, deutsche Grammatik I S. 4. 264.), tritt plötzlich in der mittleren Zeit (13. Jahrh.) mit einer Fülle dichterischen Schriftenthums auf, die aber nur geringere Erinnerungen an das vorchristliche Volksthum zeigt.

Die Angelsachsen haben mehrere Bruchstücke alter und jüngerer Heldenlieder und das große Gedicht „Beowulf" hinterlassen, die in christlicher Zeit niedergeschrieben sind, aber vorchristliches Alterthum und Heiligthum noch nicht vergessen haben. Die späteren Reimchroniken, welche in reiner und, im 14 – 15. Jahrh., in gemischter (englischer) Sprache abgefaßt sind, mögen hier beiläufig erwähnt werden. So auch John Gower (1323 – 1402), welcher den Einfall hatte, sein allegorisch-romantisches „Geständnis des Liebenden" in dreien Büchern: je eines französisch, lateinisch und englisch, abzufassen. John Barbour, Archidiakon zu Aberdeen in Schottland (gest. 1396), feierte in seinem Epos „the Bruce" diesen Volkshelden der Schottländer, der sie von der englischen Oberherrschaft befreite.

Bei den späteren Engländern treten in lyrisch- und didaktisch-epischen Dichtungsgattungen einige begabte Männer auf. Edmund Spencer aus London (gest. 1596) schrieb, unter Ariostos Einflusse, sein anmuthiges romantisches Epos „Fairy queen“ aus der Arthursage, mit Zeitbeziehungen auf die Königin Elisabeth u. s. w.; J. Milton aus London (1608 – 74), dessen wir mehrfach gedenken werden, die berühmten hohen Lieder vom Paradiese; Sam. Butler aus Strensham (1612 – 90) die Satire „Hudibras“ gegen Cromwells Partei; J. Thomson aus Ednam (1700 – 48) die „Jahreszeiten“.

In der Mitte des 18. Jahrh., das, mit Ausnahme des Romans (Fielding, Sterne, Smollett), durch den französischen Geschmack aus Ludwigs XIV. Atmosphäre (namentlich durch die Restauration der Stuarts) beeinflußt war, machten die von Bischof Percy herausgegebenen alten volksthümlichen Lieder und Balladen einen mächtig erfrischenden Eindruck, der auch auf die Niederschotten R. Burns und W. Scott fortwirkte, und welchen Herder und Bürger auch nach Deutschland verpflanzten. Auch der vielseitige Dichter Al. Pope aus London (1688 – 1744) ist hier als heroischer, satirischer und komischer Epiker zu nennen. Er emancipierte sich von seiner katholisch-priesterlichen Erziehung durch das Studium der Klassiker, der älteren englischen Dichter, sowie der Italiener und der Franzosen. Ein Kritiker (s. A. A. Zeitung 1863 Nr. 332 Beilage) nennt ihn indessen den grösten Vertreter der eben erwähnten französierenden Richtung, von welcher er selbst die Geschichtschreiber Hume und Gibbon nicht ganz freispricht. — Von den Epikern unseres Jahrhunderts genügt es G. Noel Gordon Lord Byron aus Dover (1788 – 1820) zu nennen; unter den angloamerikanischen Joel Barrow aus Connecticut (gest. 1812), der eine „Columbiade“ schrieb, und in neuester Zeit H. W. Longfellow aus Portland (geb. 1807), den Dichter des schönen, unter den Indianern spielenden lyrisch-epischen „Song of Hiawatha.“

Bei den Friesen fand zu Ende des 8. Jahrh. der Westfriese Liudgêr aus Wierum (746 – 809) einen allbeliebten blinden Sänger der alten Heldenlieder, Bernlêf (s. Altfridi V. s. Liudgeri II 1).

Ihre Sprache behielt verhältnismäßig lange ihren volleren antiken Klang, aber von dem Schwunge ihrer verhallten Dichtung nur den Nachhall in mehreren Stellen ihrer Rechtsbücher.

Max Rieger (Alt- und angel-sächsisches Lesebuch nebst altfriesischen Stücken Gießen 1861 S. XVII ff.) sagt von der „altniederdeutschen", diese drei Sprachen umfassenden, Literatur: „Sie schüttet ein Füllhorn edelster Poesie vor uns aus und lehrt uns betrauern, was auf oberdeutschem Boden unter einer importierten Bildung zu früh und zu völlig ist begraben worden. Sie gewährt uns lebendigste Aufschlüsse über unser Alterthum, durch welche auch die geringen althochdeutschen Reste einer nationalen Dichtung erst recht verständlich werden."

Diesen Satz dehnen wir auch auf das angrenzende altnordische Gebiet aus. In dem äußerst gesangreichen skandischen Aste unseres Stammes erschlug zwar der christliche Bekehrer Thangbrand den Isländer Vetrlidhi — der seinen Predigten die Heldenlieder vom alten Donnergotte entgegengesungen hatte —, aber nicht den Donnergott selbst. Denn das ganze Volksthum war hier so mächtig, daß ihm der neue Glaube den alten nicht ganz nehmen durfte und den alten Helden- und Götter-preis mächtig forttönen lassen muste. Dieser altheilige Gesang ertönte sogar wieder einmal mit frischem Leben im 10. Jahrh. unter Jarl Hakon (Dietrich a. a. O. XXII ff.), einem nordischen Julianus Apostata. Im 12. Jahrh. entstand die erste größere Sammlung der „Edda". Ihre ältesten Bestandtheile werden aus der Zeit vor dem 9. Jahrh. stammen, in welcher die umformende Kunstdichtung begann, der auch der erwähnte angelsächsische Beowulf angehört.

Nicht minder gehört der letzteren auch unser, aus immer noch nicht hinreichend gesichteten alten und jüngeren Stoffen gemischtes, mittelhochdeutsches Nibelungenlied an, dessen einheitliche Schöpfung neuerdings Pfeiffer dem österreichischen Dichter und Ritter von Kiurenberg zuschreibt. Die bei den übrigen germanischen Stämmen längst verklungenen Sigfridslieder ertönen noch jetzt in der altnordischen Mundart der Färöer, wie denn die im Rheinlande wurzelnde Heldensage nicht bloß sich in den germanischen Norden hinauf

verzweigte, sondern auch im Munde altnordischer Sage und Dichtung ganz heimisch, sogar in älterer und reinerer Gestalt erhalten wurde, als in Deutschland (vgl. u. a. Goedeke a. a. O. I 52). Näher mit der altnordischen verbunden scheint auch niederdeutsche Dichtung gewesen zu sein (wie z. B. in der verlorenen Urschrift des mittelhochdeutschen Alphart, s. Goedeke ebds. 64–65), welche jener sogar für die Thidrekssage zur Quelle diente (ebds. 44. 103 ff. Dietrich a. a. O. XLII).

Noch mehr, als das Nibelungenlied, verbindet das, ihm im Range zunächst stehende, mittelhochdeutsche Epos Gudrun alle germanischen Hauptstämme. Sein Inhalt geht auch bis in den keltischen Nordwesten Europas, nach Irland, hinauf, bietet aber für Entstehung und Verknüpfung noch ungelöste Räthsel.

Volltönender und antiker in der Sprachform, als Nibelungen und Gudrun, ist das bis in das 9. Jahrh. zurückreichende Ludwigslied, in fränkischer (nicht rein hochdeutscher) Mundart und mit geistlicher Beimischung des sonst volksthümlichen Tones geschrieben.

Auf die Einzelheiten der altdeutschen Literatur mögen wir hier um so weniger eingehn, weil wir dann auch ihren Inhalt, besonders die Heldensagen in ihrer verwickelten Geschichte, verfolgen müßten; und weil die Hilfsmittel zu ihrem Studium in vielen Schriften Jedermann erreichbar sind, namentlich in den umfassenden Werken von Kurz und Goedeke. Wir begnügen uns deßhalb mit Umrissen und kurzer Anführung einzelner Schriften und Schriftsteller, ohne auch nur eine irgend vollständige Auswahl von Namen verzeichnen zu wollen.

Die bekanntesten höfischen Epiker hatten größtentheils, wie sich aus unserem Obigen ergab, an sich schon secundäre französische Dichter zu Quellen, und vielfach auch der Form nach zu Vorbildern. So z. B. der aus den Niederlanden gebürtige Heinrich von Veldeke, der Dichter einer Aeneide (Eneit) im 12. Jahrh., und sein Nachahmer, der Hesse Herbort von Fritzlar (13. Jahrh.), der den Trojanerkrieg beschrieb; Hartmann von Aue (12–13. Jahrh.), der u. a. besonders nach dem Franzosen Crestien von Troyes britonische Sagen bearbeitete, ohne vielleicht seinen deutschen Vorgänger auf diesem Gebiete zu kennen, nämlich den Baiern Ulrich v. Zazikhoven,

der die Quelle seines „Lanzelot" von Hugo von Morville erhielt, einem der Bürgen für Richard Löwenherz an Kaiser Heinrichs VI. Hofe. Ferner der Baier Ritter Wolfram von Eschenbach (Schloß bei Anspach; er starb nach 1215), „der ausgezeichnetste Dichter des deutschen Mittelalters, voll Tiefe und männlicher Würde" (Goedeke), der den fremden Stoff mit deutschem Geiste beherrschte und handhabte; Gottfried von Straßburg (um 1215), der Sänger Tristans, der „vollendetste und seelenvollste" (Goedeke) Schilderer romantisch=ritterlicher Liebe.

Die zahlreichen epischen Dichtungen des christlichen Mittelalters in deutschen Landen gehören theils dem hochdeutschen, theils dem niederländischen Zweige des niederdeutschen oder sächsischen Astes an, wenige, wie wir bereits wahrnahmen, dem sächsischen in engerem Sinne; oder auch dem rheinfränkischen oder niederrheinischen, in welchem die niederländische Mundart sich mit der hochdeutschen mischt.

Ihre Gegenstände sind: die ältere, wenigstens in Bruchstücken alle germanischen Stämme umfassende, Heldensage; und die jüngere, die sich namentlich an Karl d. G. und seine Paladine knüpft und aus Frankreich durch die Niederlande rheinaufwärts wanderte. Sodann die, wie wir früher sahen, durch einen großen Theil des alten Europas verbreitete Trojanersage. Die christliche Legende. Fremde Volkssage und Heldendichtung, mit einheimischer und kirchlicher gemischt, sowohl die erwähnte britonisch=romanische des Artuskreißes sammt dem heiligen Gral (gradale), wie auch aus dem arischen Osten, die mitunter durch Griechenland gewandert war, wie „Barlaam und Josaphat." Die, unter vielen Völkern Europas und Asiens bekannte und besungene Sagengeschichte Alexanders d. Gr., in welche der deutsche Nachdichter Lamprecht merkwürdige Erinnerungen an altdeutsche Sagengeschichte einflocht; H. Weismann in Frankfurt a. M. hat ihre Entwickelung umfassend dargestellt.

Endlich auch die Thiersage, welche die weitesten Zeiten und Räume in Besitz hat, wahrscheinlich nebst den Romanen, besonders den Franzosen, auch den britonischen, wenn nicht gar schon den gallischen, Kelten vertraut ist, und deren Zusammenhang und Mischung namentlich mit den arischen (indisch=persischen), semitischen und

griechisch-römischen Thierfabeln (Apologen) durch neuere Forschungen immer deutlicher wird.

So knüpfen sich theilweise eben an jene Alexandersage die aus Indien nach Persien und von dort nach Arabien und weiter zu den meisten Völkern Asiens und Europas gewanderten Fabeln der Sanskritgedichte Hitopadêscha (— ça) und Pantschatantra, über welche vorzüglich Benfeys Kommentar zu letzterem Auskunft gibt. Auch unser J. Grimm sprach über diesen Gegenstand einige seiner letzten Worte in den Göttinger Anzeigen 1863 St. 35, bei Gelegenheit einer trefflichen Schrift des niederländischen Forschers W. J. A. Jonckbloet „Étude sur le roman de Renart“ (Groningen 1863); und zwar zu Gunsten der Selbständigkeit vieler germanischen Fabeln, für welche auch die Deutschheit ihrer Eigennamen spricht. Jene Wanderungen und die dabei vorkommenden Wandelungen und Mischungen bieten der Völkerkunde den reichsten Stoff, sind aber so ausgedehnt und verwickelt, daß wir uns mit einigen Beispielen und Wegweisern begnügen müssen.

Namentlich treten jene indischen Fabeln unter dem Namen des Erzählers Bidpai, verstümmelt aus sanskrit. Widjaprija (Vidyapriya), auf, sowie als „Kalila und Dimna.“ Diese Namen der arabischen Bearbeitung, in der türkischen variiert in „Kelile und Dimne,“ sind entstellt aus den indischen Namen der beiden Schakale im Pantschatantra „Karataka“ (nach Böhtlingk-Roth „Krähe“ bedeutend, von J. Grimm aber sinnreich mit dem griechischen Fuchsnamen κερδώ verglichen), und „Damanaka“ (Bändiger). Ein zweites Beispiel der Namenentstellung aus dem selben Werke sind die Namen zweier Stiere des indischen Märchens: „Nandaka“ (Erfreuer) und „Sanchiwaka“ (sañĝîvaka, der Zusammenlebende? Mitgejochte?), im arabischen Texte „Bendeba“ und „Schenzeba,“ und daraus in dem deutschen „Buche der Beispiele“ (15. Jahrh.) „Teneba“ und „Senesba!“ Der indische Bhôdschâ Râdschâ“ (Bhôĝâ râĝâ) der an Wikramâdidjas Thron geknüpften Märchen ist der „Ardschi Bordschi Chan“ der von den buddhistischen Mongolen umgearbeiteten Märchensammlung (nach A. Schiefner in den Mélanges Asiatiques III 1857 der Petersburger Akademie).

Aésopos, dessen Fabeln uns nur durch spätere Bearbeiter (Babrios, Phaedros u. A.) erhalten sind, mochte sie aus seinem Vaterlande Thrakien oder Phrygien nach seiner aufgedrungenen zweiten Heimat Samos mitgebracht haben, wiewohl sich ihre Spuren schon vor ihm in Griechenland finden. In Kleinasiens Völkergewirre mischten sich vielleicht auch auf diesem Gebiete semitische u. a. Stoffe mit arischen. Phaedros, Kaiser Augustus Freigelassener, war Makedone oder Thrake; Alterthum und Echtheit der unter seinem Namen bekannten Fabeln wurden angefochten. Der berühmte Apostel der slawischen Mähren, Kyrillos aus Thessalonike (850), schrieb griechische Fabeln, die früh ins Lateinische übersetzt wurden.

Das germanische Hauptwerk der Thierfabel ist das satirisch-allegorische Epos „Reinhart der Fuchs“ (Reineke, Reinaert de Vos), das von den niederdeutschen Vlamingen (mit Einschlusse Isengrims zuerst vermuthlich nur lateinisch redigiert) zu ihren nächsten Stammverwandten, den Niedersachsen, und von diesen zu den Hochdeutschen, den Skandinaviern und den Franzosen kam. Bei Letzteren wurde es so volksthümlich, daß der Name des Helden (renard) ganz die einheimischen (aus lat. vulpes gebildeten) des Fuchses verdrängte, wie denn überhaupt mehrere poetische Thiernamen im französischen Mittelalter die Volksthümlichkeit der Thiersage beurkunden. Aus Frankreich mochte jene Benennung (rauart) nach Spanien gekommen sein. Ebendieselbe deutet nicht bloß auf die deutsche Erfindung an sich zurück, sondern auch auf ihr hohes Alter, da der hier wesentliche, auf die Klugheit des Fuchses deutende Sinn des (ursprünglich raginhard lautenden) Wortes schon früh (im Anfange des 9. Jahrh., vgl. Goedeke a. a. O. I 7) nicht mehr im Volke verstanden wurde.

Unter den deutschen Fabeldichtern seit dem 14. Jahrh. nennen wir mit Ehren den berner Predigermönch Ulrich Boner (14. Jahrh.), dessen „Edelstein“ das älteste bekannte gedruckte Buch ist; Martin Luther, den Vertreter des deutschen Volkssinns in Ernst und Spiel; den wackeren Nürnberger Hans Sachs (1494–1576); Burkhard Waldis, den bekehrten Mönch aus Allendorf a. d. Werra (gest. nach 1554); den protestantischen Geistlichen Erasmus Alberus aus Hessen, der 1553 als Generalsuperintendent zu Neubrandenburg starb, auch

um die Kunde der hochdeutschen Sprache verdient. Andre Fabeldichter gehören zunächst zu den Satirikern.

Wir gedachten bei dem sächsischen Heliand des Fortlebens vorchristlicher Denkweise und Weltanschauung und fanden diese auch schon S. 65 ff. mit der semitisch-christlichen bei den Kymren (in moderner Nachbildung) verschmolzen. Kosmologische Dichtungen, oft mit epischem Schwunge finden wir unter allen Völkern; ohne Zweifel ist die mosaische nicht die älteste. Germanische Bruchstücke mit jener Mischung haben wir im 8. und 9. Jahrh. im Wessobrunner Gebete, dessen Anschauungen auch in altnordischer (skandischer) Dichtung wiederkehren, und in „Muspilli", dem von König Ludwig dem Deutschen niedergeschriebenen Bruchstücke vom Weltende, beide in hochdeutscher Sprache. Die ganz antike Weltanschauung und die dazu gehörige Götterwelt hat sich vollständiger nur bei den Skandinaviern erhalten, während bei den übrigen germanischen Stämmen nur spärliche Nachrichten der Römer und der deutschen Chronisten und Geistlichen, noch spärlichere Bruchstücke einheimischer Gedichte und Sprüche, aber, dem Forscher noch verständlich, eine Menge im Volke bis heute verbliebener Märchen, Sagen, Sprüche und Verse die uralte Einheit germanischen Glaubens bezeugen. Jakob Grimms Meisterhand hat die Siegel vieler Geheimnisse gelöst, und Viele forschen jetzt in ihnen weiter. Die seit dem 11. Jahrh. in Deutschland so häufigen christlichen Dichtungen und Legenden haben sofern volkliche Bedeutung, als sie der fremden Überlieferung einheimischen Stoff oder doch Geist beimischen, wie dieß bei allen christlichen Nationen vorkommt. Die Fusion und Confusion verschiedener ethnischer Stoffe in diesen Dichtungen entspricht dem damaligen Standpunkte der Geschichtswissenschaft und der Länderkunde; die altklassische Literatur gibt auch ihren Beitrag dazu, oft in kaum kenntlicher Gestalt.

Das Selbe gilt von den weltlich-geistlichen aus Geschichte und Legende gemischten Dichtungen, unter welchen das Annolied, die mit kosmogonischen Phantasien, kirchlichen Legenden, der fränkischen Trojanersage u. s. w. verbundene Lebensbeschreibung des Erzbischofs Anno von Köln (Anfang des 12. Jahrh.), schon durch Alter und Sprachform sich auszeichnet. Es steht in, noch nicht endgültig untersuchtem,

Zusammenhange mit der römisch-deutschen Kaiserchronik, dieser phantasiereichen Geschichtsdichtung, deren buntscheckige Fäden von Romulus, durch die Verfolgungen und Triumphe des Christenthums im Römerreiche hindurch, auch die Goten streifend, bis zu den deutschen Kaisern des 12. Jahrh. laufen; sie wurde später noch fortgesetzt. Ein noch viel verschlungeneres Labyrinth bildet der mittelhochdeutsche „Trojanerkrieg", der in beinahe 50,000 Versen alle Religionen, Zeiten und Völker in die homerische Sage verflicht.

Ganz ohne volkliche Bedeutung ist begreiflicher Weise keine Gattung der Dichtung und des Schriftenthums überhaupt. Sittenschilderungen und Sittenlehren, die nicht leicht in einer Erzählung fehlen, und endlich die, eben im deutschen Mittelalter ziemlich zahlreiche, Gattung des eigentlichen Lehrgedichtes lassen uns die geistigen und sittlichen Besitzthümer und Mängel des Volkes und seiner einzelnen Stände in ihrer Zeit erblicken.

Wie bei den Griechen, Römern u. s. w. kleidet sich auch bei den Deutschen Lehre und Mahnung oft in Fabel und Gleichnis (Allegorie) und in bald harmlosere, bald schärfere Satire, die bisweilen das Laster homöopathisch durch derbe und selbst frivole Spiegelung bekämpft, vielleicht nicht ohne einigen Antheil an dem kynischen Behagen des Zeitgeistes. Im mittelhochdeutschen Zeitraume sind solche Satiriker nicht selten. Größere Bedeutung gewinnen sie in dem Zeitraum der Reformation, auch unter den Gegnern der letzteren. Unter diesen ragt der Franciscaner Thomas Murner aus Straßburg (1475 bis um 1536) hervor, der aber auch als züchtigender Reformator der eigenen Kirche auftritt. Zum Vorbilde nahm ihn großentheils sein Landsmann, der Jurist Seb. Brant (1458–1520), der alle Narrengattungen seiner Zeit in seinem „Schiff aus Narragonia" geißelte; wir nannten es bereits als Predigttext Geilers. Frd. Dedekinds lateinisches Gedicht „Grobianus" (Frankfurt a. M. 1549 ff.) verdeutschte in Reimen Caspar Scheidt (Worms 1551 ff.); es schildert die Rohheit der damaligen Gesellschaft. In der 2. Hälfte des 16. Jahrh. trat der wunderliche und wunderbare protestantische Satiriker Jh. Fischart aus Mainz oder Straßburg auf, des erwähnten Scheidts Gevatter. Unter seinen zahlreichen Schriften zeichnen sich zwei Bearbeitungen

ausländischer aus: „der Bienenkorb des h. römischen Immenschwarms" nach dem Niederländer Ph. Marnix van Aldegonde, und das 1. Buch des französischen „Gargantua" von Rabelais. Mit gesundem Witze dichtete G. Rollenhagen aus Bernau (1542–1609) zu Magdeburg seinen „Froschmäusler" nach der homerischen Batrachomyomachie, welche auch der Grieche Zenos in die griechische Volkssprache übertragen hatte.

Von dem derben Ausdrucke sittlicher Gesinnung in den meisten dieser Satiren unterscheiden wir wesentlich die in älteren und neueren Literaturzeiträumen herrschende Unsauberkeit besonders in Frankreich, Italien und Deutschland; und in dieser wiederum eine mehr naturwüchsige und unbefangene Sinnlichkeit in geschlechtlichen Beziehungen von überfeinerter oder absichtlicher Lüsternheit und gesetzloser Unsittlichkeit, sowie auch von ekelhafter Schweinerei ohne Unkeuschheit, wie sie zumal in Deutschland vorkam. Neben diesen Krankheitserscheinungen steht der Gegensatz mystischer Verhimmelung, die wiederum oft voll geheimer Lüsternheit ist. Sie artet namentlich in mönchischen Herzensergüssen der Marienliebe, die sich jedoch lieber in lateinische Worte hüllen, und in späten Herrnhutergesangbüchern zu dem unlautersten Bilderspiel aus. Es ist eine Reaction der Sinnlichkeit gegen die Askese, die wir auch schon bei den Visionen und Versuchungen frommer Einsiedler in der Thebaide finden, aber mit dem großen Unterschiede, daß diese ihre dämonische Gewalt als solche erkannten.

Im allgemeinen finden wir die Verunreinigung der Lyrik und der Volksdichtung weit verbreiteter unter den germanischen und romanischen Kulturvölkern des mittleren und westlichen Europas, als unter den Osteuropäern: Litauern, Slawen, Griechen, Ostromanen.

Der oben bezeichneten volklichen Bedeutung aller Dichtung in Bezug auf ihren Inhalt schließt sich auch eine ähnliche subjective an. Die Quantität und Qualität der dichterischen Einbildungskraft und Schönheitsempfindung in der Wahl und Erfindung des Stoffes sowohl, wie in der Darstellungsform und Sprachgewandtheit, gehören nie so ausschließlich dem einzelnen Schriftsteller an, daß nicht auch der Volksgeist des Zeitraums daran Theil hätte. Diesen erhebt und idealisiert

der schöpferische Dichter, aber nur der begabteste und genialste erhebt sich selbst weltbürgerlich über ihn.

Aber auch aus tadelnswerthen und krankhaften Gründen erscheinen bedeutende Ausnahmen dieser volklichen Bedeutung des Schriftenthums, der subjectiven wie der objectiven. So bei jener die leidige Ausländerei, die Affection einer fremden Volksthümlichkeit und Bildung, die man besonders den Deutschen vorwirft, in der Dichtung wie im ganzen Leben. Was die andre Seite, den Gegenstand der Dichtung betrifft, so versäumen die erzählenden, minder die dramatischen, Dichter der früheren Zeiträume oft, ja gewöhnlich, den Griff in die Fülle des gesammten Volkslebens ihrer Zeit, vielleicht häufiger aus Geringschätzung als aus Unkenntnis desselben. Wir haben hier zunächst die Deutschen im Auge. Aber unsere Anklage trifft z. B. auch die byzantinischen Griechen, die in ihren Schäferromanen (wie später ihre Nachfolger in Italien, Spanien, Deutschland u. s. w.; Weiteres unten) eine Welt ohne Wahrheit und großentheils auch ohne wahre Dichtung vor Augen hatten, statt uns durch Schilderungen aus dem Volksleben jener Zeit zu verpflichten, von welchem wir so wenig wissen. Ähnliches gilt auch von den Ritterromanen der späteren Zeit.

Freilich schmückt den Bürger und den Bauern älterer Zeit nicht der Schimmer der Waffen, des Geschmeides und des reich ausgestatteten Lebens überhaupt, wie den Fürsten und den Ritter. Auch Frau Aventiure, das anziehende, aber oft auch erkünstelte Abenteuer, tritt selten in das Alltagsleben des friedlichen fleißigen Mannes ein, viel eher noch in das Eintagsleben des Strolches ohne sicheren anderen Tag. Aber ohne Poesie war es darum nie, und noch weniger ohne Laune. Wir werden seine Darstellung in der poetischen Erzählung und namentlich in der Dorfgeschichte weiter unten kennen lernen. Einstweilen erwähnen wir hier der seltenen Vorgängerinnen der letzteren, vorzüglich der Lebensdichtung des Maiers Helmbrecht aus dem 13. Jahrh., in welcher der österreichische Dichter Wernher außer der Sittenlehre auch die werthvollsten Schilderungen aus den Lebenskreißen des Landvolkes, des Adels und des Gesindels gibt. Die Beschreibungen deutscher Bauernhochzeiten im 15. Jahrh. sind eher nur Zerrbilder, wie denn in dieser Zeit der Patricier wie der Epicier der Städte, eher

noch als der Adel, den Bauernstand verachtet und verhöhnt. Hadloub aus Zürich (13. Jahrh.) malte neben derben Scenen aus dem Landleben doch auch liebliche (in seinen Erntelieders).

Eine Zeit lange war eine eigenthümliche, halb volksthümliche Form der komischen Dichtung beliebt: die „macaronische" (ital. maccheronéa, poesia maccheronica, Nudeldichtung? Der französische maquereau steht fern ab), welche die Landessprache mit der lateinischen mischte und gewöhnlich in die grammatischen Formen der letzteren kleidete, wie dieß im Ernste bei der indisch-spanischen Mischsprache der kastilischen Zigeuner geschieht. Sie gieng von Italien aus, wo die Tochtersprache am geeignetsten zu dieser komischen Restauration war. Zu ihren Gründern gehören der Benediktiner Teofilo Folengo aus Mantua (gest. 1544), welcher „Merlini Coccaji Maccaronica" schrieb, auch die Rolandssage in seinem „Limerno Pitocco Orlandino" travestierte; und sein Zeitgenosse Tifi degli Odasi (Typhis Odaxius), der sich über den Aberglauben der Paduaner lustig machte. Diese Mischsprache fand auch Eingang in Frankreich und noch mehr in Deutschland, wo im 16–17. Jahrh. hochdeutsch- und niederdeutsch-lateinische plattkomische Epopöen erschienen. Ich fand einzelne derbe macaronische Denkverse schon in Glossarien des 15–16. Jahrh., die besonders der mönchischen Muße und Laune ihr Dasein verdanken.

Geistesverwandt ist die Parodie oder Travestie (von dem ebenfalls italienischen travestire vermummen), besonders antiker und neuerer Heldengedichte, auch (wie die obige Orlandos) in mehr selbständiger Form. Allbekannt ist die von dem Jesuiten Aloys Blumauer aus Steyer (1755–98) travestierte Aeneide. So wurde auch der sentimentale Klosterroman „Siegwart" von Fr. Bernritter (1777) travestiert. In weiterem Sinne gehört hierher auch das selbständige komische und satirische Epos, dessen Held Nichts weniger als ein Held ist, wie z. B. der Kandidat Hieronymus Jobs, dessen Schöpfer, der Arzt K. Arnold Kortüm aus Mülheim (1745–1824), mehrere komische Dichtungen schrieb.

Wir haben vorhin bei einigen Anläßen die Volksdichtung des außergermanischen Osteuropas erwähnt. Das Hauptvolk dort ist das slawische in vielen Stämmen, dessen dunkle Urgeschichte in ihrem ältesten Zeitraume mit der des litauisch-lettisch-preussischen

Eine gewesen sein muß, wie weit mehr noch, als beider politische und geographische Berührungen in geschichtlicher Zeit, die (gelegentlich früher oben erwähnte) nahe Verwandtschaft ihrer Mythologie und besonders ihrer Sprache zeigen. Letztere stempelt sie zu Ästen Einer Gruppe. Ihre geschichtliche Zeit in Europa beginnt erst nach der der Germanen; dafür aber geht der epische Zeitraum ihrer Bildungsgeschichte viel weiter in die neuere Zeit herein, und der politisch-geschichtliche Volksgesang lebt heute noch besonders unter den noch freien oder um ihre Freiheit und nationale Selbständigkeit kämpfenden Stämmen, namentlich den Serben und andern südöstlichen Grenznachbarn und Stammfeinden der Türken, minder der Italiener und der Deutschen. Dazu kommen denn noch die geschichtlichen und epischen Kriegslieder, lyrischen und religiösen Volkslieder der Polen im 19. Jahrhundert, die zwar an sich in das Gebiet der Kunstdichtung gehören, aber so volksthümlich geworden sind, wie die auf ähnlicher Stufe stehende Marseillaise und andre Revolutionsgesänge der Franzosen. Die höfischen „Volkshymnen" andrer Völker, oder eher Nationen und Staaten, kommen nicht in Vergleich, und werden eher verhallen, wann sie nicht mehr auf Commando gesungen werden, auch eher als das englische „God save the king", das mehreren von ihnen zu Grunde liegt. Noch mehr, als dieses, drückt „Rule Britannia" das Machtbewustsein einer Nation aus, an welchem selbst allmählich die eigentlichen Britannier, die keltischen Völker Großbritanniens, ihren Antheil empfinden, obgleich ihr Widerwille gegen die herrschenden „Sachsen" noch keineswegs erloschen ist (vgl. S. 219).

Der Mangel an großen umfassenden Heldengedichten unter den Slawen liegt nicht wohl daran, daß es an schriftkundigen Köpfen und Händen zu Iliaden und Nibelungenliedern fehlte; die Einführung der Schrift durch christliche Bekehrer (außer mehreren erst von den Byzantinern, später von den Türken unterjochten Völkerschaften) geschah ziemlich früh. Möglich, daß die Athosklöster noch Etwas dieser Art bergen. Eher liegt jenem Mangel der entsprechende an größerer Einheit des großen und weit mehr, als das deutsche und gar das griechische, räumlich und politisch-geschichtlich zersplitterten und zerstreuten Volkes zu Grunde; zugleich auch der Mangel des Bildungsgrades,

der schon zu dem künstlerischen Aufbau und Volksverständnisse eines großen Epos unerläßlich ist. Sonst fehlt denn doch die nöthige Volksstimmung dazu nicht bei jenen Stämmen, die nicht müde werden, die Romanzen der Rhapsoden unter der Begleitung des volksthümlichen Saitenspiels, der Gusla (altslaw. gasľĭ), anzuhören. Im großen Ganzen dürfen wir wohl den Slawen mehr friedliche, als kriegerische Neigungen, und deßhalb auch mehr Lyrik, als Epik, zuschreiben. Erstere theilen sie denn auch mit ihren nächsten Stammverwandten, den Litauern. Wieweit sich jedoch Beider Lyrik auch geschichtlich berührt, ist noch nicht genügend untersucht; leider fehlen bei den erst spät mit der Schrift bekannt gewordenen und erst durch die nur kurz dauernden Kämpfe gegen fremde Unterdrücker in die Geschichte eingetretenen litauischen (lettisch-preussischen) Stämmen die Lieder der Vergangenheit.

Dagegen fragt es sich, wieweit die geistige Verwandtschaft der slawischen Lyrik mit der litauischen auf volklichem Grunde, auf altgemeinsamer, vorzugsweise elegischer, Volksstimmung beruhe. Dieser Untersuchung müste sich die der Tonweisen anschließen, deren größere Übereinstimmung denn auch eine erhaltene geschichtliche, nicht bloß dynamische, Verbindung und ursprüngliche Einheit bezeugen würde. Diese zwiefache Untersuchung müste sich denn auch auf die Lyrik der übrigen osteuropäischen Völker erstrecken, in welcher wir manche der slawischen ähnliche Züge wahrzunehmen glauben.

Die Panslawisten werden diese Frage durch die, allerdings nachweislichen, massenhaften slawischen Strömungen lösen, die sich Jahrhunderte lang über das Byzantinerreich in Europa und die Donauländer ergossen und häufig Völker und Sprachen bleibend durchdrangen, nicht selten aber auch von der alten Kraft des Bodens absorbiert wurden, namentlich des hellenischen, die allmählich auch die eingedrungenen Thrakoromanen (Zinzaren) und Albanesen (theilweise in deren alten Sitzen) hellenisiert. Indem wir auch hier die Sprache als Hauptmaßstab des Volksthums annehmen, dürfen wir sagen, daß Fallmerayer mit größerem Rechte, als die Griechen, die Magyaren, Dakoromanen und selbst die Albanesen von den Slawen hätte ableiten können.

Es ist eine anziehende, aber auf diesen Tummelplätzen der verworrensten Völkerwanderungen und zerstörendsten Völkerkämpfe schwer zu lösende Aufgabe, bei den Berührungen der Dichtung und andrer Zweige des Volksthums zu sondern: Was nur die Ähnlichkeit der örtlichen und geschichtlichen Verhältnisse und der Bildungsstufen wirkte, und was von volklichen Mittelpunkten und Mischungen ausgieng. Namentlich denn einerseits die Sedimente jener slawischen Strömung; aber auch was die auf griechischem, thrakischem, illyrischem, epirotischem Boden eingewanderten und, mit im ganzen erhaltener Volksthümlichkeit und Sprache, verbliebenen Slawen von den ihnen vorausgegangenen und mitunter in ihnen aufgegangenen Völkern erhielten und behielten. Wir kennen indessen hier nur Ein sicheres Beispiel dieses Aufgehens, und zwar nur bei einem selbst erst in spätem Zeitraume eingedrungenen Volke, den Bulgaren nämlich.

In dem Völkergewirre Kleinasiens dagegen, in welchem doch schon sehr früh wenigstens nebenbei griechische Sprache und Bildung verbreitet war, äußerte theilweise das Türkenthum die ihm sonst auf dem eroberten alten Kulturboden nicht eigene Kraft, die eingeborenen Sprachen, selbst der Griechen, zu verdrängen, nicht so sehr aber alte Tracht und Sitte, und in noch geringerem Grade das dort schon alte Christenthum, das von den Griechen und den Armeniern noch öffentlich und von den kaukasischen Bewohnern des früheren Kaiserthums Trapezus im geheimen bekannt wird. Das griechische Christenthum wurde in Europa bekanntlich von den Slawen des Ostens früh angenommen, und begünstigt bis heute das qualitative Übergewicht der griechisch-byzantinischen Bildung unter ihnen, wie unter den glaubensverwandten Romanen und Albanesen; erst in neuerer Zeit sucht römisch-katholische kirchlich-politische Propaganda unter Albanesen und Slawen der Türkei neuen Boden zu gewinnen oder älteren Besitz zu befestigen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß einst schon die geistesmächtigen Griechen bei ihrer Einwanderung aus Kleinasien einen gewissen Grad der Bildung, namentlich der dichterischen, bei den sonst „barbarischen" Thrakern vorfanden (welche wir nicht in orphische und wilde fremdstammige zertrennen mögen), die sie bedeutend genug

fanden, um sie einigermaßen sich einzuverleiben. Orpheus und die Orphiker, die noch von Kannibalismus ihrer Vorzeit wissen, Thamyris, Eumolpos und die Eumolpiden mit Musaeos u. s. w. erscheinen uns freilich in hellenischer Gestalt, aber ihr fremder Ursprung leuchtet in Mythe und geschichtlicher Überlieferung durch. Wenn wir nun dazu nehmen, daß fast zweifellos aus jener uralten Zeit Reste vor- und un-griechischen Volksthums in den Albanesen und den Ostromanen erhalten sind, bei jenen sogar in dem Hauptbestande der Sprache; daß diese vorgriechischen Völkerschaften sogar noch Ausdehnungskraft genug besaßen, um in später Zeit ihr Stammgebiet zu überschreiten und sich in dem entvölkerten Griechenland auszubreiten: so hat auch die Frage nach bis heute im byzantinischen Europa verbliebenen Bruchtheilen ältester vorgriechischer Sitte und Dichtung immerhin einige Berechtigung.

Das stärkste fremde Volksthum, das in geschichtlicher Zeit hier zwischen und nach dem griechischen, vor dem slawischen (und dem türkischen) Boden gewann, ist das römische, und zwar nicht blos das oströmische, das erst von Konstantinopel aus die Hellenen zu Romäern machte, sondern ein älteres, dessen lautestes Zeugnis der Stock der ostromanischen Sprache ist, und das sich in der albanesischen, weniger in der (neu-) griechischen, Sprache deutlich von der ebenfalls starken späteren romanischen, theils ostromanischen, theils italienischen, mitunter selbst (älteren) französischen, Mischung unterscheidet.

Auf die Volksdichtung indessen hatte, unsers Wissens selbst auf die leider nur aus neuerer Zeit bekannte ostromanische, das weniger durch Ansiedler, als durch Soldaten und Beamte eingedrungene Römerthum keinen nennenswerthen Einfluß. Desto deutlicher und begreiflicher ist der, der mehr und minder epischen Dichtungsgattung bei allen diesen Völkern gemeinsame, Gegensatz gegen die türkischen Feinde und Ungläubigen.

Der große östlichste Stamm der arisch-europäischen Völkerfamilie, der indische, besitzt zwar viele epische Dichtungen und namentlich ein kolossales Epos: das Mahabhâratam, in welchem aber Stammsagen, Göttermythen und individuelle Dichtung unlösbarer verschmolzen sind, als wohl in allen andern großen Volksdichtungen,

obwohl diese Grundbestandtheile in den meisten vorkommen. Dazu kommt, daß die Inder, trotz ihrer sehr alten literarischen Bildung, so gut wie gar keine alte Geschichtsschreibung haben. Erst in verhältnismäßig später Zeit schrieben die buddhistischen Inder wirklich geschichtliche Werke; die brahmanischen im Grunde nur eines im 12. Jahrh. n. C., das später fortgesetzt wurde: die „râǵa tarangini (der Könige Strom)", eine Chronik von Kaçmîra (Kaschmir); vgl. Lassen, Ind. Alt. II 18. Neuerdings haben europäische Forscher festere geschichtliche Bestandtheile aus dem flimmernden Nebel der indischen Dichtung ausgeschieden. Ähnlich verhält es sich mit den (o. S. 12) drawidischen Völkern Hindostans, welche die arischen Eroberer theils in völlige Barbarei drängten, theils (im Dekan) mit ihrer Religion und Bildung befruchteten, ohne ihre Sprache und Sitte ganz verdrängen zu können. Vielmehr bildete sich eine drawidische Sagendichtung und Literatur erst durch den Einfluß der arisch-indischen heran, schöpfte aber ihre Stoffe zum Theil aus einheimischer Überlieferung. Bei den Ariern in Iran ist die alte Geschichte zwar auch mit der Göttersage verschmolzen, sonderte sich aber darneben weit reiner ab, wie die erhaltenen Steinschriften bezeugen, und ist überdieß in viel stärkerer Verbindung mit der Geschichte und Geschichtschreibung andrer Völker, vorzüglich der Griechen, auch der Juden. Das große Heldenbuch der Perser ist zwar erst in später Zeit gedichtet, nahm aber Schätze alter Stammsage in sich auf; wir kommen noch einmal auf dasselbe zurück.

Dagegen besitzen die beiden arischen Hauptstämme reiche Urkunden ihrer ältesten Bildungsgeschichte, ungerechnet die äußerst lehrreichen Sprachen an sich, in ihren Religionsschriften, deren wir schon früher gedachten, in den indischen Veden und dem persischen (baktrischen) Zendavesta nebst dessen späteren Übertragungen und Commentaren. Die ältesten Veden stammen sogar aus einer Zeit, in welcher der Glaube und die Göttersage beider Stämme noch nicht in jene Zwietracht gerathen war, die gleichwohl die alte Einheit überall durchleuchten läßt.

Die viel ältere Einheit der ganzen indogermanischen Familie liegt zu tief in der Nacht der Zeiten, als daß sich ihr Andenken in

ihrem weiten Kreiße erhalten hätte, obwohl die Wahrzeichen einer gewissen Summe der bereits vor der Trennung gereiften gemeinsamen Bildung, Sitte, Göttersage, religiösen Weltanschauung vorhanden sind, jedoch erst seit kurzer Zeit deutlicher erkannt werden. Was die altdeutsche Sage des Mittelalters, namentlich im Annoliede, in der Kaiserchronik und in dem älteren Berichte De origine Noricorum (vgl. u. a. Maßmann in Haupts Zeitschrift I 2) von den Spuren deutscher Abstammung und Sprache bis nach Armenien und selbst nach Indien hin schon aus älteren Sagen vernommen hat, darf nicht für einen Nachhall indogermanischer Stammsage gehalten werden. Übrigens ist der Ursprung dieser Sagen noch nicht genügend aufgehellt; Noahs Landung auf dem Ararat kam erst später dazu, mag jedoch selbst die hebräische Flutsage mit iranischer mischen. Man hat oft in hellfarbigen Volksstämmen des alten und neuen Asiens die Vorväter und nächsten Verwandten der blonden Germanen gesucht und zu finden geglaubt.

Bei den Semiten reicht allerdings die Erkenntnis alter Stammeinheit weiter hinauf (die mosaischen Völkersagen), aber doch nicht die wirkliche Familiensage. Wie bis heutzutage, erschloß die Forschung die Verwandtschaft aus vielen Beobachtungen der Gegenwart und aus den einzelnen Stammsagen der Völker, die sie in Bruchstücken kennen lernte; dazu kam denn schöpferische Einbildungskraft und Dichtung der Aufzeichner, denen ihr eigener Volksstamm immer im Vordergrunde stand.

Stammsagen über den Ursprung und die Urverwandtschaften der alteuropäischen Völker sind zwar in ziemlicher Menge bei den römischen und griechischen Schriftstellern zu finden. Aber im Verhältnisse zu der Bildung der Letzteren und zu den ethnologischen Mitteln, die sie vor Augen und Ohren hatten und schlecht benutzten, sind die meisten dieser Sagen ein albernes Gemisch aus aufgefangenen Bruchstücken barbarischer Volkssagen und klassischer Mythologie. Besonders beliebt dabei war die, mit einigen Ausnahmen, müßige und kindische Bildung von Eponymen (Stammvätern und Stammhelden) aus bekannten Völkernamen jener Gegenwart. Dennoch ist es der Mühe werth, diese Ausnahmen auszusondern.

Bei den meisten Völkern ergab es sich von selbst, daß die Pflege der verschwisterten Künste, der Dichtung und des Gesanges, auch wo das ganze Volk daran Theil nahm, doch von besonders befähigten Menschen geleitet wurde. Da aber nicht bloß die Erhaltung, Pflege und Fortbildung des Überlieferten, sondern auch die schöpferische Genialität der Muße bedarf, diese aber möglichst wenig durch anderartige, Sorge, Kraft und Mittel erfordernde Thätigkeit beeinträchtigt werden soll: so wurde schon bei dem Einzelnen die Kunst zum Berufe, und allmählich bildeten die Berufsgenossen einen Stand, der manchmal den Abschluß einer Kaste erhielt.

Ein Kennzeichen solcher Absonderung ist schon der Sondername für Dichter und Sänger, den die meisten Sprachen besitzen, wie z. B. der Scôp der Angelsachsen und Scôf oder Scapheo u. s. w. der Hochdeutschen, das Skald (neutrum!) der skandischen Germanen, der Barde der gallischen und britischen Kelten, welchen mitunter auch die sächsischen Niederschotten adoptierten, der Fileadh der gaidelischen Kelten in Irland und Schottland. Wichtig, aber oft dunkel, ist die Herleitung (Etymologie) solcher Benennungen. So ist der Scapheo u. s. w. wohl ursprünglich der Schöpfer, der ποιητής der Griechen, scheint aber auch mit Wörtern zusammenzuhangen, die Scherz, Schimpf und Spott bedeuten, ebenso auch Skald und Barde. Die Forschung hat hier unter ursprünglichen und abgeleiteten Bedeutungen zu unterscheiden. Der neudeutsche Dichter ist, näher betrachtet, ursprünglich ein undeutscher Philister, der lateinische Dictator, der Dictierer des Gedichtes. Der altfranzösische Ménestrel, der zum altenglischen „Minstrel“ und später zum neufranzösischen Bierfiedler Ménétrier wurde, ist nach Wort und Sache ein Abkömmling des mittellateinischen Ministerialis, des Dieners oder auch Handwerkers und Künstlers, da ministerium zu „métier“ (ital. mestiere u. s. w.) wurde. Selbst das dramatische „Mysterium“ wird richtiger von „Ministerium“ abgeleitet. Der alte und von Haus aus wenig poetische Römer sah in seinem Vates den Dichter und den gottbegeisterten Seher zugleich, nahm aber, wie ausschließlicher die romanischen Sprachen, nebenbei den griechischen Poeta auf, was ebenso die meisten andern modernen Sprachen thaten, auch die

unsere. Jedoch wurde uns weder „Poet" noch „Poesie" zu völligen Synonymen von „Dichter" und „Dichtung" oder „Dichtkunst". Ersterer hat einen spöttischen Beigeschmack, die „Poesie" aber klingt uns edler wenigstens als „Dichtkunst," vielleicht weil ihr Name schöner klingt, zugleich auch weil die „-kunst" den Gedanken an die Begeisterung (Inspiration) zurückdrängt. Überdieß bezeichnet „Poesie" außer der „Dichtkunst" und der „Dichtung" auch den dichterischen Geist und Gehalt der Empfindung, die wir besitzen, und den wir den Wesen, Gestalten und Worten beilegen, welche diese Empfindung in uns wecken.

Obgleich früher Dichtung und Gesang enger verbunden waren, so nimmt doch gewöhnlich jene den ersten Rang ein, so auch bei den eben genannten Ständen oder Berufsklassen. Je geistiger die Dichter und ihre Zuhörer waren, desto Mehr galt ihnen der bestimmte Inhalt des Gedichtes, dessen die Tonweise entbehrt. Wir haben auf diese Erscheinungen bereits aufmerksam gemacht, sowie auf die mit der Zeit wachsende Trennung beider Künste, aus welcher denn auch die Trennung der Ausübenden folgte, des Wortdichters von dem Tondichter und vollends von dem Sänger. Wir fanden die Ursache dieser Trennung fürs erste in dem Fortschritte der allgemeinen Bildung, welche immer eine sondernde (analytische) Kraft hat und übt, und darnach das Gesonderte mit Bewustsein wieder zusammenfügt, wo sie eine Verwandtschaft der getrennten Geister, der Worte und der Klänge, wahrnimmt. Den zweiten Grund jener Trennung fanden wir in wachsender Bildung und Ausdehnung beider Kunstgebiete selbst, deren jedes endlich eine ganze Menschenkraft, einen ihm ausschließlicher gewidmeten Beruf erforderte. Vgl. o. S. 376 ff.

Diese wachsende Selbständigkeit beider Künste überschritt denn auch die Grenzen, in welchen beide Hand in Hand giengen oder doch gehn konnten.

Die Dichtkunst erfand Versmaße, die der gleichzeitigen Tonkunst schwer zugänglich sind; oder der musikalische Vortrag antiker Dichtung, wie der griechischen Heldengedichte und Hymnen, verhallte. Er würde sogar, wenn er wieder gefunden würde, nicht mehr die Empfindungen der antiken Zuhörer in uns wecken, die wir doch noch bei

Homeros und Pindaros Worten nachempfinden, wozu denn noch gleichsam neue Empfindungen kommen, die gerade der Reiz der Zeitferne und so manches Guten und Schönen weckt, das unser Reichthum wohl aufwiegt, aber nicht mehr besitzt. Wir stützen jene Vermuthung auf das, was wir noch von altgriechischer Musik wissen; sie steht uns weit ferner und tiefer, als die ihr gleichzeitige Dichtung. Überhaupt ist die Tonkunst weit mehr fortgeschritten, als alle redenden Künste, obgleich wir auch bei ihr wieder zeitweiligen Rückschritt finden werden. Sie wurde gleichsam die Erbin des Klanges, der aus der Sprache schwand.

Indessen ist es nicht blos die Form, das äußere Maß, worinn die Dichtung den musikalischen Bereich überschritt; am Ende würde sich für jedes Versmaß bis zu der nur durch die allgemeinsten lautlichen und rhythmischen Regeln gebundenen Prosa noch ein angemessener musikalischer Vortrag finden. Jean Pauls tiefgefühlteste Prosa ist nicht deßwegen unsingbar, weil z. B. ihr Satzbau manche unmusikalische Eigenheiten hat, sondern weil sie zugleich die tiefsinnigste ist, weil in ihr die Empfindung mit dem feinstbestimmten Denken verschmilzt und bei den meisten Lesern auch die Pausen des Nachdenkens, wenn nicht gar des Nachschlagens in irgend einer Encyclopädie, erfordert, wodurch schon die möglichste Einheit des Tempos aufgehoben wird, die allein einen musikalischen und sogar schon einen poetischen Eindruck machen kann. Aber auch bei dem ebenbürtigen Denker ist die musikalische Empfindung in dem, wenn auch blitzschnellen, Augenblicke der Schöpfung wie der Auffassung mediatisiert durch eine geistigere Macht; und die moderne Dichtung, selbst die lyrische, ist eben durch ihren weit größeren Gedankengehalt großentheils der Lyra entwachsen.

Aber die Wechselwirkung ist nicht ausgeblieben. Wie durch die Abnahme der Klangfülle in der Sprache der Klang dem menschlichen Organismus nicht abhanden kam, sondern sich selbständiger absonderte, so gieng es auch mit den psychologischen Quellen dieses Zwillingsvorgangs: der geistigen Abstraction und der dem Sinnenleben näher stehenden Empfindung. Wir meinen hier nicht die mit dem Fortschritte der Denkkraft zusammenhangende Verfeinerung der Empfindung,

die sie dem Denken selbst verwandter machte, sondern die entgegengesetzte Richtung, welche die unaussprechliche Empfindung einschlug. Wir wollen nicht auf die subtile Frage eingehn: ob diese über das Denkbare hinaus und hinauf gieng, oder ob sie noch nicht bis zum Gedanken gereift ist, vielleicht auch ihn in der Trunkenheit verlor. Genug, sie existiert und hat folglich das Recht, zu sein, und sichtbar und hörbar zu werden. Es gibt sogar noch unaussprechlichere und undenkbarere Dinge, als die Schwärmerei der Liebe und der Andacht, ganz namenlose, aber darum nicht klanglose Empfindungen. Ihren reichsten und schönsten Ausdruck fand die Tonkunst in einem ebenso weiten als schönheitsreichen neuen Gebiete: der reinen Instrumentalmusik, welche E. T. A. Hoffmann, mit richtiger Auffassung, aber nicht ganz passendem Bilde „die Sanskrita der Natur" nannte. Auf ihre weit niedere und gemisachtete Stellung bei den Alten kommen wir in der Geschichte der Musik. Dieser Ausdruck liegt nicht sowohl in der, allerdings nicht mehr an die Schranken der menschlichen Singstimme gebundenen, doch immer der Dichtung und dem Worte näher stehenden Melodie, als in der Harmonie. Diese halten wir für den wesentlichsten Ausdruck der unaussprechlichen Empfindung. Sie ist nicht einmal auf die Instrumentalmusik beschränkt, sondern ein wesentlicher Bestandtheil des neueren Gesanges, aber auch in diesem immer der geheimnisvollste Bestandtheil, undeutsch gesagt: das transscendente, mystische Moment, dem die Stimme nur als Klang, nicht als Gewand des Wortes, dient; wir hoffen, in unserer Bezeichnung nicht selbst mystisch und überschwänglich zu werden. Ebenso, wie die Menschenstimme, stellt auch das einfarbige Klavier die Harmonie vollständig dar; die Symphonie gibt nur den Farbenreichthum des Klanges in den verschiedenen Instrumenten dazu, eine freilich sehr bedeutende Zugabe. Hierzu kommt denn noch bei den meisten Instrumenten der größere Umfang in Höhe und Tiefe, und noch mehr die größere Geläufigkeit in allen Tongängen (Figuren, Passagen u. dgl.), welche sie vor dem Gesange voraushaben. Letzterer hat sich aus Neid darüber zu einer Verbildung verführen lassen, die ihn zum Seiltänzer macht, eine Kunstfertigkeit, die auch die Virtuosen auf den musikalischen Instrumenten erringen. Zu einer ähnlichen Ausartung im quantitativen

Umfange hat die melodische Erschöpfung geführt, die, wann sie selbst zur Variation zu matt geworden ist, die Melodie in auseinanderliegenden Octaven ableiert und abklimpert. Dieser Zeitkrankheiten sind noch mehrere: die Übertreibung des Schalles bis zu Gongs und musikalischen Amboßen hinauf, nach welcher bekanntlich der Zapfenstreich als sanfte Musik erscheint, und die mit dem melodischen Gebrülle der Baßsänger Hand in Hand geht, welchen Ares 10000-Männer-Stimme in der Ilias als Ideal vorklingt. Sodann die geistigeren Krankheitserscheinungen: das Übergewicht der Harmonie über die Melodie in Instrumentalmusik und selbst im Gesange; die Selbständigkeit der Instrumentalbegleitung bei dem letzteren, sobald sie nicht mehr den Ausdruck und Eindruck des Gesanges verstärkt und bereichert, sondern die Aufmerksamkeit von ihm abzieht und mitunter sogar das Rechenkunststück macht, eine von der gesungenen Melodie abweichende gespielte ohne eigentlichen Misklang neben ihr her zu führen.

Andere sympathische Vorgänge in den Gebieten der Dichtkunst und der Tonkunst werden besser in einer vollständigen Geschichte der letzteren verhandelt; einige Beispiele werden auch wir noch nachher bringen, wo wir bei der Besprechung einzelner Dichtungsarten und bei dem ethnologischen Geschichtsabrisse der Tonkunst Gelegenheit dazu finden.

Bevor wir von der Volksdichtung, die uns auf musikalische und andere kulturgeschichtliche Seitenwege führte, zu weiter ausgedehnten Streifzügen im Bereiche der Dichtung und der Literatur überhaupt übergehen, haben wir noch folgende kunstgeschichtliche Bemerkungen zu machen, welche zunächst jene früher enger verbundenen Berufsgattungen des Dichters und des Sängers betreffen.

Es gab zwar von der alten bis in die neueste Zeit auch Dichter und Sänger, „die's gottlob nicht nöthig hatten", die nicht bloß mit der Göttergabe der Kunst, sondern auch mit solideren irdischen Gaben bedacht waren: reiche und vornehme, darunter nicht wenige, welchen der Lorbeer des gekrönten Dichters noch zu der goldnen Krone des Herrschers zu Theile wurde. Häufiger traten Lieblinge des äußeren Glückes als Gönner und Förderer der Kunst auf, auch wenn sie diese nicht selbst übten. Je freier sie dabei von Selbstsucht und Eitelkeit

waren, desto freier blieben auch die begünstigten Künstler, und fanden willkommenen Schutz vor Nahrungssorge und andern Feinden, fanden aufmunternden, ehrenden, bildenden Umgang, wie die amici und convictores, die Tafelrunde des feingebildeten und humanen Etruskers Maecenas, gewannen namentlich auch Erweiterung ihrer Weltkenntnis und Anschauung, auch auf Reisen, die jedoch z. B. bei den alten skandinavischen und keltischen Hofsängern mit größerer Mühe und Gefahr verknüpft waren, als die „Kunstreisen" der modernen Hofsänger und Virtuosen. Dietrich (a. a. O. XXVI) erzählt ein schönes Beispiel edeln Sängerlohns. Ein angesehener Norweger, Guttorm Sindri, hatte seines Landes Fürsten durch Lobgedichte erfreut, erbat aber und erhielt statt der gebotenen klingenden Belohnung ihre Versöhnung mit dem Feinde. Was Liebe und Dank nicht spendete, gab die Furcht den satirischen und strafenden Sängern; manchmal aber endete der Schimpf mit einem Trauerspiel. So (s. Dietrich a. a. O. XXX) bei dem Isländer Thorleif, der für die Plünderung seines Schiffes durch einen Jarl ein Spottlied auf diesen dichtete und verkleidet in Person es ihm nicht bloß vortrug, sondern auch mit körperlichen Hieben accompagnierte, wofür der unpoetische Seeräuber den Dichter meucheln ließ.

Die Lichtseite der Begünstigung und Unterstützung durch Könige und Häuptlinge des Abendlandes, durch Kalifen, Sultane und Schachs des Morgenlandes aber ist meistentheils schwächer, als die Schattenseite der Abhängigkeit. Der goldne Becher voll edlen Weines wirkt anders, als der Trunk aus dem kastalischen Quell, und die Atmosphäre auf der Höhe der Gesellschaft ist eine trübere und schwerere, als die auf dem Gipfel des Helikon. Was die höfisch gewordene Kunst an Regelmäßigkeit und Schönheit der Form gewann, verlor sie an Frische und Reinheit des Geistes und an Wahrheit des Inhalts. Am reinsten und edelsten blieb sie, wo sie in dem Fürsten zugleich den treuen und tapfern Volkshelden besang; die Todtenklage des kymrischen Barden um seinen, im Kampfe gegen die sächsischen Unterdrücker gefallenen, Fürsten wurde zugleich zum Helden- und Rachegesange seines Volkes gegen jene. Nicht selten aber sank der Hofsänger zum Hofschranzen herab.

Doch oft wurde auch der Volkssänger zum Volksschranzen; Geldsucht und falsche Ehrsucht führt immer zur Bulerei mit den Schwächen und Leidenschaften des hohen und niedren Pöbels. Viel mehr Entschuldigung haben die armen fahrenden Leute (Singer und Spieler S. 314), sofern sie durch Hunger und Frost getrieben werden, den Volksgesang zur Bänkelsängerei zu entstellen. Doch auch ohne solche äußere Triebfedern wurde die Kunst zum Handwerk durch mehr innere Entartung des Geschmackes und selbst durch den allgemeinen Fortschritt der Volksbildung, welcher die ablebenden Kräfte desto schneller ausleben ließ, wo sie nicht gleichen Schritt halten konnten und nur noch ermattet nachhinkten.

Die Zünfte der deutschen Meistersinger des 15–17. Jahrh. und der niederländischen Rederykers des 16. Jahrh. waren im ganzen eine erfreuliche Erscheinung und wackere Träger des Fortschrittes, indem sie, gleich den Singvereinen der Gegenwart, Bildung und Gesittung unter den arbeitenden Klassen und zugleich denn auch die reformatorischen Zeitgedanken verbreiteten. Aber die Kleinlichkeit und Pedanterie, die sich auch vielfach im Gesellschaftsleben jener Zeit, im Gegensatze zu ihrem großartigen Gedanken- und Freiheitsdrange, zeigte, verbildete auch den Meistergesang. Sie reihte an die Handwerkerzunft die Künstlerzunft, sowie auf einem höheren Stockwerke die Akademien oft die Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft durch Vereinigung und Regel zwar unterstützten, aber auch fesselten.

Noch jetzt bekannt und werthgehalten ist der letzte Meistersinger, der vorhin bei der Fabel genannte tüchtige und sprachgebildete Nürnberger Schuster Hans Sachs. Wir sahen die Ulmer Sänger noch mit ihrer alten Meistersingerfahne bei dem ersten Schillerfeste in Stuttgart aufziehen.

Wie einst in Deutschland die Volksdichtung bei wachsender Bildung durch die höfische verdrängt wurde, aber durch Verfall und Verwilderung des Adels auf das neuerwachsende Bürgerthum übergieng: so geschah es ähnlich in England. Die gebildeten und höfischen Dichter verdrängten die Harfner und Sänger (Harpers und Minstrels) wenigstens aus den vornehmen Kreißen. Als aber letztere im 15. Jahrh. durch die Kämpfe der Rose herabsanken, erbte das erblühende Bürgerthum ihre Bildung.

Wir sind galant genug, um ein kunstgeschichtliches Streiflicht auch auf das Geschlecht der Blaustrümpfe (blue stockings) fallen zu lassen, dessen Entstehung wir o. S. 244 mit der allgemeinen Freiwerdung der Frauen in Verbindung setzten, und auf welches wir in manchen einzelnen Fällen auch noch später in der Literaturgeschichte zurückkommen werden.

Dichterinnen, die vor die Öffentlichkeit traten, also Schriftstellerinnen im heutigen Sinne, auch wenn sie nicht schreiben, nur sagen und singen konnten, kommen nur bei freierer und höherer Stellung ihres Geschlechtes vor. Scheherazade wurde freilich durch barbarische Sklaverei zur Märchendichterin und Erzählerin; aber sie selbst ist nur ein Theil ihrer Märchen, und der Araber lauscht nur männlichen Erzählern. Bei den alten Griechen hinderte, wie wir o. S. 243 und weiter unten nachweisen, die Abgeschlossenheit der Frauen doch viele begabtere nicht, an dem Bildungsleben des Volkes, eben auch als Dichterinnen, wie Sappho und ihre ganze Schule, sich zu betheiligen. In der byzantinischen Kaiserzeit wurden nicht selten Frauen, besonders des Herrscherhauses, durch Schriften und überhaupt durch Bildung in weiten Kreißen bekannt. Die schöne Kaiserstochter Theophanó, Ottos II. Gemahlin, der ebenfalls hochgebildeten deutschen Kaiserin Adelheid Schwiegertochter (10. Jahrh.), brachten Schätze antiker und moderner griechischer Bildung nach Deutschland. Ihre Zeitgenossin, Hadewig von Schwaben, die sich von dem Verlöbnisse mit einem griechischen Kaiser losmachte, nicht aber von der griechischen Bildung, die sie schon zuvor erworben hatte, ist auch durch ihr romantisches Verhältnis zu ihrem Lehrer Ekkehard im Kloster St. Gallen (dessen Schirmvogtin sie war) bekannt, und durch einen trefflichen Roman Scheffels in unsern Tagen gefeiert worden. Aber sie war zugleich eine, bis zur unweiblichsten Grausamkeit, strenge Herrin. Im 11. bis 12. Jahrh. treten unter den Deutschen, besonders in den Klöstern, Dichterinnen auf, wie bei den Sachsen im 11. Jahrh. Hrotswitha (leider nur in lateinischer Sprache nachdichtend), und bei den Oberdeutschen die Österreicherin Ava (gest. 1127), sowie die beiden Äbtissinnen auf dem Odilienberge im Elsaß: Herrad von Landsperg (gest. 1195) und Gerlindis (um 1273). Viel häufiger sind

Dichterinnen bei den alten Skandinaviern (Skaldkonen u. dgl. s. Dietrich a. a. O. XXVIII).

Seit dem 16. Jahrh. aber beschäftigten sich in Deutschland die Frauen häufig mit Schriftenthum und Schriftstellerei, namentlich auch als religiöse Dichterinnen. Überhaupt stand im 15—16., ja schon im 12—13. Jahrh. die deutsche Frauenbildung der wohlhabenderen Stände höher, als in manchem späteren Zeitraume. Besonders waren, wie K. Celtes berichtet (s. Hartmann, Frauenspiegel Stuttg. 1863 S. 42), die Nürnbergerinnen im Anfange des 16. Jahrh. nicht bloß gesellig feingebildet, sondern verstanden auch Arithmetik, Schreiben, Tonkunst und Latein. Schon lange vorher wurden die Frauen in Deutschland und England häufig in Frauenklöstern unterrichtet und gebildet. Bonifacius berief mehrere Frauen aus beiden Ländern als Leiterinnen der Frauenbildung. Aus England namentlich seine gelehrte Base Truthgeba, im Kloster Leobgyth (Lioba) genannt, nach Deutschland, wo sie das Kloster Bischofsheim a. d. Tauber zu einer weiblichen Bildungsschule machte; ihre Lehrerin Eadburg hatte sie nicht bloß in die Theologie, sondern auch in die lateinische Verskunst eingeweiht (Hartmann a. a. O. 45).

Übrigens waren damals und noch viele Jahrhunderte nachher bei den deutschen Frauen und Jungfrauen, selbst den geistlichen, Lieder gekannt und beliebt, die heutzutage kein sittiges Weib kennen möchte; und diese Art Bildung bedurfte einer gründlichen Reform. Im Jahre 789 verbot ein kaiserliches Edikt den Nonnen, anstößige Liebeslieder zu schreiben und zu versenden (a. a. O. 50). In besserer Weise beschäftigten sich im 15. Jahrh. vornehme deutsche, schottische u. a. Frauen mit Romanliteratur (a. a. O. 125). Dagegen verband die Dichterin Margarethe, König Franz I. von Frankreich Schwester, K. Heinrichs von Navarra Gemahlin und Heinrichs IV. Großmutter, Frömmelei und Lüsternheit, wie so manche ihrer Landsleute. Wir werden unten in späterer Zeit auch eine mexikanisch-spanische Nonne als weltliche Dichterin kennen lernen. Die merkwürdigsten Schriftstellerinnen unseres Jahrhunderts sind die deutsche Jüdin Rahel v. Varnhagen, die Deutsche Bettina v. Arnim, die Französin George Sand. In neuester Zeit ist bekanntlich die Zahl der

Dichterinnen Legion, vorzüglich germanischer (deutscher, englischer, schwedischer), demnächst französischer, und zwar am meisten auf dem Gebiete des Romans, das wir jetzt betreten wollen. Eine griechische Dichterin unserer Zeit werden wir bei dem Drama nennen.

Roman.

Der Roman (den Lamartine „das Opium des Occidents" nennt) ist etymologisch zunächst nicht die romantische, sondern die romanische Erzählung, und bezeichnet ursprünglich die nach dem Übergange der römischen Sprache in die romanischen Volkssprachen in diesen dem Volke mitgetheilten Geschichten, im Gegensatze zu den in klassischem oder mönchischem Latein nur dem schriftgelehrten Publicum zugänglichen Schriften. Italienisch heißt er romanzo, spanisch romance; unsere Romanze hat sich erst später für eine kurze Erzählung in Versen geschieden. Von diesen Dichtungsnamen ist erst jener der S. 386 ff. besprochenen Romantik abgeleitet, womit wir eine nicht bloß in sämmtlichen Künsten: redenden, tönenden und bildenden, sondern auch in geschichtlichen Zeiträumen und in geselligen Beziehungen vorkommende Richtung oder Anschauungsweise bezeichnen. Synonym mit Roman sind die Ausdrücke Erzählung, früher auch Geschichte, Historie. Die Novelle ist ursprünglich kleiner, auch einfacher erzählt, gilt aber jetzt fast ganz gleichbedeutend mit dem Romane; auch ihr Name deutet auf Einführung aus romanischen Heimaten, in deren Sprachen er eigentlich jede erdichtete Erzählung bedeutet.

Unmittelbar aus der alten epischen Dichtung der Deutschen entstand seit etwa dem 15. Jahrh. der prosaische Volksroman, der selbst die mehr nur höfischen Geschichts- und Sagen-dichtungen dem Volke zugänglich machte, sowohl die auf vaterländischem Boden erspressenen, wie die Verarbeitungen der britonisch-romanischen Sagen. Nachkommen desselben verkaufen noch auf deutschen Dorfmärkten die Buchbinder; in neuerer Zeit hat sie Marbach in einer Sammlung herausgegeben, deren Holzschnitte den älteren nachgebildet sind. Unter diesen ist bei unsern Bauern vorzüglich beliebt der dem Hauptinhalt, vielleicht auch der Form nach ursprünglich niedersächsische,

Eulenspiegel, der freilich Nichts weniger als ein romantischer Roman ist, sondern zu den anekdotischen Schwänken gehört. Seit dem 16. Jahrh. tritt auch die Faustsage in diesen Kreiß und verbreitet sich in niedren und höchsten Gebieten der Bildung und der Literatur. Ebenso im 17. Jahrh. die Sage vom ewigen Juden, die aber nie so volksthümlich wurde; die sinnvollere Gegenwart wandte sie auf das ganze jüdische Volk an. Wir verdanken ihr einige schöne deutsche Gedichte und musikalische Compositionen (wie von C. Löwe); ebenso der Liebhaber der neufranzösischen Romantik den Roman von E. Sue.

Die Stelle des geschichtlichen Heldenliedes füllt in mancher Beziehung für das gebildete Publicum der Gegenwart der geschichtliche Roman, sofern in ihm die Geschichte nicht bloß auf die Decorationen gemalt ist, innerhalb deren die ungeschichtlichen Liebesgeschichten vorgehn. Eine Haupteigenschaft, die er haben soll und oft nicht hat, weil den Verfassern das nöthige Wissen abgeht, ist das richtige Sittenbild der Zeit und der Gesellschaftsschichten, die er schildert, die Kostümstudie (frz. costume und coutume, Tracht und Sitte, das selbe Wort, nach Form, Geschlecht und Bedeutung in zwei geschieden). Auf der Bühne tritt das falsche Kostüm natürlich noch störender hervor, als im Romane. Die stärksten Kontraste erscheinen in Frankreich, in der Kunst, wie im Leben: in der Renaissance auf der Bühne Agamemnon mit Perücke, in der Revolution dagegen im Salon „griechische Nacktheit“. Wo die Schilderung des äußeren Lebens und Gebahrens nicht sowohl die Zeichnung bedeutender Begebenheiten färbt und begleitet, wie vielmehr selbst den Hauptzweck bildet, entsteht der Sittenroman in engerem Sinne, auf welchen wir unten wiederholt zu sprechen kommen.

Viele unserer Romanschreiber kennen nicht bloß den Geist der fernen Zeit oder des fremden Volkes, sondern auch die Gesellschaftskreiße der Gegenwart, außer ihrem eigenen nächsten, viel zu wenig. Abgesehen von der dichterischen Begabung, reicht auch das Studium der Geschichte im gewöhnlichen Sinne nicht hin, um einen guten Geschichtsroman zu schreiben, wenn es nicht zu dem der Völkerkunde in unserem weiteren Sinne gesellt ist. Der äußere Gang und Bestand der Ereignisse kann richtig erzählt sein, vielleicht auch die Gestalt

des Helden an sich richtig gezeichnet, wenn er kein Volksheld ist, sondern einer jener Charaktere, die in eigenthümlicher Begabung und Kraft sich über die Besonderheiten ihres Standes und Volkes, bisweilen ihres ganzen Zeitraumes erheben. Aber schon, um diesen Aufflug und Gegensatz darzustellen, muß auch die Fläche richtig gezeichnet sein, über die er sich erhebt. In jedem Falle ist es zum inneren Verständnisse der Thaten und ihrer Wirkungen nothwendig, den Boden zu kennen, auf welchem sie geschehen. Selbst ein Gott oder Göttersohn muß seine Wirksamkeit und Kraftentfaltung in sehr verschiedenen Maßen und Weisen einrichten, je nachdem er in Orient oder Occident, in schwüler oder kühler Atmosphäre, unter ungezähmten Wilden oder unter einem feingebildeten Volke auftritt.

Es ist darum nicht unumgänglich nöthig, daß der Erzähler eine Zeit lange gewissermaßen den Völkern oder Ständen angehört habe, die er schildern will, was bei Erzählungen aus der Vergangenheit ja vollends unmöglich wäre. Er soll sogar hinlänglich außer und über ihnen stehn, um sie als Gegenstände, mit kritischer Objectivität, zu schildern. Aber er darf sich nicht mit bloßem Hörensagen begnügen, er muß, soviel möglich, mit eigenen Sinnen Ähnliches, wie Das, was er beschreiben will, angeschaut haben und selbst die Sprachen und Mundarten der in seiner Erzählung auftretenden Völker und Stände kennen. Wenn wir z. B. in einem deutschen Roman aus Neapel gleich anfangs lesen: „der Carbonari" (im Singular), so haben wir mit Wahrscheinlichkeit in der Folge nur Puppen in Carbonarimänteln und deutsche Spießbürger unter italienischen Namen zu erwarten. Am besten, wenn der Dichter selbst ein vielgewanderter und vielgewandter Odysseus ist, der erlebte Wahrheit schildert und mit ähnlicher Dichtung mischt, wie unser deutscher Simplicissimus v. Grimmelshausen, der in seinem echten, ebenso humoristischen wie herzzerreißenden, Volksromane Leben und Leiden des Landvolkes und der Soldatenbestien im großen deutschen (30jährigen) Kriege beschrieb. Dagegen sind die meisten späteren deutschen Ritterromane an geschichtlicher Treue fast nur den S. 400 erwähnten Schäferromanen zu vergleichen. Erst in neuerer Zeit hat namentlich Walter Scott die Ritterzeit beider Stämme Schottlands, und sein Jünger Hering (W. Alexis) die

Vorfahren der märkischen Junker naturgetreuer geschildert. Aus der weit schwerer zugänglichen deutschen Vorzeit vor dem Ritterthum haben wir den erwähnten „Ekkehard“ von Scheffel. Deutschland, Frankreich und in neuerer Zeit auch Italien sind reich an Geschichtsromanen; Deutschland, bezeichnend für seine Bildung, namentlich auch in dem biographischen Romane, dessen Helden Künstler und Gelehrte sind. Ebensosehr kennzeichnet es die Deutschen, daß sie nicht seltener ausländische Geschichten und Personen zu Gegenständen ihrer Geschichtsromane wählen, als einheimische. Mit größerem Rechte und reicheren Hülfsmitteln schildern Engländer Zustände in Indien und in ihren Kolonien, mehr in Sittenromanen, als in eigentlich geschichtlichen.

Aber unter allen romanschreibenden Völkern der neueren und neuesten Zeit nimmt nicht der geschichtliche Roman die erste Stelle ein, sondern die Erzählung aus der Gesellschaft, das Genrebild in Worten, wie denn „das Genre“ überhaupt, besonders auch in der Malerei, unsern Zeitraum kennzeichnet, gleichwie die Epik und die Romantik frühere Zeiträume. Der kulturgeschichtliche Alterthümler hält darum unsere Zeit klein; wir werden im Folgenden (auch weiter unten bei der Kunst) sehen, mit welchem Rechte.

Auch der Gesellschaftsroman wählte früher weit häufiger, als jetzt, die höchsten Schichten der Gesellschaft zu seinem Schauplatze; die niederen Stände (im Romane wie im Schauspiel) traten mehr nur als Folie der höheren, als Statisten, Dienerschaft, Clowns auf, mit welchen die Herrschaften Kurzweil trieben, oder die sie durch edle Herablassung und Mildthätigkeit an sich fesselten; bisweilen jedoch auch als idyllische Ideale gegenüber der vornehmen Verbildung. Ihre rührendste Tugend war eine aufopferungsfähige Treue und Dankbarkeit, die nicht selten zu einer Hundetreue ohne Selbstachtung sich verzerrte.

Doch auch schon in diesen Romanen aus den ausschließlich hohen Kreißen und in den ihnen zunächst folgenden, auch heute sehr häufigen aus der „guten Gesellschaft“, zu welcher nur einige bevorzugte Nobodies Zugang haben, ist kein epischer Schimmer mehr wahrzunehmen. Der Gesellschaftsroman überhaupt schildert nicht die großen Ereignisse in dem Lebenslaufe des Volkes als einer einheitlichen Gliederung,

sondern das der Außenwelt verborgenere Leben und Treiben in dem Einzelleben, wenn auch nicht immer dem Stilleben, der Menschen und der Menschengruppen. Der Kampf der physischen Kräfte, der im Epos und ebenso in der Tragödie mit dem der sittlichen Kräfte in Wechselwirkung (nicht bloß der Kampf beider gegen einander) erscheint, verschwindet hier ganz, oder doch aus dem Vordergrunde, in welchen dafür die Empfindungen und Leidenschaften des Friedenslebens treten, voran die Liebe zwischen beiden Geschlechtern. Sie fehlt freilich auch nicht leicht in dem kriegerischen Epos, und ist anderseits auch in der zahmsten Zeit mit Kämpfen verknüpft, auch außer den inneren, die oft den Herzensfrieden für immer zernichten; aber an die Stelle der Chrimhilden und der reckenhaften Kämpfer sind gebildetere Schönen und Zweikämpfer in netter Uniform getreten.

Im allgemeinen verhält sich der Roman, insbesondere der an bestimmte Gebiete der Zeit und der Gesellschaft geknüpfte, ähnlich zu der ruhigeren Strömung der Sittengeschichte, wie das Heldengedicht zu dem sturmbewegten Wellenschlage der politischen Geschichte. In stärkerem Maße gilt dieß für den vorhin erwähnten Sittenroman in engerem Sinne, der nahe und ferne Zeiten und Räume zum Gegenstande haben kann und in verschiedene Schriftengattungen hineinreicht, wie in die Didaktik (Lehrdichtung) und oft in die Satire und des Schwankes. Weit verbreitete Beispiele der letztgenannten Gattung sind der französische Gargantua und der spanische Don Quixote; ein deutscher Spottroman gegen das Junkerthum, Siegfried v. Lindenberg, war einst beliebt, überschritt aber nicht Deutschlands Grenzen.

Je mehr ferner die Nullen im Volke, bei fortschreitender Bildung und Selbstthätigkeit, sich in Zahlen verwandeln, und das breite Niveau sich allmählich so weit hebt, daß die alten Helden, Weisen, Halbgötter und Alleinherrscher nicht mehr ausschließlich von höherem Lichte bestrahlt sind: desto mehr wird das ganze Leben der Gesellschaft, also auch das der Familie, der Nachbarschaft, der Gemeinde, werth gehalten, durch Geschichte, Dichtung und bildende Kunst geschildert zu werden. Die Bilder aus der „profanen" und der „heiligen" Geschichte der Vergangenheit lassen den Genrebildern aus der

jüngsten, allgemein verständlichen Zeit immer mehr Raum — nicht, weil die Theilnahme für das Kleinleben die für das größere verdrängt, sondern weil das Kleinleben selbst größer und gehaltreicher wird.

Gerade aber mit der Schilderung des kleinsten und beschränktesten Lebens in der (S. 400 flüchtig bei der altdeutschen Literatur erwähnten) jetzt so beliebten „Dorfgeschichte" verhält es sich anders, fast umgekehrt. Sie will zwar auch das Kleinleben zu Ehren bringen in der geistiger gebildeten Welt, aber nicht, sofern es über seine ursprüngliche Natur hinauswächst, sondern sofern es innerhalb derselben das größere Leben abspiegelt und überhaupt reicher und bedeutender ist, als die draußen Stehenden bisher wußten und erkannten. Wir haben a. a. O. bemerkt, daß im Gegensatze hierzu die meisten den Bauernstand berührenden Dichtungen und Erzählungen des deutschen Mittelalters seine Schwächen hervorhoben und oft gehässig übertrieben. Zwar zeichnet die heutige deutsche Dorf-geschichte oder -novelle sammt der jüngeren Stadtgeschichte auch den allmählichen Uebergang des Bauern- und Bürger-lebens in das allgemeinere und gebildetere Volksleben, aber nur als den Anfang seines Endes in unserm Übergangszeitraum; ihr Hauptgegenstand bleibt eben die Besonderheit des Kleinlebens als solchen.

Eben dadurch aber gewinnt die Dorfgeschichte, wo sie nicht allzusehr zur idealisierenden Dorfdichtung wird, größeren ethnologischen Werth, so gewis sie gerade die Volksschichten schildert, die noch am meisten altes Volksthum bewahren. Wie das jetzt aufflackernde Nationalitätsprincip sich in mächtigen Zuckungen gegen den kosmopolitischen Despotismus aufbäumt, der alle Grabhügel der Völkerahnen schleifen will, um auf geebnetem Boden centralisierte Staaten festzustellen: so macht die Dorfgeschichte das Recht des zähen und dennoch im Ausleben begriffenen Volksthums der einzelnen Stämme und Gauen gegenüber dem, besonders in Deutschland, vordringenden Strome der allgemeineren Volksbildung geltend. Elle fera le tour du monde, wie die Revolution, weil in ganz Europa ähnliche Zustände vorkommen oder sich vorbereiten, wenn nicht die Geschichte die Geschichtschreiber überholt.

Wir können ihr auch darum, wiederum zunächst in Deutschland, keine lange Dauer mehr weissagen. Gleichzeitig schon schaffen unsere

Bauern selbst nicht bloß die abgetragenen Kniehosen, Paltröcke und Wämser ab, sondern auch ihre Schneider, deren Söhne bereits auf der Kleidermacherakademie studiert haben, um die Stelle ihrer verjährten Väter reformierend einzunehmen. Ortsvorstand, Schultheiß, Spießmann, Kirchen-„Senores“ werden zu Gemeinderath, Bürgermeister, Polizeidiener, Kirchenvorstehern. Die „treuverworrenen“ Volksmundarten verschleifen sich erst durch mehr äußerliche Anbildung, und veredeln sich allmählich durch wirkliche Bildung, mit Hülfe der Schule und der öffentlichen Verhandlungen in Ständekammern und Schwurgerichten, in welchen der Bauer selbst mitsprechen soll und will. Wir haben auf diese Entwickelungen bereits bei den betreffenden einzelnen Abschnitten verwiesen und zugleich den Wunsch, ja die geschichtliche und volksthümliche Pflicht ausgesprochen: daß um so fleißiger das schwindende Sonderleben der Völkerschaften und Volkstheile verzeichnet und abgebildet werde. Auch ist noch ein Theil der über diesem Sonderleben stehenden Menschen noch nicht so völlig in Geräusch und Hast der neuen Welt eingewöhnt, daß nicht Gemüth und Nerven sich an dem Stilleben der noch nicht von Schienenwegen durchzogenen Thäler erquicken möchten, und sei es auch nur in Bild und Dichtung. So hat die Dorfnovelle annoch nicht bloß einen bildungsgeschichtlichen, sondern auch einen dichterischen Beruf. Selbst das blasierte und überreizte Lesepublicum erkannte diesen durch seine Theilnahme an.

Die deutsche Dorfgeschichte in gebundener Rede ist älter, als die in prosaischer. Wir erblicken sie bereits im Mittelalter, aber mit sehr realistischem Inhalt (S. 400 ff.). Ihre schönste Blüte in neuerer Zeit ist Göthes Hermann und Dorothea; diese fand nicht allzu viele und meist schwache Nachbildungen, und hängt nicht unmittelbar mit der heutigen Dorfnovelle zusammen. In Norddeutschland verdienen auch des alten Voß Dichtungen Erwähnung, die sich von dem weichlichen Troß der Idyllien vortheilhaft unterscheiden. Sonst ist Süddeutschland der fruchtbarste Boden der Dorfgeschichte, dazu das deutsche Österreich und die deutsche Schweiz (Bitzius). Ethnisch merkwürdig ist es, daß der deutsche Jude B. Auerbach (des elsässer Juden Weil zu geschweigen) die deutsche Volksseele so fein und schön auffaßte, daß er sie zugleich zergliederte und dichterisch verklärte. Gegenständlicher

und unmittelbarer, freilich aber auch derber und, doch mehr nur der Form nach, minder dichterisch wurde sie von mehreren seiner Nachfolger geschildert, in Schwaben namentlich von M. Meyr.

Die vorhin genannten „Stadtgeschichten", die, wenn wir uns recht erinnern, als solche in bestimmten Grenzen zuerst wiederum ein deutscher Jude, Max Ring aus Schlesien, uns vorführte, schildern das Kleinbürgerthum der Städte bis zu den verlorenen Kindern des Proletariates herab. Als Schilderungen besonderer örtlicher Zustände haben sie natürlich auch ethnologisches Interesse; nicht so, wenn sie überhaupt nur das Philisterium des Bourgeois und des Épicier in einzelnen Personen und Familien in seinem Unterschiede von höheren Lebensstandpunkten zum Gegenstande haben, nicht in ganzen Schichten. In solchen erst treten die Unterschiede der Volksstämme, der socialen Verhältnisse u. s. w. hervor; wir erinnern an die, S. 313 bei den Ständen erwähnten, nationalen Unterschiede in den niedersten Volksschichten verschiedener Länder und Städte.

Das höhere Bürgerthum, namentlich das Patriciat selbständiger Stadtgemeinden, wie der alten griechischen Hauptstädte, der deutschen Reichsstädte und der italienischen Municipien des Mittelalters, künftig wohl auch deutscher, besonders preussischer Städte der Gegenwart, ist schon ein Gegenstand des höheren politisch-geschichtlichen oder des bildungsgeschichtlichen (Sitten-) Romans, dessen weiterer Rahmen dann gewöhnlich ein ganzes Zeitbild umfaßt. Das Großbürgerthum ist seiner Natur nach nicht so in sich abgeschlossen, wie jene engeren und niederen Kreiße, die nur in sehr aufgeregten Zeiten Hauptrollen auf der geschichtlichen Bühne spielen. Dann kann es geschehen, daß ein Masaniello in Neapel, ein Volkstribun des antiken und des mittelalterlichen, ein Ciceruacchio des modernen Roms, ein Sansculotte oder auch ein Gamin von Paris zum Helden eines epischen Romans werde. Vielseitiger und fruchtbarer für den Geschichtsdichter ist jedenfalls das Großbürgerthum als Körperschaft mit besonderen Rechten und Sitten, dessen Berührungen und Kämpfe mit den übrigen Mächten und Ständen der Gesellschaft und des Staates, nach oben wie nach unten, auch diese in den Bereich des vielfarbigen Bildes ziehen.

Neuerdings ist eine besondere Gattung des ethnographischen Sittenromans entstanden, welche die Bevölkerung der grösten Städte zum Gegenstande hat, und zwar vorzüglich das verborgene, dem Tageslichte abgekehrte Leben derselben. Die Schauplätze dieser „Geheimnisse“ oder „Mystères“, die mit den eleusinischen ebenso wenig gemein haben, als mit den theatralisch-kirchlichen „Mysterien“, wechseln zwischen den dunkeln Sammelplätzen und Höhlen des Gesindels, den Dachstuben und Tanzsälen der Grisetten und ihrer Freunde, der Eintagsherrlichkeit des Demi-monde, und den Prunkgemächern der wirklichen Haute-volée. In Paris geboren, verbreiteten sie sich schnell über die meisten Hauptstädte Europas und Nordamerikas, wie Brüssel, London, Berlin, Newyork u. s. w. Soweit sie zugleich philanthropische Tendenzromane sind, welche die Krankheiten der Gesellschaft enthüllen, um zu ihrer Heilung aufzufordern, schliessen sich ihnen auch auf weiteren Bereich ausgedehnte Sittenromane der Engländer und ihrer Nachfolger an, deren Schöpfer Boz Dickens ist. Dieser und Eugene Sue haben in der That bereits manchen guten praktischen Erfolg gehabt. Die Mystères sanken früh durch den massenhaften Balast gemeiner Romantik und selbst unromantischer Gemeinheit und unsauberer Reizmittel, den sie mit sich führten, und sind schon ziemlich verjährt. Dem socialen Sittenroman aber, der außer England auch namentlich in Deutschland und in Frankreich (G. Sand u. A.) selbständig auftritt, verheißen die socialen Bestrebungen unserer Zeit Dauer und Wachsthum.

Der Tendenzroman, zu welchem jener gehört, hat sich, besonders in Deutschland, auch dem religiösen Gebiete zugewendet und Grenzstreifzüge in die der Philosophie und der Naturwissenschaften gemacht. In dem Hauptgeburtslande der kirchlichen Reformen (minder der Sekten, die im Byzantinerreiche, in England und im englischen Nordamerika stärker wimmeln) und der Denk- und Glaubens-freiheit, folglich der Kämpfe zwischen Licht und Dunkel, liegen mannigfache Zwischenstufen z. B. zwischen „des Zweiflers Weihe“ des würdigen De Wette und dem rückwärts schreitenden Gott, im Menschen leugnenden „Eritis sicut Deus“. Der umfassendste und bedeutendste Roman dieser Gattung ist Gutzkows „Zauberer von

Rom", der, gleichwie seine, ein weiteres Gebiet der Bildungsentwickelung umfassenden „Ritter des Geistes", zugleich einigermaßen zu der Mysterienliteratur gehört. Voraussichtlich wird Italien ein fruchtbarer Boden für den kirchlichen Tendenzroman; später auch Spanien, in welchem das Gespenst der Inquisition anachronistisch noch jetzt auftritt, aber mit so realistischer Frechheit, daß die Romantik sich nicht durch die pikanten Stichwörter „Kerker, Galeere, Verbannung" anziehen läßt. Ähnliche Gräuel kamen zwar auch in neuerer Zeit in dem aufgeklärten Toskana und noch ärgere in den geistlichen Kerkern Österreichs vor; aber das Morgenroth einer besseren Zeit folgte schneller nach, als daß ein romantisches Andenken Muße zur Entwickelung gehabt hätte.

Desto schauerlichere Stoffe fand der religiöse Geschichtsroman, der gewöhnlich zugleich tendenziös ist, in der Vergangenheit: in den Christenverfolgungen und Katakomben der römischen Kaiserzeit, in den Kerkern und Folterkammern der Inquisition in Rom und Spanien, in dem, zum Theil durch politischen Haß verstärkten, Wüthen gegen Waldenser, Albigenser, Hugenotten und Protestanten überhaupt in Italien und Frankreich bis zu Ludwigs XVIII. Dragonnaden, in dem 30jährigen Kriege der Katholiken gegen die Protestanten in Deutschland, der in eine allseitige Zerfleischung ausartete, und in den wiederholten Gewaltthaten der o. S. 279 erwähnten Gegenreformation in Österreich, deren Ausdehnung gegen die edelsten und gebildetsten Geschlechter erst neuerdings durch die in dem Anzeiger des germanischen Museums zu Nürnberg veröffentlichten Verzeichnisse der Verbannten beleuchtet worden ist. Einen ergiebigen, zugleich ethnischen, Stoff gewährten die Verfolgungen der Mauren (Araber) und der Juden in Spanien (bei ersteren spielte auch Frankreich ein schmähliche Rolle), und der Juden in aller Welt. In Spanien wurden sie mitunter nicht bloß von den Christen in die Kirchen, sondern auch von den Mohammedanern in die Moscheen gezwungen.

Die schlichte Erzählung aus dem geselligen Leben, die nur unterhalten, nicht belehren, noch bestimmte Lebensansichten und Grundsätze verkörpern will, und die mit gleicher Unbefangenheit (Naivetät) die unschuldigsten wie die zweideutigsten Liebesabenteuer vorführt, entsteht

selten mehr in unserer gedankenvollen, zergliedernden Zeit, die überall bestimmten Sinn und Zweck sucht, insbesondere in Deutschland. Das Volk „der Denker“ ist auch in ähnlichem Maße das der Schreiber und der Leser geworden; wo ihm im Lande der Stoff ausgeht, nimmt es ihn aus der Fremde, wie wir schon S. 420 bemerkten. Sogar an mechanischen Übersetzungen ist es reicher, als die übrigen Kulturvölker; wo sie jedoch zu freieren Übertragungen werden, mischt sich schon die deutsche Weise ein, bedenkend und besprechend, empfindsamer und doch selbst die Empfindungen zergliedernd, tiefer und breiter begründend, und desshalb weitschweifiger und minder drastisch im Vortrage. Wir haben uns freilich mit der Zeit viel Gutes aus der Fremde angebildet; aber die Knalleffekte der Franzosen und ihr Gemisch von Witz, Frivolität, neuerdings auch sentimentaler Seligkeit und Schwermuth und kirchlich-religiöser Gläubigkeit, das wir in verschiedenen Proportionen von der Histoire des Cocus bis zu Feydeaus bald lüsternen, bald überspannten Unsittenromanen und mit stärkerer Zuthat von Assa foetida in Flauberts karthagischer Salambo finden; ferner die naturwüchsigeren und harmloseren Nacktheiten der alten italienischen Novellen in Prosa und in Versen (die neueren sind desto moralischer) — diese Eigenschaften bleiben der echten deutschen Erzählung fremdartig, so oft sie auch in Deutschland nachgeahmt werden oder in Übersetzungen das unersättliche Publicum vergnügen. In einigen Beziehungen steht uns das nachdenklichere romanische Volk Spaniens näher, ist aber doch im ganzen ein uns fremdes Geschecht. Seine Verbindung mit dem deutschen Reiche förderte bei den höheren Ständen desselben, zunächst Österreichs, den Gebrauch seiner Sprache im Umgange und dadurch auch die Kenntnis seiner Literatur. Auch andere Gründe mögen zu der zeitweiligen Einführung spanischer Romane und Dramen in Deutschland mitgewirkt haben, von welcher wir unten sprechen werden.

Daß wir überhaupt von den romanischen Völkern, gewöhnlich zunächst von den Franzosen, einen großen Theil unserer erzählenden Dichtungen vom Mittelalter bis in die spätere Zeit erhielten, lag nicht in einer Stammverwandtschaft des Geschmackes, sondern in dem allgemeinen Gange der literarischen Bildung, in welcher jene Völker der Zeit nach den germanischen voraus waren. Vielleicht äußerte

sich hierinn auch schon früherhin die Neigung der Deutschen zur Einführung fremder Waare. Der germanische Engländer, der sonst seine Abstammung und Sitte über alle fremde erhebt, hat durch die wunderliche Mischung seiner Stammsprache mit der französischen, wie es scheint, die Neigung bekommen, diesem Sprachenbrei noch alle möglichen fremden Ingredienzien beizumischen, welche er sogar als gewonnenen „cream of all nations" zu betrachten liebt. Freilich aber dient ihm diese Sprache zu einer Literatur von wenig gemischtem Volksgeiste, dessen zähe Kraft dadurch sich um so stärker bewährt.

In der Gegenwart werden wir die meisten Originalromane der germanischen Völker bei den Deutschen, Engländern und Schweden, finden, demnächst bei den Dänen, zuletzt bei den Niederländern. Der neueste Aufschwung der Volkserzählung in den niederdeutschen Mundarten ist mehr nur ein Aufflackern des Nationalitätsdranges, das in nicht ferner Zeit mit der Sprache selbst erlöschen wird. Unter den romanischen Völkern sind die fleißigsten Romanschreiber die Franzosen oder eher die Pariser. Nach ihnen kommen die Italiener; nach diesen die Spanier. Die Portugiesen haben sich erst seit kurzem im einheimischen Sittenroman versucht; die Ostromanen nur in modernen Romanzen und Liedern, ältere Reimlegenden ungerechnet. Die Raetoromanen dichten, ähnlich wie die Niedersachsen, neuerdings häufiger in ihrer erlöschenden Sprache, doch mehr nur Lieder. Griechenland fand in dem Drange seiner Selbsterneuerung noch wenig Muße zum einheimischen Roman; jedoch sind bereits einige vorhanden, wie namentlich von den beiden Sutzos, der Reimromane des 16 – 18. Jahrh. zu geschweigen. Die slawischen Böhmen, Russen und Polen treten erst in neuerer Zeit mit Originalromanen auf. Etwas früher und häufiger die finnischen Magyaren, deren lebhafter Volkssinn überhaupt eine eigene Literatur zu schaffen sucht, obgleich das Volk nicht zahlreich und seine isolirte Sprache andern Völkern wenig zugänglich ist.

Nach dieser allgemeiner gehaltenen Betrachtung des Romans nach seinem Wesen und seinen Hauptgattungen halten wir ihn der Mühe werth, seine Entwickelung nach Zeiträumen und Völkern noch in einem, verhältnismäßig kurzen, Abrisse geordneter darzustellen.

Die ältesten Romane fallen mit den älteren Märchen zusammen, namentlich mit den „milesischen Märchen" der Griechen, die nur zufällig mit den „milesischen" Sagen der Iren gleichbenannt sind (vgl. über diese meine „Celtica" II 2 S. 398 ff.). Jene sind zunächst Liebesgeschichten, umfassen aber auch die, unsern Robinsonaden ähnlichen, Abenteuer, welche Kléarchos aus Soli in Kilikien (Κλέαρχος ὁ Σολεύς), Aristoteles Schüler, erzählte. Ihren Namen tragen sie von Miletos, der blühenden Stadt der kleinasiatischen Ionier. Aus ihr stammte Aristides, dessen Erzählungen der Römer Corn. Sisenna 86 v. C. ins Lateinische übersetzte. Als sein später Nachahmer gilt der afrikanisch-lateinische Verfasser des, gegen den Wunderglauben gerichteten, satirischen Romans „der goldene Esel," Luc. Apulejus aus Madaura (175 n. C.), der indessen seinen Stoff einem Lucius von Patrae verdankte. Sein Zeitgenosse (176), der Syrer Jámblichos aus Chalkis, Philosoph wie Jener, schrieb tragische babylonische Liebesgeschichten.

Die griechischen Erotiker des 3–5. Jahrh. n. C. sind zum Theil nur leichtfertige und dabei pathetische Stylisten. Wir nennen: Achilles Tatios aus Alexandria, dessen Liebesheldenpaar Klitophón (Κλειτοφῶν) und Leukippe hieß; Heliódóros aus Emesa in Syrien, der in seiner Jugend, lange bevor er christlicher Bischof zu Trikka in Thessalien wurde, in seinen „Aethiopika" das Liebespaar Theagénes und Chariklea (Χαρίκλεια) sittsam verherrlichte. Vielleicht der bekannteste und beste dieser Erotiker ist der Sophist Longos, dessen liebendes Hirtenpaar Daphnis und Chloe am meisten durch diese beiden Namen verewigt ist. Nicht minder — der Gegenwart besonders durch Schillers Ballade — bekannt ist das rührende Romangedicht Hêró und Léandros (Ἡρώ, Λέανδρος oder Λείανδρος), dessen Verfasser Musaeos genannt wird. Xenophón aus Ephesos nannte seinen Roman von Abrokómas und Anthia (Ἄνθεια) „Ephesiaka"; sein Ruf stützt sich vielleicht auf den gleichen Namen des berühmten Sokratikers aus Athen (356 v. C.) und auf dessen „Kyropaedia", die auch als politischer Roman gelten kann.

Von den romanartigen Dichtungen der Semiten sind die ältesten die biblischen Erzählungen der Juden, wie der aramäisch-hebräische

Tendenzroman (sit venia verbo!) Hiob; die geschichtlichen Nationalromane und Episoden Judith, Deborah, Esther; der ursprünglich mythologische Simson; die Dorfgeschichte Ruth u. s. w.; alle haben auch ethnologisch-geschichtliche Bedeutung.

Bei den Arabern sind die „Makamat" (d. h. Sitzungen), romantische Erzählungen in poetischer Prosa mit eingemischten Versen, bereits vor Mohammed einheimisch. Zu den bekanntesten gehören die Abenteuer Antars, seit 800 n. C. aufgezeichnet; und die des Ritters Abu Seid, welche al Hariri aus Basr (1054–1124 n. C.) erzählt. Noch heute horchen die Araber gern dem märchenhaften Abenteuer und den Erzählungen der „tausend Nächte", deren Original übrigens aus Persien stammen soll, wo die Dichtkunst im 12. Jahrh. n. C. und, nach der mongolischen Verwüstung, im 14–15. Jahrh. blühte. Man vergleiche, was wir weiter unten über die literarische Thätigkeit der orientalischen Völker berichten werden.

Unter den Romandichtern romanischen Stammes in neuerer Zeit nennen wir zuerst die Italiener. Giov. Boccaccio aus Certaldo in Toscana (1313–75) ist der Meister der naiv-frivolen Novelle. Vergeblich ließ die Klerisei in Florenz (1497) sein „Decamerone" verbrennen. Er schrieb Viel, auch in lateinischer Sprache. Jacopo Sannazaro (1458–1530) war der Sohn einer spanischen Familie zu Neapel. Sein reizendes Idyll „Arcadia" erblühte aus seiner selbsterlebten Romantik und unterschied sich schon dadurch vortheilhaft von den zahlreichen, meist nur gemachten, Schäferromanen dieses Zeitraums in Italien und Spanien. Nicht geringeres Ansehen genossen seine übrigen, großentheils lateinisch geschriebenen, Werke in andern Dichtungsarten, darunter Sonette in Petrarcas Manier. Der berühmte Dramatiker Gozzi (s. u.) war auch Novellist. Elegante, aber in höchstem Grade frivole Sitten- und Geschmacks-bilder der damaligen Zeit aus dem Leben aller Stände, namentlich auch des geistlichen, sind die in epischer Form gedichteten „Novelle galanti" des Toskaners Giamb. Casti aus Prato (1732–1803), der übrigens auch Lyriker war; gerechteren Ruhm, als durch jene Novellen, erwarb er durch seine „Animali parlanti", einen Sittenspiegel der vornehmen Gesellschaft.

Der vielseitige spanische Schriftsteller Diego Hurtado de Mendoza aus Granada (1503–75) war durch antike und moderne, namentlich italienische, Studien gebildet, darum aber nicht minder national. Er schrieb auch Romane, unter welchen der komische „Lazarillo“ der bekannteste ist. Der Meister der spanischen Novelle ist Miguel de Cervantes Saavedra aus Alcalá de Henáres (1547–1616), ein vielgeprüfter Lebenskenner, der „geniale und besonnene“ (Wachler) Dichter des „Don Quixote“, der „Novelas exemplares“, des (zuerst von ihm unter dem Namen Elicio veröffentlichten) mit schönen Gedichten durchflochtenen Romans „Galatea“. Nicht minder, als Don Quixote, wirkte dem im 16. Jahrh. vorherrschenden „ritterlichen Karikaturspuk“ des schwülstigen Ritterromans in Spanien entgegen der Roman aus dem Leben des niedren Volkes, namentlich der Bettler und Schelme, und der satirische Roman überhaupt. So z. B., außer vielen Bestandtheilen Don Quixotes selbst, die Novelle „Rinconet und Cortadille“ von Cervantes; der erwähnte „Lazarillo“ Mendozas; „Guzman de Alfarache“ von Mateo Aleman aus Sevilla (gest. 1610); vorzüglich der lustige „Gran tacaño“ (Hauptschelm) des geistreichen und vielerfahrenen Franc. de Quevedo y Villegas aus Madrid (1580–1645).

Geschichtsromane oder romantische Geschichte schrieben im 16. bis 17. Jahrh. Gines Perez de Hita aus Murcia, welcher die Geschichte der maurischen Zegris und Abencerrages mit guten Romanzen schmückte; der, auch durch seine peruanische Abstammung merkwürdige, Ynka Garcilaso de la Vega aus Cuzco (1540–1620), welcher Perus und Floridas Eroberung dichterisch schilderte. Unter den spanischen Romanen, die im 16. Jahrh. besonders in Deutschland übersetzt und nachgeahmt wurden (wie die meisten der oben genannten), nennen wir auch die geschichtlichen des Franciscaners Antonio de Guevara aus der Provinz Alava (gest. zu Valladolid 1544), des Beichtvaters Karls V., mit welchem er einen Theil Europas durchreiste (Sam. Baur, Hist. biogr. liter. Handwörterbuch II); „sie gaben sich für wirkliche Geschichte aus“ (Goedeke a. a. O. 429). Viel höher stand der Satiriker und Jurist Luis Velez de las Dueñas y Guevara aus Ecija in Andalusien (1574–1646); er schrieb Schauspiele und den

Roman „Diablo coxuelo“, den „Diable boiteux“ des Nachahmers Le Sage (s. nachher).

In dieser Zeit war auch in Portugal Romantisierung der vaterländischen Geschichte nicht selten; häufiger und mit größerer Eigenthümlichkeit die Schäferpoesie; jedoch beide durch italienische Einwirkung unter spanischer Vermittelung.

Der französische Roman des 16—18. Jahrh. zeigt die Extreme einerseits lehrhafter Sittlichkeit (didaktischer Moralität) und empfindsamer Romantik, anderseits witziger Frivolität, ungerechnet den kynischen Schmutz vieler französischer (auch in Holland herausgegebener) Erzählungen, die noch tief unter dem Niveau des liederlichen J. B. Jos. Villars de Grécourt aus Tours (1682—1743) stehn. Unter den geistreichen und satirischen Frivolen zeichnen sich aus: Paul Scarron aus Grenoble (1598—1660), welcher den bürgerlichen Roman aus Spanien einführte; der freigeistige Jesuitenzögling Marie Fr. Arouet de Voltaire aus Chatenay (1694—1778), „l'enfant gâté du monde qu'il gâta“, der vielleicht die Menschen, ihn selbst eingeschlossen, so tief verachtete, daß er ihre Krankheiten keiner Radikalkur werth hielt. Vorzüglich nach spanischen Mustern schrieb auch viele Romane und Dramen der, ebenfalls durch Jesuitenerziehung klug gewordene, Britone Alain Réné le Sage aus Sarzeau unfern Vannes (1668—1747) in französischer Sprache, namentlich die allbekannten Werke „Gil Blas de Santillane“ und den vorhin erwähnten „Diable boiteux“. Boccaccios Einwirkung auf die romanischen Erzähler fehlte ebensowenig, wie in Spanien, auch in Frankreich. Ihn studierte — neben seinen französischen Landsleuten Cl. Marot aus Cahors (1495—1544), dem Tonangeber des 16. Jahrh., und dem Geistlichen und Arzte François Rabelais aus Chinon (1483—1553), dem Dichter des satirischen, S. 399 bei den Deutschen erwähnten Romans „Gargantua et Pantagruel“ — der „unübertroffene Fabulist und Erzähler“ (Wachler) Jean de la Fontaine aus Chateau-Thierry (1621—95).

Auch außerhalb Frankreichs, namentlich in Deutschland, bekannt und beliebt waren und sind noch in unsern Tagen die didaktisch-epischen Romane „Télémaque“ von dem hochachtbaren Erzbischof von Cambray, Frç. de Salignac de la Motte Fénélon aus dem Perigord (1651

bis 1715); „Numa Pompilius“ von J. Pierre Claris de Florian aus Languedoc (1755—94); der lyrische Roman „Paul et Virginie“ von Jacques Henri Bernardin de Saint-Pierre aus Havre (1737 bis 1814), dessen gemüthvolle Natur ein wechselvolles Leben nicht änderte.

Der Verfasser der „neuen Heloise“ und des von katholischem und protestantischem Glaubensgerichte zum Feuertode verdammten „Emil“, J. J. Rousseau aus Genf (1712—78) — zu unterscheiden von dem sprachgewandten Sinndichter J. Baptiste Rousseau aus Paris (gest. 1741) —, gehört als Sohn der französischen Schweiz und noch mehr durch seine Sinnesweise Frankreich an. Die Beschreiberin und Beurtheilerin seines Lebens, Treibens und Schreibens, Anne Louise Germaine de Staël-Holstein, geb. Necker (1768—1817), war der Abstammung nach, obwohl in Paris geboren, ebenfalls französische Schweizerin. Sie schrieb die geschätzten und überschätzten Romane „Delphine“ und „Corinne“.

In Deutschland fand Goethe „Rameaus Vetter“ von dem geistreichen Begründer und Herausgeber der Encyclopädie (s. u.), Denys Diderot aus Langres (1713—84), mit Recht der Übersetzung werth. Unter der Menge ungefähr gleichzeitiger Romanschreiber Frankreichs nennen wir nur einige der vielgelesensten: Claude Prosper Jolyot de Crébillon (1707—77), den „französischen Petronius“, den Schilderer der Zuchtlosigkeit; den leichtfertigen Vielschreiber Pigault le Brun; die fade und pedantische Frau v. Genlis; den Britonen Fr. Aug. Vicomte de Chateaubriand aus Schloß Combourg (1769—1848), der, trotz des Gegensatzes seiner frömmelnden Spielereien, nicht ohne Einfluß auf Victor Hugos Laufbahn war. Diesen und die zahlreichen Romanschriftsteller und Romantiker Frankreichs im 19. Jahrh. lassen wir zur Seite.

Unter den germanischen Völkern blühte Ritter- und Schäferroman nicht weniger, als bei den romanischen, von welchen er großentheils in den Norden gekommen war und dort noch Nachblüte feierte, mitunter bis in die neuere Zeit hinein. Zu den Veteranen unserer Leihbibliotheken gehören z. B. die Ritter-, Kloster- und Gespenster-romane von Chr. H. Spieß aus Freiberg (1755—99),

C. Gottlob Cramer aus Pödelitz (1758—1819), und Leonhard Wächter, genannt Veit Weber (nach einem schweizerischen Dichter des 15. Jahrh.) aus Uelzen (1762—1837), dem besten dieser drei. Charaktervoller und von phantastischem Nationalitäts- und Ritter-sinne getragen sind die Ritter- und Zauber-romane von Karl Frdr. de la Motte-Fouqué aus Brandenburg (1777—1843), voran „Undine" und „der Zauberring".

Der werthvollste der älteren deutschen Romane ist der S. 419 erwähnte, 1669 erschienene geschichtliche Abenteurerroman aus dem 30jährigen Kriege, „Simplicissimus", von Hans Jakob Christophel v. Grimmelshausen aus Gelnhausen. Er wurde in unserer Zeit neu herausgegeben, wie auch ein späterer, in seiner Art gelungener, 1731 zuerst erschienener Abenteurerroman „Wunderliche Fata einiger Seefahrer" („Insel Felsenburg") von Ldw. Schnabel (lebte im Stolbergischen). Der Selbe schrieb auch den „im Irrgarten der Liebe umhertaumelnden Cavalier", der, wie Heinrich Kurz sagt, den Übergang von den (aus England stammenden) Robinsonaden zu den bürgerlichen Romanen bildet. Weit volksthümlicher wurden die oft und schlecht nachgeahmten Abenteuer Münchhausens (nach den Erzählungen Hieron. C. Frdr. v. Münchhausens aus Bodenwerder 1720—97). Ein deutliches Bild des norddeutschen Lebens der gebildeten Stände gibt der redselige Theologe und Nachahmer der Engländer Richardson und Fielding, Jh. Tim. Hermes aus Petznik bei Stargard (1738—1821), in dem einst vielgelesenen Romane „Sophiens Reise" u. s. w.; sein erster und bester Roman ist „Geschichte der Miss Fanny Wilkes."

Der nach vielen Seiten thätige und, trotz seiner Schwächen, um die Aufklärung vielverdiente Buchhändler Chph. Frdr. Nicolai zu Berlin (1733—1811) schrieb Tendenzromane, namentlich „Sebaldus Nothanker". Wie dieser gegen das Pfaffenthum gerichtet war, so gegen das Junkerthum, das Gespenst des Ritterthums, die komischen Romane von Jh. Gottwerth Müller aus Hamburg (1744—1828), vorzüglich der S. 421 genannte „Sigfried v. Lindenberg".

Einer der fruchtbarsten Erzähler aus dem Beginne des klassisch-deutschen Zeitraums — auf dessen Heroen wir hier sonst ebensowenig

eingehn, wie auf die Heroen und Nichtheroen des 19. Jahrh. — ist Chph. Martin Wieland aus Biberach (1733—1813), dessen griechische und orientalische Helden antike und exotische Anschauungen stark mit modernen, besonders deutschen und französischen, mischen, und nicht weniger mit der Besonderheit des Dichters selbst. Ähnliches gilt von seiner Darstellungsweise, die oft französisch lüstern und muthwillig ist, am ärgsten in seinen märchenhaften Erzählungen in Versen. Man hat von W. Heinse aus Langwiesen in Thüringen (1749—1803) gesagt, daß er diese Eigenschaft Wielands gesteigert habe. Ihm aber war der Cultus der sinnlichen Liebe vollkommener Ernst, im Leben wie in der Dichtung, in welcher er ihn jedoch durch den Cultus der Schönheit in Formen und Tönen einigermaßen zu veredeln suchte. Wir haben dabei besonders seine Romane „Ardinghello“ und „Hildegard v. Hohenthal“ im Auge. Ersterer kann durch seine vollständige Emancipation des reizenden Fleisches als, jedoch auch in Zuchtlosigkeit unerreichter, Vorgänger der „jungdeutschen“ Doctrin des 19. Jahrh. gelten, deren Stifter später aus ihr herauswuchsen und sich mehr und minder bekehrten. Hier mag auch Frdr. Schlegels „Lucinde“ genannt werden, die anfangs, gleichwie die Schöpfungen Heinses und zum Theile auch der jungdeutschen Schule, eine mehr als verdiente Beachtung weit höher stehender Geister gewann. Auch der Häuptling der deutschen Romantiker, Ldw. Tieck aus Berlin (1773—1853), der Verherrlicher und Verspotter des Scheins, welcher das Leben oft in dissolving views auflöst, räumt der Sinnlichkeit in Ernst und Laune viel Recht ein.

Von J. P. Frdr. Richter aus Wunsiedel (1763—1825) genügt es den Roman „Titan“ zu nennen, der alles Wunderbare und Sonderbare dieses, in seiner Weise unvergleichlichen, Dichters zeigt; von dem Dichterfürsten Jh. Wolfgang v. Goethe aus Frankfurt a. M. (1749 bis 1832) „W. Meisters Lehrjahre“ und „die Wahlverwandtschaften“. Zu den schreibseligsten Romandichtern des 18—19. Jahrh. gehört Aug. H. Jul. Lafontaine aus Braunschweig (1756—1831), der Verklärer des Philisteriums. Weit höher steht Ernst Wagner aus Meiningen (1764—1812), dessen „Reisende Maler“ und „Willibalds Ansichten des Lebens“ zwar nicht klassische Harmonie, aber eine

anziehende Mischung von Geist und sinnlich-romantischer Empfindung besitzen.

Unsere nächsten Stammverwandten, die Niederländer, haben seit dem 17. Jahrh., wo ihr erster prosaischer Roman „Batavische Arkadia“ von Jakob van Heemskerk (Amsterdam 1637) erschien, ziemlich viele Romane geschrieben, besonders im 19. Jahrh., jedoch mehr unter ausländischer Anregung. Indessen liegt ihre vorwiegende Neigung sowohl zum geschichtlichen wie zum launigen Romane ganz in der Volksnatur. Sie besitzen in dem Geistlichen Cornelis van Schaick einen ausgezeichneten Dorfgeschichtenschreiber. Ihr fruchtbarster und vielseitigster Dichter, Willem van Bilderdyk aus Amsterdam (1756 bis 1831), schrieb u. a. das Bruchstück eines vortrefflichen Epos „de Ondergang der eerste wereld.“

In England ist der Roman reichlich vertreten. Ein Blick auf die frühere Zeit mag uns genügen. Geoffrey Chaucer aus London (1328–1400) übersetzte nicht bloß den französischen Roman von der Rose und Theile Boccaccios, sondern bildete auch dem „Decamerone“ seine gut geschriebenen und witzigen „Canterbury-tales“ nach, theils in Versen theils in Prosa. Ph. Sidney aus Penshurst (1554–86), Staatsmann, Krieger, und Bildner des Geschmacks in Anlehnung an Klassiker, Italiener und Spanier, schrieb u. a. einen politisch-allegorischen Schäferroman „Arcadia“ in Prosa, und hatte das Verdienst, den beim Epos genannten Dichter Spencer in die Öffentlichkeit einzuführen.

Nach den meist geschmacklosen Ritter- und Schäfer-romanen gab der Vielschreiber Daniel Defoe aus London (1662–1731) durch „Robinson Crusoe“, den „bürgerlichen Telemach“, der Phantasie eine immerhin gesundere, freilich auch wiederum bodenlose, Richtung für weite Kreiße, namentlich auch in Deutschland, wo zunächst Campes Nachfolger noch jetzt häufig die Weihnachtskataloge in Beschlag nehmen. Den Familienroman begründete besonders Sam. Richardson aus Derbyshire (1689–1761), Buchdrucker in London. durch „Pamela“ und „Grandison“. Ueber ihm stand Henry Fielding aus Sharpam-Park in Somersetshire (1707–54), der vielerfahrene leichtsinnige wahrhafte und dramatische Verfasser des „Tom Jones“ u. s. w. Von Lawrence

Sterne aus Clomwell in Irland (1713–68), dem humoristischen und liebevollen Herzenskenner, ist besonders „Tristram Shandy" bekannt. Die nicht minder verbreiteten Romane „Roderick Random, Peregrine Pickle, the Expedition of Humphrey Klinker", auch eine Geschichte Englands, schrieb Tob. Smollett aus Cameron in Schottland (1720–71), der Gründer des „Critical Review". Allgemein bekannt und geschätzt ist Oliver Goldsmith aus Elphin in Irland (1729–74), der Dichter des „Vicar of Wakefield". Schon unserer Zeit gehört Walter Scott aus Edinburgh (1771–1832) an, der noch unübertroffen dasteht, jedoch nicht unnachahmbar, wie unser G. W. H. Häring (Willibald Alexis) aus Breslau (geb. 1798) durch seinen „Waladmor" bewiesen hat. Zu seinen glücklichsten Nachahmern gehört auch der Angloamerikaner James Fenimore Cooper aus Burlington in New-Jersey (1789–1851), dessen „Lederstrumpf" seine Wanderungen noch nicht geendet hat, wiewohl unterwegs sein Gewand durch mannigfache Umarbeiter zerfetzt wurde.

Für Dänemark genügt es hier den Norweger Ldw. v. Holberg aus Bergen (1684–1754) zu nennen, der in gebundener und ungebundener Rede dichtete und, mit Hülfe fremder Muster, den nationalen Geschmack bildete.

In Schweden wurde der, im 19. Jahrh. reichlich angebaute, vaterländische Roman begründet durch den Geistlichen Jakob H. Mörk (1714–63), dessen Schilderungen zwar breit, aber gut stylisiert sind.

Idyll.

Wir erwähnten bereits mehrfach Erzählungen in Versen auch außer der epischen Gattung. Eine ihrer ältesten Gattungen ist das Idyll, zu welchem auch die neuestens bisweilen in Deutschland vorkommenden kleinen „Romane" in Versen gehören, und das auch öfters in dramatischem Gespräche auftritt, sowie in ungebundener Rede. Die passendste Rubrik für die meisten ist die der epischen Lyrik. A. Eberz sagt in seiner Einleitung zu Theokrits Idyllen und Epigrammen (Deutsche Uebersetzung Frankfurt a. M. 1858) u. a.: „Das

nur bei Grammatikern vorkommende Wort εἰδύλλιον bezeichnet ein Bildchen; und sehen wir nur auf diesen Ausdruck, so haben wir in Eidyllien poetische Bildchen, malerische Darstellungen und Beschreibungen von Vorfällen und Ereignissen in kleinerem Umfange zu erwarten, kurz, Gedichte, welche den Genrebildern (o. S. 420) in der Malerei entsprechen würden." So denn die meisten der theokritischen, „die nach ihrer Behandlung bald mehr der epischen, bald mehr der dramatischen (mimischen), bald auch der lyrischen Poesie sich annähern, je nachdem in ihnen entweder die Erzählung vorherrscht, oder Lebensbilder in ihrer Entwickelung unseren Blicken vorgeführt werden, oder auch Gefühle und Stimmungen zum Ausdrucke gelangen." Theókritos sei besonders Meister in der dramatisch-mimischen Gattung, in welcher bereits früher, um 448 v. C., Sophron in Prosa die derbe Rede, Denk- und Lebens-weise der niedren Volksklassen darstellte. Ihre bedeutendste Unterabtheilung seien die eigentlichen Hirtengedichte, nach der Aristokratie der Ochsenhirten, βουκόλοι, bukolische genannt. Sie seien die künstlerische Veredlung des uralten Hirtengesanges, dessen Entstehung liebliche Mythen der Griechen verschiedenartig schildern. Sicilien, welchem jene beiden Dichter angehören, sei noch weit mehr, als Arkadien, ihre Heimat. Ihre berühmteste Nachahmung waren bekanntlich Vergilius lateinische „Eklogen". Ebertz sagt: daß der deutsche Dichter Platen „sich auch in diesen Stoffen als Geistesverwandter der Alten zeigt." Theókritos (um 275 v. C.) lebte eine Zeit lange in Alexandria; wir haben von ihm 30 Idyllen und 22 epigrammatische Gedichte. Seine Zeitgenossen waren die Idylliker Moschos aus Syrakus und Bion aus Smyrna. Zu den besseren Idyllikern der spätrömischen Zeit gehört Decius Magnus Ausonius (geb. 309 n. C.?) aus Burdigala (Bordeaux), der Dichter der Mosella, vielleicht schon Christ; wir nennen ihn auch wegen seiner Abstammung aus gallischem Lande, wenn nicht auch Blute.

Auch die älteren Italiener, wie namentlich Tasso (Sannazaros Idyllroman s. S. 430) haben diese Gattung angebaut; unter den Deutschen später besonders Kleist und Geßner, „in nachgeäffter Einfalt", wie Goedeke (a. a. O. 584) sagt. Ähnliche Nachahmungen und Nachäffungen andrer romanischer Völker haben nur vorübergehende

sittengeschichtlich-ethnische Bedeutung. In Versailles wandeln keine Schäferinnen mehr in Reifröcken, noch auch in wirklicher Hirtenverkleidung als Barfüßele, wie einst eine Mätresse Ludwigs XIV. Eine neuere Übersetzung Geßners ins Neugriechische paßt ebensowenig zu jenen räuberischen Ziegenhirten Griechenlands, wie die öfters citierten mittelgriechischen Schäferromane und ihre zahlreichen Nachfolger, besonders in Spanien und in Deutschland im 16. Jahrh., die indessen mitunter auch didaktische, satirische und polemische Zwecke verfolgten.

In Deutschland hat das bewegte Leben des 19. Jahrh., ähnlich wie einst nach jenen Mythen in Griechenland, durch ihren natürlichen Gegensatz: die Sehnsucht nach harmlosem Stilleben, ziemlich viele idyllartige Dichtungen ins Leben gerufen, die gröstentheils das gemüthliche Landleben der schon gebildeteren Klassen im Lande schildern, manchmal auch exotische und selbst utopische Personen und Scenen. Idyllen aus dem Volksleben und in den Volksmundarten dichteten namentlich der Mecklenburger J. H. Voss, der freisinnige Denker und originelle Übersetzer Homers 1751 ff.) in niedersächsischer neben hochdeutscher Sprache; der Alemanne Hebel in oberschwäbischer, den schweizerischen nächstverwandter Mundart. Auch anglo-amerikanische Dichter (wie Longfellow S. 391) behandeln öfters episch-idyllische, elegische und tragische Stoffe aus der Geschichte der Ureingeborenen in gebundener und ungebundener Rede, ebenfalls Erzeugnisse des Gegensatzes zur Gegenwart, doch minder zu einem stürmischen, als zu einem abenteuerlichen und doch wenig poetischen Leben der neuen Menschen. Unter allen Völkern, auch den übrigen germanischen, besitzt das deutsche am meisten idyllische Reinheit, Innigkeit und Traulichkeit — bis jetzt.

Im ganzen aber wendet sich die allseitige Theilnahme an der thatsächlichen Gegenwart von dem Idyll, wie von dem Epos ab, und ebenso auch von der Legende und vom Märchen. Die Kinder unserer Zeit treten in jüngeren Jahren, als die der früheren Geschlechter, aus der Kindlichkeit heraus; sie hören aber auch früher auf, kindisch zu sein. Vor dem früh geschärften und bewaffneten Auge verwandelt sich der Himmel mit Göttern, Halbgöttern, Heiligen, Seligen und Feen in erderzeugte Wolken und in Welträume außerhalb

unseres Dunstkreißes; selbst der konfuse Schimmer der Milchstraße löst sich in zählbare Weltenmassen auf. Man liebt selbst nicht mehr die Verklärung noch die Travestierung des wirklichen Lebens durch die mit bewustem didaktischem und satirischem Zwecke von Gebildeteren gedichteten Märchen und Fabeln, weil man überhaupt nicht mehr das Bilderwesen der Symbolik und Allegorie liebt.

Eine sonderbare Ausnahme bildet neuerdings in Deutschland, bisweilen auch in Frankreich, das Lieblingskind des Zeitgeistes, die Naturkunde, sofern sie die jetzt tiefer erkannte Gliederung (den Organismus) des Thierlebens und noch auffallender des Pflanzenlebens der des Menschenlebens näher rückt und durch poetische Vergleichung mit dieser dem sinnigeren Publicum schmackhaft macht. Auch wir erfreuen uns an der schönen Form und Darstellung der Wahrheit, die in der That reichen Stoff zu solchen Vergleichungen bietet; wir gestatten auch besonders dem Gedichte, wenn es sich als solches gibt, Gleichnisse und Bilder des Menschenlebens in die Pflanzenwelt und noch mehr in die „Thierstaaten" hineinzutragen. Aber die Lehre darf nicht in der Symbolik aufgehn, und, wenn sie mit Recht die Grenzsteine der Naturreiche versetzt und oft fast versenkt, doch die weit aus einander liegenden Pole der allumfassenden Gliederung nicht in unmittelbare Berührung zwingen. Wir unterlassen nicht, auf die älteste, volksthümlichste und reichste Symbolik des Pflanzenlebens aufmerksam zu machen, die in den Pflanzennamen aller Sprachen liegt.

Märchen.

Übrigens läßt unsere fleißige Zeit nicht leicht eine Dichtungsgattung ganz untergehn, auch nicht das Märchen, die Contes de la mère oie und des Fées, und die oben besprochene Thierfabel, welche von der alten Thiersage in Deutschland und Frankreich bis zu den deutschen Fabeldichtern des Reformationszeitalters, den italienisch redenden Thieren Castis, den Franzosen Lafontaine und dem modernen Vermenschlicher der Thiere und der Blumen,

Grandville, weite Gebiete der Zeit und des Raumes durchwanderte. Viele Nachbildungen und Neuschöpfungen solcher älteren Dichtungsarten schreiben wir nicht sowohl einem Gegensatze gegen den Zeitgeist, als der Concurrenz unzähllicher Künstler zu, welche Anticaglien, Rococo und Renaissance — auch in den bildenden Künsten — auf die Ausstellung des Kunstfleißes bringt.

Mehr in dem Geschmacke ganzer Gesellschaftskreiße wurzelt eine, vorzüglich von feingebildeten Dänen (nicht blos von Andersen) in Prosa und in Versen geübte duftige, aber auch luftige, Märchengattung, die aber Nichts weniger als Volksdichtung ist.

Wir denken bei dem „Märchen" unwillkürlich an den „märchenhaften" Orient. Wirklich kam es, wie wir S. 395 auch bei der Thierfabel bemerkten, in vielen Fällen dorther, aber von Völkern verschiedener Familien: von indogermanischen Indern und Persern, wie von semitischen Arabern und selbst von den ural-altaischen Völkern. Auch hier wirkte minder die ursprüngliche Volksnatur, als die Natur der Wohnsitze, die Lebensweise und allgemeine Bildungsstufe. Zudem liebt es die Kindheit des Einzelmenschen wie des Volkes, Märchen zu hören und zu erzählen; nur fehlt oft die Schrift zur Aufzeichnung. Vielleicht indessen dürfen wir der semitischen Volksnatur größere Neigung und Kraft zu dem sinnvollen Märchen und zu den angrenzenden Gattungen des Gleichnisses und des Räthsels zuschreiben, die wir etwa unter den Namen der gnomischen Dichtung und Redeweise zusammenfassen können; wir finden weiter unten bequemere Gelegenheit, einige Worte über sie zu sagen. Einer der besten arabischen Spruchdichter ist Abul Kasim Moh. ibn Omar aus Zamachšar in Chowarezmien (Kharizm), der 1143 starb.

Die Legende ist eine alte und sehr weit verbreitete Gattung märchenhafter Erzählung, welcher wir nur soweit ethnische Bedeutung beimessen, als die Entwickelung des Volkssinns mit dem der religiösen Anschauung, welche die Legende wiedergibt, in Wechselwirkung steht. Sie dichtet ebensowohl die Kindheit Jesu, Buddhas und Mohammeds Wanderungen, wie die wunderbaren Thaten und Leiden aller Heiligen der römischen und griechischen Katholiken und der Mohammedaner. Sie verpflanzt die Erde in den Himmel, verträgt nur die Dämmerung

und das farbige Licht der Dome und Moscheen, und verflüchtigt sich, wann sie unklug genug ist, um am freien hellen Sonnenlicht als Wahrheit ohne Dichtung auftreten zu wollen.

Drama.

Wir gehn von der erzählenden Dichtung auf die **dramatische** über, die nicht minder mannigfaltige Formen entwickelt, als jene. Wie das Heldengedicht und die dichterisch-wahrhafte Erzählung, steht das Schauspiel, das dramatisch-mimische Lebensbild ursprünglich in engem Zusammenhange mit dem Volksleben. Nicht so vollständig, wie die Erzählung, aber weit unmittelbarer führt es uns Geschichte und Sage, Wahrheit und Dichtung vor Augen; was uns dort berichtet und geschildert wird, sehen wir hier leibhaftig vorgehn. Mit vereintem Zauber verschiedener Künste ruft das Drama die Vergangenheit in die Gegenwart und läßt mit der Macht des jüngsten Gerichtes die Todten auferstehn, ihre Reden und Handlungen erneuen; zeigt uns aber auch ebenso unsere Zeitgenossen und uns selbst erbaulich und beschaulich als Doppelgänger. Dabei läßt es häufig die Kleinheit des Seins aus dem Scheine der Größe heraustreten, enthüllt uns aber auch im einfachsten Kleinleben die reinmenschlichste Schönheit und Hoheit, die keines Diademes bedarf, um zu leuchten.

So hohe Pflichten erfüllt das Drama nicht im Hof- und Stadttheater, sondern nur auf der Volksbühne einer selbständigen und gebildeten Nation. Selbst die „Hofsceuen" des großen Engländers Shakespere sind keine höfischen Stücke; seine Gestalten waren Hohen wie Niederen verständlich und vertraut. Bekanntlich bindet sich dieser reiche Geist nicht an die Grenzen seines Vaterlandes und seiner Zeit, erscheint aber doch selbst überall als der bedeutendste Vertreter des englischen Volksgeistes, von verwandten Vorgängern und Nachfolgern umgeben, und deßhalb auch als ein Sohn seiner Zeit, wenn er sie gleich überragt und zu sich emporhebt.

Die ausgebildete Tragödie der Griechen setzte nicht bloß Kenntnis der Sage und der Geschichte, sondern auch ein hohes Maß geistiger

Auffassung und dichterischen Geschmackes voraus, spiegelt aber darum nicht weniger das wahre Volk ab, das sich in ihr wiedererkennt, wie anderseits auch in dem Hohlspiegelbilde der satirischen Komödie.

Das griechische Drama ging später nach Rom hinüber. In Italien hatten die echten Volksschauspiele der Etrusker, Osker, Römer das alte Volksthum nicht überlebt. Auch die wenig zahlreichen „fabulae praetextae" mit vaterländischen Stoffen sind so gut wie verschwunden. Die erhaltenen römischen Dramen verrathen die Heimat der Bildung, in deren Gefolge sie einwanderten. Sogar gerade die Komödie, welche die geselligen Zustände Roms schildert, pflegt die Personen griechisch zu benamen. Der Gründer des römischen Kunstdramas, Livius Andrónikos, der in beiden Namen seine römisch-griechische Doppelnatur zur Schau trägt, war ein großgriechischer Freigelassener aus der lakedaemonischen Pflanzstadt Táras, lateinisch Tarentum (um 230 v. C.). Nach griechischen Vorbildern dichtete er, wie seine Zeitgenossen und Nachfolger, von welchen wir den Campanier Cn. Naevius und den Calabresen Qu. Ennius aus Rudiae (239 bis 169 v. C.), den „Vater des römischen Kunstsinns" (Wachler), auch als Epiker nannten. So auch die berühmteren Komiker: der Umbrer Plautus aus Sarsina und der freigelassene Karthager Terentius (beide gest. 161 v. C.), welche eine entsittlichte, wirklicher Poesie unwürdige und unfähige Zeit schildern. Weniger komisch-satirischer, als sittlich-mahnender Gattung waren die „Mimen" des syrischen Freigelassenen Publius (Syrus) in Rom zu Augustus Zeit; sie waren Schauspiele mit sinnreichen Charakterbildern.

Wie dürftig auch die „Illusion", die Nachahmung der Wirklichkeit auf den ersten Schaubühnen war, im Vergleiche mit den Wundern unserer Decorationen und Maschinen: so empfand doch jenes Publicum reichlich so gut, wie das heutige, den Eindruck der Unmittelbarkeit, schon weil es ihre beste Hälfte in ihm selbst trug und durch kindliche Schaulust und mitschaffende Einbildungskraft die Mängel der Technik ergänzte.

Gekünstelte Ergänzungen des späteren griechischen Alterthums waren der Kothurn, der materielle Hochstiefel des Heldenspielers, und die entstellende Maske (*πρόσωπον*, *προσωπεῖον* u. dgl.), deren

starrer komischer oder tragischer Ausdruck ein armseliger Ersatz für das lebendige Mienenspiel war, wie denn auch ihr Nebenzweck als Sprachrohr (Schall-masse und -gefäß) der Quantität der Stimme ihre Qualität opferte. Lukianos von Samosata (s. u.) beschreibt spöttisch die maskierten und ausgestopften Schauspieler und Sänger der Alten, wogegen sie A. W. v. Schlegel idealisiert (Ambros, Geschichte der Musik I).

Unsere Kunstmittel sind gewis weit natur- und zweck-gemäßer. Aber noch heute vergnügen sich Volk und Kinder an den unveränderlichen Charaktergesichtern, den wenigen und steifen herkömmlichen Gebehrden und der dürftigen Scenerie der Marionetten. Diese werden jedoch mitunter durch Technik und Luxus dem hohen Adel und verehrungswürdigen Publicum schaugerecht gemacht. Besonders geschah dieß in den französischen und deutschen Puppenopern des 17–18. Jahrh. (s. Schletterer, das deutsche Singspiel Augsb. 1863 S. 151 ff.). Der italienische (neapolitanische) „Pulcinello“ ist nicht bloß zum französischen „Polichinelle“ geworden, sondern hat auch den deutschen „Hanswurst“ (seit dem Anfange des 17. Jahrh., wie es scheint; vgl. Schmeller, Bayr. Wörterbuch II 125. IV 158.) als „Vorzenell“ innig mit sich verschmolzen. Sein tragbares Bühnchen war sogar bei dem großen Volks- und Schützen-feste zu Frankfurt a. M. 1862 ganz nahe bei der Festhalle des nach politischer Mündigkeit ringenden Volkes aufgestellt. Ursprünglich war der deutsche Hanswurst sowenig eine Puppe, wie der romanische, vielleicht jedoch aus den Niederlanden stammende, Arlechino (Harlequin u. s. w.), dessen exotische Gestalt Stranitzki zu Wien im Anfange des 18. Jahrh. durch den einheimischen Hanswurst in Gestalt eines Salzburger Bauern ersetzte. Der echt deutsche Buffo war uralt, und kam auch in den kirchlichen Schauspielen (s. u.) vor, z. B. als Malchus, als Balsamverkäufer mit seinem Knechte Rubin, als der Teufel selbst, sogar einmal als der Apostelfürst Petrus. Deutschen Ursprungs sind auch diese und andre Gestalten in den böhmischen Kirchenschauspielen.

Wir haben es sogar bis zur Affen- und Hunde-komödie gebracht, bei welcher auch erwachsene Herrn und Damen sich an der Ähnlichkeit ihrer Mitgeschöpfe mit ihnen selbst erfreuen. Und da eine

Ehre der andern werth ist, wurde sogar auf Hofbühnen der Affe Jocko und Consorten durch Menschen dargestellt — manchmal naturgetreuer, als die wahre Menschennatur durch viele Schauspieler, die durch unsichtbare Stelzen den alten Kothurn ersetzen, und die Unnatur der Maske durch kaum weniger starre herkömmliche Gebehrde und Stimmfarbe der Könige und Königinnen, Väter und Mütter, Tugendhelden und Intriganten.

Vorhin bei dem Idyll fanden wir unter den sicilischen Griechen in der Mitte des 5. Jahrh. v. C. eine Art idyllischer Komödie, eine Dramatisierung des Volkslebens in Prosa, welchem die dialogischen Hirtengedichte in Versen bei den Griechen und ihren Nachahmern im alten Rom und in der modernen Welt nachfolgten.

Gleichzeitig und sogar noch etwas früher entwickelte sich in Griechenland das eigentliche Drama, sowohl das hochtragische von Aeschylos, Sophokles, Euripides, wie das komisch-satirische. Eine halb heroische Gattung des letzteren war das „satyrische Schauspiel, δρᾶμα σατυρικόν“, ein Nachspiel der Tragödie (als vierter Theil zur Trilogie), dessen Chor aus Satyren bestand; die Darsteller der letzteren hießen „Satyristen, Σατυρισταί“. Nur eines dieser Stücke blieb uns erhalten: der „Kyklops“ von Euripides. Die moderne Bedeutung von „satirisch“ (oft „satyrisch“ geschrieben) stammt nicht von diesem griechischen, sondern von dem, öfters mit ihm verwechselten, aber von ihm verschiedenen alten römischen Drama der Satura oder Satira. Diese „Satire“ hatte sich aus dem etrurischen Mimenspiele entwickelt und wurde von Musik begleitet. Ursprünglich Improvisade, wurde sie von dem vorhin genannten Ennius geregelt und von dem Campaner C. Lucilius aus Suessa (149 – 103 v. C.) reicher ausgebildet, und galt als drittes genus scenarum neben dem tragischen und dem komischen (Vitruv. V 8). Sie wich früh dem satirischen Lehrgedichte, dessen gröster Meister Horatius war (s. u.). Der Name „satura“ scil. lanx (Schüssel) bedeutet ungefähr das Selbe, was die moderne „olla potrida“ franz. „pot pourri“, ein Mischgericht, wegen ihrer Mannigfaltigkeit in Inhalt und Form. Zu ihr gehören auch die lateinisch geschriebenen „Dirae“ (Rachegöttinnen, Verwünschungen) des Galliers Valerius

Cato, der unter Sulla und vermuthlich durch diesen seine Güter verloren hatte. Der Niederländer S. Karsten (Horatius, aus dem Holländischen von Schwach Lpz. 1863 S. 60 ff.) nennt die Satura eine feinere Nebenart der älteren Versus Fescennini. Chronologisch zwischen beide stellt er die „Exodia", derb komische Scenen aus dem Volksleben. Er weist dabei auf die vielfach auftauchende Neigung der, sonst so ernsten und strengen, Römer zu Scherz und Spott hin. Für die späte Verwechselung der satirischen Fescenninen mit dem deutschen Wiegensange „Suseninne" im Mittelalter erlaube ich mir auf mein „Glossarium lat.-germ. mediae et infimae aetatis" v. Fescennina zu verweisen. Für und gegen die Anlehnung unserer „Satire" und ihrer Ableitungen an den griechischen Wortstamm mag noch bemerkt werden: daß σατυρίζειν zwar auch „verhöhnen" bedeutet, aber vermuthlich erst seit den Alexandrinern; auch entspricht diese Bedeutung nicht ganz der unserer Satire.

Bei dem folgenden kurzen Geschichtsabrisse des griechischen Dramas nehmen wir Wachler u. A. zu Hülfe. Es wurde vorbereitet durch die dithyrambischen Chöre bei den Dionysien; der Dithyrambos ist ursprünglich Dionysos oder Bakchos selbst, sodann das Lied zu seinem Preise, später die schwungvollste lyrische Liedart überhaupt. Jene Chöre waren mit Tanz und Mimik verbunden und wurden auch früh mit epischen Monologen durchflochten. Letztere waren die ältesten „Tragödien, τραγῳδίαι"; die Beziehung dieser Benennung auf den Bock, τράγος, wird sehr verschieden ausgelegt. Der Stifter dieser Tragödien war vielleicht Thespis (θέσπις gottbegeistert, trotz des „Thespiskarrens"!) aus Ikaria zu Athen (6. Jahrh. v. C.), Solons Zeitgenosse, der „die Dithyramben kostümierte und dramatisierte" (Ambros a. a. O.). Als ihr erster Fortbildner gilt Phrýnichos aus Athen, Thespis Schüler.

Zum Kunstwerke erhob die Tragödie Aeschýlos aus Eleusis (490 v. C.), welcher den Monolog in Dialog verwandelte und die Ausführung veredelte. Um die Beleuchtung seiner sehr eigenthümlichen Kunstform hat sich vorzüglich neuerdings H. Weil verdient gemacht. Sein großer Schüler und Nebenbuhler Sophoklés aus Athen (449) führte den dritten Schauspieler ein. Sein Zeitgenosse (440) war

Euripides aus Salamis. Frd. v. Raumer (Handbuch der Gesch. der Lit. Lpz. 1864 I 25 ff.) gibt andere und genauere Jahrzahlen v. C.: Aeschylos 525 – 456, Sophokles 496 – 406, Euripides 480 – 406. Über Letzteren haben seine Kritiker seit dem ersten, Aristophanes, die abweichendsten Ansichten geäußert. Sehr günstige namentlich Raumer, Gillies, Goethe, und in einem schönen Briefe an Raumer auch L. Tieck, welcher Euripides Dichtungen „wie von dem Morgenroth einer ahndungsvollen Romantik übergossen" und überhaupt „unserer Gefühlsweise näherstehend" erblickt.

Welch hohe Stelle der Tanz im ernstesten Drama einnahm, bezeugen die anekdotischen Angaben bei Athenaeos u. A. (vgl. H. Göll im „Ausland" 1863 Nrr. 45 ff.): daß Aeschylos selbst (der Mitkämpfer der grösten Schlachten!) viele Tanzfiguren erfand und den Choristen einstudierte; ja daß — für uns parador genug — Sophokles die Frauenrolle Nausikáas mit orchestischem Ballspiele unter Beifall der Zuschauer ausführte, wie denn überhaupt die antiken Dramatiker zugleich die Darsteller ihrer Dichtungen waren.

Frühe schon rief „die Sehnsucht des Volkes" das oben besprochene Satyrdrama zurück, welches Pratínas aus Phliús (500) künstlerisch ausbildete. Gleichzeitig hatte Susaríon aus Mégara (τὰ Μέγαρα) das Lustspiel aus phallischen Chören gebildet und zog damit auf den Weilern umher. Bald fand es Eingang in Athen und erhielt durch Epicharmos aus Kos, der (um 480) in Syrakus (αἱ Συράκουσαι) lebte, reifere Kunstgestalt. Für die weitere Ausbildung der Komödie, vorzüglich durch Attiker, nimmt Wachler drei Zeiträume an. Aristopháues aus Athen lebte 431; sein Landsmann Ménandros (den Terentius vorzüglich nachbildete) 342 – 290; ihn übertraf Philémon aus Soli in Kilikien, der 262 starb. „Dem Mimenspiel, aus welchem später die bukolische Poesie erwuchs, gab 431 Sóphrôn aus Syrakus seine Vollendung durch treffliche ernste und scherzhafte dialogisierte Zeitgemälde (vgl. o. S. 438) in dorischer Prosa. Seit Aristotéles kamen Didaskalien, kritische Repertorien der dramatischen Arbeiten, auf." (Wachler).

Zeigt uns die hellenische Tragödie, durch Gegenstände und Form, den Volksgeist in seiner höchsten Blüte: so lehrt uns

Aristophanes dessen niedrigste Entwickelungen im Volksleben der gebildetesten Stadt der Welt kennen. Von idyllisch einfachem Volke ist hier keine Spur mehr. Wir sehen und hören das wimmelnde schwatzende vielgeschäftige, aber die Arbeit den Sklaven überlassende, liederliche und oft schmutzig gemeine Philisterthum einer Großstadt, jedoch immer einer griechischen — wie denn auch der Dichter selbst neben den Zoten, die er mit Behagen dem Volke ablauscht und nachschafft, die gewandteste und oft zierlichste Bildung seines Stammes in seiner Redeweise offenbart. Zur besonderen Signatura temporis gehören seine scharfen Angriffe auf Vieles in den höchsten Gebieten der Bildung, auf Sokrates und Euripides, Denker und Dichter sowohl, wie auf die seligen Bewohner des Olympos selbst. Er war also keineswegs bloß ein „ungezogener Liebling der Grazien", wie man so lange nach ihm auch den deutschen Dichter Wieland genannt hat. Daß jedoch jene Angriffe auf die beiden großen Männer nicht aus gemeiner Schmähsucht entsprangen, sondern aus einer, wenn auch übertriebenen und oft ungerechten, Entrüstung sittlicher Art, sucht namentlich F. Blanchet in seiner schon erwähnten Schrift „De Aristophane Euripidis censore" (Straßburg 1855) zu erweisen. Zugleich aber hebt er hervor, daß auch Euripides (wie Platon und die Sokratiker überhaupt) in einem Gegensatze gegen den Volksglauben standen, weil sie die idealen Göttergestalten nicht in die unlautere Menschlichkeit herabgezogen wissen wollten, während selbst Aeschylos und schon Homeros sie in menschlicher Leidenschaftlichkeit gegen einander selbst kämpfen und eifern ließen. Neuestens hat auch Lübker eine Schrift „Zur Theologie und Ethik des Euripides" (Parchim 1863) herausgegeben, die sich seiner früheren über Sophokles anschließt.

In den dramatischen Gegensätzen jenes Jahrhunderts, aber ebenso auch bei näherer Beschauung in der geschichtlichen Wirklichkeit, dem politischen und geselligen Leben der Griechen, voran der Athener, erblicken wir die Vielseitigkeit dieses wunderbaren Volksgeistes, die sich bis zu den grösten Widersprüchen entwickelt; die das Schönste schafft, um es wiederum zu zernichten, und die mit gleicher Denkkraft die höchsten Gesetze der körperlichen und der sittlichen Welt entdeckt und wiederum bezweifelt und kritisch zersetzt, und so auch deren edelste

Incarnationen in dem eigenen Volke, die Heroen der Weltweisheit, der Dichtkunst und des Staatslebens, bewundert und ehrt, um nur allzuhäufig mit jähem Mistrauen in ihnen die niedren Triebfedern und Leidenschaften zu suchen und zu verfolgen, die in der Brust der Verfolger lebten.

Diese rastlose Beweglichkeit, die immer freieren Spielraum sucht und doch nie lange wirkliche Freiheit verträgt, erinnert uns in Manchem an die Gallier und ihre Epigonen (S. 221. 295.); jene ironische Selbstvernichtung dagegen an einen Zeitraum in Deutschland, in welchem der jüdische Volksgeist (namentlich in Heine) mitwirkte, wie er sich in Folge der zweitausendjährigen jüdischen Passion entwickelt hat.

Die Franzosen ähneln den Athenern auch in dem Sinne für zierliche Form in Rede und bildenden Künsten; aber ihr Volksgeist ist unfähig zu der hellenischen Erhebung des Kunstsinns zu olympischer Klarheit, zur Vereinigung der Schönheit mit erhabener Einfachheit.

Dem alten Römer standen auch hierinn die hellenischen Muster nach Zeit und Ort nahe genug, um sich darnach zu bilden und die gewaltigen Quadern seiner Bausteine mit griechischem Meißel zu behauen. Der weit körnigere Bau seiner Sprache gab ihr selbst in griechisch gebildeten Formen immer noch eine sehr eigenthümliche Plastik, deren Eindruck noch mächtiger wird, wo sich der Volksgeist auch in dem Inhalte spiegelt. So z. B. in den bekannten Charaktersprüchen:

„.... si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae!" —

Horat. Od. III 3.

„Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni!"

Ovid. Fast. I 525.

Der deutsche Geist der späten Folgezeit verschmilzt die griechischen Vorbilder mit den eigenen Schöpfungen noch weit inniger. Und doch haben einst der Römer Mummius und der Gote Alarich mit gleich barbarischer Sinnlosigkeit, wie früher der zweite gallische Brennus, die Schönheit der hellenischen Menschen und Kunstgebilde angegafft, entweiht und zertrümmert.

Diese Zertrümmerungen haben in entsetzlicher Folge allmählich in dem griechischen Volke — das übrigens schon oder noch auf

seinem Gipfelpunkte viel rohe Stämme umschloß — Schönheitssinn und Bildung fast ganz erdrückt; nicht aber so manche ursprüngliche Eigenschaft des Volkssinns, wie Schärfe und Regsamkeit des Verstandes, Lernbegier und Geschäftigkeit, aber auch jene Vielgeschäftigkeit und Unstetigkeit. Doch überdauerten in den höheren Kreißen des Volkes bedeutende Reliquien auch der literarischen Bildung alle Vernichtungsstürme der Völkerwanderungen, besonders in Athen und noch länger in Konstantinopel, wo auch bis zur Türkenflut hoher Kunstfleiß einheimisch war. Die rasch gediehene Neublüte des Geisteslebens und der Literatur im Königreiche Hellas erfährt neuestens leidige Hemmungen. Das europäische Abendland verdankt seine Erbschaft an griechischer Bildung nicht allein der römischen Vermittelung, welche selbst zum grösten Theil unter dem Schutte der Völkerwanderung begraben lag, sondern auch beim Beginne der neueren Zeit (im 15. Jahrh.) einer kleinen Zahl griechischer Flüchtlinge, die ihre Hausgötter, wie einst Aeneas, mit sich retteten, wie wir schon oben bemerkten; auch hier in der Literaturgeschichte kommen wir wiederholt auf sie zurück. Auch die christliche Kirche war in West- und Ost-Rom im Allgemeinen der antiken Bildung feindlich oder machte sie zur Leibeigenen, erhielt aber mehr und minder ihre Trägerinnen: die griechische und die lateinische Sprache; im Abendlande auch Manches von ihrem Inhalte, wie namentlich die aristotelische Philosophie, soweit sie ihren Zwecken taugte.

Das Schauspiel hat uns durch seine unmittelbare und vielseitige Berührung mit dem äußeren und inneren Völkerleben auf eine Abschweifung geführt. Wir kehren in sein vielverzweigtes Gebiet zurück, um fürs erste noch einige Streiflichter auf die Abtheilungen zu werfen, die zunächst am Wege des Ethnologen und Kulturhistorikers liegen. Der Stoff ist so reich, daß Andere leicht eine mindestens gleich gute Auswahl treffen können, ohne darum die unsere als eine bloß willkürliche und zufällige zu verwerfen.

In weiterem Sinne dramatisch ist jede Darstellung einer Gegenwart, in welcher die Personen persönlich auftreten und handeln, mag nun diese Gegenwart die wirkliche außerhalb der Bühne vertreten, oder eine längst verschwundene neu beleben, oder auch

bisweilen der Zukunft vorgreifen, oder endlich phantastisch neue Welten erschaffen. Ein gewisses Maß der Dramatik, namentlich die persönliche Rede, besonders die direkte im Indicativ (Monolog, Dialog), belebt jeden mündlichen und schriftlichen Vortrag, wenn er auch nur der Erzählung (der Relation, dem Berichte) beigemischt wird. So z. B. sucht der lebhafte Bauer der Wetterau (in Mitteldeutschland) überall die eigenen Worte wiederzugeben, die Andere und der Erzähler selbst bei den vorgetragenen Ereignissen ausgesprochen haben. Dabei fügt er, zu besserem Verständnisse, seinem schnellen Vortrage hinten und vornen, in höchst komisch klingender tieftoniger Wiederholung die persona dramatis zu mit der Formel: „sârich, sârĕ, sâdsĕ“ d. i. „sagte ich, er, sie“. Auch die ernste Geschichtschreibung läßt bisweilen die Personen selbst reden, wo ihre Worte überliefert sind, wie z. B. der lateinische Bericht von dem Verrathe der Angelsachsen an den britonischen Gästen die angelsächsischen Stichworte: „nimed eure saxes!“ (nehmt eure Messer!) gleichsam als Wahrzeichen der Volkstradition mittheilt, ebenso auch die angelsächsischen Trinksprüche. Hierhin gehören auch die oben erwähnten Reden, welche die alten Geschichtschreiber den Heerführern u. s. w. in klassischer Ausarbeitung in den Mund legen, soweit sie dieß mit gutem Gewissen thun können, was die Nachdichtung der Wahrheit nicht ausschließt.

Jede Form der Erzählung wird mit Recht stellenweise dialogisch, um das Innerste der Personen, ihre geheimsten Gedanken und Absichten, Empfindungen und Leidenschaften unmittelbarer, natürlicher und gegenständlicher (objectiver) heraustreten zu lassen, als die subjective Schilderung und Zergliederung des Erzählers dieß vermag. Er läßt dann seine eigene Persönlichkeit hinter denen der Handelnden verschwinden, was in vollendetster Weise der Marionettenspieler thut. Novellen mit lebhaftem Wechsel der Handlung und der Rede werden mit leichter Mühe bühnengerecht gebirchpfeifert.

Andererseits bedarf es schon gewandter Kunst, um ein reines Drama ganz ohne Erzählung zu schaffen. Es ist nur eine Aushülfe, wenn eine einleitende Exposition dem Handelnden in den Mund gelegt wird, wie dieß am breitesten in den chinesischen Dramen geschieht. Doch auch unser modernstes Drama thut dieß noch oft, sowohl bei

29*

äußeren Ereignissen und Verhältnissen, wie bei Selbstcharakteristiken und Seelenzuständen, wo die Handlung und das unmittelbare Gespräch, wenigstens kürzere Monologe hinreichen sollten.

Wie bei dem naturwüchsigen Volksgesange, zeigt sich auch bei dem ursprünglicheren Drama die Improvisation. Der oben erwähnte Wechselgesang ist schon ein improvisiertes Drama von zwei Personen. Die Improvisatoren sind zugleich Dichter und Darsteller (Acteurs).

Diese zwiefache Thätigkeit kommt sowohl bei der (im neueren Italien besonders heimischen) eigentlichen Stegreifdichtung vor, wie auch bei dem kunstgerechten Drama der Alten. In dem ältesten römischen Drama (Livius Andronicus, s. o.) war der Dichter auch der histrio, der Hauptschauspieler, der die Gespräche (diverbia) vortrug und das eingelegte Flötenspiel mit Gebehrden begleitete; darneben auch letzteres den officiellen Sänger (vgl. u. a. Wolff, de canticis in Romanorum fabulis scenicis. Hal. 1825. Eschenburg, Handbuch der klass. Literatur, 8. A. von Lübke. Berlin. 1837 S. 263 ff.). Aber auch noch die großen griechischen Tragiker traten, wie wir schon oben bemerkten, in ihren eigenen Stücken auf. Wo dieß in unserer Zeit vorkommt (z. B. Iffland), geschieht es nicht mehr in Folge eines Kunstgesetzes. Die Darstellung verschiedener Rollen Eines Stückes durch Einen Schauspieler lebt neuestens einigermaßen durch unsere Dramenvorleser auf.

Die meisten Spiele der Kinder, und unleugbar auch der höheren Thiere, bei welchen die phantasievolle Kindheit sogar länger dauert, als bei den Menschen, sind Nichts anders als Komödien und Pantomimen, deren Mitspieler immer andre Personen, Beziehungen, Stimmungen und Handlungen darstellen, als die wirklichen der unmittelbaren Gegenwart. Sie lassen also auch da, wo sie selbst noch nicht aus dem eigenen Ich heraustreten, dieses doch eine Rolle spielen, lassen es scheinen zu essen, zu trinken und zu schlafen, zu weinen, zu zürnen, zu drohen und zu verfolgen, zu fürchten und zu fliehen. Auf etwas höherer Stufe spielt denn das Kind Vater und Mutter, Schulmeister und Prediger, Soldat und Reiter, verschafft sich erfindungsreich scenische Mittel, und vermehrt das Personal, indem es die Puppe zum Kinde, einen in Lappen gewickelten Span zur Puppe, den Stecken zum Pferde potenziert.

Später wandelt sich wieder der Ernst zum alten Spiele, ohne daß die Spieler die dichterische oder ironische Laune der unsichtbaren Lebensdramaturgen merken. Der jungen Mutter wird ihr Kind zur Puppe, mit der sie spielt und dabei selbst wieder zum Kinde wird. Die heilige Jungfrau der sinnigen Legende, die keine Vorstudien zu dem ihr bescherten Mutterberufe gemacht hat, weiß ihr Kind nicht einzuschläfern, bis sie sich in die Wiege der eigenen Kindheit zurückträumt und unwillkürlich die holden Weisen nachsummt, mit welchen einst die Mutter sie in Schlummer sang, und deren Nachklang jetzt aus ihrer Kinderseele in die des einschlummernden Christkindleins dringt. Aber auch Mephistopheles dichtet den Ernst des Lebens verzerrend in Kinderspiel um. Der Kokette beider Geschlechter wird das Suchen und Meiden der keuschen ersten Liebe zum Versteckensspiel, bei welchem das endliche Finden kein Glück ist. Der geglaubte Beruf, die geliebte Idee, des Helden Bukephalos und des Dichters Pegasos werden zu Steckenpferden vor dem lachenden Parterre.

Es liegt eine Naturnothwendigkeit in der H y p o k r i s i s, der Nachahmung und zeitweiligen Annahme einer a n d e r n N a t u r. Dieß nämlich bedeutet das g r i e c h i s c h e Wort (ὑπόκρισις) in weitem Umfange; erst in engerem Sinne die S c h a u s p i e l k u n s t und selbst die R e d e k u n s t überhaupt, sofern die Darstellenden und Vortragenden aus sich selbst heraustreten; endlich denn V e r s t e l l u n g und Heuchelei. Die ganze Lebenskunst bedarf dieser Hypokrisis; das reine Selbst kann, wie das reine Silber, nicht ohne Legierung und Mischung im Verkehr fortkommen. Die Stände mit ihren Amtstrachten und Amtsmienen, die Geschäftsleute mit ihren Etalagen, Affichen, Ausverkäufen, prix fixes und andern f r a n z ö s i s c h e n und d e u t s c h e n Kunstgriffen, die Taschenspieler mit fremdem Kapital als „smart fellows“, beau-monde und demi-monde in Gala wie im studierten Négligé, der Werber um die Gunst der Frauen, des Volkes, der Könige und der Götter selbst, die ganze vanity fair im grösten und im kleinsten Leben, und endlich selbst die einsamen Mimen vor dem Spiegel mit nur geträumtem Publicum — überall Hypokriten!

Wie bei den Kindern, so sind auch bei den V ö l k e r n die Spiele der ersten Dramen. Von jeher wurde das Ernsteste und Heiligste mit Spielen, Aufzügen, theatralischem Prunk und Klang gefeiert. So die

Verkleidung, Haltung und stumme Handlung durch andre Künste ergänzt auch bei den Aufzügen der Zünfte, den Darstellungen geschichtlicher, mythischer und allegorischer Personen, Gruppen und Züge. Dagegen ist das lebende Bild unserer Tage laut- und bewegungs-los, ein Mittelding zwischen dramatischer und bildender Kunst, eine wenige Athemzüge lange festgezauberte Gruppe aus einem Drama der Dichtung oder der Wirklichkeit.

Weltliches und geistliches Maskenspiel und Mummenschanz, die häufig das improvisierte Wort gestatten und sich bei Masken- und Kostüm-bällen u. dgl. endlich in kunstlos freies geselliges Vergnügen auflösen, sind im Orient (u. a. auch in Tibet) und Occident sehr alt. Bacchanalien und Saturnalien, auf christlichem Boden Weihnachts- und Fastnachts-spiele, sind vorzüglich im alten und neuen Italien zu Hause, begegnen aber dem allgemeinen Geschmacke des Mittelalters, vorzüglich in Deutschland und in Frankreich. Wirkliche dramatische Scenen mischten sich ein, wie namentlich in den Fastnachtsspielen des 15. Jahrh., die in den jetzt zu Baiern gehörigen Städten ihren grösten Spielraum fanden und, dem Volksgeiste der Zeit gemäß, in Unfläterei ausarteten, gleichwohl aber der schriftlichen Aufzeichnung werth gehalten wurden, wofür der unparteiische Sittengeschichtschreiber dankbarer ist, als der christlich-germanische Alterthumsfreund. Weit würdiger gehalten sind die Fastnachtsspiele u. s. w. der deutschen Schweizer in diesem Zeitraum, und so schon das, ihnen gehörende, älteste deutsche bekannte Passionsspiel aus dem Anfang des 13. Jahrh. (s. Bartsch in der „Germania" VIII 273 ff.).

Noch bizarrer und burlesker, als diese Fastnachtsspiele, aber nicht gerade unkeusch, ist das Eselsfest des romanischen Marienculltus in Italien, Spanien und besonders in Frankreich, das bereits im 5—6. Jahrh. entstanden sein soll und bis ins 16. Jahrh. gefeiert wurde. Priester und Gemeinde adoptierten dabei an heiliger Stätte die Sprache des Esels, der einst die fliehende Gottesmutter getragen hatte, und dessen Vertreter auch als persönlicher Esel mitspielte. Nach Schletterer a. a. O. S. 23 galt dieses, zu den ausgelassenen und an die altnordischen Julfeste (vgl. auch J. Grimm, Mythologie S. 483 über heidnische Reliquien in den Weihnachtsspielen) erinnernden

Neujahrsspielen gehörende, Fest nach einer Legende dem genannten, aus Aegypten nach Konstantinopel gelangten Esel; nach einer andern aber dem von Jesus beim Einzuge in Jerusalem gerittenen Esel, der nach Jesu Tode nach Verona gekommen sei, wo seine Gebeine noch als Reliquien verehrt werden! Schletterer sagt: das Fest sei, trotz strenger Verbote, in der ganzen Christenheit gefeiert worden, von tollen Maskeraden und Karikaturen des gesammten Gottesdienstes begleitet. Balaams Esel tritt auch in ernsten deutschen Weihnachtsspielen des 13. Jahrh. auf. Die komischen Beimischungen geistlicher Feierlichkeiten und ihre völlige Travestie, wie in dem Eselsfeste, sind harmloser gemeint, als die satirischen Angriffe auf das Kirchenthum und seine Krankheiten in Bildwerken an und in den Kirchenbauten und in Schriften jener Zeit.

Der Protestantismus und die moderne Bildung überhaupt sind dem buntscheckigen Carneval nicht günstig. Vielleicht nur der Gegensatz verschaffte ihm in neuester Zeit wieder größere Aufmerksamkeit und selbst Versuche, es in vorzugsweise protestantische Städte überzupflanzen. Ähnliches gilt von den Zunftaufzügen, Ordensfesten, Processionen und ähnlichem Gepränge, nur daß hierbei eine zweckbewußte, wirklich geschichtliche Wiederbelebung thätiger ist. Aber die neuen Tendenzen sind mächtiger, als die mittelalterlichen, und verlangen selbst bei den früher rein geselligen Maskenbällen, vielmehr noch bei den Sitzungen und Umzügen der „Bittren“ und andrer „Narren“ der Rhein- und Main-städte, Charaktermasken im Sinne des Zeitgeistes. Sie sind schon desswegen keine Volksfeste mehr, weil sie nicht bloß höhere Bildung, sondern auch einen Aufwand erfordern, den nur das Patriciat der Städte leisten kann. Zeichen der Zeit sind sie darum nicht minder, wie dies auch die Maskeraden an den Fürstenhöfen besonders des 17. und des 18. Jahrh. waren. Nur gehören diese Schaustellungen alle weniger der ethnologischen, als der allgemeinen Kulturgeschichte an.

Ernstlich religiös gemeint waren die meisten Gattungen der vorhin erwähnten christlichen Festspiele, wenigstens die eigentlichen kirchlichen Schauspiele aus der biblischen Geschichte und Legende, obwohl auch sie selten von weltlicher, oft roher und possenhafter

Beimischung frei blieben, sobald sie der Volksmasse näher traten. Sie tragen die Namen der christlichen Festzeiten als Weihnachts-, Dreikönigs-, Passions- und Charfreitags-, Oster-, Neujahrs-spiele u. s. w. Umfassender ist der Name „Mysterien", d. i. Geheimnisse (μυστήρια), vermuthlich umgedeutet aus mittellat. misterium, d. i. Kunst, Gedicht u. dgl., einer Entstellung aus ministerium, dessen Ableitungen wir oben S. 287 besprachen. In England standen neben den misteries die miracles und die moralities; diesen Benennungen entsprachen die Gegenstände und Zwecke. In Böhmen hießen sie hry d. i. Spiele überhaupt (vgl. Hanusch, die lateinisch-böhmischen Osterspiele des 14–15. Jahrh. Prag 1863). In Italien hießen die in Kirchen von Priestern aufgeführten Schauspiele devozioni. Diese müssen, trotz der Heiligkeit des Ortes und der Spieler, schon sehr früh ausgeartet sein, da bereits 1210 Papst Innocenz III. die bei ihnen getragenen „monstra larvarum" rügt.

Ursprünglich waren diese Spiele, namentlich in Deutschland (Goedeke a. a. O.) und in Böhmen, in absichtlichem Gegensatze zu den Volksspielen in lateinischer Sprache geschrieben und, wie jene devozioni, auf die Kirche beschränkt. Letztere aber war klug genug, um das entfremdete Volk allmählich durch die verständliche Muttersprache und darnach auch durch jene Beimischung weltlicher und komischer Stoffe anzuziehen.

Die „liturgischen Dramen", von welchen E. de Coussemaker eine Anzahl von Texten mit Musik mitgetheilt hat (Paris 1861; vgl. Österr. Wochenschrift 1863 Nr. 50), waren „eine Inscenesetzung und Ergänzung des damaligen (mittelalterlichen) Gottesdienstes und der Heiligenverehrung, ihre Darsteller Geistliche, ihr Schauplatz Kirchen und Klöster". Er unterscheidet von ihnen die eigentlichen „Mysterien", die durch Laiengesellschaften auf Theatern aufgeführt wurden und bei den Zuschauern neben den religiösen Gefühlen auch weltliche erregten.

Die Mannigfaltigkeit der Scenen bewirkte große Ausdehnung des Personals und desshalb auch der Bühne selbst, sowie der Zeit der Aufführung. In Italien wurde zu Padua unter freiem Himmel auf dem Prà della valle auf Ostern 1244 das älteste uns dort bekannte Passions- und Oster-spiel aufgeführt, aber schon „solemniter

et ordinate" d. h. nach bereits gewohnter Regel (Ebert in seinem „Jahrbuch" V 1). In Frankreich dauerte 1536 die Aufführung eines Stückes von 40,000 Versen 40 Tage lang; mehrere Tage lang auch in Deutschland, wie in Frankfurt a. M. im 15. und 16. Jahrh. gegebene Stücke.

Die erwähnte Einwirkung vorchristlicher Festspiele werden wir nicht auf altrömische von Italien aus beschränken dürfen; aber sie verlangt überhaupt noch nähere Untersuchung. Wir halten sie jedenfalls wahrscheinlicher, als eine Einwanderung mit dem Christenthum aus seiner jüdischen Heimat. Die Juden waren dem Drama überhaupt abgeneigt, auch noch die Talmudisten. Vielleicht wirkte halb politischer Widerwille gegen die römische Bühne nach, welche Herodes in Jerusalem gegründet hatte (Joseph. XV 8 bei Ambros a. a. O. I 200 ff.).

Schon im frühen Mittelalter finden wir die Mysterien u. s. w. in den meisten (römisch-katholischen) Ländern Europas, namentlich in Italien (s. o.), Spanien, Frankreich, England, Deutschland, Schweiz, Böhmen. Auch in britonischen Sprachen diesseit und jenseit des Kanals sind uns mehrere erhalten. Das älteste bekannte Passionsspiel der Schweiz in deutscher Sprache, vermuthlich aus dem Anfange des 13. Jahrh., erwähnten wir vorhin. Leider ist uns von friesischen Schauspielen des Abtes Angilbert schon zu Karls d. G. Zeit nur unbestimmte Kunde geblieben (Schletterer a. a. O. 13). In neuester Zeit sind die kirchlichen Schauspiele im katholischen Süddeutschland, wo sie nie ganz erloschen waren, in großem Umfange und Prunke wieder in Scene gesetzt worden. Die Gemeinde Ober-Ammergau in Baiern setzt ihre je zehnjährigen Darstellungen aus der heiligen Geschichte seit 1850 mit einiger zeitgemäßer Umgestaltung lebhaft fort; auffallend ist dabei der Misgriff, daß ein und der selbe Mann 1850 Christus und 1860 Pilatus spielte.

Diese Darstellungen stehn hoch über den „Charfreitagstragödien" und ähnlichen Spektakelstücken, die noch bis auf die neuere Zeit in Oberbaiern, Tirol, Steiermark, Kärnthen aufgeführt wurden, und welche nicht minder den Gottlosen, wie den Heiligen, ja Christus

selbst die rohesten und plattesten Witze in den Mund legten, von welchen ein Berichtserstatter über Wellers „Altes Volkstheater in der Schweiz“ (Frauenfeld 1863) erbauliche Beispiele in Seegers „Stuttgarter Wochenblatt“ 1863 Nr. 23 mittheilt.

An mehr absichtsloser Komik der Dichtung und der Darstellung fehlte es den frommen Schauspielen ebensowenig, wie den modernen Tragödien, zumal wo Bürger und Bauern mitspielten. So z. B. bei einer Darstellung des jüngsten Gerichtes zu Gardelegen, bei welcher Gott selbst, statt majestätisch zur Erde niederzuschweben, durch die schadhafte Himmelsbühne durchbrach und über dem hochlodernden Höllenfeuer hängen blieb, vergeblich die flüchtenden Engel und Teufel um Hülfe anrufend, bis ihn die Zuschauer erlösten, und zwar nicht ohne Schadenfreude, weil der Darsteller aus Hochmuth sich dieser Rolle aufgedrängt hatte (s. F. L. in der Zeitschrift „Victoria“ Berlin 1863 S. 333). Häufig schlossen die Vorstellungen mit wirklich und sogar massenhaft todbringenden Unglücksfällen.

Zudem wurde oft nicht bloß dem Darsteller des Judas Ischarioth von den, so zu sagen, fromm erregten Zuschauern übel mitgespielt; sondern es geschah auch, daß Christus Darsteller am Kreuze hängen gelassen wurde, bis er durch die Anstrengung Schaden litt oder gar wirklich starb.

Wie weit sich die Volksthümlichkeit verirren kann, zeigt namentlich eine Scene, in welcher Gott Vater die Kreuzigung verschläft, mit derbem Worte von einem Engel aufgeweckt wird und nun ausruft: der Teufel solle ihn selbst holen, wenn er Etwas von dem Frevel gewust habe (Schletterer a. a. O. 26)! Dieser Contrast kommt auch in Münchhausens Schwänken vor. Aber in der scheinbaren Gotteslästerung ist eine gesunde, gegen das Dogma in seiner widersinnigen Gestalt gerichtete, Skepsis oder Kritik des menschlich fühlenden Volkes nicht zu verkennen.

Eine würdige, wenngleich unserer Zeit nicht mehr angemessene, Darstellung der h. Dreifaltigkeit durch drei Sänger noch im 18. Jahrh. kam früher noch stärker versinnlicht in der Musik selbst vor, indem Gott ein dreistimmiges Solo in Alt, Tenor und Baß sang. Eine andere Trias spielte in dem harmlosen und doch vorlängst strenge

verbotenen „Dreikönigsspiel", bei welchem der schwarze König einen beweglichen Stern trug (Schletterer a. a. O. 24 ff.). Wir haben den Umgang der drei „Sternbuben" noch im ersten Viertel unsers Jahrhunderts in der protestantischen Wetterau gesehen. Sie waren bäuerlich verkleidet, trugen einen großen drehbaren und oft erleuchteten Stern aus buntem Papier, und sangen in überlieferter Tonweise ein Lied „Wir sind die drei Kön'ge aus Morgenland." Die phantasiearme Verständigkeit protestantischer Geistlichen verscheuchte die armen Jungen.

Ihrem Geiste nach dem römischen Katholicismus angehörend, wurden die kirchlichen Schauspiele doch auch von der deutschen Reformation des 16. Jahrh. aufgenommen, wobei sich namentlich in Norddeutschland wirkliches, in niedersächsischer Sprache abgefaßtes Volksschauspiel einmischte, anderseits aber auch der Schulzopf und die Tendenz. Als lockenden Gegensatz gegen diese trockneren Schuldramen führten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. die Jesuiten das glänzend und mit großem scenischen Aufwande erneuerte Mysterium wieder ein, zu dessen Würze sie auch Stoffe der griechisch-römischen Mythologie verwendeten. Der Text des Schauspiels war lateinisch; ebenso und sogar griechisch der des, ihm entgegengesetzten und mitunter auch im Pomp mit ihm wetteifernden, gelehrten Schauspiels der Humanisten, besonders der 1538 zu Straßburg gegründeten Akademie. Bei beiden wurden deutsche Programme und Erklärungen unter die Zuschauer vertheilt (Schletterer a. a. O. 33).

So lange eben die Religion Götter und Menschen trennt, sucht sie die Dichtung einander anzunähern, nicht bloß wo Meru und Olympos, die Götterberge der Inder und der Griechen, auf die Erde sich stützen, sondern auch wo nur eine traumhafte Jakobsleiter diese mit dem jüdisch-christlichen Himmel verbindet. Himmelfahrten und Höllenfahrten, Erdenwandel der Göttersöhne und der Götter selbst sind stets der Einbildungskraft des Volkes willkommene Gegenstände der Sage und Legende, des Epos und des Schauspiels, und erst die glaubenslose Gegenwart verzerrt „Orpheus in der Unterwelt" zum Possenspiel.

Als eine künstlerisch beschränkte und ausgebildete Gattung der biblisch-dramatischen Geschichte und Legende in neuerer Zeit erscheint

uns das Oratorium, dessen Würde die eigentliche dramatische Action verschmäht. Seine edelste Gestaltung ist deutsch, wenn auch sein Ursprung italienisch; wir kommen unten bei der Geschichte der Musik darauf zurück.

Im alten Rom war es der Volksgeist, der, im Gegensatze zum griechischen, die Künste überhaupt als solche, und namentlich die dramatische des Dichters wie des Darstellers, als Erzeugnis einer ihm als Verweichlichung erscheinenden Verfeinerung verachtete. Im alten Deutschland aber drückte der stolze Kastengeist der Aristokratie und der Kirche den Volksgesang und besonders das Volkslustspiel durch Verachtung und selbst Haß in die niedrigsten Bildungkreiße herab. Diese Abwendung galt aber mehr nur den einheimischen Schöpfungen. Wir haben die Einführung fremder Stoffe durch die höfische Dichtung erwähnt. Der deutsche Mönch Nôtkêr in St. Gallen (10. Jahrh.), der große Verdienste um seine hochdeutsche Muttersprache hat, übersetzte in dieselbe auch die Andria des semitisch-römischen Terentius, der im Mittelalter auch den Sprachgelehrten Viel galt.

Die heutige Abbildung des jetzt noch lebenden Volksthums im komischen und idyllischen Drama gleicht jener in der Dorf- und Stadt-novelle. Wir hören und sehen lachend, aber auch bisweilen von Rührung überrascht, die Hampelmänner deutscher Städte in Prosa, das Liebesleben deutscher Älpler nach Art des französischen Vaudeville mit Gesang gemischt, über die Bühne gehn. Letzteres bedeutet ursprünglich (nach Val de Vire, einem Thale der Normandie benamt) und noch jetzt eine Gattung des Volkslieds. Übrigens ist Frankreich von Alters her nicht arm an Volkslustspielen, die auch in Volksmundarten gedichtet werden; neuerdings kommen hier auch tendenziöse Volkstragödien vor.

Mit der Frankfurter Hampelmanniade, der Wiener Posse u. s. w. stirbt nachgerade das Localvolkslustspiel aus. Der ganze Boden des Volkslebens hebt sich, auch das gebildetere Stilleben des „Honoratiorenthums" wird Rococo; aber indem Sitte und Bildung gleichmäßiger werden, wird der Spielraum der Individualität freier, wie wir schon bei verschiedenen Gelegenheiten bemerkten. Dadurch wird

denn auch das umfassende Leben der Gesellschaft bedeutender und reicher; und das S. 420 ff. besprochene „Genre“ verdrängt, wie in andern Dichtungsgattungen, auch im Schauspiel Helden und Heilige, Ritter und Knappen, Könige und gemeines Volk. Selbst die Hofbühne im engsten Sinne — auf welcher z. B. im Jahre 1589 in Norddeutschland (in G. Pfunds Stücken, s. Goedecke a. a. O. S. 327) Prinzen und Prinzessinnen von Ebenbürtigen gespielt wurden, während niederdeutsche Bauernscenen darzwischen den Gegensatz hervorheben, wie dieß ähnlich noch bis zu Ende des 17. Jahrh. in den „Misch- und Zwischen-spielen (Schletterer a. a. O. 40 ff.) im Gegensatze zu dem hochdeutschen Schwulste der höheren Rollen geschah — ist jetzt, wo sie noch vorkommt, mehr nur ein Liebhabertheater für Höchstgebildete, das seine Stoffe mit größerer Freiheit wählt. Die stehenden Schauspielertruppen auf deutschen Hofbühnen wurden 1605 eingeführt (a. a. O. 37).

Das Liebhabertheater, die Schaubühne der Dilettanten, die nach Geschmack und Mitteln ihre Stücke wählen, hat mit der Volksbühne Nichts gemein, sondern schließt sich ursprünglich den geistigeren Gesellschaftsspielen an, deren dramatischer Anfang die Aufführung von Charaden und Sprüchwörtern ist. Diese Liebhaberbühne hat sich in neuerer Zeit, wie so vieles Andere, das nicht zu Grunde gehn will, künstlerischer ausgebildet, und ist, in Deutschland wenigstens, aus den kleineren Orten, an welchen sie den Mangel eines wirklichen Theaters ersetzte, auch in größere Städte eingewandert. Zu ihrer Gunst mag auch die allgemeine Abneigung der Zeit gegen streng abgesonderte Stände und Berufsmonopole mitwirken. Gegen sie wird immer mehr der Mangel an Muße wirken, die sie in bedeutendem Maße fordert, der Drang der überfüllten Gegenwart aber in noch weit stärkerem.

Von der Volksbühne unterscheiden sich auch die in Städtchen und Dörfern umherziehenden Wanderbühnen unserer Zeit, deren Künstler eben nur nothgedrungen in Thalias Kapellen dienen, aber nicht selten an der Hand des Talentes und des Glückes zu ihren Haupttempeln emporsteigen. Eine verwandte höhere Gattung ist das Sommertheater in großen Städten und ihren Vorstädten, das sich sowohl durch die

Scenerie, wie auch häufig noch wirksamer durch eine gute Restauration während der Aufführung selbst mit dem wirklichen Leben in Verbindung setzt. Eine materielle Erquickung gestatten die großen Bühnen bekanntlich nur in beschränkter Zwischenzeit und mehr nur der Lüsternheit, als dem gesunden Appetit. In Spanien und seinen Kolonien erstreckt sich die Allgegenwart der Cigarre auch auf das vornehme Theaterpublicum.

Die Hineinziehung der freien Natur, wenigstens der Gartenanlagen, die dem Sommertheater eigen ist, fanden wir oben noch großartiger in früherer Zeit, wie neuerdings wieder in jenen ausgedehnten Passionsspielen u. dgl. Auf das scenische Zubehör des Schauspiels und die Einrichtung der Bühnen und Schauspielhäuser gehen wir hier nicht ein und bemerken hier nur beiläufig (einiges Weitere s. nachher), daß die ersten Schauspielhäuser in Deutschland erst zu Anfange des 16. Jahrh. erbaut wurden; eines in Nürnberg durch die Meistersängerzunft 1515, bald darauf ein andres in Augsburg. Um diese Zeit wurden in Spanien Bühnen in den Räumen der Hospitäler errichtet (1526 in Valencia). In Frankreich erbauten die Passionsbrüder 1402 oder gegen Ende des 14. Jahrh. eines der ersten Schauspielhäuser, wenn nicht das erste; seine römisch-gallischen Amphitheater werden neuerdings zu Circusaufführungen benutzt. Die Italiener sollen ihre antiken Theaterbauten früh und in ausgedehntem Maße in ihrem alten Berufe verwendet haben. Diese selbst waren im ältesten Rom nur für vorübergehende Aufführungen kunstlos aus Holz gebaut; erst später, aber desto dauerhafter und großartiger, aus Stein. Leider spukte dort schon in der klassischen Zeit der Unfug der Claque und der falsche Geschmack eines Publicums ohne Kunstsinn, das dem Spektakel zujubelte (vgl. Göll a. a. O. Karsten a. a. O. 54). Indessen mag jener Gebrauch der alten Theater in Italien nur hier und da und in früherer Zeit vorgekommen sein. Lange Zeit hindurch behalf man sich dort mit Holzbauten und Thespiskarren, in welchen sogar fahrende Opern hausten; demnächst mit Sälen in Palästen und Privathäusern (der Kirchen gedachten wir oben); große neue Schauspielhäuser wurden erst seit dem Anfange des 17. Jahrh. erbaut (Schletterer a. a. O. 53. 57. 182) Im Anfange des 18. Jahrh. hatte Venedig schon 15 Opernhäuser. Aus Italien kam die Oper nach

Deutschland, wo vorzüglich für sie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. großartige Theater erbaut wurden: 1651 in Wien, 1667 in Dresden und (begonnen) in Nürnberg, wo man bis dahin die dachlose offene Bühne der Meistersinger benutzt hatte; 1678 in Hamburg, 1687 in Augsburg, 1693 in Leipzig, zu Anfange des 18. Jahrh. in Hannover und in Braunschweig (Schletterer a. a. O. 75 ff.). In London wurden die ersten stehenden Bühnen um 1570 gegründet. Unter Elisabeth (1558–1606) besaß aber die Stadt schon 17 privilegierte Theater (ebds. 36), von welchen freilich manche nur Hütten waren.

Das moderne Drama der gebildeten Völker hat seine erste Blütenzeit im 16–17. Jahrh. Seinen grösten Schöpfer, W. Shakespere aus Stratford on Avon in Warwickshire (1564–1616), nannten wir S. 442 als Vertreter des englischen Volksgeistes, dessen mannigfaltige Äußerungen er in seinem wechselvollen Leben durch unmittelbare Beobachtung kennen lernte. Das ganze Leben und die Geschichte seines Volkes inspirierten ihn zu seinen Werken, nur wenig der Geist und noch weniger die Form des griechisch-römischen Dramas. Die frühe und große Regsamkeit der dramatischen Kunst in England und in andern Ländern des sächsischen Stammes muß denn doch in der Natur des letzteren wurzeln, obgleich manche Eigenschaften desselben nicht so zu ihr stimmen, wie die der südlicheren Völker.

Indessen entwickelte sich in England, nicht anders wie allerwärts, das Drama aus den oben besprochenen geistlichen Schauspielen: den misteries, miracles und moralities oder masks; sodann aus den Schwänken oder entertainments und den interludes (Zwischenspielen). Diese Namen sämmtlich verrathen den Ursprung aus der normännisch-französischen Gesellschaft und Bildung. Unter Eduard VI. (1547–53) wurde das erste Lustspiel von N. Udall, 1561 das erste Trauerspiel von Th. Sackville und Th. Norton gedichtet und aufgeführt. Einer der bekanntesten früheren Zeitgenossen Shakesperes war Christopher Marlowe aus Canterbury (1563–93), der auch Schäferlieder dichtete und zwar in den Armen einer Schönen starb, aber durch die Hand eines Nebenbuhlers. Gleichwie Shakespere, Moliere, Iffland und die alten Griechen und Römer, waren zugleich Schauspieldichter und Schauspieler namentlich der satirische Sam. Foote (1719–77) und der große

Mime David Garrick aus Hereford (1716–79). Der witzige Dichter der „School of scandal“, Rich. Brinsley-Sheridan aus Dublin (1752–1816) war auch ein bedeutender Parlamentsredner.

Aus England und Schottland, und demnächst aus dem stammverwandten Niederland und Niedersachsen kamen seit dem 16. Jahrh. Schauspiele und Schauspieler nach Deutschland, u. a. des Schotten Buchanan Tragödien zuerst nach Straßburg (Goedeke a. a. O. 136. 325.). Im folgenden Jahrhundert nahmen Übersetzungen und Nachahmungen auch andrer fremdländischer Dramatiker, besonders Franzosen und Italiener, in Deutschland überhand. Oft genug (z. B. im „Polyeucte“ nach Corneille) verwilderten und verstümmelten dabei das fremde und das einheimische Volksthum einander wechselseitig.

Erst G. E. Lessing aus Camenz (1729–81) sprengte mit voller Kraft die alten und neueren Fesseln des deutschen Volksgeistes auch im Drama. In dieser Hinsicht läßt er sich mit Shakespere vergleichen, so verschieden sonst seine, mehr kritische als schöpferische, Natur von der des Engländers war. In seinem Nathan vertritt er den, über den Trennungen des Stammes und des Glaubens stehenden, weltbürgerlichen und darum nicht minder echt deutschen Geist der neuen Zeit. Die „Dioskuren“ Goethe und Schiller stehn in andern Verhältnissen, als Lessing, zu dem deutschen Volke und seinem Geiste, welchem sie aber ebenso völlig angehören. Wir begnügen uns, für Beider verschiedene Stellung zu Letzterem auf ihr Schicksal in der öffentlichen Meinung und Neigung zu verweisen. Dieses machte Goethe zum Günstling der Aristokratie, Schiller zu dem des Volkes; Jenen mehr durch Misverstand seiner Verehrer, Diesen oft noch unverstanden von den seinen. Wie verschieden waren Beider Gedächtnisfeste in den letzten Jahrzehenten!

Der klassische Zeitraum Deutschlands erzeugte, außer diesen beiden, ebensowenig wie das 19. Jahrh. große Schauspieldichter. Von den im 18. Jahrh. geborenen nennen wir J. Anton Leisewitz aus Hannover (1752–1806), den Dichter des „Julius von Tarent“, Mitglied des Göttinger „Hainbundes“; Fr. Max v. Klinger aus Frankfurt a. M. (1753–1831), den vielseitigen und genialen,

aber düstren und überspannten Dichter und Staatsmann; Aug. W. Iffland aus Hannover (1759–1814), den moralischen Familienlebensschilderer; Aug. Frd. Ferd. v. Kotzebue aus Weimar (1761 bis 1819), den nicht so moralischen „Vertreter der Zeitschwächen" (Wachler) in Drama und Roman, dessen Hauptverdienst Effekt und Dialog waren. Seine Laufbahn schloß unverschuldete und unverdiente Tragik; der Idealist mordete den Realisten, und beide fielen als Opfer des Zeitgeistes.

In den Niederlanden gieng bereits im 14. Jahrh. das Schauspiel über die Schranken des Kirchenthums hinaus und schöpfte aus dem Volksleben, unterlag aber später fremden, besonders französischen Einflüssen. Erst im 18. Jahrh. trat namentlich der S. 436 gerühmte Bilderdyk reformierend auf, theils in classicistischem theils in vaterländischem Sinne, wiewohl auch nicht ganz frei von Nachahmung der besseren französischen Dramatiker. Aber das vaterländische Schauspiel will noch immer nicht recht gedeihen und bleibt mehr nur der niederen Sphäre der wandernden Marionetten überlassen.

In Dänemark, dessen Schriftsprache Norwegen theilt, war bis um 1660 die lateinische Sprache im Vorrange vor der des Volkes, und die Bildung „dienstbares Eigenthum der Klerisei und des Adels" (Wachler), die gegen Königthum und Bürgerthum zugleich wirkten. Im 16–17. Jahrh. waren, meist aus Deutschland eingeführte, Fastnachtsspiele beliebt. Ludwig v. Holberg aus Bergen (s. o. S. 437) bildete den nationalen Geschmack mit Hülfe des fremden. Er ist sowohl durch seine satirischen Dramen berühmt, wie u. a. durch sein komisches Epos „Peder Pars" und durch „Niel Klimms unterirdische Reise", eine freie Nachbildung von Swifts Gulliver. Als Komiker und Tragiker wie als Lyriker und Elegiker bedeutend ist der hartgeprüfte Joh. Ewald aus Kopenhagen (1743–81). Dänisch und hochdeutsch dichtete u. a. seine Dramen Adam Oehlenschläger aus Vesterbro bei Kopenhagen (1779–1850), der das nordische Alterthum idealisierte und in Schillers Weise schrieb (vgl. Goedeke a. a. O. III 70 ff.). Die Dänen dichteten viele Singspiele, auch der treffliche Komiker P. Andreas Heiberg aus

Bordingsberg (1758–1841), und sein vielseitig gebildeter Sohn Jh. Ludwig (geb. 1791 zu Kopenhagen).

In Schweden beginnt das neuere Drama mit geschichtlichen Komödien von Jh. Messenius aus Wadstena (1584–1636), die von Studenten aufgeführt wurden. Das nationale tragische und komische Drama gründete Olof von Dalin aus Vinberga (1708–63). Er war an der, 1753 von der Königin Ulrike Eleonore gestifteten, Akademie der schönen Wissenschaften und an der vielgelesenen Zeitschrift „Argus" (1733–34) thätig. Bedeutendes ist seitdem eben nicht zu berichten.

Die romanischen Völker sind in der Schauspieldichtung, wie in so vielen andern Lebensäußerungen, unter einander weit mehr verschieden, als die germanischen ihrerseits. Ein Theil der Gründe liegt in der Verschiedenheit ihrer ursprünglichen Stämme, welche die Romanisierung ihrer Sprache, Sitte und Religion nie ganz ausgleichen konnte. Lope de Vega und Calderon sind ganz Spanier, Goldoni und Gozzi (trotz ihres Gegensatzes) Italiener, Moliere Franzose. Bei den französischen Tragikern entspricht Pathos und strenge Regel einer gleichen Eigenthümlichkeit der neufranzösischen Sprache im Gegensatze zu der weit freieren des Mittelalters. Das moderne französische Lustspiel spiegelt dagegen die Beweglichkeit und Schlagfertigkeit des Volkes ab, die sich nicht mit lange und gründlich durchdachter Motivierung aufhält. Das neuere italienische Schauspiel (von den Opernbüchern abgesehen) ist auffallend nüchtern und sittenlehrend geworden, wie gleichermaßen auch die Romanliteratur. Aber wir weißagen der ganzen geistigen Bildung Italiens eine schnellere Erhebung zu der, von Deutschland ausgehenden, über die Stammesunterschiede hinaus- und hinauf-schreitenden Bildung unsers Zeitalters, als den übrigen romanischen Völkern, wenn erst einmal Italiener und Deutsche nicht mehr im Zwiespalt über ihre politischen Grenzen sein werden.

Wir heben mehrere Einzelheiten aus der romanischen Dramatik heraus.

Unter den italienischen Lustspieldichtern finden sich auch auf andern Gebieten hochberühmte Männer, wie Nic. Macchiavelli und Michelangelo Buonarotti aus Florenz. Angelo Beolco, genannt il

Ruzzante (der Muthwillige), aus Padua (1502–40) dichtete Carnevalspossen in der Volksmundart. Carlo Goldoni aus Venedig (1707–93, starb zu Paris) ist der fruchtbarste Umbildner des Lustspiels, welches sein Landsmann und Gegner, der geniale Graf Gasparo Gozzi (1713–86) zur alten Volksthümlichkeit zurückzuführen suchte. Graf Vittorio Alfieri aus Asti (1749–1803), ein edler und vielseitig, großentheils nach fremden Mustern, gebildeter Dichter, schrieb auch einige, nicht von Übertreibung freie, Lustspiele, war aber vorzüglich im Trauerspiele thätig. Dieses steht in Italien im allgemeinen dem Lustspiele nach. Wir nennen für es noch Vinc. Monti de Ferrara aus Fusignano (1754–1828), Aless. Pepoli (gest. 1796), Giov. Batt. Niccolini aus San Giuliano bei Pisa (geb. 1785) und Aless. Manzoni aus Mailand (geb. 1784), berühmter durch seinen Sittenroman „i promessi sposi". Fruchtbarer Lustspieldichter ist Alberto Nota aus Turin (1775–1847). Lieblingsgattungen der Italiener sind (und waren) das Schäferspiel und noch mehr die Oper, für welche vorzüglich Pietro Metastasio (Trapassi) aus Rom (1698–1782) dichtete. Oratorientexte schrieb u. A. Apostolo Zeno aus Venedig (1669–1750).

Das spanische Drama nennt Wachler ganz national wie die „Mysterien" und „Moralitäten", an welche es sich anschloß, und sofern nur dem englischen vergleichbar. Phantastisch mischt es alle Stimmungen und läßt sich deßhalb nicht scharf in tragisches und komisches scheiden. Eine kleinere Zahl classischer und französierender Stücke blieben dem Volke fremd, während dagegen aber auch Cervantes mit seiner lichtvollen Einfachheit nicht durchdrang. Lope Felix de Vega Carpio aus Madrid (1562–1635), Staatsmann, Krieger, zuletzt auch Mönch, wundersam fruchtbar in allen Literaturgattungen, „gestaltete das Schauspiel zur dialogisierten romantischen Novelle" (Wachler), und nahm eine schon ältere Theilung in Comedia divina und humana an. Er soll 2000 Stücke geschrieben haben! Die höchste Entwickelung fand das Drama durch Pedro Calderon de la Barca Barreda Gonzalez de Henao Ruiz de Blasco y Riaño aus Madrid (1600–81), der das Leben, gleich Lope, durch dreifache Stellung kennen lernte. Voll Geistes und Gemüthes, rhetorisch, allegorisierend und mystisch,

aber die Phantasie dem Verstande unterordnend, ist er nur mit Shakespere zu vergleichen (Wachler). Dennoch ist er in der Unfreiheit der romanischen Katholiken und in der chinesischen Unveränderlichkeit der Satzungen und Anschauungen aller christlichen Orthodoxen befangen, welche Glauben, Sittlichkeit und Seligkeit zernichten, indem sie die Bedingungen dafür dem Menschen von außen her octroyieren, statt Kraft und Schwäche, Verdienst und Schuld in ihm selbst zu suchen. Daß Calderon nicht bloß die deutschen Romantiker begeisterte, sondern auch als Künstler namentlich von Goethe und Schiller bewundert wurde, obgleich „seine religiöse und politische Gesinnung, seine sittlichen Vorstellungen und seine Kunstformen dem Charakter des deutschen Volkes auf das unerhörteste widersprachen": erklärt Julian Schmidt zunächst aus der idealistischen Richtung der Weimarer Schule. — Der berühmteste lebende spanische Dramatiker (auch Lyriker und Prosaist), Juan Eugenio Hartzenbusch aus Madrid (geb. 1806), ist der Sohn einer aus Köln stammenden deutschen Familie. Den Anfang seiner wechselvollen Laufbahn machte er als theologischer Schüler der Jesuiten.

Das portugiesische Drama tritt nur selten in unabhängiger und nationaler Gestalt auf. Als sein Begründer gilt Francesco de Sá de Miranda aus Coimbra (1495–1558), der in vielen Dichtungsgattungen auftrat. Classicist, wie er, war Ant. Ferreira aus Lissabon (1528–69), der heimische Gegenstände wählte; als die erste portugiesische Tragödie von Bedeutung gilt seine „Ines de Castro", als das erste Charakterlustspiel in Europa sogar sein „Eifersüchtiger" In weit höherem Grade volksthümlicher Dramatiker war Gil Vicente aus Vercellos (1485–1557), der vorzüglich Komiker war und oft ebenfalls als Gründer des portugiesischen Dramas genannt wird.

In Frankreich ist das Drama wie das Mysterium, aus welchem es entstand, außerordentlich fruchtbar, sowohl der Anzahl wie der Wirkung nach, die es auf das erregbare Publicum übt und noch mehr früher übte, bevor dasselbe blasiert war. Das Mysterium machte dem classicistischen Drama noch im 16. Jahrh. die Bühne streitig, ob ihm gleich 1548 eine Parlamentsverfügung engere Grenzen zog. Das neue Drama hielt die drei Einheiten des antiken Kunstgesetzes allzu fest, und gieng im Alexandrinerrhythmus auf hohem Kothurn. Der

Tragik brach der gute gefühlvolle und sprachmächtige Jean de Rotrou aus Dreux (1609–50) die Bahn, obwohl sein „Wenceslaus“ den spanischen von Francisco de Roxas nicht von der Bühne verdrängte. Nach classischen und spanischen Mustern dichtete auch der „Vater des tragischen Kunststyls“ Pierre Corneille aus Rouen (1606–84) erst Komödien, dann Tragödien (z. B. „Medea“ nach Seneca). Er war edel und hochgebildet, jedoch nicht frei von Künstelei und Prunk. Auch sein Bruder Thomas schrieb Schauspiele. Jean de Racine aus La Ferté-Milon (1639–99) war ein klassisch gebildeter, seelenkundiger und lyrisch zarter Tragiker, der gröste der Franzosen. Auch sein Sohn Louis aus Paris (1692–1763) schuf schöne (nicht dramatische) Dichtungen. Auch Voltaire (S. 432) war fruchtbarer Tragiker. Das Haupt der französischen Komiker war J. Bpt. Poquelin, genannt Molière, aus Paris (1622–73), welcher die klassische, italienische und spanische Komödie studierte und doch Franzose blieb. Seine treffliche Komik ist nicht immer höherer Gattung, seine Moral nicht frei von Predigerton. Nicht tief unter ihm stand der o. S. 432 genannte Le Sage. Gegen die Mitte des 18. Jahrh. verdrängte prüde Manier die hochkomische Gattung. Als kritischer Reformer trat Diderot (s. beim Roman und weiter unten) auf. Dramatische Sprichwörter, Singspiele und Opern waren häufig. Letztere dichtete wirkungsreich namentlich P. Aug. Caron de Beaumarchais aus Paris (1732–99). Die späteren Dramatiker lassen wir zur Seite.

Unter den heutigen griechischen Dramatikern nennen wir wiederum die beiden Sutzos; auch eine Dichterin, Ewánthia, und den Lyriker Athanasios Christópulos (s. u.).

Die Verbindung des Dramas mit der Tonkunst ist so alt, wie jenes selbst als Dichtung. Wir haben bereits Beispiele dieser Verbindung gelegentlich erwähnt und werden bei der Geschichte der Tonkunst auf sie zurückkommen, einstweilen das Folgende zur Geschichte des Dramas stellend.

Die ursprünglich sehr einfache antike Theatermusik wurde später bei den Römern massenhaft. Bis zu dem ganz musikalischen Drama, der großen Oper, mischte sich Musik und Gesang in verschiedenen Proportionen mit dem Gespräche, wie z. B. in eingelegten, aber mehr

und minder zur Handlung gehörigen Liedern der Komödie, manchmal in Mundarten zwischen sonst in der Schriftsprache abgefaßtem Texte, wie in der venetianischen bei Goldoni, an Zahl mehr, als an Bedeutung zunehmend in den Sing- oder Lieder-spielen der Deutschen, den Vaudevilles und Operetten der Franzosen; weiter wachsend in der komischen Oper, bis allmählich die Rede immer mehr vor dem Gesange zurücktritt und endlich in der großen und heroischen Oper, mit Hülfe des Recitativs, ganz verdrängt wird. Das eigentliche Vaterland derselben und des neueren musikalischen Dramas überhaupt ist das gesangreiche Italien, seine Geburtszeit wiederum das 16. Jahrh., die der ausgebildeteren Opernbühne die erste Hälfte des 17. Jahrh. in Venedig. Jetzt ist die Oper in der ganzen gebildeten Welt einheimisch, zum Schaden der dramatischen Dichtung, zu deren Range sich nur wenige Opernbücher mehr erheben. Die Rufe der Leidenschaften, das Locken, Sehnen und Stöhnen der schmachtenden Liebe, die unter allen Umständen und Zuständen singenden Menschen und Götter, dazu der Glanz der Gewande und der Decorationen, der phantastische, oft bis zum Zauberwerk gesteigerte Schwung des Vorgangs und der Handlung: dieß Ensemble ist Mehr oder Weniger, als begeisterte Dichtung, ist vielmehr ein künstlerisch gehobener Rausch halb und ganz sinnlicher Empfindung, der die heiße, südliche Heimat dieser Kunstgattung verräth. Allerdings aber gewinnt sie besonders bei den Deutschen und demnächst bei den Franzosen, wie die Tonkunst überhaupt, nationalen Charakter. Die großen Tongemälde der „Zukunftsmusik" schafft ein reflectierender Deutscher; ob sie die Gegenwart überdauern, d. h. ob sie wirklich lebens- und entwickelungs-fähige Keime einer neuen Gattung des musikalischen Dramas seien, muß die Zukunft zeigen.

Zu Zeiten wird auch die Oper tendenziös, freilich nicht sowohl zum Nachdenken über Zeitfragen anregend, als zur lebendigsten Empfindung und Stimmung, welche desto näher an der raschen That steht. Desshalb ächtet die Furcht der herrschenden Parteien vor solchen Erregungen die „Stumme von Portici" noch ängstlicher, als Schillers Tell, und erbebt vor den Chorälen der „Huguenotten". Aber auch die Pietät eines royalistischen Orchesterdirecktors schmuggelte in der französischen Revolution in die Ouverture einer demokratischen Oper

die Melodie des rührenden Liedes: „Oh Richard, oh mon roi, l'univers t'abandonne!“ so wirksam ein, daß er die Wirkung seiner Improvisade auf die damaligen Gewalthaber nicht abwartete und während der Aufführung verschwand.

Das vorhin genannte deutsche Liederspiel in engerem Sinne, welchem das schon ältere französische Vaudeville (o. S. 462) zunächst verwandt ist, ist ein lyrisches Drama mit eingeflochtenen einfachen Liedern und Tonweisen, die dem Volke abgelauscht oder nachgeahmt sind. Sein neuerer Schöpfer und bester Vertreter ist der treffliche J. F. Reichard (vgl. u. a. Schletterer a. a. O. 132 ff. 226). Jedoch sind auch in Deutschland ältere Vorbilder vorhanden, weniger die meist ernsteren Volksschauspiele des 15 – 16. Jahrh. in Basel und an anderen Orten der Schweiz und Deutschlands, als die komischen „singets spiele“ von Jakob Ayrer in Nürnberg (starb 1605) und (ebendaselbst) einige Stücke von Hans Sachs (1494 – 1576) mit eingeflochtenen Gesängen und Tänzen (vgl. a. a. O. 32. 169 ff.).

Das Melodrama sucht den Eindruck dramatisch-lyrischer Rede und Declamation (nicht des gesungenen Recitativs) durch begleitende und eingeschobene Instrumentalpassagen zu verstärken, hat aber seit dem 18. Jahrh. — in welchem es (wenn auch vielleicht zuerst 1768 durch des berühmten Franzosen J. J. Rousseau „Pygmalion“ angeregt) in Deutschland durch tüchtige Komponisten (bes. G. Benda) einigen Raum gewann — sich fast ganz verloren und wird mehr nur in kurzen Stücken und in Einfügungen geschätzt, zu welchen auch Meister, wie Beethoven und C. M. v. Weber, ihre Kunst verwendeten; Näheres verzeichnet Schletterer a. a. O. 125 ff. 225 ff. Weit zahlreicher sind die verwandten Instrumentalcompositionen (Ouverturen, Zwischensätze u. dgl.) zu Schauspielen, auch Balladen (a. a. O. 129 ff. 226.) bis in neueste Zeit. Wirksam werden jene musikalischen Passagen auch jetzt öfters bei optischen Schaustellungen angewendet, wo die beiden verschiedenen Sinne harmonischer angeregt werden, als dort das Gehör durch die einander eher schwächenden als verstärkenden Tonfarben der redenden und der singenden oder klingenden Stimme.

Das bereits ebenfalls besprochene Ballet verbindet die dramatische Kunst mit denen des Tanzes und der Musik. Der Tanz geht zwar

weit über seine ursprünglichen Grenzen hinaus in das weite Gebiet der Pantomime, der Gebehrdenhandlung, läßt aber immerhin den jetzigen gänzlichen Mangel der Rede als eine Unnatur empfinden. Vielleicht dürfen wir diesen Mangel bei den verwandten mimischen Tänzen der roheren Völker, wie der Neger, der Orientalen, der neuaegyptischen Almes, aber auch der neufranzösischen polizeiwidrigen Cancantänzer und der gaditanischen (hispanischen) u. a. Tänzerinnen der entnervten und blasierten römischen Schwelger, dadurch rechtfertigen, daß diese Tänze (selbst vor diesem Publicum) unaussprechliche Dinge darstellen. Zu seiner Wirksamkeit bedarf das Ballett noch stärkerer scenischer und überhaupt sinnlicher Mittel, und überspringt leicht, selbst in seinen feineren Formen, die Linie des sittlich Schönen. Eine besondere Ausartung desselben ist das moderne Kinderballett. Als sinnigerer Bestandtheil und Zwischenspiel war der dramatische Tanz schon in dem antiken Schauspiel (S. 446 ff.) einheimisch, und später in der Oper. Die Franzosen emancipierten das Ballett im 18. Jahrh.; bald wetteiferten mit ihnen die Italiener, und jetzt besonders die Deutschen, doch nur in den großen Städten und vor einem Publicum, das der Volksbühne entwachsen ist.

Die Tanzkunst überhaupt ist, als rhythmische Bewegung, der Tonkunst nah verwandt und kann ihrer der Länge nach nicht entbehren, wie sie anderseits der Mimik angehört, schon der unbewusten des Kindes. Nicht geringer als ihre künstlerische Bedeutung und Mannigfaltigkeit ist die psychologische und die ethnologische. Eine vollständige ethnologische Kunstgeschichte müste ihr ein ausgedehntes Hauptstück widmen; wir begnügen uns, an den geeigneten Stellen ihrer mit wenigen Worten zu gedenken.

Der große Volksschauplatz der Spiele und Wettkämpfe, der Circus, wurde — wie wir schon o. S. 329 bei den Thierkämpfen erwähnten — durch die Römer zum Schauplatze wilder und zugleich feiger Unmenschlichkeit, welche die republikanischen und monarchischen Gewalthaber absichtlich in dem Volke pflegten. Göll hat in einer vortrefflichen Abhandlung im „Ausland" 1864 Nr. 1. 2. die Entmenschung und Entsittlichung durch das Gladiatorenthum, welcher selbst die besten und gebildetesten Römer nicht entgegenzutreten wagten, ja sich selbst

nicht ganz entzogen, im einzelnen nachgewiesen. Schon früh verbreiteten sich die Gladiatorenkämpfe über die romanisierten Länder Hispanien und Gallien und wurden von Alexanders d. G. Nachfolgern nachgeahmt, erst spät jedoch im eigentlichen Griechenland.

Aus Roms großem Circus ertönte einst der grauenvolle Lärm des wüthenden Kampfes von Menschen und Bestien und das Jammergeschrei wehrloser Opfer, wie der römischen Bürger, welche der Dictator Sulla zu Tausenden schlachten ließ, während er den zitternd horchenden Senatoren auf dem Kapitol seine Machtsprüche diktierte; dazu kam die Marter der Gefangenen und Sklaven auf den Schiffen der Naumachien (Schiffskampfspiele) und der den Bestien vorgeworfenen Juden und Christen. Die Gladiatoren, die Söhne geknechteter Völker, die zum Wechselmord im Spiele förmlich erzogen wurden, namentlich auf einer Art Hochschule zu Capua, hatten denn doch die freie Bewegung der Kraft; aber nur dem Sieger wurde das thierische Zujauchzen des Volkes zu Theil, dem Erliegenden dagegen dessen Hohn, selten Gnade und Mitlied. Sie selbst wurden dabei zu wilden Kampfthieren, von der Gewalt des blutigen Zeitgeistes erfaßt, welchem sie mit einer Art freien Willens sich selbst zum Opfer weihten. Mit welchen Empfindungen mögen sie ihrem kaiserlichen Mörder und Mordgebieter ihren Todesgruß zugerufen haben: Morituri te salutant! Ist diese todesmuthige Hingebung an die scheußlichste Willkür verwandt mit dem blinden Opfermuthe der Heere, die bei dem Befehle ihrer Kriegsherrn jede Zukunft vergessen, selbst den Instinkt des Raubthiers, das die Beute lockt? Der Assassine Syriens, der auf das Gebot des göttlich verehrten Herrn sich in den unmittelbaren Tod stürzte, fragte zwar nicht nach dem Grunde dieses Gebotes, hatte aber die sicher lohnende Zukunft im Jenseits vor Augen. Wir begegnen öfters in der Sittengeschichte (wie z. B. bei den Kreuzzügen, zumal der Kinder; bei den Umzügen der Tänzer, Geißler, Judenmörder des deutschen Mittelalters) einer unheimlichen Ansteckungskraft wilder Triebe und unsinniger Launen, deren Wesen die Pathologie des Seelenlebens zu ergründen hat. Roms Gladiatoren traten indessen auch mitunter von der Bühne auf den politischen Kampfplatz hinaus und wurden von den Häuptern der Bürgerkriege in diesen verwendet, vielleicht zu ihrer

eigenen Rachelust und Schadenfreude, weil sie nach jeder Seite hin ihre Tyrannen bekämpfen durften.

Jene Gräuel des römischen Circus haben unter Einfluß des Christenthums (313 n. C. durch Kaiser Constantins Verbot) aufgehört. Das Auftreten römischer Despoten als Künstler und Kämpfer vor dem Volke, ein unter die Gladiatoren aufgenommener elender Commodus, ein Tiger Nero, der seine wahnsinnige Eitelkeit als Zwischenspieler in dem blutbefleckten Circus zur Schau stellte, sind heutzutage undenkbar. Wohl aber bietet zu allen Zeiten bevorrechtete Selbstsucht dem Volke „panem et circenses", um es nicht zu dem Gefühle höherer Bedürfnisse und Ansprüche gelangen zu lassen. Mit ihr mischt sich ein höherer Beweggrund, wenn die modernen Caesaren Galliens dem kampf- und ruhm-begierigen Volke die siegreichen Kämpfe seines Heeres, das zugleich das kaiserliche Heer ist, im Circus und in der Galerie zu Versailles vorführen. Jedenfalls hat diese aufregende Zerstreuung des Volkssinns mehr Romantik, als die einschläfernde der früheren österreichischen Politik, die das Volk in die komischen Theater schickte, damit es nicht selbst eine Rolle auf der politischen Bühne spiele. Den höchsten Grad von Harm- und Gesinnungs-losigkeit haben unsere Gymnastiker und Reitkünstler erreicht, die mit gleichem Kunsteifer gestern in Kopenhagen die Siegsfeste der Dänen verherrlichen halfen und heute den deutschen Vertheidigern und Rächern der meerumschlungenen Herzogthümer zu Diensten stehn, wie ja auch die große Rachel mit gleicher Begeisterung bald die Marseillaise, bald legitimistische Hymnen vortrug, versteht sich, gegen gleichen Sold. Noch mehr Humor zeigten die von den Römern besiegten Völker in Gallien, Hispanien, Afrika u. s. w. durch das Behagen, mit welchem sie den römischen Circus, die Kriegsschule ihrer Sieger in ihre Mitte verpflanzen ließen. In Hispanien eiferte erst die christliche Geistlichkeit dagegen; duldsamer zeigte sie sich bei den späteren Stiergefechten, über welche wir oben S. 329 sprachen.

Zu dem Reiz der Bühne tragen die auftretenden Frauen nicht Wenig bei, verhältnismäßig am meisten in Circus und Ballett, in geistigerer Weise im eigentlichen Schauspiel, die Oper eingeschlossen. Aber von den frühesten Bühnen der antiken wie der modernen Völker

waren sie ausgeschlossen, und ihre Rollen wurden durch Männer gegeben. Anders war es bei den großen Kampfspielen der Griechen, bei welchen die sonst so abgeschlossenen Frauen nicht bloß zuschauen durften, sondern im Wagenrennen sogar mitspielen, was besonders die heroischeren aus Sparta und Makedonien thaten, jedoch mit männlichen Rosselenkern. Bei den Athletenkämpfen gestatteten die dorischen Gesetze, unsern Anschauungen zuwider, nur unverheirathete Zuschauerinnen. Im alten Rom wirkten Frauen und Mädchen bei den ausschließlicher religiösen Sekularspielen nur betend, opfernd und singend mit. Im Mittelalter durften die Frauen anfangs nicht einmal im geistlichen Schauspiel auftreten; zum ersten Male wurden in Metz im Jahre 1547 die Marien in einem Mysterium durch Frauen dargestellt. Erst 13 Jahre später wird ihnen die Bühne in Italien geöffnet, in England erst im 17. Jahrh. Für die Oper und den Gesang überhaupt setzte Italien dagegen an die Stelle der Frauen verstümmelte Männer, die bekanntlich auch in Frankreich und Deutschland Zugang fanden, eine Unsitte, die noch in unser Jahrhundert hereinreicht.

Es ist begreiflich, daß die Stellung der dramatischen Künstler in der öffentlichen Meinung, die zum Theile allerdings von ihrer eigenen Sitte und Sittlichkeit abhängt, den Frauen noch größere Schwierigkeiten bietet, als den Männern. Der Unterschied in den verschiedenen Ländern ist noch jetzt bedeutend; in Frankreich namentlich steht das sittliche und bürgerliche Ansehen der Schauspielerinnen noch auf weit niederer Stufe, als in Deutschland. Die Feindseligkeit der Kirche gegen den ganzen Stand dauert zwar noch überall einigermaßen fort, wird aber nachlassen, wenn auf beiden Seiten nicht mehr die Kaste sich über die rein menschlichen und bürgerlichen Schranken dort erhebt, hier hinaussetzt. Die Schauspieldichtung dagegen hat weder die Kirche noch das bürgerliche Sittengesetz den Frauen verwehrt; wir haben der sächsischen Nonne Hrotswitha in Gandersheim bereits o. S. 415 gedacht, und in unserer Zeit ist z. B. eine obersächsische Prinzessin als Schauspieldichterin bekannt. Im ganzen aber wenden sich die Dichterinnen weit seltener dem Schauspiel zu, als der Novelle.

Die in Deutschland und Frankreich seit dem 18. Jahrh. besonders häufigen Schauspiele für Kinder stehn zwar weit höher, als das vorhin S. 474 erwähnte Kinderballet und die Kinderbälle, und haben sogar in der Regel entschieden sittlichen Erziehungszweck, verfehlen ihn aber gewöhnlich, weil sie nicht in kindlichem Sinn abgefaßt sind und deßhalb diesen auch nicht befriedigen.

Das Wenige, was wir noch über einige Dichtungsarten zu sagen haben, knüpft sich an bereits früher angesponnene Fäden an, und mag sich mit den zerstreuten Äußerungen über gleiche und verwandte Gegenstände gegenseitig ergänzen.

Lyrik.

Die **Lyrik** ist so alt und so allgemein menschlich, wie die Lyra des Herzens, die Empfindung selbst. In antikem Sinne gehören zu ihr viele Dichtungsarten, die sowohl das Privatleben: Liebe, Wein, gesellige Freuden, zum Gegenstande haben, wie auch die gehobenen Stimmungen und Erscheinungen des öffentlichen Lebens (Hymnen, Paeanen, Prooemien, Epaenen, Epiniken). Die bedeutendsten Lyriker der Griechen sind der ionische Anakréon aus Teos (ἡ Τέως) in Kleinasien (500 v. C.), der sich auch bei Polykrátes auf Samos und in Athen aufhielt; die aeolodorischen, tiefer und leidenschaftlicher empfindenden: Alkmán, der freigelassene Sohn eines spartanischen Sklaven aus Lydien (633); Alkaeos und die Dichterin Sapphó aus Mitylene (600), letztere die Stifterin einer Schule dichtender Frauen aus verschiedenen Theilen Griechenlands. In den späteren griechischen Blumenlesen (Anthologien), besonders alexandrinischer Sammler, sind sehr viele schöne und sinnvolle Liedchen erhalten, meist von epigrammatischer Form und Bedeutung. Ausgezeichnet ist der „στέφανος“ (Kranz) der Syrers Meléagros aus Gádara (τὰ Γ.) in Koilosyrien (um 100 v. C.), den er aus eigenen und fremden Gedichten flocht. In unserer Zeit gab der Makedone Athanasios Christópulos aus Kastoria (1772 – 1847) seine musikalisch wohllautenden, in der gewöhnlichen Volkssprache geschriebenen lyrischen

Gedichte heraus, auch ein Drama (vgl. o. S. 471). Unter der wachsenden Zahl griechischer Dichter des 18–19. Jahrh. nennen wir noch den edlen Freiheitsdichter Konst. Rhigas aus Welestino in Thessalien (um 1753–97); die österreichische Regierung überlieferte ihn dem Märtirertode durch die Türken.

Nach griechischen Mustern bildeten sich die römischen Lyriker. Die ausgezeichnetesten waren C. Val. Catullus aus der Halbinsel Sirmio in Oberitalien (86–56 v. C.) und der hochgebildete Q. Horatius Flaccus, eines Freigelassenen Sohn aus Venusia in Apulien (65–8 v. C.). Karsten a. a. O. macht darauf aufmerksam, daß die meisten römischen Dichter ihre Jugendeindrücke nicht in der Hauptstadt empfiengen. Namentlich Horatius behielt den Hang zum Stilleben, ob er gleich sehr früh nach Rom kam und auch mehrere Jünglingsjahre in Athen verbrachte, wo er sich Brutus Schaar anschloß, in welcher er als tribunus limitum (Legionsoberst) in Makedonien und Kleinasien kämpfte. Gleichwohl wurde er nach der Entscheidung des Bürgerkriegs von Augustus hochgeehrt und Maecenas Freund. Seine vielseitige Thätigkeit als „fidicen lyrae Latinae" in ethischen, politischen, socialen Gedichten, in lyrischen und satirischen Tonarten entwickelte er erst nach jener bewegten Zeit von seinem 35. Jahre an bis an sein frühes Ende (im 57. Jahre). Durch die Griechen seiner Zeit und Vorzeit gebildet, wurde er weit Mehr als ihr bloßer Nachahmer. Auch hatte er in der Satira den älteren und rauheren Lucilius zum Vorgänger (S. 445); und ein Hauptgegenstand seiner Dichtungen ist das römische Leben seiner Zeit. Dagegen nahm er in den iambischen, lyrischen und satirischen „Epoden" den Parier Archilochos zum Vorbilde, den er in sittlichen Zwecken übertraf, wie Lucilius in Feinheit und wirklicher Humanität. Karsten schreibt seiner Satire das „sal Atticum" zu, nicht das „Italum acetum".

Zur Lyrik gehört in zahllosen Variationen das Volkslied in engerem Sinne, das wiederum ähnlich, wie Dorfgeschichte und Volksdrama, sich in den gebildetesten Kreißen der Gegenwart einbürgert. Den hohen Werth des Volksliedes aller Völker hat uns wohl zuerst unser Herder kennen gelehrt. In weiterem Sinne gehören zu ihm

auch die volksthümlichen Lieder unserer Kunstdichter, vorzüglich wenn sie eine Volksmundart als solche zum Organe wählen, wie dieß unter den schriftmäßig gebildeten Völkern so häufig geschieht. So z. B. in niederdeutschen Mundarten Dichtende von Jh. W. Jakob Bornemann aus Gardelegen (1767 – 1851) bis auf Klaus Groth aus Heide in Dithmarsen (geb. 1819) sammt seinen Nachfolgern; in oberdeutschen namentlich J. K. Grübel aus Nürnberg (1736 – 1809) und Jh. Ph. Hebel aus Basel (1760 – 1826). Ein reichhaltiges Verzeichnis deutscher Volksmundartendichter gibt H. Kurz in s. Geschichte der D. Nationalliteratur III 39 ff. Der Kölner Firmenich-Richarz hat eine Menge von Volksliedern aller germanischen Stämme in den Volksmundarten zusammengestellt, der Breslauer Kopisch italienische, die Deutschen Passow, Kind u. A. und der Franzose Fauriel neugriechische, der Deutsche Nesselmann und der Litauer Rhesa in Königsberg litauische, Wenzig böhmische u. s. w.

Das Volkslied hat mit Volksgeschichte und Volksdrama das Ursprünglichere, Reinmenschlichere der Empfindung gemein, ist aber weit älter und besitzt größere Verjüngungskraft. Wissen Dichter und Tonsetzer in unserer Zeit den rechten Ton zu treffen, so wird, in umgekehrtem Gange, das Erzeugnis der höheren Bildung vom Volke adoptiert. Ihr Lied hallt dann bald in Bergen und Wäldern wieder und wird selbst von dem Kinde nachgelallt, wie nur je ein Volkslied, lange bevor das Volk Schrift und Noten kannte. Zu dieser Verbreitung trägt, besonders in Deutschland und der Schweiz, Viel bei der Gesangesunterricht in der Volksschule und in den Singvereinen. Diese giengen hauptsächlich durch Pestalozzi von der Schweiz aus; der Deutsche Mainzer aus Trier (geb. um 1802) führte sie in Frankreich ein. Sie sind jetzt in der deutschen Diaspora aller Weltgegenden Mittelpunkte und Träger des deutschen Volksthums.

Als vorzugsweise lyrische Volksstämme dürfen wir wohl den germanischen und den litu-slawischen nennen; wir rühmten bereits die Keuschheit und elegische Zartheit des letzteren in seinen Liedern. Freilich läßt sich ein bestimmteres Urtheil über die Lyrik

der einzelnen Völker und Volksstämme erst durch tieferen Einblick eben in das gewöhnlich nur dem Gedächtnisse derselben, nicht ihrer Literatur, anvertraute Volkslied gewinnen, aus dessen Schätzen Vieles der schriftlichen Aufzeichnung durch Gebildete für immer verloren gieng und geht, während es immer mehr und rascher im Volke selbst verhallt. Wir müssen uns bei unserem ethnologischen Überblicke fast ausschließlich an den niedergeschriebenen Stoff halten. Da dieser, mit Einschlusse der Kunstdichtung, uns unendlich reicher bei den Völkern der neueren Zeit vorliegt, als bei den antiken, so müssen wir bei der Übersicht ihrer lyrischen Leistungen verhältnismäßig noch weit sparsamer verfahren, als vorhin bei den beiden klassischen Völkern.

Unter den alten deutschen Lyrikern ist der „vielseitigste, tiefste und männlichste“ (Goedeke) der Oberdeutsche Walther von der Vogelweide (12—13. Jahrh.). Seit dem 30jährigen Kriege haben viele Vereine, Orden und Schulen in verschiedenen Theilen Deutschlands die Lyrik und andre Dichtungsgattungen gepflegt, unter welchen die schlesischen des 16—17. Jahrh. und im Beginne unsers klassischen Zeitraums der Göttinger Hainbund die berühmtesten sind. Der oberdeutschen Meistersinger und der niederländischen Rederykers haben wir oben S. 414 gedacht. Wir verweisen für Weiteres auf die Handbücher unserer Literatur- und Bildungs-geschichte.

Unter den Lyrikern unserer Neuzeit stehn Goethe und Uhland unübertroffen da, so viele von unzähllichen auch selbständigen Werth haben. Schillers hoher lyrischer Schwung dagegen fand eine größere Zahl von Nachahmern und von Bewunderern, letztere selbst in Bevölkerungskreißen, denen das vollständige Maß der Bildung zu ihrem Verständnisse abgeht, wie wir für diesen großen Dichter im allgemeinen bereits angedeutet haben. Frd. Rückert aus Schweinfurth (geb. 1789), mehr Gnomiker als Lyriker, K. Aug. G. Max Graf Platen-Hallermünde aus Anspach (1796—1835), zugleich in hellenischer Form und Anschauung hervorragend, und Goethe selbst (Divan) verschmolzen die Dichtung des Orients mit der deutschen zur „westöstlichen“. Zu Schillers edelsten und reinsten Nachfolgern gehört K. Th. Körner aus Dresden (1791—1813), selbständig bedeutend durch seine kriegerischen Vaterlandslieder, deren Gesinnung er durch

seinen Tod besiegelte. Zu bemerken ist, daß König Ludwig von Baiern mehre fürstliche Vorgänger im Mittelalter hatte, sowohl deutsche wie slawische (vgl. u. a. Goedeke a. a. O. 72).

Unter den Niederländern des 16 – 18. Jahrh. nennen wir nur die berühmtesten, in verschiedenen Gattungen der Dichtung (wie auch der Prosa) thätigen: Pieter Corneliszoon van Hooft aus Amsterdam (1581 – 1647), durch Klassiker und Italiener gebildet; Jakob Cats aus Brouwershafen in Zeeland (1577–1660), einen muntern und sittlichen Dichter. Der tiefste und in den Gedanken wie in der Sprache eigenthümlichste war Joost v. d. Vondel, aus Köln gebürtig (1585 – 1679). Wie er, war auch der oben mehrmals genannte Bilderdyk in mannigfachen Dichtarten ausgezeichnet, namentlich in der Lyrik.

In England und Schotland mag die Lyrik am besten durch die zahlreichen Volkslieder vertreten sein. Nie veralten werden die, neuerdings oft (besonders in Deutschland) in Musik gesetzten, Liebeslieder des niederschottischen Naturdichters Robert Burns aus Ayshire (1759 - 96). Eine ausgezeichnete Dichterin war Felicia Dorothea Brown = Hemans aus Liverpool (1794 – 1835), deren Vater aus Irland stammte. Ebenso Thomas Moore aus Dublin (1779 oder 1780 – 1852).

Unter den Dänen erwähnen wir den vorhin genannten Ewald als feurigen Lyriker und als tieffühlenden Elegiker; als Volksliederdichter Claus Friman (1746–1829). Dänisch und deutsch dichtete in verschiedenen Gattungen (besonders der komischen Erzählung, auch des idyllischen Epos in „Parthenais“ u. s. w.) Jens Baggesen aus Karsöer auf Seeland (1764–1826).

Der gröste neuere Volksdichter Schwedens ist C. Mich. Bellman aus Stockholm (1740 – 95); sein bedeutendster Dichter überhaupt (Lyriker, Idylliker, Epiker) der edle und geniale Bischof Esajas Tegnér aus Kyrkerud in Wermland (1782–1846). Die „schwedische Sappho“ Hedwig Charlotte v. Nordenflycht (1718 – 63) hat später viele Nebenbuhlerinnen erhalten.

Der Einfluß der orientalischen Dichtung, welchen wir vorhin bei der deutschen nur beiläufig zu erwähnen hatten, äußert sich in stärkerer

Weise bei der der romanischen Völker, wesshalb wir diese erst nachher kurz verhandeln wollen. Wir machen erst noch einen Lauf durch Europa, in dessen Osten wir vorhin einen Augenblick die modernen Griechen an ihre Vorfahren anknüpften.

Die gröste Zahl erhaltener Volksdichtungen mögen unter den Slawen die Serben und die Böhmen besitzen, der gebildeten Dichter die Polen. Polnisch und lateinisch dichtete der Lyriker Jh. Kochanowski (1530—86). Von den neueren nennen wir Adam Mickiewicz und Jul. Ursyn Niemcewicz, den in Poesie und Prosa vielfach thätigen Sänger trefflicher Geschichtslieder. Von den älteren russischen Dichtern ist der Lyriker, Sinndichter und Erzähler Michailo Wasiljewitsch Lomonossow (1711—65) einer der bedeutendsten.

Die Literatur des kleinen Magyarenvolkes ist verhältnismäßig sehr reich. An der Spitze seiner Lyriker steht Mich. Vitéz (Csokonay) aus Debreczin (1743—1805). Die beiden Kisfaludy zeichnen sich aus: Alexander als Lyriker, Karl als Dramatiker; sodann Petöfi u. v. A. In schwungvollen politischen Volksliedern wetteifern in unserer Zeit die Magyaren mit den Polen.

Ein viel tieferes Weh, als das weiche der Liebe, tönt auch aus den Volksgesängen der britonischen Kelten, besonders der Kymren, noch ergreifender in den Tonweisen, als in den Worten. Es klingt uns wie das Heimweh des, täglich mehr vor der eindringenden fremden Bildung zurückweichenden, Volksthums nach seiner Vorzeit, wie der Nachklang jenes „britonischen Hoffens“ auf König Artus messianische Wiederkehr. Wir besprachen bereits oben S. 382 ff. diese Verknüpfung und überhaupt die Mischung der Lyrik mit dem geschichtlichen Heldenliede (das auch bei den Hellenen zu ihr gerechnet wird) bei den Kelten, Südslawen, Albanesen und den modernen Griechen. Das Heldenlied wird überall zum Volksliede, sobald es nicht blos von dem Sängerorden gesungen wird, wie ähnlich auch die Romanze und das Liebeslied des musikalischen Dramas, wenn es den früher angedeuteten Bedingungen genügt.

Aus Wonne und Weh getrennter und verbotener Liebe giengen die schönsten lyrischen Volkslieder hervor, die sich oft an bestimmte Geschichte und Sage anlehnen. Der semitische und überhaupt der

mohammedanische Osten erklingt von Jussufs und Zuleikas Liebesschmerz, während die derbe Einfachheit der jüdischen Stammsage in Joseph nur den tugendhaft Entsagenden preist und von seiner Liebe Nichts weiß, vielmehr ihr Gegentheil vermuthen läßt und dadurch sein Verdienst schmälert. Aber auch die Hingebung Judiths und Esthers geschieht nicht aus eigener Lust und Leidenschaft, sondern erscheint vielmehr als Aufopferung für Volk und Vaterland. Durch alle Zeitalter des jüdischen Volkes geht die Eindämmung der Sinnlichkeit durch die Schranken des Gesetzes und der Sitte, innerhalb welcher sie sich aber heiß genug entfalten darf. Ein altes Zeugnis ist das glühende, aber nicht frivole, Schir ha-Schirim, das hohe Lied des frauenreichen Königes Salomo von der schönsten seiner Schönen, das indessen noch den Reiz des Geheimnisses und des Verbotes durchschimmern läßt. Bekanntlich hat aus dem in frischester Jugendfülle blühenden, von Sehnsucht des Herzens und der Sinne erfüllten Paare die sinnenlose und sinnlose Symbolik christlicher Asketen geschlechtslose Ideen gemacht, mit welchen wiederum fromme Lüsternheit ihr Frevelspiel trieb.

Unter den arabischen Lyrikern und Elegikern vor und zu Mohammeds Zeit zeichnet sich auch Alchansâ aus, „die berühmteste Dichterin Arabiens", wie sie Th. Nöldeke nennt, die ihre gefallenen Brüder elegisch besang. Unter diesen nicht zahlreichen Reliquien des vormohammedanischen Arabiens finden sich auch einige von jüdischen Dichtern aus den einst blühenden fleißigen und wehrhaften Kolonien bei Jathreb (Medîna), welche der Islam bald nach seinem Beginne erdrückte. Der zartfühlende Motanabbi aus Kufa (916–965 n. C.) gehört zu den Lyrikern der mohammedanischen Araber.

Unter den persischen Lyrikern ist allbekannt Schems ed-din (d. i. „Weltsonne" arabisch) Mohammed Hafiz aus Schiraz (gest. 1389 n. C.); der letzte bedeutende war Mewlana Dschami (1410 bis 1492).

Nicht ohne arabische Einflüsse bildete sich auch im Mittelalter der lyrische Minnesang der Provenzalen aus, der einst einen Theil Europas, zumal des romanischen, beherrschte. Zu den provenzalischen Dichtern gehören die sprachverwandten katalonischen. In provenzalischer Sprache dichteten aber auch andre Romanen und

sogar Engländer. Die gebildeten „Troubadours", in Languedoc „Troubaires", welchen die nordfranzösischen „Trouvères" entsprachen, verdrängten den Bänkelsang und die Possen der „Jongleurs" (joculatores). Aber ihre Kunst und der ganze Volksgeist wurde durch Ketzerrichter unter ihnen selbst verderbt, besonders durch den berüchtigten Bischof Fouquet von Toulouse (gest. 1231). Dazu brachte der Hof von Anjou nordfranzösische, der päpstliche Hof von Avignon italienische Sprache in die Provence. Vergeblich versuchten Dichterwettspiele, besonders zu Toulouse, eine volksthümliche Restauration. Die Katalonen (Katalanen) aber sangen bis ans Ende des 15. Jahrh., u. a. die Könige Peter III. von Aragon (gest. 1285) und Fridrich von Sicilien (gest. 1326); ihr berühmtester Dichter ist Ausias March von Valencia (gest. 1450).

In den Königreichen Spaniens wurde seit dem 12. Jahrh. viel in den einheimischen Sprachen, sowie in der provenzalischen, in Navarra auch in der nordfranzösischen Sprache gedichtet, namentlich von Königen und anderen Vornehmen. Vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich in portugiesisch-galicischer Sprache dichtete, weniger lyrisch als religiös, auch elegisch und gnomisch, Alfonso der Weise (starb 1284 oder 1282), der gelehrte König von Spanien, der von deutschen Kurfürsten zum Kaiser gewählt wurde, aber dieser Krone entsagte. In Portugal bildete gegen Ende des 13. Jahrh. König Dionys (Denis) einen großen höfischen Dichterkreiß. Angebliche Reste früherer Dichtung weist die Kritik zurück; vgl. Fr. Diez, Über die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie (Bonn 1863). Im 16. Jahrh. verband sich in Spanien mit dem „stets vorwaltenden christlich-europäisierten Orientalismus" der Poesie (Wachler) italienischer Classicismus vorzüglich durch Juan Boscán Almogavér (—ár) aus Barcelona (gest. um 1543), des Venezianers Navagero Schüler; und durch seinen, in elegischer Innigkeit ihn übertreffenden, Freund Garcilaso de la Vega aus Toledo, der sich in seinen Sonetten Petrarca, in Hirtengedichten Vergilius und dem S. 430 erwähnten Sannazaro anschloß. Spanisch und portugiesisch zugleich schrieben die Portugiesen Franc. de Saa de Miranda aus Coimbra (o. als Dramatiker genannt) und Jorge de Montemayór aus Montemór (um

1520 bis um 1562), auch Romandichter, ihre lyrischen u. a. Dichtungen. Im 16–17. Jahrh. zeichnen sich in Spanien als Lyriker die Quevedos aus, besonders der als ethischer Satiriker und als Humorist noch berühmtere, beim Romane erwähnte Franc. de Quevedo y Villegas. Im 17. Jahrh. schrieb viele Sonette, auch Dramen, eine mexicanische Nonne Juana Inez de la Cruz.

In Italien bildete sich die höfische Dichtung, wiederum unter einiger arabischer, aber weit stärkerer französischer Mitwirkung aus. In der Lombardei waltete früher provenzalische, am Ende des 13. Jahrh. nordfranzösische Sprache und Dichtung; letztere auch am normännischen Hofe von Sicilien, von dort aus weiter wirkend. Zwar in Frankreich, aber am italienischen Hofe von Avignon gebildet war der berühmteste italienische Lyriker, Francesco Petrarca aus Arezzo (1304–74). Lorenzo de Medici (gest. 1492) förderte, auch persönlich mitwirkend, die nationale Dichtkunst. Zu den Petrarchisten gehörten auch Geistliche, wie Cardinal Bembo aus Venedig (1470–1547).

Die raffinierteste Poetisierung der Lust an der Stelle der Liebe kommt vorzüglich bei verbildeten Romanen und Germanen vor. Charakteristisch genug hat ein deutscher Liederdichter die Grundsuppe des kastalischen Quells in idealistischer Läuterung als naive „Empfindsamkeiten der sinnlichen Liebe" auch dem ästhetisch Gebildeten genießbar zu machen gesucht, unverhüllter, aber weniger unrein, als lange nach ihm der oben erwähnte Franzose Feydeau, ernsthafter, als der Italiener Casti. Der deutsche Romandichter Heinse (s. oben S. 435) ist zwar ein Lüstling, aber zugleich ein plastischer Kunstliebhaber. Die jungdeutsche Schule wollte in der Blüte ihrer sündigen Jugend die Emancipation des Fleisches naturrechtlich begründen. Bei diesen Kunstdichtern ist also immer ein Schatten absichtlicher Veredlung des baaren Triebes vorhanden, welchen die unverhüllte Rohheit des Satyrs in romanischem und germanischem Pöbel verschmäht, jedoch immer noch in Reim und Tonweise faßt.

Welches Volk hat je die Liebe besungen, aber den Wein nicht? — vorausgesetzt, daß es ihn kannte, wenn er ihm auch verboten war, wie dem mohammedanischen Perser Hafiz. So mancher arme Dichter

freilich besingt den edlen Rheinwein nur voll Ahnung statt der Erinnerung, und hofft ihn erst von irgend einem mitleidigen Zuhörer zu ersingen, der seinem Gesang die Trockenheit anmerkt. Gewis aber ist Clotar mit seinem Gesange: „Des Sängers Trank ist Wiesenquell!“ eine weit seltenere und originellere Natur, als seine Kunstgenossen, die nur in den Südländern den besungenen Wein mit Wasser mischen, aber selbst dann letzteres für zu ungereimt halten, um es im Liede mitzupreisen. Wir unsers Theils möchten nicht einmal die Liebe bei oder mit dem Weine besingen, freilich aber aus umgekehrtem Grunde, weil nämlich der Äther der Liebe sich leicht in dem schweren Dunste der Weinbegeisterung verflüchtigt. Aphrodite Urania ist nie mit Bakchos in vertraute Bekanntschaft gekommen.

Aber wir erkennen Letzteren an sich, und selbst den phlegmatischeren Gambrinus, dessen gleichwohl beseelende Kraft wir S. 228 bei der Besprechung der Volksgetränke priesen, das Recht und die Würdigkeit zu, bedichtet und besungen zu werden. Nur der Fuselgeist entbehrt ganz dieses Ehrenrechtes; wir kennen zwar deutsche Verse für Schnapssäufer, glücklicher Weise aber nur zum Hohn auf jene „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“, deren völkerverderbende Gewalt wir am angeführten Orte schilderten.

Das ursprünglich meist einstrophige, vermuthlich oft improvisierte, angeblich von Térpandros aus Ántissa auf Lesbos 650 v. C. eingeführte, lyrisch-epigrammatische Skolion der alten Hellenen, den Rundgesang beim Mahle, haben am wenigsten die Deutschen vergessen. Nur artete bei ihnen noch leichter, als das Liebeslied zur Zote, das gesungene Trinklied zum gebrüllten Saufliede aus. Das Wüsteste in Wort, Gesang und That leistete in diesem Fache das Burschenthum gerade der höchsten Bildungsanstalten. Die Bildung der neuesten Zeit, insbesondere die des Gesanges in Vereinen, drängt auch diese Rohheit immer mehr zurück. Indessen kann auch der Deutsche mehr Weingeist vertragen, ohne allen übrigen Geist dadurch zu verlieren; und der Dichter in der lateinischen Anthologie, welchem das laute „drincan“ der Goten geradeso, wie den Italienern das trincare, den Franzosen das trinquer der übrigen Deutschen, „saufen“ bedeutete, hätte einen würdigeren Gegenstand seiner Ereiferung

in der Völlerei der späteren Römer gefunden. Die sinnigeren Wein- und Bier-grüße und -segen des 16. Jahrh. in Deutschland sind gewis die Nachkommen verhallter Sprüche und Verse aus weit älterer Zeit.

Die Freuden des geselligen Lebens erhöhte auch das Tanzlied, das jetzt nicht mehr so häufig statt und mit Instrumentalmusik den Tanz begleitet, wie in grauer Vorzeit in Assyrien, Babylonien, Aegypten u. s. w. Der Tiroler Oswald v. Wolkenstein (1367 bis 1445), über welchen sein Landsmann Beda Weber in unserer Zeit gute Monographien schrieb, hat unter seinen ungemein vielseitigen Gedichten auch Tanzlieder gegeben, von welchen, wenn wir nicht irren, auch die Tonweisen erhalten sind. Unser Ballade (von ballare tanzen) hat sich vom Tanze getrennt. Doch hören wir z. B. bei den deutschen Bauern der Wetterau noch geschichtliche Balladenstücke zu bestimmten Tanzweisen gesungen, wie zu dem „Zweitritt" den Vers:

„Ihr Bürger, schließt die Thore zu!
Die Stadt gehört dem Kaiser zu!"

Balladen im heutigen Sinne kommen seit dem 14. Jahrh. namentlich auch bei den Engländern und Niederschotten häufig vor. Der modernsten Textdichtung zu Tanzweisen haben wir S. 376 ff. gedacht.

Satire und Gnomik.

Zu der vielgestaltigen satirischen Dichtung, der wir bereits mehrmals begegneten, gehört auch das Spottlied des Volkes, das jedenfalls älter ist, als die Satire der Kunstdichtung in Lehrgedicht, Fabel, komischem Drama und Roman. In Griechenland ist die satirische Dichtung unsers Wissens zuerst vertreten in epigrammatischer Form durch die ethischen Jambendichter Archilochos aus Paros (um 715 v. C., Horatius Vorbild S. 479), Simonídes aus Ámorgos (666) und Hippônax aus Ephesos (um 540). Aristophanes u. A. nannten wir bei dem Drama.

Die ältesten römischen Satiriker waren die, oben als Epiker und Dramatiker erwähnten, Dichter Cn. Naevius und Qu. Ennius.

Das römische Kaiserreich bot Stoff in Fülle für die strafenden Satiriker. Sehr gut schildert Karsten (a. a. O. 17 ff.) Horatius Zeit von diesem Standpunkte aus. Viele angesehene Männer waren durch das Schwert weggerafft, andere verbannt. Einst angesehene und wohlhabende Bürger hatten Glückskindern Platz gemacht, begüterte Landleute ihren Besitz den Soldaten des Siegers überlassen müssen. Der Erniedrigung und Armut gegenüber brüstete sich zügellose Verschwendung. Die öffentliche Sittlichkeit war vor allen bei den höheren Klassen tief gesunken, zumal die eheliche Treue; Geldgier und Gewinnjagd theilten sie mit den niederen. In Rom selbst zeigten sich die stärksten Gegensätze. „Da gewahrte man einen Obersten, vor wenigen Jahren erst als Sklave nach Rom gebracht, nun mit seinen Schimmeln über die via Appia trabend oder im weiten Staatskleide auf der via Sacra wandelnd und von seiner Höhe auf Andre niedersehend. Dort einen von einem Dienerschwarme begleiteten Hoffänger, der in wenigen Tagen Schätze gewann und vergeudete. Da wieder einen Pamphletschreiber, der Jeden angriff, von dem er keine Rache zu fürchten hatte. Hier ein Stoiker mit langem Gesicht, der, seit er sein Vermögen durch Liebhabereien und Alterthümeleien verloren, den Philosophenmantel umgehangen hatte und jetzt als Sittenrichter auftritt. Dort ein Epikuräer, der die Gastronomie als eine Wissenschaft dociert. Endlich ein Heer von Glücksrittern, unter welchen diejenigen, die auf Erbschaften alter Freier und Freierinnen Jagd machten, nicht die unglücklichste Rolle spielten, sowie unter dem weiblichen Personal die Kupplerinnen und Giftmischerinnen.“ Da war es, setzen wir hinzu, „difficile, satiram non scribere!“; und solche Zeiten kehren in der Geschichte öfters wieder.

Die bedeutendsten römischen Satiriker sind folgende. Vor allen eben Horatius, dessen feine Bildung auch seine Satiren beseelt, wie wir bereits vorhin bei der Lyrik bemerkten. Der (stoische) Philosoph und Lehrer Neros L. Annaeus Seneca aus Corduba in Hispanien (2–65 n. C.), welcher Kaiser Claudius Aufnahme unter die seligen Kürbisköpfe feierte (ἀποκολοκύντωσις). Petronius Arbiter aus Massilia in Gallien, ebenfalls unter Nero, der ein oder zwei Jahre nach Seneca durch freiwilligen Selbstmord starb, wie dieser durch

befohlenen. A. Persius Flaccus aus Volaterrae (34–62 n. C.), ein stoischer Idealist. Der derbe und scharfe Rhetor Dec. Jun. Juvenalis aus Aquinum (geb. 38 n. C.). Auch der ebensowenig prüde Epigrammatiker M. Valer. Martialis aus Bilbilis in Hispanien (40–101 n. C.).

Das satirische Volkslied besingt, bald kürzer bald länger, einzelne Personen wie ganze Gemeinden und Ortschaften des eigenen Landes, und als zahmerer Träger des Nationalhasses auch ganze Nationen. Nicht bloß die privilegierten Krähwinkel sind seine Gegenstände, sondern auch das Nachbardorf, dessen Zopf der Sänger immer eher bemerkt, als seinen eigenen. Auf der Insel Rügen singt oder recitiert die niederdeutsche Bevölkerung ein geographisches Spottregister ihrer sämmtlichen Wohnorte.

Im allgemeinen ist der Spott des singenden Volkes harmloser, aber auch sittlich unbedeutender, als die Satire des gebildeten Volksfreundes, der sein Volk mit Schmerz und Zorn in Gebrechen und Verbrechen versinken sieht. Die Mitte zwischen Beidem halten die Capucinaden (S. 368), die deklamierte Satire des Österreichers Megerle (S. 373), minder burlesk auch die niederdeutsche, mit ernsthaftem Hochdeutsch gemischte Predigt Sackmanns. Politische Capucinaden finden wir namentlich in Schillers Wallenstein; in des Benediktiners Beda Weber Parlamentsreden in der Paulskirche zu Frankfurt a. M., deren öfters treffender Witz dem der italienischen Urcapucinade (a. a. O. bei der Kanzelrede) weit überlegen, aber auch nicht so harmlos und unbewust ist, wie diese; seine Genossen und Nachahmer in kirchlichen Vereinen können wir übergehen.

Ein viel tieferes und edleres Gefühl spricht aus dem zornigen Schmerze der jüdischen Vaterlandsfreunde und priesterlichen Seher Jeremias und Jesaias, der bisweilen auch die Waffe der Satire ergreift. Ebenso aus deutschen Liedern während der napoleonischen Kriege — um Weniges aus Vielem zu erwähnen.

Die Satire tritt auch sehr häufig in prosaischer Form auf, wie z. B. in den eben erwähnten Reden, in Briefen, prosaischen Romanen und Lustspielen u. s. w. Zu den bekanntesten Satirikern der neueren Zeit gehören u. a. folgende. Der französische

Franciscaner und Züchtiger seiner geistlichen Zunftgenossen Frnç. Rabelais aus Chinon in der Touraine (gest. 1553), dessen genialer Roman „Gargantua und Pantagruel" (s. o. S. 399. 432.) durch Jh. Fischart aus Mainz in Deutschland eingebürgert wurde. Die Stiefbrüder Boileau: Gilles aus Paris (1631 – 69) und besonders Nicolas B. Despréaux aus Crône bei Paris (1636 – 1711). Der beim Roman erwähnte Paul Scarron aus Grenoble (s. oben S. 432). In Großbritannien finden wir u. A. Jon. Swift aus Dublin (1667 – 1745 s. o.); Sam. Johnson aus Lichfield (1709 – 84), der auch gelehrter Kritiker war und den Roman „Rasselas" schrieb. Hierher gehört auch der satirische Zeichner und Maler W. Hogarth aus London (1697 – 1764), dessen Bilder mit gleicher Genialität der Naturkundige Gg. Chph. Lichtenberg aus Oberramstadt im Gh. Hessen (1747 – 99) kommentierte. Nicht genial, aber besonnen war Gottlieb W. Rabener aus Wachau bei Leipzig (1714 – 71); weit geistreicher der Mathematiker und Epigrammatiker Abr. Gotthelf Kästner aus Leipzig (1719 – 1800). Der deutsche Jude Ldw. Börne aus Frankfurt a. M. (1786 bis 1837) war mehr Kritiker und tief fühlender Sittenrichter, als Satiriker. Der Däne Holberg (s. S. 467 beim Drama) war auch Satiriker.

Das zur Satire gehörende Pasquill verdient ursprünglich nicht den bösen Namen, den es durch Ausartung in Form und Inhalt bekommen hat. Bekanntlich hat es den Namen von einer Bildsäule in Rom, welcher man in oder vor dem 16. Jahrh. den Namen eines witzigen Schneiders Pasquino beilegte, und an die man lateinische Distichen, später auch italienische Sprüche, Fragen und Antworten zwischen ihm und seinem Gegenüber Marforio anheftete. Diese Sprüche waren gewöhnlich ebenso kurz wie treffend, und geißelten namentlich die politischen und kirchlichen Herrscher und Sünder.

Das kürzere Spottgedicht gehört zu dem Sinngedichte (Epigramm, Gnome), ebenso der prosaische Sinnspruch oder das Sprichwort, dessen lakonische Form immer gerne eine rhythmische Beimischung annimmt. Ferner auch das Räthsel und das, häufig länger ausgedehnte, Gleichnis (Parabel, παραβολή, woher die

romanische parola und palavra für Wort überhaupt) nebst der noch ausführlicheren Allegorie (ἀλληγορία, die scheinbar Anderes ausspricht, als was sie meint).

Diese gnomische Rede und Dichtung ordnet sich der didaktischen, der Lehrdichtung unter (bei den Griechen der elegischen, s. nachher), entspringt aber unmittelbarer dem Volksgeiste, und zwar jedwedem. Wohl aber haftet sie vorzugsweise an bestimmten Volksstämmen, und wird ferner durch die Volksstimmung auf gewissen Bildungsstufen und unter geschichtlichen Einflüssen gefördert.

Die semitische Völkerfamilie verdient vielleicht, wie S. 441 erwähnt, hier die erste Stelle, namentlich Araber und Juden. Eben auch die beiden „Testamente" der Bibel sind überreich an „Sprüchen". Den grösten Schatz gnomischer Lebensweisheit in Jesus Sirach hat nur die kanonische Unweisheit der englischen Bibelgesellschafter aus dem Kanon der Bibel verwiesen; sie dulden nicht einmal die Citate der Parallelstellen aus den Apokryphen in der lutherischen Übersetzung. Auch die späteren jüdischen Schriftsteller zeichnen sich durch sinnreiche Sprüche aus. Die älteren Männer unter den heutigen Juden in Deutschland haben für unzählliche Lebensverhältnisse und Zufälle einen hebräischen oder talmudistischen Spruch zur Hand. Selbst der „Judenwitz" überhaupt bezeugt die stammliche Anlage, hat aber auch einen andern Faktor: das Schicksal des Volksstammes, das ihm oft als einzige Waffe gegen die witzlose Brutalität der Übermacht den Witz ließ.

Das Epigramm der Griechen, am besten das älteste (s. vorhin bei der Satire) von Archilochos bis Simonides, aber noch unter römischer Herrschaft blühend, bildet Inschriften und Denkzeichen jeder Art, spricht im kleinsten Umfang einen gefälligen oder bedeutenden Gedanken aus und verewigt auch große Thaten (G. Thudichum a. a. O.). Die Griechen nannten zuerst ihre Elegiker Gnomiker, wegen ihres sinnspruchartigen Wesens. Wir haben den musikalischen Vortrag der alten Elegie (ἔλεγος m. ἐλεγεία sc. ᾠδή f.) S. 375 angeführt. Ihre älteste Form, das Distichon (zweizeiliges Epigramm) hieß auch „das elegische" (το ἐλεγεῖον), eine für mehrere verbundene auch im Plural übliche Benennung; sein Gebrauch als Inschrift veranlaßte die gleichbedeutende Benennung „Epigramm" (ἐπίγραμμα n.) Die

lyrische Elegie der Jonen hatte Lebensgenuß, sowie ethische und politische Beziehungen zum Gegenstand; erst seit Simonides aus Keos (starb 496 v. C.) auch Trauer und deren Trost, die uns geläufigste Bedeutung. Schon vor dem berühmten Tyrtaeos aus Athen (647) sang Kallinos aus Ephesos (vor 700) patriotische und kriegerische Elegien; auch der große Solon (594) dichtete nicht wenige patriotische und ethische Elegien und Jamben.

Der beste römische Elegiker ist der anmuthige und gefühlvolle Albius Tibullus aus Rom (um 30 v. C.); nächst ihm der leidenschaftlichere, jedoch korrekte Umbrier S. Aur. Propertius aus Hispellum (starb 15 v. C.), der mehr nur nach den (uns verlorenen) Elegien der Griechen Kallimachos und Philêtâs dichtete. Auch der aus Gallien stammende Corn. Gallus, soviel wir wissen, denn die ihm zugeschriebenen erhaltenen Elegien sind wahrscheinlich weit späteren Ursprungs; er war Statthalter von Aegypten unter Augustus, dessen Ungnade (27 v. C.) ihn zum Selbstmorde trieb. Auch Ovidius schrieb mehrere elegische Gedichte, wie auch sein Freund C. Pedo Albinovanus.

Das attische Salz der Rede überhaupt ist bekannt. Das griechische Orakel entschied durch seine Göttersprüche (Theopropien u. s. w., auch ihrer Form wegen „Hymnen“ genannt) oft noch gewichtigere Angelegenheiten, als die Sprüche der semitischen Seher, namentlich politische. Die neueste Zeit vernimmt ähnliche aus dem kaiserlichen Orakel zu Paris, dessen Chresmologen stets bereit sind, die dunkeln Sprüche mit Donnerstimmen auszulegen. Dagegen hat der den Franzosen mit den Griechen gemeinsame Hang zu Witzelei und Spöttelei sich in neuerer Zeit zum gedankenarmen Wortwitze der Calembourgs erniedrigt, und die verbreitete Species der deutschen Affen ahmt ihn nach.

Desto größere Ehre macht den Deutschen die Nachahmung des griechischen Epigramms, des elegischen Distichons, jedoch mehr nur bei den Meistern des Weimarer Zeitraums und bei Platen, welche denn wieder viele Neuere nachahmen. Thudichum a. a. O. sagt u. a.: „Viele der neuen antikförmigen Gedichte haben hinlängliche Glätte — denn auf sie wird ein besonderer Werth gelegt —, aber an Gedanken

und Empfindung sind sie blaß und farblos." Übrigens ist der deutsche Volksgeist sehr zum Sinnspruche aufgelegt, vielleicht am meisten der sächsische mit Einschlusse des englischen. Viele Zeugnisse umfaßt die Literatur des Mittelalters und besonders des 16. Jahrh., theils zerstreut, theils in Sammlungen, die in neuester Zeit mit verdienstvollem Fleiße auch unmittelbar aus Volkes Munde niedergeschrieben werden. Die Spruchdichtung der skandischen Germanen ähnelt häufig durch ihre Anlehnung an Götter und Walkürien den griechischen Theopropien. Unter den deutschen Gnomikern der neueren Zeit glänzt vor Allen (S. 481) Friedrich Rückert, der Osten und Westen aller Stämme mit deutschem Geiste beherrscht und fast so freigebig mit den gesammelten und geschaffenen Schätzen ist, wie der Spruchdichter Heinrich der Teichner (14. Jahrh.), von welchem etwa 70,000 Verse erhalten sind.

Eine Menge in Westeuropa umlaufender, jetzt immer seltener gebrauchter, lateinischer Sprichwörter ist nicht altrömischen Ursprungs, sondern entstand in den lateinisch redenden Schulen einer späteren Zeit, vorzüglich in Italien. Manche derselben haben ihren weit älteren biblischen Ursprung vergessen, wie z. B. das allbekannte „pulvis et umbra sumus!“ dem doch wohl das hebräische „sochar ki ophar anachnu!“ zu Grunde liegt. Die medicinische Schule von Salerno setzte namentlich diätetische Regelsprüche in Umlauf.

Bei sehr vielen Sprichwörtern und spruchähnlichen Redensarten weiß der Redende nur, Was sie meinen, nicht Was sie wörtlich besagen, durch welche Gedankenverbindungen (Ideenassociationen) und Gleichnisse sie entstanden, und auf welche Thatsachen und oft an sich ganz kleine und unbedeutende Anekdoten aus der Geschichte einzelner Menschen und ganzer Völker sie sich großentheils beziehen. Die Erforschung solcher geschichtlicher Grundlagen und namentlich auch des Weges, auf welchem viele Sprüche von einem Volke zum andern gelangten, wirft Streiflichter auf die Abstammung, die Schicksale, Wanderungen und Berührungen der Völker.

Eine der ältesten und verbreitetesten Spruchformen ist das Räthsel. Die Sphinx der Griechen (Phix der boeotischen Sage) ragt noch heute aus dem Sande eines älteren Bildungsbodens

hervor, aus welchem so manche mystische Strömung in die hellenische wie in die jüdische und später in die christliche Welt eindrang. Die zahlreichen Räthsel der deutschen Bauern und Kinder mögen zum Theil noch aus der Zeit des Singerkriegs auf der Wartburg stammen und noch aus älterer. Jene Sprichwörtersammlungen der neuesten Zeit enthalten deren viele. Bei nicht wenigen ist, wie bei den Sprichwörtern, nur die Lösung, nicht der Ursinn, erhalten; manche sind von Geburt an sinnesarmes Geklingel und Geklapper. Reimräthsel verschiedener Gattung waren die Würze deutscher Kalender, Almanache und Zeitschriften, werden aber nicht mehr sonderlich gesucht. Die neue Zeit hat keine Zeit, mit Räthseln zu spielen.

Voll heimlichen Werthes für die Völkerkunde ist eine besondere Gattung von Sprüchen und Reimen: die Kinder-sprüche und -liedchen, zu welchen auch die Kinder- und Ammen-liedchen, nursery-rimes der Engländer, gehören. Seit unvordenklicher Zeit werden sie von Mutter oder Wärterin dem Kinde, und von diesem selbst bei Spielen und gewissen Geschäften gesungen, wie z. B. in Deutschland beim Ausschälen der weidenen Pfeifchen, beim Abzählen für Spiele, beim Ringelreihen, beim Fliegenlassen der Maikäfer, bei der Ankunft der Störche u. s. w. Sie reichen nicht bloß durch viele Zweige, sondern auch durch viele Zeiträume des Volksstamms. Wir kennen viele derselben, die z. B. vor hundert Jahren im sächsischen Holstein gesungen wurden, wie noch heute, und weit davon in der Wetterau, in deren Mundart noch die letzten sächsischen Laute nach dem Mainland hin mit vorwiegend oberdeutschen gemischt erklingen. Allerorts erhalten sich darinn alterthümliche Ausdrücke, die von den recitierenden Kindern selbst nicht mehr verstanden werden. Auch geschichtliche Erinnerungen kommen vor, wie an Glück und Unglück der Vorzeit, z. B. „Pommerland ist abgebrannt" u. s. w.

Festgesang.

Zu der mehrfach erwähnten religiösen Dichtung gehört, als ihre volksthümlichste Art, die religiöse Hymne, das Kirchenlied; wir haben den griechischen „Hymnos", der vorzugsweise, nicht ausschließlich,

den häufig mit der Kithara begleiteten Gesang zum Preise der Götter bedeutet, entmannt und zum Feminin gemacht. Er wurde zur Lyrik gerechnet, zu welcher im Grunde auch das Kirchenlied gehört, und ist ursprünglich gleichbedeutend mit der Ode (ᾠδή, ἀοιδή) d. h. Lied überhaupt, gilt aber zunächst für den Festgesang, der, wie die Götter, auch die Heroen und die Sieger in den großen Spielen feiert; auch noch einige andere Bedeutungen kommen vor. Sein gröster Meister war Pindaros aus Kynós-kephalái bei Theben in dem sonst als roh verschrienen Boeotien (um 490 v. C.), der jene großen Wettspiele der Griechen verherrlichte.

So verschieden auch in seinen Äußerungen, bleibt es der selbe Geist, der die Processionen der alten Inder wie der christlichen Europäer u. s. w. mit Sang und Klang begleitet, der in Pagoden, Tempeln, Synagogen, Kirchen und Moscheen den musikalischen Tonfall und Klang zum Worte fügt. Dabei wird der bestimmte Sinn des Wortes nicht immer durch die Kunst verstärkt, sondern oft in der, durch sie gehobenen, allgemeinen Stimmung der Seele vergessen, wo er auch nicht an sich schon durch die fremde oder antike Sprache dem Volke völlig unverständlich wird.

Viele schwärmerische oder dogmatische Kirchenlieder der neueren Zeit sind nur der Ausdruck eines der Mehrzahl abhanden gekommenen Glaubens und Gefühls bei dem Einzelnen, wenn nicht absichtliche Kunstdichtung, wie wir sie auch zur Zeit des sinkenden Hellenismos in den „archäologischen Hymnen" des Kyrenäers Kallimachos finden, der unter Ptolemaeos Philadelphos in Alexandria lebte und in ionischer und dorischer Mundart dichtete. Tief empfunden dagegen ist unsers Schillers elegischer Hymnos auf „die Götter Griechenlands".

Jenen verlorenen Sinn der Hymnen und Liturgien sollte dann später die Predigt ersetzen. Die religiöse Eigenthümlichkeit der gesammten Kirchenmusik ist häufig mit der volklichen verschmolzen, wie z. B. in vielen katholisch-romanischen Kirchengesängen, und anderseits in dem böhmischen und germanischen Choral der Reformation seit Huß, der aber wiederum einfach große Klänge der christlichen Vorzeit, welche den Reformatoren vorschwebte, in sich aufgenommen und erhalten hat. In einem Kreiße, der die älteste und reinste Form

der altchristlichen Gesänge zu gewinnen suchte, erhielt die des ambrosianischen Hymnos aus der modernen Zarenstadt an der Newa den Preis. Die Geschichte der Tonkunst hat zu erkunden, woher der Unterschied des Vortrags in der katholisch-griechischen Kirche kommt, des näselnden der Griechen von dem volltönenden der Russen. Der früher (wieweit, s. u. bei der Geschichte der Musik) einstimmige Choral der deutschen Protestanten wird immer mehrstimmiger, und schon schließen sich ihm mannigfaltiger gestaltete Liturgien und Messen an, die allerdings auch im Anfang der Reformationszeit aus dem Romanismus mit herüberkamen, aber jetzt durch die augenblickliche theils künstlerische, theils katholisierende Richtung in gewissen Kreißen begünstigt werden. In katholischen Ländern, zumal Italien, dagegen treibt die Oper Tauschhandel mit der Kirche, die ihren Melodien religiöse Texte unterlegt oder sie zu Introductionen u. dgl. benutzt. Doch hörten wir auch in protestantischen Dorfkirchen Deutschlands auf den Orgeln bekannte Tanzmelodien zum „Ausgang“ der Gemeinde spielen, der Stimmung der letzteren nicht unangemessen. Von einer absichtlichen Verhöhnung des Heiligen, auch von einer harmlosen Travestierung, wie bei jener Eselsmesse (S. 456 ff.), ist hier keine Spur; auch das Entartete und Vorübergehende ist zur Zeit „ländlich sittlich“. Auch hier wiederholen sich verwandte Erscheinungen minder in geschichtlichem, als in dynamischem Zusammenhange, unter verwandten Umständen und Bildungsbedingungen. Welcker und Eberz a. a. O. S. 15 erinnern in diesem Sinne bei dem Dudelsackspiel der römischen Pifferari zum Preise der Madonna an die heitren Hirtenlieder der ältesten Hellenen zum Preise der jungfräulichen Göttin Artemis.

Das Mittellatein der Chronisten unterscheidet die geistliche Sangweise von der weltlichen durch psallere und canere, die jetzige Sprache der Griechen durch ψάλλειν und durch τραγῳδεῖν, dessen Bedeutung schon früh über die Tragödie hinausreichte; dazu noch den Gesang und Schlag der Vögel durch κηλαδεῖν, ein sehr altes Wort, altgr. κελαδεῖν im allgemeinen Geräusch machen, aber namentlich, ὕμνον, παιᾶνας Lieder ertönen lassen; κέλαδος m. Lärm u. dgl. auch Klang; κελαδῆτις (γλῶσσα) singend (bei Pindaros u. A.); vgl. jedoch auch mit andrer Grundbedeutung: durch Musik und Gesang

sanft stimmen, „ὕμνοισι, ᾠδαῖς κηλεῖν“, „κηλεῖν τῇ φωνῇ, ὥσπερ Ὀρφεύς“ (Plato Prot. 315), κηληδόνες zauberhaft singende Wesen.

An sich sind jene Tanzweisen im Tempel ebenso wenig profan, wie die Marschweisen, da sie beide rhythmischen Bewegungen der Andächtigen entsprechen konnten und können, jene dem feierlichen Tanze, diese der Procession, dem ältesten „Kirchenpomp“ (πομπή). Die jüdischen Hochzeitfeiern alten Styls werden, in deutschen Dörfern und Städtchen wenigstens, bei ihrem Festzuge von alten, einfachen, festgesetzten Marschweisen eines kleinen Orchesters begleitet.

Anderseits führen uns die gesungenen und gespielten Märsche auf das Gebiet der Kriegsmusik. Ihre Verbindung mit tanzartiger Weise für talentvolle Pferde, die einst den Sybariten in Großgriechenland so verderblich wurde, wiederholt sich in unserm Circus. Überdieß kommen ja auch wirkliche Kriegstänze in alter und neuer Zeit vor, nur freilich nicht in so unmittelbarer Verbindung mit dem Kampfe, wie die Marschmusik, und besonders Trompete und Trommel. Wir können uns immerhin über die große bildungs- und stammgeschichtliche Kluft freuen, die das Kriegsgeheul der Indianer und das schon minder wilde der gegen die Römer kämpfenden alteuropäischen Völker von dem vielstimmigen kunstgerechten Gesange z. B. der preußischen Soldaten der Gegenwart trennt. Aber die Folgezeit wird die Verbindung der Tonkunst mit der Mordkunst überhaupt als eine verjährte pathologische Merkwürdigkeit anstaunen.

Die Wissenschaften I.

Überblick.

Bevor wir die Tonkunst, in deren Gebiet wir hier wiederholt aus dem angrenzenden der Dichtkunst herübergetreten sind, selbständig in ihrer Entwickelungsgeschichte und in ihrer ethnologischen Bedeutung verfolgen, verlassen wir das Gebiet der redenden Künste, um eine andere Wanderung zu beginnen: durch die Gebiete der **Wissenschaften**.

Wir werden diese Wanderung zweimal machen: einmal als Streifzug, zum leichteren Überblicke des verzweigten Bereiches; darnach langsamer und in regelmäßigeren Rasten, bei den wichtigsten Einzelheiten verweilend, jedoch immer nur mit großer Sparsamkeit der Zeit und der Auswahl. Überall werden wir in Berührung mit Gegenständen unserer früheren bildungsgeschichtlichen Abschnitte kommen, da dieselben gewöhnlich besondere Literaturzweige hervorrufen, wie anderseits die Literaturgeschichte selbst zur höheren Bildungsgeschichte der Völker wird. Wir werden letztere vorzüglich mit dem Schlußabschnitte der ausführlicheren Wissenschafts- und Literatur-kunde verflechten, welcher zunächst von der Philologie handeln soll.

Lehrgedicht.

Wir kommen vorerst noch einmal auf eine, bereits S. 398 berührte Zwittergattung zwischen Dichtung und Wissenschaft zurück, nämlich auf das Lehrgedicht.

In den mannigfachsten Formen reicht es von der gnomischen bis zur epischen Dichtung, auch mit Einschlusse des Romans; es zieht die Künste in den Bereich seiner Gegenstände. Wie z. B. die Musik den idealen Inhalt des S. 435 erwähnten Romans „Hildegard v. Hohenthal" von Heinse bildet, so hat der Spanier Tomas de Yriarte (gest. 1794) neben Fabeln auch ein Lehrgedicht über diese Kunst geschrieben. Mehrere unserer modernen biographischen „Künstlerromane" haben die Geschichte und Lehre der Schauspielkunst zum Nebenzwecke. Als religiös-mythische Lehrgedichte gelten mehr der Nachwelt, als den Zeitgenossen, die Dichtungen des Griechen Hesiodos (S. 379), und die reizenden und eleganten „Verwandelungen" („Metamorphosen") des Römers P. Ovidius Naso aus Sulmo im Pelignergebiete (43 v. C. bis 17 n. C.); nicht so aber die „Messiade" des christlichen Deutschen Frd. Gottlieb Klopstock aus Quedlinburg (1724–1803), weil dieser nicht sowohl den Inhalt eines Volksglaubens, als seine eigene Götterschöpfung mittheilt. Dieß gilt auch einigermaßen von der römischen Dichtungsgattung der Heroiden, der Herzensergießung mythischer

Heroen u. dgl. Eben auch Ovidius dichtete sie in Briefform. Seine fruchtbare Feder schrieb außerdem noch Lehrgedichte sowohl des Fischfangs wie der Liebe, deren Kunst er praktisch und theoretisch studiert hatte. Sein Zeitgenosse, der Gallier P. Ter. Varro Atacinus besang in lateinischer Sprache speciell die Seefische; in griechischer Sprache der Kilike Oppiânós aus Kôrykos (2. Jahrh. n. C.), vielleicht auch ein gleichnamiger Syrer kurz nach ihm, den Fischfang und die Jagd; der Pamphylier Markellos aus Sidae (160 n. C.) die Heilkunde; in lateinischer Sprache Gratius Faliscus, wiederum Ovidius Zeitgenosse, die Jagd und den Vogelfang; Vergilius (S. 380) in seinen berühmten „Georgika“ den Landbau. Der römische Ritter T. Lucretius Carus (95–51 v. C.), Schüler der epikuräischen Philosophie, besang nach dieser „die Natur der Dinge“, verließ indessen freiwillig die schöne Welt.

Die Forschung, insbesondere in den **Naturwissenschaften.**

In wissenschaftlicher Forschung und Literatur stehn die alten Griechen und die modernen Germanen, insbesondere die protestantischen Deutschen des 18–19. Jahrh., über allen andern Völkern. Die Engländer haben in ihrem Bibelbuchstabendienst und überhaupt in ihrer Scheu, hergebrachte Satzungen und Sitten aufzuheben, einen schweren Hemmschuh gegen jede freie Forschung, namentlich in Naturwissenschaft und Philosophie. In jener befreien sie sich neuerdings entschieden von diesen Fesseln. Aber auch bereits im 17. Jahrh. übersprang namentlich Locke (s. u.) die Schranken des religiösen und philosophischen Dogmatismus. Innerlich darüber hinaus war schon vor ihm Baco von Verulam, dessen Charaktermängel aber schon an sich Schatten auf sein Priesterthum der Wissenschaft werfen. Gegenwärtig streiten über ihn deutsche Gelehrte; nach Liebig (u. a. in der A. A. Z. 1863 Nr. 310 Beil.) war er „unwahr im Leben wie in der Wissenschaft (Naturforschung und Philosophie), ein vollendeter Egoist und Heuchler.“ Sein Zeitgenosse Cartesius (Des Cartes s. u.), ein Mann von genialster Vielseitigkeit, war katholischer Franzose und

sogar Zögling der Jesuiten, aber ein unabhängiger Forscher. Wie mehrere andere Forscher in gleichem Falle, gewann er diese Höhe durch das Gesetz der Federkraft (Elasticität), nicht obgleich, sondern weil er Zögling der Jesuiten gewesen war und die schwer empfundenen Fesseln sprengte. Übrigens hielt die bekannte Zweckgebundenheit und Oberflächlichkeit dieses Ordens bedeutende Geister unter seinen Mitgliedern nicht ab, um einzelne Zweige des Wissens Verdienste zu erwerben, sogar um Zweige der Naturwissenschaft, wie z. B. um die Sternkunde.

Sonst sind im allgemeinen die Naturwissenschaften am meisten dem Widerstreben des Kirchenthums ausgesetzt, das sie aus seinen Angeln zu heben drohen, insbesondere des römisch-katholischen Kirchenthums als des folgerechtesten. Dieß geschieht gegenwärtig sogar noch auf der „katholischen“ Hochschule Wiens, während die Oberitaliener schon seit der österreichischen Herrschaft sich frei bewegen. Dieselben wetteifern auch in einem wichtigen Zweige der angewandten Wissenschaften, in der Chirurgie nämlich, in Verwegenheit der Experimente mit den Franzosen, freilich oft auf Unkosten ihrer Patienten, welchen die unblutige Wundheilkunst bessere Dienste leisten würde, und ohne daß sie die schöpferische Kunst des gleich kühnen deutschen Chirurgen Jh. Frd. Dieffenbach aus Königsberg (1792 bis 1847) besitzen, mit welcher dieser das Weggeschnittene oder von Haus aus Fehlende der Natur nachbildete und ergänzte. Indessen hatte Italien neben Belgien schon seit dem 14. Jahrh. die grösten Verdienste um die Anatomie.

Aber das religiöse und nationale Vorurtheil aller Zeiten bekämpft wie die theoretischen Naturwissenschaften auch die angewandten, und insbesondere diese wissenschaftliche Grundlage der Chirurgie und der gesammten Heilkunde: die Zergliederungskunst (Anatomie). So z. B. fand und findet sie heute noch bei den mohammedanischen Völkern Hindernisse in Sitte und Glauben, und muste einst von den ältesten Naturforschern in Aegypten — wo sie jedoch durch die Einbalsamierung der Leichen begünstigt wurde — und in Griechenland nur auf Umwegen studiert werden, bis die Ptolemäer in Alexandrien ihr eine Freiheit verschafften, die leider nicht lange dauerte. Galenos (s. u.) wieder zergliederte fast nur Thierkörper.

Sinn und Unsinn der älteren Scheidekunst, Chemie und „Alchimie", theilten unsere deutschen Vorfahren mit den Arabern, demnächst mit den Italienern u. s. w. Die feinsten Beobachtungen in der Chemie machten die englischen Vorgänger und Zeitgenossen unsers deutschen Liebig. Schwerlich besitzt ein Volk mehr alte Naturgeschichten und Kräuterbücher mit pharmakodynamischer Anwendung, als die Deutschen; indessen stehn die Araber, auch die in Spanien, in altem Rufe als Naturmystiker in herbis et lapidibus. Von der Heilkraft der Gewässer haben wir schon S. 341 gesprochen.

Alle germanischen Stämme haben reichlichen Antheil an dem Aufblühen der Naturwissenschaften, den grösten im Verhältnisse zu der geringen Volkszahl wohl die Schweden. Der Norddeutsche A. v. Humboldt, der Mitteldeutsche Liebig, der Däne Oerstedt stehn an der Spitze der Phalanx, die allmählich, erst noch mit halbverhülltem Ziele, mit kluger Zurückhaltung und Schweigsamkeit über die Folgerungen aus den von ihnen festgestellten Thatsachen, die Grenzsteine zwischen der Naturforschung und einerseits der Philosophie, anderseits der Religion, in den Boden versenkt. Diese Zurückhaltung kann man den Jüngeren, z. B. dem Mitteldeutschen (Hessen) C. Vogt und dem Niederländer Moleschott, nicht mehr vorwerfen. Es ist ein Zeichen der Zeit für das junge Italien, daß es Moleschott und den Anatomen Schiff, einen deutschen Juden, auf seine Lehrkanzeln rief.

Die wissenschaftliche, also unabhängige und voraussetzungslose Forschung überhaupt überschreitet eher, als irgend eine andere Thätigkeit der Bildungsentwickelung, die volklichen Schranken. Die inneren und äußeren Mittel, deren sie bedarf, weisen ihre Führung vorzugsweise Männern zu, welche nicht bloß Geist und Neigung, sondern auch Muße, sorgenfreie Stimmung und hinreichende Geldmittel zu Studien, sowie zur Selbstschau der Natur und der Menschheit in weiten Bereichen besitzen, und schon dadurch Federkraft zur Erhebung über den angeborenen und anerzogenen Gesichtskreiß gewinnen. Freilich kann nicht jeder Forscher, wie A. v. Humboldt, von den Tropen bis nach Sibirien wandern, und Kant sah nur von Königsberg aus die weite weite Welt, und doch von einem höheren Standpunkte aus, als

z. B. der vielgereiste Fürst Pückler-Muskau aus seiner Cavalierperspective. Die Hauptkraft jener Erhebung liegt allerdings nicht in der, immerhin an volkliche und andre Schranken einigermaßen gebundenen, Besonderheit der Forscher und Wissenden, sondern in der Allgemeinheit, der kosmopolitischen Natur der Wissenschaft selbst. Die echte Wissenschaft ist auch Weltreligion, und begeistert und stärkt ihre Kultoren bis zum Martyrium.

In der Förderung der Wissenschaft zeigt die Gegenwart entgegengesetzte Erscheinungen. Ihr demokratischer Hang, d. h. der Drang der Übergangsperiode in politischer und socialer Hinsicht, richtet die Aufmerksamkeit und Thätigkeit auf praktische Ziele, die aber nichtsdestoweniger erst in der tieferen Erforschung der „Naturrechte" und aller Lebensbedingungen festen Grund gewinnen können. Noch mehr gilt dieß von dem Freiheitsdrang in religiöser Hinsicht; sodann auch von der sogenannten realistischen Richtung, wie sich bereits bei der Unentbehrlichkeit der Chemie und überhaupt der Naturkenntnis für die Fortschritte des Gewerbfleißes ergab. Hierzu kommt noch das aus jenem Geiste der Zeit entspringende Streben der Gelehrten und ihrer Schüler selbst, das sonst ihnen ausschließlich zugängliche Wissen durch allgemein verständliche Formen zum Volksgute zu machen. Daß dabei noch Übertreibungen und allzustarke Zumuthungen an Kraft und Theilnahme des Volkes einerseits, Oberflächlichkeit und Handlangerindustrie anderseits vorkommen, darf die ernstliche Propaganda nicht entmuthigen, so schadenfroh auch ihre Gegner diese Blößen und Misgriffe ausbeuten; abusus non tollit usum!

Dennoch behält bis jetzt für die Förderung der Wissenschaft die Aristokratie, besonders in ihrer Gipfelung zu Monarchie, einen Vorrang vor der Demokratie und selbst vor der Republik überhaupt. Der concentrierte Besitz größerer Mittel ist es nicht allein, welcher die Fürsten und die Geburtsaristokratie in der Verwendung derselben für allgemeinnützige wissenschaftliche Zwecke, auch vor der Geldaristokratie, auszeichnet. Mehr schon der Besitz eigener höherer Bildung, die sie den Werth auch der bloß theoretischen Wissenschaft schätzen lehrt. Endlich aber auch die traditionelle Ehrenpflicht ihrer Stellung, die schon in alten und weit roheren Zeiten so manchen Fürsten

antrieb, sich einen besseren Hofstaat zu verschaffen, als Schranzen und Prätorianer, und die ihnen im 19. Jahrh. den Schutz auch der unhöfischen, völlig unabhängigen Wissenschaft auferlegt, wenn sie diese anders nicht aus Vorurtheil fürchten oder von rechtswegen zu fürchten haben. Diese Förderung ist noch viel mehr die Pflicht der Akademien und ähnlicher wissenschaftlicher Körperschaften, welche damit zugleich ihren eigensten Zweck fördern. Aber ihre Mittel sind beschränkter, wenn nicht die Reichen und Vornehmen, wie dieß namentlich in England geschieht, ihre Geldmittel und ihren Einfluß zum Beistande bieten. Leider müssen sich in neuerer Zeit bisweilen diese Körperschaften ihre hohen Protektoren zu Feinden machen, um ihre eigene Würde zu wahren. Solche Gegensätze werden sich erst lösen, wann der der Aristokratie und der Demokratie selbst gelöst ist, und die Erben beider mit ihren Rechten auch ihre Pflichten übernehmen. Es fragt sich nur, wielange diese Harmonie noch der „Zukunftsmusik" angehören wird.

Geschichtswissenschaft.

Am meisten bedarf der Unabhängigkeit und der unparteiischen Förderung die Geschichtswissenschaft, findet aber letztere nur selten, selbst von Seiten des Publicums, das besonders in bewegter Zeit, bei eigner lebhafter Theilnahme und deßhalb auch mit Parteinahme, geschichtliche Schriften liest, freilich dann am wenigsten größere Werke studiert. Wer Gunst und Geld spendet, um den Geschichtskundigen zum Geschichtschreiber zu machen, wird diesen gewöhnlich mindestens für undankbar halten, wenn seine Darstellung und sein Ansehen einen größeren Leserkreiß in den Stand setzt, ein Urtheil über das Geschehene und Geschehende zu fällen, welches dem des Spenders entgegensteht, wenn nicht gar unmittelbar dessen Bestrebungen und seine Person selbst trifft und unmächtig zu machen droht. Sogar der Schriftsteller selbst wird sich in diesem Falle für undankbar halten und die erhaltene Förderung als eine Fessel empfinden.

Aber er ist darum nicht fessellos, wenn er weder die Entziehung einer königlichen Pension, noch das Kreuzige! des „Volkes" zu

fürchten hat. Seine eigenen Neigungen und Abneigungen, ja seine reinen Ideale selbst lassen ihn leicht unbillig gegen die Beweggründe und die Handlungsweise der von ihm geschilderten Menschen werden. Wieviel leichter noch wird er sein eigner Panegyriker, wenn er persönlich zu den Gestalten und Faktoren seiner Geschichte gehört, wenn Caesar selbst, sei es auch in der dritten Person, über seine Thaten in bello Gallico berichtet!

Und nicht bloß die Rede kann parteiisch sein, sondern auch das Schweigen, das Verschweigen der Schattenseiten Einer Partei, das Todtschweigen der Lichtseiten der andern. Ein Onno Klopp z. B. wird durch seinen urkundlichen Bericht zum Richter parteiischer Gegner, durch sein wissentliches Verschweigen zu seinem eigenen. Die an sich vielleicht guten Zwecke des eigentlichen Parteimanns erfordern immerhin Parteifarbe der Bulletins, zumal in der laufenden Geschichte des Tages; in dem letzten italienischen Kriege hat sogar ein Redacteur einer weit verbreiteten Zeitung diese Maxime mit anerkennenswerther Offenheit zum Rechtsgrundsatze erhoben.

Es wäre noch ein goldenes Zeitalter, wenn nur die Parteilichkeit eines solchen Rechtsschutzes gegen Angriffe bedürfte. Die Unparteilichkeit selbst ist diesen vielleicht noch mehr ausgesetzt, weil man die Kraft der Wahrheit fürchtet. Dieß gilt nicht bloß von dem Schriftsteller, sondern auch von seinem Gönner. Als solcher erfuhr ein deutscher König im Jahre 1862 die wüthenden, ihm sowohl wie dem von ihm geförderten Geschichtsschreiber geltenden Angriffe einer Partei, die in der Protection des letzteren, und zwar durch einen König, ein Majestätsverbrechen gegen den Monarchismus fand, weil die Preisschrift des Protégés republikanische Stellen enthalte. Diese Angriffe giengen von einer Partei aus, die keineswegs dem Monarchismus, sondern nur ihrer eigenen Herrschaft kanonische Berechtigung zuschreibt, und nach Umständen ebensoleicht den Monarchen, wie den Anarchen, als Rebellen in den Bann thut.

Die Selbstbeschauung der Völker in der nationalen Geschichtschreibung, die sich auch in der Anschauung der Welt außerhalb des eigenen Volkskreißes spiegelt, wird in allen ältesten Bildungszeiträumen mit Sagen, Märchen und Göttermythen fest verflochten sein. Das

Epos, wie wir schon bei diesem bemerkten, ist älter als die Geschichtschreibung, die bei den Indern erst spät und selten aus diesen Windeln herauskam. Am frühesten geschah dieß vielleicht bei den nüchternen Chinesen. Bei dem kleinen Kulturvolke der Juden sind die alten Urkunden, obwohl durchweg von dem besonderen Volksgeiste getragen, doch nur selten mit eigentlichen Mythen gemischt, so daß wir die Geschichte leicht von den Zuthaten des volksthümlichen Glaubens und des absichtlichen Theokratismus scheiden können. Bei den Griechen ist zwar auch das Epos die älteste Gestalt der Geschichte; aber nicht gar zu spät folgten Homeros die Logographen (im 6. Jahrh. v. C., besonders in Kleinasien), die Aufzeichner der Sagen (λόγοι), und (im 5. Jahrh. v. C.) Herodotos, der „Vater der Geschichte". Besondere Ehre verdienen auch die Geographen und Reisebeschreiber des griechischen Bildungskreißes in Asien und Afrika, abgesehen von ihrer Abstammung. Der älteste derselben ist der semitische Karthager Hanno, der seine Urschrift wahrscheinlich in punischer Sprache abfaßte. Für das Vorstehende vgl. S. 405 ff.

Zu den ältesten und reinsten Urkunden der Geschichte gehören die Inschriften auf Steinen (Felsenwänden und Denkmalen), Ziegeln und Thontafeln, bisweilen auch auf Metall. Die Keilschriften namentlich rücken die Geschichtschreibung (Annalistik, Statistik u. s. w.) der semitischen Völker Mesopotamiens und der persischen Monarchie, sowie der iranischen und einiger turanischen Völker der letzteren weit hinauf. Die wenigen erhaltenen Steinschriften der Inder sind weit jünger. Die Hieroglyphen der Aegyptier galten schon der griechischen Vorwelt als eine wunderbare Urweltgeschichte. Auch die Geschichte der gebildetesten Völker Centralamerikas wurde verhältnismäßig früh durch Bilderschrift und Überlieferung festgehalten und blieb lebendig; Eingeborne schrieben sehr bald nach dem Erdbeben der spanischen Eroberung Geschichten ihrer Völker nieder, zum Theil in ihrer Muttersprache.

Auch die Inschriften der griechischen und italischen Völker reichen in verhältnismäßig alte Zeit hinauf. Von den alten Chroniken und Fasti der letzteren, der Römer sowohl, wie noch mehr der Etrusker, blieb uns fast Nichts erhalten. In neuester Zeit wurden noch lesbare

Inschriften auf Wachstafeln der Römer, freilich erst aus späterer Zeit, aufgefunden. Die erhaltenen, aber noch nicht oder nicht genügend entzifferten Inschriften alteuropäischer Völker außer den klassischen: iberischer, gallischer, vielleicht dakischer, sind zwar nicht sehr alt, aber um so wichtiger, weil sie die wichtigsten und nur allzu seltenen sprachlichen Stammesurkunden sind.

Einer der wichtigsten Zweige der epigraphischen Geschichtskunde ist bekanntlich die Münzkunde, deren Bereich auch über die Epigraphik hinausgeht.

Nur genannt zu werden braucht vorläufig die klassische Geschichtschreibung der Griechen und der Römer, eine der wenigen Gattungen des Schriftenthums, in welcher auch Letztere auf eigene Füße zu stehen kamen, obwohl viele Verfasser römischer Geschichten Griechen waren. Unter den Geschichtschreibern ihrer Epigonen werden wir unten bedeutende Männer finden. Das neueste Italien erlebt noch mehr seine Geschichte, als es sie schreibt. Das Selbe gilt von Griechenland, dessen Mittelalter, schon in der frühesten Zeit des byzantinischen Oströmerreichs beginnend, reich an Geschichtschreibern ist, deren Wichtigkeit nach Inhalt und Sprache erst in neuerer Zeit erkannt und kritisch ausgebeutet wird. Daran schließen sich auch einige Reimchroniken aus den unglückseligsten Zeiten und Theilen Griechenlands, sowie die griechischen und slawischen Kirchenbücher und Urkunden der Athosklöster, und die griechischen und semitischen der Klöster Syriens und Palästinas. Als der erste Chronist, dessen Sprache sich der modernen griechischen Volkssprache nähert, wird bereits aus dem 11. Jahrh. Simeon Sethos genannt, der Protovestiarios des Kaisers Alexios II. Sodann ist die Geschichtschreibung der mittleren Zeit bei den semitischen Syrern, Arabern und Juden, und bei den iranischen Armeniern zu erwähnen.

Das westeuropäische Mittelalter wimmelt von Chronisten, theils rein geschichtlichen Buchführern, theils Geschichtsdichtern, besonders Mönchen, welche biblische und profane Genealogien und Sagen (wie die Trojanersage) mit der Geschichte mischen, so daß sich hier jene Kindheit der Geschichtschreibung einigermaßen durch kindische Verbildung wiederholt. Der älteste und verdienstvollste slawische Geschichtschreiber

ist der Russe Nestor im 11 – 12. Jahrh., der sich zum Theil den Byzantinern anschließt. Der moldauische Romane Demetrios Kantemir (17. Jahrh.), der in lateinischer Sprache zu Petersburg seine Historia de ortu et defectu imperii Turcici schrieb, steht in der Mitte zwischen westlicher und östlicher Bildung.

Unter den übrigen romanischen Völkern folgen den italienischen Geschichtschreibern nach Zeit und Rang die französischen. Unter den germanischen der neueren Zeit (seit dem 17. Jahrh.) verdienen die englischen der Zeit und zum Theile auch dem Range nach die erste Stelle. Weiter wollen wir hier nicht auf diesen Zeitraum eingehn; die Mittel zu seiner Kenntnis und Beurtheilung liegen überall nahe.

Mathematik und Sternkunde.

Von den übrigen Wissenschaften, welche die Beachtung des Ethnologen verdienen, wollen wir auf diesem vorläufigen „Streifzuge" nur noch kurz erwähnen: Die Mathematik der ältesten Zeit bei den Griechen (wenig bei den Römern) und der mittleren bei den Arabern. Ihr Antheil an der Astronomie tritt ebenfalls bei diesen Völkern hervor, weit früher aber schon bei den Aegyptiern, zu welchen dann später die griechische Wissenschaft auch auf diesem Gebiete unter den Ptolemäern gleichsam zurückkehrte und neu aufblühte. Die zahlreichen Meister der Mathematik und der Astronomie seit dem 15. Jahrh. sind Germanen: Deutsche, Engländer, Dänen, Niederländer; demnächst Italiener; Copernicus aber gehört Polen an, wenn er auch vielleicht deutscher Abkunft war. Zur Astronomie verhält sich die Astrologie ähnlich, wie zur Chemie die Alchimie.

Sprachwissenschaft.

Wie die Astronomie, gehört die eigentliche Sprachwissenschaft zu den Naturwissenschaften, jedoch mit anderer Grenznachbarschaft und Mischung. Wir widmen ihr und ihren nächsten Verwandtinnen

hier noch einigen, und unten in dem letzten Abschnitte der ausführlicheren wissenschaftlichen Bildungsgeschichte einen größeren ihrer vielseitigen Wichtigkeit entsprechenden Raum. Der Leser mag das Folgende an unsern ausführlicheren und für die Abstammung der Völker ungleich wichtigeren Abschnitt über die Sprache selbst anknüpfen.

Bis vor wenigen Jahrzehnten verstand man unter Sprachwissenschaft nur die Richtung derselben, welche die Sprachen zunächst nur um ihres Schriftenthums willen erkundet, insbesondere die der beiden klassischen Völker und darneben auch die hebräische. Sie ist unter dem Namen der Philologie bekannt; in weiterem Sinne geht sie auch in den Inhalt, die Realien der Alterthumskunde ein, von welcher sie eigentlich nur einen Theil bildet. Sie wurde zunächst von den Völkern selbst gepflegt, welche jene Sprachen redeten, verbreitete sich aber mit den Bildungskreißen der letzteren immer weiter, wie wir in dem erwähnten Schlußkapitel näher sehen werden.

Die Sprache ist in dem Zeitraume ihrer vollsten Blüte weniger zur Selbstbeschauung geneigt. In der Zeit der sinkenden Classicität, jedoch mit einigen Ausnahmen (Platon und Aristoteles in Athen, Varro in Rom u. s. w.), war die griechische wie die lateinische Grammatikerzunft am thätigsten, um Reliquien zu retten und das Vorhandene kritisch zu beschauen. Die alexandrinische Schule hatte ihren Sitz in der hellenisierten Hauptstadt Aegyptens. Athen, der frühere Vorort aller Bildung und eben auch der wissenschaftlichen Behandlung der Sprache, pflegte diese auch während der christlichen Zeit noch eine Weile. In dieser wurde jedoch Konstantinopel der Hauptort für dieselbe; wir haben bereits berichtet, daß Flüchtlinge von dort die griechische Grammatik und Philologie in das Abendland hinübertrugen, daß aber auch fortwährend unter der Herrschaft der „Agarener" die alte Sprache und Literatur einigermaßen an allen Orten gelehrt wurde, wo die Griechen Raum und Mittel zur Errichtung von Schulen fanden, selbst in Kleinasien. Bis heute war immer der patriotische Geist auch der im Auslande lebenden Griechen, der Gelehrten sowohl, wie der begüterten Handelsleute, zu Gunsten der vaterländischen Alterthumskunde und, soviel möglich, der Volksbildung überhaupt thätig. Unserem Menschenalter gehören namentlich

Adamantios Korais (Κοραῆς) aus Smyrna (1748–1833) und Konstantinos Ikonomos (Οἰκόνομος) aus Tsaritsani in Thessalien (1780 – 1857) an. Letzterer war Geistlicher; der geistliche Stand hatte überhaupt das kirchliche Griechisch (nicht blos das der Bibel) lebendig erhalten.

Zu den beiden Sprachen der Bibel: der hebräischen und der griechischen, gesellte sich im Abendlande die lateinische der Bibelübersetzung (Vulgata) und des gesammten Kirchenthums, so daß diese drei Sprachen und ihre grammatische Kenntnis durch ihre religiöse Bedeutung weit über die Volkskreiße hinaus gepflegt wurden. So geschah es auch mit der arabischen Sprache und Sprachlehre durch den Koran, mit den indischen Religionssprachen Sanskrit, Pali und Prakrit, mit den persischen des Zend, Pazend (Parsi) und Pehlewi (Huzwaresch). Die armenische Sprache blieb zwar lange Zeit hindurch auf ihren Volkskreiß beschränkt, fand aber dort schon wissenschaftlichen Anbau, in späterer Zeit besonders durch die gelehrten Armenier in den Mechitaristenklöstern zu Venedig und Wien. Von einheimischer Grammatik der alten aegyptischen Sprache ist uns nichts bekannt; doch wird sie in gewissem Grade schon durch die Ausbildung der Hieroglyphenschrift bezeugt. Ihre neuere Gestaltung in christlicher Zeit, die koptische Sprache, deren engster Zusammenhang mit ihr erst in neuerer Zeit deutlich erkannt wurde, hatte schon früh griechische Schrift angenommen, und wurde wegen ihrer kirchlichen Bedeutung schon vor längerer Zeit auch außer Landes zum Gegenstande gelehrter Kenntnis, bevor die Aegyptologen sie für ihre Zwecke studierten. Durch griechische Schrift und Bildung wurden zuerst auch die slawischen Sprachen, zunächst die ihrer alten Bibelübersetzung, grammatisch behandelt. Ihre alte Schrift selbst wird zum grammatischen Conservator und Lehrer alter Aussprache und Sprachform, was auch mehr und minder von den meisten Schriftsprachen gilt, am meisten von der französischen, englischen, gaidelischen (in Irland und Schottland), auch der griechischen, wenigstens für die Selbstlauter. Die britischen Kelten und die Germanen bildeten ihre Sprachen erst unter dem Einflusse lateinischer Schrift und Bildung in christlicher Zeit zu Schriftsprachen aus, welche

grammatischer Erlernung fähig waren, obgleich ihre „Runen“ u. dgl. über die christliche Zeit hinaufreichen. Nur Ulfilas entlehnte die Hauptbestandtheile der gotischen Schrift der griechischen, die auch in weit älterer Zeit vor und neben der römischen bei den Galliern in Gebrauch kam. Die alte iberische Schriftkunde (γραμματική Strab. III p. 139 Cas.) ist, trotz der erhaltenen Inschriften und Münzen, noch nicht hinlänglich aufgeklärt; die Schriftzeichen finden, gleich denen der griechischen und italischen Völker, ihre Wurzel in Phoenikien, kamen aber schwerlich unmittelbar dorther.

Die Geschichte der Schrift, für welche wir hier nur einige Winke geben, ist überall mit der Geschichte der Sprachwissenschaft (Sprachlehre, Grammatik) verschmolzen, sogar mehr als mit der der Sprache selbst, hat aber an sich große ethnologische und kulturgeschichtliche Bedeutung. Die Schrift der meisten indogermanischen Kultursprachen stammt (mittelbar) von der semitischen, zunächst der Phoeniken, ab, deren Buchstabennamen sogar die griechische beibehalten hat. Zu den Phoeniken selbst mag sie erst von Stammgenossen in Mittelasien gekommen sein. Neuerdings untersucht man die Abstammung sowohl der altindischen (Devanagari) Schrift, wie auch (vgl. Fr. Müller, Zendstudien III) der baktrischen (zendischen) und der armenischen von semitischen. Die später verbreitetesten Schriftgattungen, auch über Sprachen ganz verschiedener Abstammung, sind die arabische, lateinische, indische, chinesische.

Schon die Anwendung einer fremden Schrift auf die eigene oder irgend eine andere Sprache setzt einen bedeutenden Grad abstrahierender Denkkraft voraus; vielmehr noch die Erfindung einer (mehr und minder) eigenen Schrift. Daß letztere auch bei den Mongolen, sowie in neuerer Zeit bei den Nordamerikanern und Afrikanern eingeborenen Stammes vorkommt, legt immerhin Zeugnis ab für die Bildsamkeit dieser sonst gering geachteten Stämme und Rassen. Schon die alten Amerikaner, insbesondere die Mexikaner, besaßen Bilderschriften, welche die Gegenstände und Handlungen abbildeten oder auch symbolisch darstellten, und ihre Verwendung zur Lautschrift, nach Art der aegyptischen, begonnen hatten. Ein unvollkommeneres Mittel für Gedächtnis und Verständigung sind ihre „Quippos“, farbige Schnüre

mit Knoten; auch nach gleichen Grundsätzen geordnete Steinmosaiken (vgl. u. a. Waitz Anthr. IV 402. 470 ff.). In Montezumas Reiche wurden große Massen einer Papiergattung fabriciert (vgl. v. Tschudi, Quechuasprache I 6 bei Pott, Ungl. m. R. 74. Für Zeichen- und Bilder-schrift vgl. Petermanns Mittheilungen 1857 X S. 449). Der Kalender der Mexikaner und der yukatanischen Mayas ist, trotz der verschiedenen Sprache, fast ganz der selbe; die Hieroglyphen beider Völker und in Guatemala mögen auf gleichem Grunde beruhen. Noch merkwürdiger ist die Gemeinsamkeit eines Symbols (der rothen Hand) in Yukatan und in Nordamerika.

Es ist bemerkenswerth, daß die zergliedernde Sprachforschung unserer Zeit am frühesten und wissenschaftlichsten weit weniger von den klassischen Völkern geübt wurde, als von den Indern und den Juden, welche die Wörter ihrer antiken heiligen Sprachen in Wurzeln und Bildungslaute zerlegten.

Diese Zergliederung der Sprache, welche sie zugleich, soweit möglich, in ihrer geschichtlichen Entwickelung bis nach ihrem Ursprunge hin verfolgt und mit andern Sprachen vergleicht; welche sie, unabhängig von der Literatur und von praktischen Zwecken, als Selbstzweck behandelt und nach ihrem gegliederten Bau, also als Organismus, untersucht: gehört dem feinsten und geistigsten Gebiete der Naturforschung an. Von ihr ausgehend, verhandelten wir oben die Sprache als das wichtigste Merkmal der Völkerkunde.

Diese Sprachwissenschaft im engsten und reinsten Sinne rang sich erst in neuester Zeit aus dem unwissenschaftlichen Tasten der früheren Grammatiker und Etymologen empor. Weitaus das gröste Verdienst um sie erwarben deutsche Forscher; auch ihre meisten Genossen andern Stammes nährten sich von deutscher Bildung. Wir stellen einige der bedeutendsten Vertreter dieser Wissenschaft voran und lassen ihnen eine bunte Reihe ohne systematische Ordnung folgen, um den jetzt so starken Anbau dieses Feldes zu zeichnen und der Betheiligung der verschiedenen Völker daran gerecht zu werden. Diesem Zwecke genügend, sind wir entfernt, alle bedeutendere Namen sowie die Leistungen der Genannten in ihrem ganzen Umfange angeben zu wollen, ob wir gleich einige Namen mehrmals an den ihnen gebührenden

Stellen aufführen werden. Die Meisten haben ihre Forschungen und Vergleichungen auf weite Gebiete ausgedehnt, in welchen sie einander in die Hände arbeiten, aber von verschiedenen Sprachen ausgehend oder solche als Hauptzweck betrachtend.

Franz Bopp aus Mainz (geb. 1791) gieng von der, verhältnismäßig vollkommensten, Sprache der alten Inder aus, deren erste Grammatik in Europa der deutsche Mönch J. Ph. Wesdin, mit seinem Klosternamen Paulinus a. S. Bartholomaeo, der 1770–89 in Indien gewesen war, verfaßte. Bopp wurde aus einem Schüler der eingeborenen indischen Grammatiker und der englischen Vermitteler Jones, Hamilton u. A. zu ihrem Meister. Bald dehnte er seine Forschung auf den ganzen Kreiß der indogermanischen Sprachen aus, welchen er immer mehr zu erweitern sucht; er kann als Vater der vergleichenden Sprachforschung gelten. Auf ähnlichem Wege gelangte Karl W. v. Humboldt aus Potsdam (1767–1835) zu tiefsinnigen Forschungen über die Sprache überhaupt und insbesondere über den malayisch-polynesischen Sprachenkreiß. Unter den älteren Indologen sind auch die Brüder v. Schlegel aus Hannover zu nennen, besonders A. Wilhelm (1767 – 1845). An der Hand der Sprache durchforschte das ganze Volksthum Indiens, auch seiner nicht-arischen Stämme, der Norweger Lassen aus Bergen (geb. 1800), Professor zu Bonn.

Das Selbe thaten in unvergleichlichem Maße für das germanische Volksthum die Brüder Grimm aus Hanau, Jakob Ludwig (1785 bis 1863) und Wilhelm (1786–1859), vorzüglich der ältere, der seine Forschungen von dem heimischen Boden aus vergleichend auf die weitesten Kreiße ausdehnte. Er zeigte, wie innig die Sprache mit Sitte, Recht und Glauben der Völker verwachsen ist. Mit ihm verdient die gröste Ehre für die geschichtliche Durchforschung der deutschen, zunächst der hochdeutschen, Sprache der Baier Andreas Schmeller aus Tirschenreuth (1785 – 1852). An seine und J. Grimms Forschungen lehnte Eb. Gottlieb Graff aus Elbing (1780–1841) die seinen über die althochdeutsche Sprache. Als philosophischer, aber zu wenig historischer, Schriftsteller über deutsche Sprache und allgemeine

Sprachlehre bekannt ist der würdige K. Ferd. Becker aus Liser im Trierer Lande (1775–1849), ursprünglich Arzt. Gleicherweise mit den germanischen wie mit den romanischen Sprachen vertraut, wurde Frd. Chn. Diez aus Gießen (geb. 1794) für letztere, was J. Grimm für erstere. Das gleiche Verdienst um die slawischen Sprachen erwarb der Slowene Franz Miklosich (geb. 1813).

Für diese und in besonderem Grade für die zu ihnen in patriarchalischem Verhältnisse stehenden litauischen (lettischen) Sprachen sind auch viele deutsche Forscher thätig. So z. B. die genannten Bopp und J. Grimm; Nesselmann, der Thüringer Schleicher, zugleich für die organische und vergleichende Sprachforschung im weitesten Kreiße. Ebenso Aug. Frd. Pott aus Nettelrede (geb. 1802), der ein Füllhorn des mannigfaltigsten Wissens und Denkens ausschüttet, und namentlich auch in der afrikanischen Sprachwelt Bahn bricht, Hand in Hand mit weltlichen und geistlichen Reisenden, wie die Deutschen Barth, Kölle u. a. Allseitig thätig für die vergleichende Sprach- und Sagen-forschung, insbesondere Kenner der Sanskrit-sprache und -literatur, ist Adalbert Kuhn in Berlin; in ähnlichem Umfange auch der deutsche Jude Th. Benfey in Göttingen. Wir nennen auch seine Stamm- und Vaterlands-genossen: Benary, H. Weil, Benloew für die lateinische Sprache; S. Stern, Steinthal und Lazarus für Sprachphilosophie; Jul. Fürst für die aramäische und andre semitische Sprachen; M. A. Stern und Oppert für die Sprachen der Keilschriften. Für diese wie für die germanischen Sprachen wirkt der Badenser Holtzmann. Für die (arischen) indischen und iranischen die Deutschen Brockhaus, Fleischer, A. Weber, Boller, J. und M. Müller, Rosen, Spiegel, Olshausen u. A., der erwähnte Norweger Lassen, die Dänen Rask und Westergaard, die Franzosen A. H. Anquetil-Duperron (1731 bis 1805) als erster Einführer der alten iranischen Religionsbücher, und Eug. Burnouf (1801–52); der Italiener Gorresio und seit kurzem auch der Spanier D. Leopoldo de Eguilaz Yanguas für Sanskrit. Kenner der arischen, kaukasischen, finnischen und überhaupt der ural-altaischen und andrer asiatischer Sprachen waren die Finnen oder finnländischen Schweden Matthias Al. Castrén (1813–52) und

Andrei Michailowitsch Sjögren (1794–1855), und ist der ungemein vielseitige und gründliche Petersburger Deutsche A. Schiefner. Seine Stamm- und Orts-genossen (Gräfe s. u. bei der Philologie) v. Böhtlingk und Roth durchforschen das Sanskrit, Wiedemann die finnischen Sprachen, für welche Boller ebenfalls thätig ist, speciell für die estnische die Estländer Fachlmann und Kreuzwald. Für die armenische Sprache, außer Bopp, die Deutschen Petermann, Gosche, Frd. Müller; für die kaukasischen in engerem Sinne noch Bopp und Rosen; letzterer, Sjögren und Schiefner auch für die (iranische) ossetische im Kaukasus; für die ural-altaischen auch der Deutsche Schott. Als Vorgänger für viele asiatische Sprachen nennen wir auch Her. Jul. Klaproth aus Berlin (1783–1835). Für die sämmtlichen iranischen Sprachen, sowie für die kaukasischen (s. vorhin), semitischen und neuestens auch für afrikanische ist der eben genannte Frd. Müller in Wien thätig. Für die Sprachen Amerikas und der Südsee Buschmann in Berlin; ebenso der Thüringer Conon von der Gabelentz, zugleich auch für viele Sprachen Asiens und für die gotische, deren Reliquien er mit J. Loebe herausgab. Für letztere nennen wir noch, nach J. Grimm und den älteren Herausgebern, die Italiener Cardinal A. Maio und Graf O. Castiglione, die Deutschen H. F. Maßmann und E. Schulze, den Schweden Uppström. Der deutsche Schweizer H. Schweizer-Siedler bearbeitet die vergleichende Sprachforschung in weitem Umfange. Für die keltischen Sprachen nennen wir die Deutschen Zeuss, Glück, Siegfried, (zugleich für weitere Sprachkreiße) Ebel und Lottner, den Genfer Pictet, den Irländer Stokes, den Engländer Norris und früher schon den kymrischen Naturforscher Prichard. Für Italiens alte Sprachen (mit und außer der römischen) die Deutschen Grotefend, Mommsen, Aufrecht, Kirchhoff und den Norweger Bugge; für die jetzigen die Italiener Biondelli, den vielseitigen Ascoli, Comparetti. Für griechische und lateinische Sprache die Deutschen Ahrens, Corssen, O. Curtius, Leo Meyer, Legerlotz. Für die jetzige griechische Sprache den Griechen Maurophrydes; für diese und die albanesische den Deutschen v. Hahn. Für die semitischen Sprachen nennen wir noch die Deutschen Gesenius, Ewald, Fz. Dietrich, Nöldeke, Dillmann,

Mayer; die Franzosen Sylvestre de Sacy und Renan. Für die chinesische den Franzosen St. Julien, den Deutschen Plath. Für die drawidischen Sprachen (vgl. o. Lassen) den Engländer Caldwell. Für die aegyptische Sprache (mit Einschlusse der koptischen) die Deutschen Lepsius, Brugsch, M. G. Schwartze, Th. Benfey u. A., die Franzosen Et. Quatremere und J. Fr. Champollion d. J., den Italiener Am. Peyron u. A., den Engländer Tattam. Von den zahlreichen germanischen Erforschern ihrer heimischen Sprachen nennen wir noch folgende. Die Niederländer De Vries und Jonkbloet; den Westfriesen Halbertsma und den Ostfriesen Ehrentraut; die Norweger Munch, Aasen und Bugge; den Engländer Kemble. Mehr und minder für das ganze germanische Gebiet, außer den schon früher Genannten, Franz Dietrich, W. Wackernagel, Weigand (zunächst für das Hochdeutsche), Rieger (Sächsisch, Friesisch u. s. w.), C. Regel (Niederdeutsch und Englisch der mittleren Zeit), Müllenhoff, Weinhold, Woeste (besonders Niederdeutsch), Frommann (sämmtliche Mundarten Deutschlands; Firmenichs Sammlung nannten wir o. S. 480), Förstemann (Eigennamen).

Auf die Philologie im engeren und älteren Sinne kommen wir erst im letzten Abschnitte der Literaturgeschichte; dort werden wir auch lexikographische u. a. Notizen über die neueren Kultursprachen geben.

Die Hülfsmittel zur praktischen Erlernung der Sprachen nehmen täglich mit dem Bedürfnisse des wachsenden Völkerverkehrs zu, mitunter auch unter dem Einflusse des Nationalitätsprincips. Die kosmopolitischen Versuche in Pasilalie und Pasigraphie, Gesammt-sprache und -schrift, sind zwar ebenfalls dem Drange der Zeit entsprungen, aber jedenfalls verfrüht, wie alle zu starken Folgerungen aus kosmopolitischen Principien. Man vergleiche, was wir im Abschnitte von der Sprache und noch vorhin über die Ausdehnung einzelner Sprachen jenseit ihrer volklichen Grenzen gesagt haben, die sich im Laufe der Zeit in mehreren Beziehungen (z. B. Religion, Diplomatie) gemindert hat. Je mehr ein Volk — auch abgesehen von jenem Nationalitätstrieb — seines Wachsthums in politischer Bedeutung, Industrie, Handel und allgemeiner Bildung sich bewust wird, desto mehr macht

es auch seine Sprache geltend und verlangt deren Erlernung von den Fremden. Hat es ja das kleine, noch in der Wiedergeburt begriffene Griechenland dahin gebracht, daß seine, als lebende noch vor kurzer Zeit im Abendlande fast ganz ungekannte oder vergessene, Sprache jetzt häufig von Diplomaten, Gelehrten u. s. w. erlernt wird, während sie selbst durch ihre Fort- und Rück-bildung, wie keine andre, die beiden grösten und von einander entlegensten Bildungszeiträume verknüpft.

Die zahlreichsten und besten Hülfsmittel zur Erlernung lebender Sprachen als solcher werden wir wiederum den Deutschen zuschreiben müssen. Sie selbst und die Slawen erlernen sie auch am häufigsten und besten. Demnächst auch die germanischen Skandinavier und Engländer; letzteren aber klebt die heimische Aussprache noch weit mehr dabei an, als z. B. den Mittel- und Süd-deutschen die Härte ihrer Mitlaute, wogegen die Norddeutschen nur schwer den häßlichen französischen (auch mitteldeutschen Mundarten eigenen) Nasenlaut aussprechen lernen. Der tiefe deutsche Hauchlaut (h), der auch in schwäbischen Mundarten und in der niederdeutschen der hannoverschen Wenden kaum gehört wird, fällt den meisten Ausländern schwer; Slawen und Griechen (die sonst auch polyglotte Begabung haben) sprechen ihn oft als Kehllaut (ch) aus. Die wunderlichsten Wandelungen erfahren die, namentlich (nicht ausschließlich) den Engländern, Kymren und Griechen gemeinsamen, assibilierten Zahnlaute (th und dh) im Munde der Fremden. Die Juden, die sonst auch leicht fremde Sprachen erlernen, gewöhnen sich erst seit kurzem (zunächst in Deutschland) die ihnen eigenthümlichen, mundartlich gewordenen Fehler in Wortformen und Wortfolge der Adoptivsprache ab. Solche Eigenheiten, von welchen wir hier nur gelegentlich einige Beispiele gaben, weil ihre eigentliche Stelle in dem Kapitel von der Sprache (nicht der Sprachlehre) ist, verdienen die Aufmerksamkeit des Ethnologen.

Für die vorhin erwähnte Pasigraphie (Gesammtschrift) mag noch bemerkt werden, daß sie mit Erfolg betrieben wird, sofern vergleichende Sprachforscher, sowie auch praktische Grammatiker und Lexikographen allgemeiner bekannte Alphabete mit passenden Modificationen auf Sprachen anwenden, deren einheimische Schrift theils

unzureichend, theils dem Auslande schwer zugänglich ist. Wir haben uns schon oben über die große Ausdehnung einiger Schriftgattungen geäußert. Die handlichste unter diesen ist die lateinische; bei ihrer absichtlichen Anwendung wird häufig die italienische Aussprache der Selbstlaute und die diakritische Bezeichnung mehrerer Mitlaute in der böhmischen Schrift geltend gemacht. Die Anwendung der englischen Lautbezeichnung auf fremde Sprachen ist mehr berüchtigt, als berühmt, wiewohl sie z. B. Hadley aus Nationalstolz (für das Hindustani) als die beste erklärt. Auch die kyrillische Schrift wird in dem weiten Völkergebiete der Russen und jenseit desselben (z. B. für die ossetische Sprache von Sjögren) in passende Anwendung gebracht. Für die Schreibung bis dahin ungeschriebener Sprachen, meistentheils mit lateinischer Schrift, haben die Übersetzer der Bibel Viel gethan.

Die Wissenschaften II.

Ethnologische Geschichte der wissenschaftlichen Bildung.

Auch in dem nun beginnenden ausführlicheren Grundrisse der Geschichte der Wissenschaften und ihres Schriftenthums verweilen wir hauptsächlich bei den früheren Zeiträumen, in welchen die Nationalität sich stärker ausprägt, als in der weltbürgerlicheren Neuzeit. Unsere „Ausführlichkeit“ bleibt aber immer nur der Comparativ der ersten und kürzesten Fassung, und tritt nur selten aus dem Dienste unseres ethnologischen Hauptzweckes heraus. Den Stoff schaffen wir natürlich nicht selbst, großentheils aber dessen Anschauung und Form, oft jedoch Besseres, als wir selbst zu geben vermögen, von Anderen entlehnend. Die meisten dieser Anleihen machen wir bei dem gelehrten, geistvollen und freisinnigen Ludwig Wachler, nach seinem „Handbuch der Geschichte der Literatur“ (2. Bearbeitung, 4 Theile. Frkf. a. M. 1822 – 24) und seinen „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ (2 Theile. Frkf. a. M. 1834).

Geschichtswissenschaft.

Voran stellen wir die Geschichte der Geschichtschreibung.

Jenseit der Geschichtschreibung der Griechen liegen die Jahrbücher und Inschriften der Aegyptier; die mit mythischer Zeitrechnung ausgestatteten Geschichten der Chinesen, die einmal ein allgemeines literarisches Auto da Fé aufführten, weit radikaler, als die wirklichen und angeblichen Bibliothekbrände zu Alexandria; ihm folgte aber eine ebenso allgemeine Wiederherstellung des Schriftenthums. Gewaltsame Zernichtungen der Volksliteratur, welche dem Volksthum die edelste Quelle seiner Erinnerung und Erneuerung rauben wollen, kommen öfters vor, wie bei den britischen Kelten in Irland durch den Apostel Patrik aus religiösen, in Wales durch englische Herrscher aus politischen Gründen; aus beiden bei den Hieroglyphenchroniken der alten Mexikaner durch die spanischen Eroberer.

Die Palme der ältesten Geschichtschreibung gebührt den hebräischen Semiten, deren Bibel zugleich der treueste und vollständigste Spiegel ihres ganzen alten Volksthums und die Urkunde ihrer alten Geschichte ist, wie denn auch bis heute ihre Kirchenfeste vor allem nationale Geschichtsfeste sind. Viele Geschichtsurkunden der übrigen Semiten sind unwiederbringlich verloren. So der Phoeniken, der, vermuthlich aramäischen, Nabathaeer, und der südarabischen Himjariten. Echte und falsche Bruchstücke phoenikischer Geschichte sind bei griechischen Schriftstellern zu finden, der nabathaeischen Geschichte und Kultur bei arabischen. Entdeckungen und Deutungen von Inschriften in neuester Zeit erweitern die Kunde der semitischen Geschichte in ihren Einzelheiten: für die Phoeniken in ihren Hauptsitzen wie in ihren Ansiedelungen, namentlich in Karthago; für die Himjariten hoffentlich in nächster Zukunft durch gelehrte Europäer an Ort und Stelle, vielleicht auch durch noch lebende Geschichtssage der Nachkommen dieses Volkes. Von großer Wichtigkeit sind die erwähnten Keilschriften und Bildwerke semitischer Völker in Mesopotamien und in der persischen Monarchie. Gebildete Geschichtschreiber hatten die, später durch die makedonischen Fürsten, durch die Römer und durch das früh von ihnen

aufgenommene Christenthum in die classicistische Bildung hereingezogenen, Syrer. Noch spät schrieb der jakobitische Maphrian Gregor Abulpharadsch oder Bar Hebraeus aus Melitina in Armenien (1226—86 n. C.) u. a. eine Weltchronik in syrischer Sprache. Aber bereits 460 v. C. hatte der (arische) Armenier Moses von Chorene die Chronik seines Volkes in dessen Sprache geschrieben. Früher war auch in Armenien griechische Sprache und Literatur einheimisch geworden. König Artabazes oder Artavasdes (Ἀρταουάσδης Plutarch. Crassus c. 33) schrieb selbst Geschichte, Reden und Trauerspiele in griechischer Sprache. Einige andere syrische und armenische Schriftsteller werden wir gelegentlich unten nennen. Von den Schriften des Chaldaeers Bérosos (Βήρωσος) über chaldaeische (und babylonische) Alterthümer sind Bruchstücke in griechischen Schriften erhalten. Die arabischen Geschichtschreiber, deren Zahl seit dem 8. Jahrh. n. C. zunimmt, knüpfen ihre Chroniken an Geschlechtsregister; den reichen geschichtlichen Stoff verhüllt Bilderschwulst. Bleibenden Werth für die Völkerkunde hat Ali Abul Hassan Masudi aus Bagdad (starb 957 in Aegypten). Etwas einfacher schreiben später u. a. der gelehrte ajubitische Fürst Ismael Ibn Ali Abu-l-Feda (1273—1332), und Ahmed Ibn Arabschah (starb 1450), der Timurs Unthaten beschrieb, beide aus Damaskós. In Persien hatte der arabische Mohammedanismus viel arisches Alterthum verschüttet. Gerettete Schätze birgt das Heldenbuch (Schah-nameh), die epische Geschichte des Volkes, von Dakiki begonnen, von Ischak ben Scheressschah, bekannter als Firdosi (Firdewsi, Ferdusi), aus Tus (starb 1030 n. C.) fortgesetzt, wozu ihn der Gaznawide Mahmud veranlaßte. Zu den bekanntesten persischen Geschichtschreibern gehört Haman Eddin Mirchawend Mohammed ibn Chawend-Schah (Mirchond Moh. Chondschahs Sohn), der 1433—98 lebte und sich u. a. in seiner „compilation peu interessante“, wie die Bibliographie universelle (29 p. 133) sagt, über die Geschichte der Ghazneviden an seinen tüchtigeren Vorgänger lehnt: den Araber Atbu 'l Naser Mohammed ben Moh. al Dschabbar al Otbi (Mitte des 14. Jahrh.).

In Griechenland folgten den homerischen Heldengedichten zunächst die sogenannten Kykliker (Κυκλικοί), meist nur dem Namen

nach bekannte Dichter, deren Gegenstand ein Sagenkreiß (κύκλος, κ. ἐπικός) vom Ursprunge der Welt bis zu Odysseus Sohne Têlégonos war. Sie giengen nach 500 v. C. in die S. 506 erwähnten, gröstentheils in Prosa schreibenden, Sagensammler oder „Logographen" (λογογράφοι, unterschieden von den epischen μυθογράφοι) über. Zu diesen gehörten Aristéas aus Prokónnesos (580 v. C.), der ein Gedicht über die (skythischen) Arimaspen schrieb, und Akusilaos aus Argos, welche beide als Quellen für Hesiodos Geschlechtsregister angegeben werden. Ferner: die ionischen Kleinasiaten aus Milêtos (ungefähr 550 – 509 v. C.) Kadmos (semitischer Name schon des mythischen Schriftlehrers der Griechen, angeblich um 1500 v. C.) und Hekataeos, dem eine geographisch-genealogische Weltchronik zugeschrieben wird; Pherekýdes, der von der Insel Léros stammte und in Athen lebte; Chárôn (der älteste unter mehreren Namensbrüdern, ungerechnet den heute noch lebenden Todtenschiffer) aus der milesischen Kolonie Lámpsakos; der Lyder Xánthos aus Sardes, welcher die, leider nur in Bruchstücken erhaltene, Geschichte seines merkwürdigen Volkes schrieb.

Um die Mitte des 5. Jahrh. v. C. erscheint denn der dorische Kleinasiate Hêródotos (Ἡρόδοτος) aus Halikarnassós in Karien, der früh auf Samos, später auch in Athen und in Thurii (in Großgriechenland) lebte und überhaupt große Reisen machte. Sein in ionischer Mundart geschriebenes Geschichtswerk ist das älteste uns vollständig erhaltene griechische. Es schildert „der Jugend der Welt" in epischem Fluge einen großen geschichtlichen, oft auch mythischen Kreiß, in dessen Mitte das hellenische Leben und die Freiheitskämpfe glänzen (vgl. Fr. v. Raumer, Geschichte der Literatur I 49 ff.). Bald nach ihm, aber schon in anderer, weniger frommer, dagegen menschlich kraftbewussterer Anschauung, schrieb die Geschichte des peloponnesischen Krieges Thukydides aus Athen. Er war selbst Feldherr der athenischen Truppen in diesem Kriege gewesen, wurde aber nachher aus Athen verbannt und lebte eine Zeit lange in Thrakien. Sein Fortsetzer, Xenophón aus Athen (450 – 356), Sokrates Schüler, schrieb geschichtliche, staatswissenschaftliche und philosophische Werke. Sein Zeitgenosse Ktesias aus Knidos in

Karien hatte als Arzt am persischen Königshofe Gelegenheit, Quellenforschungen über persische, indische und assyrische Geschichte anzustellen; leider sind nur Bruchstücke seiner Schriften erhalten.

Aus dem alexandrinischen Zeitraume giengen viele Schriften verloren. Zu ihm gehören u. v. a. die folgenden. König Ptolemaeos Lágu (des Makedonen Lagos Sohn), dessen Denkwürdigkeiten später Arrhianos (s. nachher) benutzte. Der Makedone Marsýas aus Pella, des Königs Antigonos Bruder und Admiral, der eine Geschichte der makedonischen Könige schrieb. Hekataeos aus Abdera (τὰ Ἄβδηρα) in Thrakien, der namentlich über die Juden schrieb. Vermuthlich unter Ptolemaeos Philádelphos schrieb der aegyptische Priester Manéthon (Μανέθων oder Μανεθώς) eine, nur aus wenigen Bruchstücken bekannte, Geschichte.

Bedeutender und besser erhalten sind die griechischen Geschichtschreiber des römischen Zeitraums. Vor allen der Arkadier Polybios aus Megalopolis (geb. 204 v. C.), der Staatsmann und Krieger war und lange in Rom lebte, wohin er als Geisel gekommen war. Seine verständig und pragmatisch geschriebene Weltgeschichte ist uns, wie viele der hier folgenden Werke, nur zum Theile erhalten. Ethnologisch wichtig ist die Geschichte des fleißigen und vielgereisten Siciliers Diódôros aus Agýrion (8 n. C.). Von den mannigfaltigen Werken des griechisch-syrischen Philosophen, Redners, Dichters und Geschichtschreibers Nikólaos von Damaskós, der im 1. Jahrh. vor und nach Christus bei König Herodes wie bei Kaiser Augustus in Gunst stand und u. a. eine allgemeine und eine assyrische Geschichte schrieb, ist uns nur Wenig erhalten. Der Redner Dionysios aus Halikarnassós (kurz vor oder nach Christus) lebte 22 Jahre in Rom, dessen Geschichte und Alterthümer er beschrieb.

Der Jude Flavius Josephus aus Jerusalem, dessen Untergang er als römischer Freigelassener mit ansah, schrieb die Geschichte seines Volkes in hebräischer Sprache (in welcher auch später Ben Gorion einen Auszug derselben abfaßte) und darauf in griechischer. Er stammte aus fürstlichem Geschlecht und gehörte der Pharisäersekte an. Zugleich als Philosophen bekannt sind die folgenden drei Geschichtschreiber. Flavius Arrianus (Arrhianós) aus Nikomédia

(Νικομήδεια) in Bithynien (starb um 150 n. C.) beschrieb in attischer Mundart Aléxandros d. G. Kriege, in ionischer indische Merkwürdigkeiten. Er lebte unter Hadrianus und den Antoninen in Rom, erhielt dort und in Athen das Bürgerrecht, wurde Statthalter in Kappadokien und endlich sogar römischer Senator und Consul. Bedeutender war der Boeotier Plútarchos aus Chaeronea (Χαιρώνεια) im 1 – 2. Jahrh. (starb 130 n. C.), des Kaisers Hadrianus Lehrer; er schrieb u. a. höchst anziehende vergleichende Lebensgeschichten (Βίοι παράλληλοι) ausgezeichneter Griechen und Römer. Der Sophist Claudius Aelianus (Αἰλιανός) aus Praeneste in Latium (3. Jahrh. n. C.) sammelte geschichtliche und zoologische Merkwürdigkeiten. Besonders wegen der ethnographischen Eintheilung seiner römischen Kriegsgeschichte erwähnen wir den Juristen Appianós aus Alexandria, der (um 150 n. C.) unter Trajanus, Hadrianus und Antoninus Pius zu Rom lebte. Wichtiger, namentlich für altitalische Geschichte und Sage, ist Dio Cassius Coccejanus aus Nikaea in Bithynien (starb um 230 n. C.), der lange, und sogar als zweimaliger Consul, in Rom lebte. Der Staatsbeamte Herodianós in Rom (um 230 n. C.) beschrieb die Geschichte einiger römischer Kaiser als freimüthiger Zeitgenosse.

Die griechischen Geschichtschreiber des oströmischen oder byzantinischen Zeitraums sind zahlreich und fleißig, wenn auch großentheils nach Styl, Geist und Gesinnung unklassisch. Übrigens sind diese „Byzantiner", obgleich längst bekannt, erst in unserem Jahrhundert kritisch herausgegeben worden und wohl immer noch nicht hinlänglich ausgebeutet. Ihre Geschichten des oströmischen Reiches von 285 n. C. bis zu seinem Untergange beschäftigen sich zwar mehr mit Hof und Kirche, als mit dem Volke und seinem Geiste, geben aber doch viel Wichtiges und oft noch nicht völlig Erklärtes über das Völkergewirre des europäischen Südostens, dessen Vergangenheit uns durch sein gährendes Leben in der Gegenwart um so merkwürdiger wird. Wir nennen kurz nur einige der bedeutendsten unter ihnen. Noch der hellenischen Religion angehörig ist Zosimos aus Konstantinopel (5. Jahrh.), der eine Kaisergeschichte schrieb. Prokopios aus Kaesarea (Καισάρεια) in Palaestina (6. Jahrh.) war Belisarios

Geheimschreiber; seine wichtigen Geschichtsbücher gehn uns Deutsche wegen der darinn beschriebenen Kriege mit den Goten näher an. Seine Geschichte setzte sein Zeitgenosse fort, der Aeolier Agathias aus Myrina in Kleinasien, auch Dichter. Zunächst ihres hohen Ranges wegen nennen wir den Kaiser Konstantinos den im Purpur (oder im Purpurgemache) Geborenen (ὁ Πορφυρογέννητος; starb 959) und Alexios des Ersten Lebensbeschreiberin Anna Komnena. Laonikos Chalkokondylas beschrieb die Geschichte der Türken und den Untergang des oströmischen Reiches 1298 – 1462. Die Griechen unseres Jahrh. sind auch in der Geschichtschreibung fleißig. Wir nennen Einige. Der wackere und vielseitig gebildete Konst. Paparrhigópulos aus Konstantinopel, Professor zu Athen, beschäftigt sich hauptsächlich mit der alten und mittleren Zeit seines Volkes und mit dessen Archaeologie. Für letztere war schon gegen Ende des 18. Jahrh. der Makedone Georg Konst. Sakellarios aus Kozani thätig, der auch Lyriker war und als solcher gegen Ath. Christopulos (o. S. 478) Βακχικὰ Ἀντιβακχικά dichtete. Archaeologe ist auch Alex. Rhizos, Rhangabes (Rhangavis) aus Konstantinopel (geb. 1810), der ebenfalls zugleich Lyriker, auch Dramatiker ist. Sein Vater verfaßte ein geschichtlich-statistisches Werk über Griechenland, „τὰ Ἑλληνικά"; ein gleiches über Konstantinopel der Lexikographe Skarlatos Byzantios. Geschichtschreiber des Befreiungskrieges unsers Jahrh. sind u. a. Perrhaebos (Πεῤῥαιβός); Erzbischof Germanós von Patrae; Jakovakis Rhizos (Ἰακοβάκης Ῥίζος ὁ Νερουλός) aus Konstantinopel (1775 bis 1850), auch Dramatiker u. s. w.; Alexandros Sutzos aus Konstantinopel (geb. 1802), der auch, gleich seinem Bruder Panagiotis (geb. 1806), Gedichte, Schauspiele und Romane schrieb; er und Rhizos schrieben ihre Geschichtswerke in französischer Sprache. Das umfassendste Werk über den Befreiungskrieg schrieb Spyrídon Trikupis aus Missolongi (geb. 1791).

Die römische Geschichtschreibung (in lateinischer Sprache) entwickelte sich aus schwachen nationalen Anfängen und später auch aus Nachahmungen der Griechen zu eigenthümlicher Kraft, das reichste und bedeutendste Gebiet des in wenigen Zweigen selbständigen römischen Schriftenthums. Von des ersten prosaischen Geschichtschreibers Fabius

Pictor Jahrbüchern, des älteren M. Porcius Cato, genannt Censorinus, aus Tusculum (233 v. C.) römischer Urgeschichte und andern geschichtlichen und rhetorischen Schriften, sowie von vielen andern alten Historikern, sind nur Bruchstücke erhalten. Mit hoher Ausbildung der Darstellung tritt der erste vollständig erhaltene Geschichtschreiber auf, der zugleich seiner eigenen Geschichte Held ist, von dem er in der dritten Person erzählt, Julius Caesar nämlich (100—44 v. C.), der machtvolle und geniale Staatsmann und Feldherr, der, wie Napoleon I., „die Republik in den Hafen der Monarchie geführt hätte", wenn nicht eine hochtragische That oder Unthat seinen Lebensfaden gewaltsam durchschnitten hätte. Sallustius Crispus aus dem sabinischen Amiternum (86—36 v. C.) zeigt als Geschichtschreiber einen festeren Sinn, denn als Bürger; durch griechische Vorbilder (wie Thukydides) wohl geleitet, war er doch zu selbständig, um sie zu kopieren. Cornelius Nepos aus Hostilia im italischen Gallien (starb um 30 v. C.), ein lichtvoller und einfacher Schriftsteller, ist indessen schwerlich in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten, und Vieles von ihm gieng früh verloren. Titus Livius aus Patavium (jetzt Padova) in venetischem Gebiete (59—17 v. C.) ist ein fast in jeder Beziehung ausgezeichneter Geschichtschreiber, auch in der Sprache, obgleich grammatischer Romanismus ihr „Patavinität" vorwarf. Leider hoffen wir noch immer vergeblich auf neue Fünde der vielen verlorenen Bücher seiner Geschichte, deren er 142 schrieb.

Von der Historik des römischen Kaiserreichs, die griechische eingeschlossen (14—400 n. C.), sagt Wachler: sie trage die reichsten Früchte erweiterter Weltkenntnis und habe das gesammte freie politische Geistesleben in sich aufgenommen. Die zahlreichen erhaltenen römischen Geschichtschreiber sind oft in Anschauung und Gesinnung den griechischen dieses Zeitraums überlegen; wir nennen die bedeutenderen. Cajus Vellejus Paterculus, römischer Ritter und Praetor unter Tiberius (19 v. C.—31 n. C.), ist geistreich und bündig, wenn auch parteiisch für seinen Freund Sejanus und für den Tyrannen selbst, dessen Ehrenrettung ja auch einer unserer neuesten deutschen Schriftsteller (Stahr) zu versuchen wagt. Q. Curtius Rufus (um 50) nennen wir weniger wegen der kritischen Bedeutung, als wegen des romantischen

Reizes seiner, nach griechischen Quellen, aber mit eigener Anschauung ausgeführten, Geschichte Alexanders d. G. „Der tiefste und reichste aller Geschichtschreiber des Alterthums, Lehrer für alle Jahrhunderte" (Wachler) war C. Corn. Tacitus, angeblich aus der picenischen Interamna (geb. 60), dessen Gesinnung auch die Form seiner Geschichtschreibung, seine markige gedankenreiche Kürze ausdrückt. Vielleicht ist seine für die älteste Geschichte der Germanen und einiger andern Nordvölker Europas unvergleichlich wichtige „Germania" nur eine spätere und allzu kurze Bearbeitung seiner verlorenen Urschrift. Er wirkte auch in Rom als gerichtlicher Redner und später (97, unter Nerva) als Consul. Der Grammatiker C. Suetonius Tranquillus in Rom (starb nach 121), ebenfalls gerichtlicher Redner, sodann Sprachlehrer und Kaiser Hadrianus Sekretär (magister epistolarum), beschrieb das Leben der 12 ersten Kaiser freimüthig und treu nach Archivurkunden. L. Annaeus Florus (117, unter Trajanus und Hadrianus), Hispanier oder Gallier, schrieb eine römische Geschichte, deren verderbter Text erst vor kurzem hergestellt worden ist. Der Gallier Trogus Pompejus schrieb vermuthlich schon 14 n. C. eine treffliche Weltgeschichte, die um 165 von Justinus in einen uns erhaltenen Auszug gebracht wurde, während auch die jetzt verlorene Urschrift noch im 14. Jahrh. von Heinrich von Herford benutzt worden sein soll. Unter dem Namen der Historia augusta begreift man mehrere Geschichtschreiber der Kaiser von Hadrianus bis Valerianus. Von großem Werthe für die Kunde der germanischen, auch u. a. der gallischen Geschichte seiner Zeit ist Ammianus Marcellinus, ein Grieche aus Antiochia, der in unkorrektem, schon mittelalterlich-schwülstigem Latein eine römische Geschichte von Nerva bis Valens schrieb, von deren 31 Büchern die 13 ersten verloren sind.

Nach den Stürmen der Völkerwanderung erweitert die Geschichtschreibung ihr Gebiet allmählich in Abend- und Morgen-land. Zu den Arabern gesellen sich die iranischen Perser und Armenier, zu den oströmischen Griechen und den nun als Italiener auftretenden Weströmern die romanischen Epigonen der latinisierten Völker: der Gallier (jetzt Franzosen), Hispanier und Portugiesen, endlich der germanischen und später der slawischen

Völker. Viel geschichtlichen Stoff bergen auch die lateinisch schreibenden Dichter und Hagiographen (Heiligenlebensbeschreiber und Legendenerzähler, namentlich von den „Bollandisten" gesammelt) vom 5 – 12. Jahrh. Form und Tendenz des geistlichen Zunftgeistes darf uns nicht von ihrer Benutzung zurückschrecken. Der Afrikaner Paulus Orosius compilierte aus Livius u. A. und begründete durch seine fromm-leichtgläubige „Geschichte gegen die Heiden" (Historia adversus paganos) den neuen historischen Ton des Mittelalters. Für ost- und west-römische Geschichte wichtig ist die Notitia dignitatum utriusque imperii. Der Gote Jornandes überliefert uns werthvolle, aber oft dunkle Bruchstücke aus den Alterthümern seines Volksstamms und andrer osteuropäischer Völker; sein Vorgänger Ablavius ist leider verschwunden. Der Schotte Gildas, Abt zu Rhuys in der Bretagne (493 ff.), schrieb über das jammervolle Schicksal der Britonen (De excidio Britanniae). Der gallische Arverner (Auvergner) Gregor von Tours = Georg. Florentius Gregorius, 544 – 95 Bischof von Turonum (Tours, Καισαρόδουνον Ptol.), schrieb die werthvolle älteste Geschichte der Franken. Es fällt uns hier bei, daß die Anknüpfung der im Mittelalter verbreiteten Sagengeschichte (Gesta u. s. w.) der Franken an die Trojanersage schon unter den Römern von diesen durch die Arverner adoptiert wurde, früher auch schon von den vermuthlich illyrischen Venetern in Italien; wir mögen uns einer neueren Zurückführung derselben auf geschichtliche Einwanderungen in Italien noch nicht anschließen, sondern suchen in ihr nur die hellenische Sage. Für die Geschichte Britanniens und insbesondere seiner angelsächsischen Landsleute wichtig ist der geistliche Schriftsteller Beda (venerabilis) aus Northumberland (672 – 735), sowie sein berühmter Stammgenosse Winfrid Bonifacius (starb 755) aus Kirton in Devonshire (kymrisch Dyfneint), wo damals noch die kymrobritonischen Dumnonier als Bewohnermehrzahl Volksthum und Sprache erhielten. Der Langobarde Paul Winfrid, Warnefrids Sohn (starb vor 800), Mönch in dem auf Monte Cassino (Casinus mons) in der neapolitanischen Terra di Lavoro 530 von S. Benedictus gestifteten Kloster, schrieb unter Karl d. G. die Geschichte seines Volksstamms und war zugleich auch Dichter und Philologe.

Seit dem 9. Jahrh. vermehren sich mit der durch Karl d. G. bereicherten Geschichte auch die Geschichtschreiber bedeutend, namentlich die (leider lateinisch schreibenden) germanischen, auch in Italien und Frankreich durch ihre Namen kenntlich. Die Nennung folgender genüge uns. Karls d. G. Geheimschreiber, Eginhard, der nach einer von romantischen Sagen verhüllten Liebes- und Ehe-geschichte als Abt in seinem Kloster Seligenstadt am Main 839 starb, schrieb die Geschichte Karls d. G. und der Franken. Karls d. G. Enkel, Nithard (starb 853), beschrieb die Zwiste der Söhne Ludwigs d. Fr. Der staatsmännische Geistliche Luitprand aus Pavia, der 968 als Bischof von Cremona starb, schrieb mit Geist und Phantasie eine Geschichte seiner Zeit; der Angelsachse Ethelward, aus königlichem Geschlechte (starb nach 974), eine für die Geschichte seines Volkes nicht unwichtige Chronik; der sächsische Mönch Witichind (Widukind) gegen das Jahr 1000 die älteste Geschichte seines Volksstammes, für welche er bereits in Kloster Corvey Jahrbücher vorfand. Ihn benutzte Ditmar Graf v. Valenbek (976 – 1018), Bischof von Merseburg, für die ersten Bücher seiner deutschen Königsgeschichte. Hermann Contractus Graf v. Vehringen (1013 – 54), Mönch in Reichenau, schrieb eine öfters fortgesetzte Chronik, auf deren Zeitrechnung seine mathematische Richtung und Kenntnis günstigen Einfluß hatte. Der Benedictiner Petrus Damianus aus Ravenna (1007 – 72), durch Geist und Bildung berühmt, durch seine sittliche Handlung berüchtigt, schrieb Geschichte in Briefen, wie mehrere Andere dieses Zeitraums. Adam aus Meissen, Domherr und Schulrector zu Bremen (starb nach 1076), schrieb eine wichtige Kirchengeschichte des germanischen und slawischen Nordens; Lambert aus Aschaffenburg, Mönch in Hersfeld (starb 1077), eine werthvolle Geschichte der Deutschen. Marianus in Fulda (1028 bis 1086), einer der zahlreichen und fleißigen irischen (skotischen) Mönche, die namentlich in Deutschland und Italien lebten, schrieb eine Weltgeschichte, zum Theil nach guten Chroniken. Dem sächsischen Mönche Bruno (starb nach 1082) verdanken wir eine Geschichte des sächsischen Krieges. In den Geschichtswerken Ingulfs, Abtes von Croyland und Geheimschreibers Wilhelms des Eroberers (starb 1109), sind besonders Berichte über seine Zeit von Werthe. Sigebert, Mönch in

Gemblours (Gemblacum) im wallonischen Belgien (1030 bis 1112), verfaßte eine berühmte Weltchronik.

Der wackere russische Mönch Nestor in Kiew (starb nach 1100) ehrte sein Volk, indem er dessen Geschichte in der Muttersprache schrieb (vgl. S. 508).

In dem Zeitraume 1100 – 1500, von den Kreuzzügen bis zur Wiederherstellung der Wissenschaften, wird die Geschichtschreibung fleißig geübt, nicht mehr bloß von Geistlichen, und jetzt auch endlich in den Landessprachen, zuerst (13. Jahrh.) in Italien, darauf (seit 14. Jahrh.) auch in Frankreich, Spanien u. s. w. Ihr Fortschritt hängt wiederum zusammen mit dem der Geschichte selbst, des politischen Volkslebens und des wissenschaftlichen Strebens, namentlich der wieder zunehmenden Kenntnis und Achtung der Klassiker. Wir geben einige der wichtigeren Beispiele aus verschiedenen Völkern.

Der ungenannte sächsische Annalist (Annalista Saxo) im 12. Jahrh. war vermuthlich ein Mönch Ekkehard in St. Gallen oder in Zwiefalten; Zwei dieses Namens scheinen sich zu verschmelzen. Otto, Bischof von Freysing in Baiern, Sohn des Markgrafen Leopold von Österreich (starb 1158), ein zu Paris philosophisch gebildeter Staatsmann unter den Kaisern Konrad I. und Friedrich I., beschrieb die Welt bis zu ihrem — Untergange. Ebenfalls Staatsmann war der Presbyter Gotfrid von Viterbo (starb nach 1192), vermuthlich deutschen Stammes. Auch ein Pole aus Troppau in Schlesien, Mart. Strepus, Dominikaner und Erzbischof von Gnesen (starb 1278), schrieb eine Chronik der Päpste und der Kaiser. Der oben bei Pompejus Trogus erwähnte Dominikaner Heinrich von Herford in Minden und in Erfurt (starb 1370) zeichnet sich durch verständige Benutzung alter Handschriften aus. Ein geistreicher Vielwisser und guter lateinischer Stylist war Marc. Ant. Coccius Sabellicus aus Vicovaro. Der ausgezeichnete Kanzler Kaiser Friedrichs II., Petrus de Vineis aus dem Capuanischen (starb 1249), ist in neuerer Zeit öfters Gegenstand der Geschichtsdichtung geworden. Auch zwei Päpste nennen wir: den vielwirkenden Innocentius III. aus Anagni (1161 – 1216) und den hochgebildeten Aeneas Sylvius Piccolomini aus Schloß Corsignano (1405 – 64),

welcher Papst Pius II. wurde. Vom 14 – 16. Jahrh. treten auch gute Literaturhistoriker in Italien auf.

Vermuthlich syrischen Stammes war der von östlicher und westlicher Bildung genährte Geschichtschreiber der heiligen Kriege, Bischof Wilhelm von Tyros (starb nach 1188).

In Spanien treten folgende Könige auf: Alfonso X. von Castilien (starb 1284), der das Verdienst hatte, eine Geschichte Spaniens in der Landessprache zusammentragen zu lassen; in Aragonien Jacob I., der aufrichtig sein eigenes Leben, und Peter IV., der die Zeitgeschichte 1336–83 beschrieb. Von mehreren tüchtigen Historikern nennen wir den edlen Catalonier Ramón Muntanér (geb. 1265), der eine Chronik seiner Zeit in seiner Muttersprache (einer provenzalischen Mundart, s. S. 86) schrieb.

In Frankreich schrieben u. A. der Benedictiner Odericus Vitalis (1074 ff.) eine wichtige Kirchengeschichte in lateinischer Sprache; in französischer Jean Froissart aus Valenciennes (starb 1401), auch anmuthiger Dichter, eine lehrreiche Geschichte seiner Zeit; ebenso Philippe de la Clite de Commines, Sieur d'Argenton aus Flandern (1446–1509).

Belgier, Niederländer, Engländer und deutsche Schweizer sind ebenfalls fleißige Geschichtschreiber dieses Zeitraums, minder die skandischen Germanen. Der Kymre Caradoc Lhancarvon (um 1186) schrieb eine Chronik von Wales. Von den Slawen nannten wir oben den Russen Nestor und den Polen Strepus; sehr fleißig waren die Czechen; Helmold, Pfarrer zu Bosow (starb nach 1170), schrieb die Geschichte seines heimatlichen, damals slawischen, Ostseelandes. Auch Preussen, Liefland und Ungarn hatten ihre Geschichtschreiber. Marino Barletio aus Skutari in Albanien schrieb im 15. Jahrh. eine Geschichte Skanderbegs in lateinischer Sprache. Der armenische Prinz Haithon (1306) diktierte Nic. Falconi in französischer Sprache Nachrichten von Tataren u. a. Asiaten, welche dieser ins Lateinische übertrug.

Mit 1500 beginnt ein neuer Zeitraum, welchen Wachler den der „europäischen Nationalliteratur“ nennt; die lateinische Sprache gibt ihre Herrschaft an ihre Töchter und an ihre Nachbarinnen ab.

In Italien schrieb Nicolo di Bernardo dei Macchiavelli aus Florenz (1469 – 1527), der berühmte und berüchtigte, oft misverstandene Staatsmann und Regierungskünstler, „reich an unerfreulicher Menschenkenntnis" (Wachler), seine geschichtlichen und staatswissenschaftlichen Schriften; seine Landsleute Franc. Guicciardini (1482 bis 1540) die italienische Geschichte seiner Zeit nach antiken Vorbildern; und der berühmte Künstler und technische Schriftsteller Benvenuto Cellini (1500–70) seine, uns auch durch Goethe bekannte, „zauberisch naiv individualisierte Autobiographie" (Wachler). Der große Servite Paolo Sarpi aus Venedig (1552–1623), der das Staatsrecht seiner Heimat gegen den Papst vertheidigte, schrieb namentlich eine freimüthige Geschichte der tridentinischen Kirchenversammlung. Enrico Caterino Davila aus Pieve di Sacco bei Padua (1594 – 1631) ist durch seine Storia delle guerre civili di Francia in ganz Europa bekannt geworden. Im 18. Jahrh. treten auf die — stofflich, nicht stylistisch — ausgezeichneten Geschichtsforscher Franc. Scip. Maffei aus Verona (1675 – 1755; Giov. P. Maffei aus Bergamo, ebenfalls Historiker, starb 1603) und Lod. Ant. Muratori aus Vignola (1672 – 1750). Bei diesen und mehreren andern Italienern herrscht die Alterthumsforschung vor, für welche später Philologen und Inschriftensammler besonders thätig sind, wie in Bezug auf die Etrusker der Jesuit Luigi Lanzi aus Monte dell'Olmo (1732 – 1810), Gius. Micali aus Livorno (gest. 1844) für die alten Völker Italiens überhaupt. Mit letzteren beschäftigen sich in neuester Zeit besonders Deutsche, deren mehrere wir oben bei der vergleichenden Sprachforschung nannten. Zu ihnen gehört auch der Geschichtschreiber Roms, Th. Mommsen aus Schleswig (geb. 1817), dessen Übertragung der antiken Erscheinungen in moderne von Peter u. A. getadelt wird. Unter den übrigen italienischen Geschichtsschreibern nennen wir noch: den Fortsetzer Guicciardinis und Beschreiber der nordamerikanischen Freiheitskriege, den fruchtbaren Classicisten Carlo Gius. Gugl. Botta aus S. Giorgio del Canavese in Piemont (1766 – 1837), der auch ein Epos über Camillus und Vejis Eroberung schrieb; sein Sohn Paul Emil machte sich seit 1840 durch die Aufgrabungen in Ninive berühmt. Sodann Coletta (1775 – 1831),

den körnigen Geschichtschreiber Neapels. Gir. Tiraboschi aus Bergamo (1731—94) schrieb u. a. eine gute Storia della letteratura Italiana.

In Spanien war die Geschichtschreibung lange nur chronistisch. Der edle und beredte Fürsprecher der Indianer, Bartolomé de las Casas aus Sevilla (1474—1566), Bischof von Chiapa, schrieb eine westindische Chronik, welche Ant. da Herréra Tordesillas (1559 bis 1625) für seine Geschichtswerke benutzte. Mit Mendoza (s. S. 431 beim Romane) erblühte die Geschichtschreibung nach Geist und Form; doch blieb er unerreicht, wenigstens in der Form seiner nicht zahlreichen geschichtlichen Arbeiten. Umsichtig abgefaßt ist die aragonische Geschichte von Geron. Zurito aus Zaragoza (1512—80); lichtvoll und schön die erst lateinisch, dann spanisch abgefaßte Geschichte des Jesuiten Juán Mariana aus Talavera (1537—1623).

In Frankreich ist die Zahl und die Formbildung der Geschichtschreiber, besonders in der anekdotischen Zeitgeschichte der „Mémoires", größer, als ihre Bedeutung für weitere Kreiße. Für Frankreich selbst aber steht auch dieser Zweig der Literatur mit dem öffentlichen Leben in steter Wechselwirkung. Wir nennen nur Wenige aus der Menge. Marguérite de Valois, Heinrichs IV. Gemahlin (1522—1615), „beschrieb die Hofgeschichte ihrer Zeit anziehend und naiv elegant" (Wachler). Weit ernsteren Werth haben die ausgezeichneten, lateinisch geschriebenen, zeitgenössischen Geschichten von Jacques Aug. de Thou (Thuanus) aus Paris (1553—1617); die Memoiren von François Herzog von Rochefoucauld (1612—80), der auch eine scharfe Nutzanwendung aus ihnen niederschrieb; und die Memoiren des zugleich leidenschaftlichen und zierlich schreibenden Cardinals von Retz, J. Fr. P. de Gondy (1613 bis 1679). Der Kanzelredner Bossuet (1627—1704, s. S. 373 bei der Redekunst) legte seine Geschichtsanschauungen in einem „Discours" nieder. Allgemein bekannt wurde die römische Geschichte für die Jugend von Ch. Rollin aus Paris (1661—1741). Ebenso das bedeutendere Geschichtswörterbuch des freisinnigen Pierre Bayle aus Carlat (1647—1706), das indessen eine Menge jetzt verjährter Sonderbarkeiten der Aufzeichnung werth hält. Sodann das Gemälde des hellenischen Lebens („Anacharsis") von J. J. Barthélémy aus

Cassis (1716–95). Bedeutende Verdienste um die Geographie der alten Welt erwarb J. Bapt. Bourguignon d'Anville aus Paris (1697 – 1782). Die brennenden Fragen der Gegenwart erinnern uns an die, Polen und Russland betreffenden, Schriften von Claude Carloman de Rulhière (gest. 1791).

Die englische, aus dem gesammten Staats- und Volks-leben erwachsene Geschichtschreibung wird seit der Mitte des 18. Jahrh. ein Vorbild für alle Völker. Zwischen ihr und Milton (s. S. 391 beim Epos), der 100 Jahre früher als ihr Begründer gelten kann, liegen minder bedeutende Historiker. Folgende Beispiele mögen genügen. Der Seefahrer Walter Raleigh aus Hayes in Devonshire (1552 bis 1618, im Tower hingerichtet) stellte geisteskräftig die Weltgeschichte von sittlich-religiösem Standpunkt aus dar. Aus Edinburgh waren David Hume (1711 – 16), der skeptische Vorgänger Kants in der Philosophie; William Robertson (1721 – 93); David Dalrymple (1726–92). Das sinkende Römerreich beschrieb Edward Gibbon aus Putney in Surrey (1738 – 94), dessen Werk durch die (englisch geschriebene) Geschichte des römischen Freistaates von dem Hochschotten Adam Ferguson aus Logierait (1724 – 1816) ergänzt wird. W. Roscoe aus Liverpool (1753–1831) war der Biograph der italienischen Koryphäen des 15 – 16. Jahrh., auch freisinniger Dichter. Eine großartige Stoffsammlung ist die bändereiche, von 1736 an von englischen Gelehrten herausgegebene Weltgeschichte (an universal History etc.), die ins Französische, Italienische, Niederländische und Hochdeutsche übersetzt und vom 31. Bande an durch Schlözer und andre deutsche Gelehrte frei bearbeitet wurde. Aus der neuesten Zeit nennen wir nur Macaulay aus Rothley Temple in Leicestershire (1800 – 59), den geist- und phantasie-vollen, nur mitunter durch Parteistimmung beeinflußten Geschichtschreiber. Angloamerikanische Historiker sind u. a. W. Hickling Prescott aus Salem (1796 – 1859) und Wash. Irving aus Newyork (1783 – 1859), besonders als Sittenschilderer und Stylist ausgezeichnet.

In den Niederlanden ist einer der ersten und besten Historiker Gerard Brandt aus Amsterdam (1626 – 85). Für die alte Geschichte sind die Philologen thätig, auf welche wir später kommen;

namentlich Jakob Voorbroek aus Dam (1651–1715), bekannter unter dem Namen Perizonius.

Dänemark hat mehrere gute Geschichtschreiber, wie Ove Guldberg („Verdenshistorie" 1769), Gerh. Schöning (1722–80, Nordische Geschichte), P. Frd. v. Suhm (1728–98, Dänische Geschichte). Der bedeutendste schwedische Geschichtschreiber ist Erik Gustav Geijér aus Ransäter in Wermeland (1783–1847), auch Dichter; in beiden Gebieten trat auch sein Sohn Knut (gest. 1849) auf.

Unter den slawischen Völkern, die wir in dem vorhergehenden Zeitraume berührten, hatten die Böhmen durch die Folgen des 30jährigen Krieges unendlich gelitten. Erst im 19. Jahrh. begegnen wir bedeutenderen czechischen Geschichtschreibern, wie dem Mähren Franz Palacky aus Hodslawic (geb. 1798) und dem Slowaken Paul Josef Schafarik (Šafarzyk) aus Kobeljarowo in Nordungarn (1795–1861), einem vielseitigen Schriftsteller, dessen Thätigkeit die ganze slawische Welt umfaßte und demnächst die europäische Völkerkunde überhaupt. Unter den Polen nennen wir Adam Naruszewicz (gest. 1796); unter den Russen Nikolai Karamsin aus Bogoroeldza im Gouv. Simbirsk (1766–1826), der auch Dichter war.

Für den übrigen Osten Europas im neuesten Zeitraume bemerken wir nur: daß die Magyaren fleißig ihre Geschichte bearbeiten; ebenso die Griechen, die wir oben ihren Vorfahren anreihten. Auch die osmanischen Türken haben seit ihrem Einnisten in Europa einige nationale Historiker. Wir kommen auf diese Völker bei der Philologie nochmals kurz zurück.

Die bedeutendsten Geschichtschreiber der Juden als Volksstammes gehören erst dem 19. Jahrh. an, wie namentlich der kürzlich in Frankfurt a. M. gestorbene Jost.

Aus angeborener Bescheidenheit kommen wir nun erst auf die deutschen Geschichtschreiber (mit Einschlusse der Schweiz) des mit dem 16. Jahrh. beginnenden Zeitraums, in welchem endlich unsere Muttersprache die lateinische verdrängt hat. Wir haben hier eine so große Zahl bedeutender Männer vor uns, daß die Auswahl nicht leicht ist und die einzelnen Angaben möglichst kurz gefaßt werden müssen.

Im Anfange des 16. Jahrh. erscheinen die, weiter unten auch als Sprach- und Styl-bildner vorkommenden, Chronisten. Der treffliche bairische Bürgerfreund und dem Pfaffenthume verhaßte Aufklärer Joh. Turnmayr (Aventinus d. h.) aus Abensberg (1477–1534) schrieb die Geschichte Baierns; die Pommerns Thomas Kantzow aus Stralsund (um 1500–42), Melanchthons würdiger Schüler; der begabte und pragmatische Darsteller, auch Philosoph und Gnomiker, Seb. Frank aus Donauwörth (1500–45), die Geschichte Deutschlands überhaupt. Der hochverdiente Rechtslehrer Sam. v. Pufendorf aus Dorf-Chemnitz (1632–95) verband Politik und Statistik mit der Geschichte Europas. Für die Allgemeinverständlichkeit der geschichtlichen Wissenschaften wirkte über seine Zeit hinaus Joh. Hübner aus Tyrchau (1668–1731). Jh. Matthias Hase, Professor zu Wittenberg (1684–1742), hat das große Verdienst, auf die enge Verbindung des geschichtlichen Studiums mit dem geographischen gedrungen zu haben, ein Nachfolger namentlich römischer Klassiker und ein Vorgänger Karl Ritters. J. J. Maskov aus Danzig (1689 bis 1761) gab die Belege seiner deutschen Geschichte in Auszügen von bleibendem Werthe. Jh. Chph. Gatterer, Professor zu Göttingen (1727–99), war ein gediegener Kenner der geschichtlichen Hülfswissenschaften. Dem männlich unabhängigen Justus Möser aus Osnabrück (1720–94) wurde die verdiente Erneuerung des Andenkens und Ansehens in unserer Zeit zu Theil. Aug. Ldw. Schlözer aus Jagstädt a. d. Jaxt, erst Hauslehrer in Schweden und Russland, dann Professor in Göttingen (1737–1809), war ein vielseitig gelehrter, freimüthiger und strenger Wortführer der öffentlichen Meinung, dessen Vorzüge seine Mängel weit überwogen; seine Tochter Dorothea (1770 bis 1825) erwarb sich durch ihre numismatische Gelehrsamkeit die Doctorwürde. Sein Stammgenosse und Amtsbruder Gottfried Eichhorn aus Dörrenzimmern (1752–1827) schrieb Welt- und Kulturgeschichte. J. W. v. Archenholz aus Danzig (1745–1812) ist vorzüglich durch seine Geschichte des siebenjährigen Krieges bekannt. Chn. Dan. Beck aus Leipzig (1757–1832) gab in seiner Anleitung zur Weltgeschichte eine reiche Quellenkunde; er war für Geschichte, Philologie und allgemeine Literaturkunde überaus thätig. Frz. Jos.

Sulzer, ein österreichischer Officier, erwarb sich durch seine „Geschichte des transalpinischen Daciens“ u. s. w. (1781 ff.) ein nicht genug gewürdigtes Verdienst um die ostromanische Landes- und Völkerkunde; einer seiner Namensbrüder, Jh. Georg S. aus Winterthur (1720–79) war als Ästhetiker und Polyhistor berühmt.

Die ausführlichste Geschichte der Deutschen schrieb der billig denkende Katholik Mich. Ignaz Schmidt aus Arnstein (1736–94), die von J. Milbiller aus München (1753–1816) und von G. Leonhard Bernhard v. Dresch aus Forchheim (1786–1836), einem reactionären Staatsrechtslehrer, fortgesetzt wurde. Zu den tüchtigsten Geschichtsforschern gehören die, auch als protestantische Theologen berühmten, Schwaben Glb. Jk. Planck aus Nürtingen (1751 bis 1833) und Ldw. Tim. v. Spittler aus Stuttgart (1752–1810). Weithin berühmt als origineller Stylist, als scharfblickender freimüthiger und pragmatischer Geschichtschreiber, aber in seinem Privatleben und seiner eigenen geschichtlichen Wirksamkeit schweren und oft ungerechten Vorwürfen ausgesetzt ist Joh. v. Müller aus Schaffhausen (1752 bis 1809). E. Ldw. Posselt aus Durlach (1763–1804), welcher geistreich war und sein wollte, schrieb u. a. eine, von dem Polyhistor C. Heinrich Ldw. Pölitz aus Ernstthal (1772–1838) fortgesetzte, Geschichte der Deutschen. Durch plastische Gegenständlichkeit zeichnete sich aus C. Ldw. v. Woltmann aus Oldenburg (1770–1817). Durch besonders politische Alterthums- und Völker-kunde und durch geistige Anschauung Hrm. Ldw. Heeren aus Arbergen bei Bremen (1760–1842), der nach großen Reisen Professor in Göttingen wurde. Mehr und minder durch gleiche Eigenschaften u. A. sein älterer Zeit- und Orts-genosse Chn. Gottlob Heyne aus Chemnitz (1789–1812); der noch lebende und geistesmächtige Aug. Böckh aus Karlsruhe (geb. 1784), Professor in Berlin; der Schlesier K. Ottfried Müller aus Brieg (1797–1840), der Geschichtschreiber der alten Hellas, der das klassische Land besuchte, um dort einen frühen Tod zu finden; der vielseitige und vielschreibende Thüringer J. C. F. Manso aus Blasienzella (1759–1826); der klare und scharfe Quellenkritiker, aber befangene Staatsmann Barthold G. Niebuhr aus Meldorf in Dietmarsen (1777–1831; sonst wird auch

Kopenhagen, wo er vor seinem Eintritte in Preussen lebte, als sein Geburtsort angegeben); neuerdings denn der oben erwähnte Th. Mommsen, Ernst Curtius aus Lübeck (geb. 1814), Philologe und Archäologe, und viele andre Lehrer der klassischen Geschichte und Alterthumskunde.

Deutsche und allgemeine Geschichte schrieben mit Wärme und Freimuth u. A. Hnr. Luden aus Lockstedt bei Bremen (1780–1847), Professor in Jena, und Karl Wenzel v. Rotteck aus Freiburg i. Br. (1775–1840). Die ausführliche populäre Weltgeschichte von C. F. Becker aus Berlin (1777–1806) hat tüchtige Fortsetzer und Umarbeiter in Adolf Schmidt und Ed. Arnd gefunden und gewinnt jetzt neue Verbreitung. Die Geschichte der Goten behandelten der vorhin erwähnte Manso und Jos. Aschbach aus Höchst (geb. 1801), letzterer u. v. a. auch die der Heruler und der Gepiden; die der Vandalen der Kenner der alten Erdkunde K. Mannert aus Altdorf (1756–1827) und Papencord. Fast alle geschichtlichen Wissenschaften bearbeiteten K. Dtr. Hüllmann aus Erdeborn im Mannsfeldschen (1765–1846), und unser Literaturgeschichtschreiber Jh. Fr. L. Wachler aus Gotha (1767–1838). Ebendaselbst lehrte Frd. Aug. Ukert aus Eutin (1780–1815), Mannerts Nachfolger als Geographe und mit Heeren Herausgeber einer umfangreichen Geschichte der europäischen Staaten, deren Mitarbeiter die Kürze unseres Abrisses nicht aufzuzählen gestattet.

Von Keinem übertroffen in Aufrichtigkeit und in vielseitiger Forschung, aber bei seiner höchst ausgeprägten Eigenthümlichkeit nicht immer frei von einseitiger Anschauung ist der Ostfriese F. Ch. Schlosser aus Jever (1776–1861), dessen Ergebnisse sein Schüler Kriegk aus Darmstadt für einen weiteren Leserkreiß bearbeitet hat. Ähnlich subjectiv und charaktervoll ist Frd. Chph. Dahlmann aus Wismar (geb. 1785), der Geschichtschreiber u. a. Dänemarks und der englischen Revolution. Der allzufrüh gestorbene Baier Kaspar Zeuss hat ausgezeichnete Forschungen über die Völkerkunde Europas, insbesondere der Deutschen und der Kelten, mit seltener Quellenkenntnis und Urtheilskraft angestellt; wir rühmten oben sein Verdienst um die Sprachen der Kelten. Als Kenner aller Richtungen des deutschen Volkslebens nannten wir bereits J. Grimm. Auch der vorzugsweise

für Sittengeschichte mit heute noch frischem Geiste thätige W. Wachsmuth aus Hildesheim (geb 1784), Professor in Leipzig, nimmt die deutschen Stämme zum Hauptgegenstande; die deutschen und die romanischen der Thüringer Leop. Ranke aus Wiehe (geb. 1795); die deutsche Kaiserzeit K. H. L. Giesebrecht aus Mirow in Mecklenburg (1782–1832) und E. F. Souchay aus Frankfurt a. M., beide mit lebendigem Sinne für das Walten des Volksgeistes in allen seinen Zonen. G. H. Pertz aus Hannover (geb. 1795), J. Frd. Böhmer aus Frankfurt a. M. (1795–1863) u. A. sammelten die alten Quellen der deutschen Geschichte. G. Gervinus aus Darmstadt (geb. 1805) ist besonders durch seine Geschichte des 19. Jahrh., mehr noch durch seine literaturgeschichtlichen Leistungen bekannt. Gustav Freytag aus Kreuzburg in Schlesien (geb. 1816) gibt urkundliche Bilder aus dem deutschen Leben verschiedener Zeiträume in trefflicher Auswahl; er ist auch u. a. als Dramatiker bekannt. Philologischer und philosophischer Geschichtschreiber ist Jh. Gustav Droysen aus Treptow (geb. 1808). Die ganze alte Geschichte bearbeitete Max Wolfgang Duncker aus Berlin (geb. 1812); die des osmanischen Reiches in Europa Zinckeisen. Zu den bedeutenderen Bearbeitern der deutschen Geschichte in ihrer Beziehung zur neuesten Zeit gehören der Elsäßer L. Häusser, Professor in Heidelberg (geb. 1818), H. K. Ludolf v. Sybel aus Düsseldorf (geb. 1817), G. Waitz aus Flensburg (geb. 1819), nicht zu verwechseln mit dem tüchtigen Anthropo- und Ethno-logen zu Marburg Th. Waitz aus Gotha (geb. 1821), der leider im Mai d. J. starb, kurz nach der Erscheinung des 4. Bandes seines Meisterwerkes „Anthropologie der Naturvölker". Um bei der uns gebotenen Kürze nicht Namen auf Namen zu häufen, lassen wir lieber viele würdige Männer ungenannt.

Die Hülfswissenschaften der Geschichte berühren sich großentheils mit andern Gebieten, wie der Philologie und Alterthumsforschung, der Philosophie, Oekonomie (Staatshaushalt, Volks-, Land-wirthschaft u. s. w.), Religion (Kirchengeschichte), Rechtskunde, Mathematik, Geographie, welche wir einzeln verhandeln. Viele der vorgenannten Männer haben die Verschmelzung dieser Wissenschaften mit der Geschichte vollzogen. Wir geben hier nur noch flüchtige Winke.

Die Staatswissenschaft, mit Einschlusse der Politik, als wissenschaftliche Begründung des Gemeinwohls, namentlich nach klassischen Vorbildern, schritt seit dem 16. Jahrh. langsam vor. Ihre Anbauer finden wir unter Männern verschiedenartigen Berufes, wie z. B. die Folgenden. Den Engländer Thomas Morus aus London (geb. um 1480, enthauptet 1535). Den idealistischen Philosophen Thomas Campanella aus Stilo in Calabrien (1568–1639). Nic. de Macchiavelli (S. 531), und den vom entgegengesetzten Standpunkte ausgehenden Spanier Diego de Saavedra y Faxardo aus Murcia (gest. 1648), einen hochgebildeten Historiker, der auch „Idea de un principe cristiano“ schrieb. Den Reformator, Bürger und Helden Huldrych Zwingli aus Zürich, der für die Veredelung des bürgerlichen Lebens, zunächst in seinem Vaterlande, thätig war. Den starren Demokraten und Reformator Jean Chauvin (Calvinus) aus Noyon in der Picardie (1509–64), der vielleicht Mehr zerstörte als aufbaute, und nach neuesten Forschungen als ein Idealist in Robespierres Styl erscheint, durch Andre und durch sich selbst vielfach betrogen. Die Engländer: Algernon Sidney aus London (um 1617–83), den redlichen Volksanwalt, der als Verbrecher hingerichtet wurde; den klassisch gebildeten und schreibenden W. Temple aus London (1628–98); den berühmten Begründer der Erfahrungsphilosophie John Locke aus Wrington (1632–1704), der auch über verfassungsmäßiges Staatsleben („on Government“) und über Kindererziehung schrieb. Auch einen C. L. v. Haller aus Bern (1768–1854), den „restaurierenden“ und hierarischen Vergötterer der gesetzlosen Willkür, den ausgearteten Enkel des edeln und allseitigen Albrecht v. Haller aus Bern (1708 bis 1777). An die Lehrer der Staatswissenschaft schließen sich auch die des Staatsrechtes an.

Staats- und Volks-wirthschaft wurden lange Zeit nur praktisch betrieben, und ihre Grundsätze blieben eine Geheimwissenschaft der fürstlichen Kabinette und Isistempel. Dann bekämpften einander zwei Systeme: das „merkantile“, dessen Hauptziel der Geldreichthum der Länder ist, und das „physiokratische“, das den Reichthum und Anbau des Bodens zum Zwecke hat. Auf beide führte der Niederschotte Adam Smith (1723–90) seinen Grundbegriff der Arbeit

zurück, das Stichwort des modernen Fortschritts. Der vorhin erwähnte Hochschotte A. Ferguson gehört zu den, unter Germanen und Franzosen nicht seltenen, Philosophen und Historikern, welche die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft auf anthropologischem und ethischem Grunde festzustellen suchen. Deutsche Volkswirthschaftslehrer der neuesten Zeit sind u. A. K. H. Rau aus Erlangen (geb. 1792), Frd. List aus Reutlingen (1789–1846), W. Roscher aus Hannover (geb. 1817). Die deutsche Geschichte vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus bearbeitet neuerdings Max Wirth in Frankfurt a. M., der Sohn eines freisinnigen Geschichtschreibers.

Auch die Zeitrechnung ist ein oft gesondert behandelter Zweig der Geschichtswissenschaft. Wir nennen einige ihrer Vertreter, indem wir von den wichtigen, wenn auch mit Sage und Fabel gemischten Geschlechtsregistern absehen, die wir erst in neuerer Zeit aus Hieroglyphen, Keilschriften u. s. w. näher kennen lernen, sowie von den noch fabelhafteren der mittelalterlichen Chronisten und ebenso von den zuverlässigeren Annalen und Geschichtskalendern der Griechen und Römer; selbst von uralten eines hispanischen Volkes wird berichtet. Der berühmte Gründer der wissenschaftlichen Zeitrechnung, Eratosthenes, kommt unten bei den Astronomen zur Sprache; ebenso der Geo-, Ethno- und Chrono-graphe Klaudios Ptolemaeos, vermuthlich aus Ptolemais Hermiu (Ἑρμείου) in der aegyptischen Thebaide, der 150 n. C. zu Kanobos und zu Alexandria lebte, schrieb „handliche Zeitbestimmungen“ (πρόχειροι κανόνες) der assyrischen, medischen, persischen, griechischen und römischen Herrscher von Nabonassar bis auf Antoninus Pius. Sextus Jul. Africanus (222 n. C.), ein christlicher Syrer, stiftete die alexandrinische Zeitrechnung, die von der Weltschöpfung bis auf Christus 5501 Jahre zählt. Seine Chronographie legte bei der seinen zu Grunde Eusebios Pamphilu, Bischof zu Kaesária (Καισάρεια, Caesarea) in Kappadokien (starb 340). Dionysius Exiguus, Abt in Rom (starb vor 536), bereitete die christliche Aera vor, welche der o. genannte Angelsachse Beda (venerabilis) im Jahre 720 einführte.

Rechtswissenschaft.

In naher Beziehung zur Geschichte steht die Rechtskunde. Welche Schätze von Volks- und Sprach-alterthümern die Rechtsgeschichte bis zur Gegenwart enthält, ist namentlich durch J. Grimms auch auf diesem Gebiete so großartige Leistungen bekannt geworden. Mit den Formeln und Sinnbildern (Symbolen) des Rechtes verhält es sich ähnlich, wie mit den Resten alten Glaubens und Aberglaubens; sie dauern hier und da noch fort, aber in ihrer Ursache und eigentlichen Bedeutung nicht mehr verstanden. Die Gegenwart, die mit Recht die innerlich hohl und leblos gewordenen Formen und Formeln gegen lebendige auszutauschen drängt, übergibt dafür der Wissenschaft die Verpflichtung, jene Reste desto sorgfältiger zu sammeln und ihre Geschichte zu durchforschen. Auch darinn gleichen sich bei den meisten christlichen Völkern die heimischen Alterthümer des Rechtes und des Glaubens: daß fremde Institutionen, das Christenthum und das römische Recht, nur noch Reste des volksthümlichen übrig ließen.

Überall ist die Rechtswissenschaft in ziemlich bestimmten Formen älter, als die Schrift; überdieß schrieben viele Gesetzgeber ihre Gesetze nicht unmittelbar nieder. Öfters sind sie zugleich Religionsstifter, die Bibeln Gesetzbücher, die Priester auch Ausleger des weltlichen Gesetzes. Der Hauptgesetzgeber der Inder war Manus (S. 282). Geschichtlicher Zeit angehören die Athener Drákôn (624 v. C.) und Sólôn (594 v. C.); der Lakedaemonier Lykurgos (um 820, nach Andern um 926 v. C.) steht schon in weniger bestimmter Ferne. In Rom theilt die Rechtskunde den Vorzug der Geschichtschreibung, in heimischem Boden und Volkscharakter zu wurzeln. Von dem ältesten königlichen und priesterlichen Recht wissen wir Wenig. Durch die Gegensätze zwischen Patriciern und Plebejern wurde 451 v. C. das Gesetz der 12 Tafeln hervorgerufen. Schon 234 v. C. hielt Tiberius Coruncanius, der erste plebejische Pontifex maximus, Vorträge über Rechtskunde. Im Kaiserreiche wurde sie namentlich seit Hadrianus als Wissenschaft vorgetragen, vorzüglich in Rom, dessen Schule bis 534 v. C. dauerte; später denn in Konstantinopel 425 – 1453

n. C. und in Berytos (ἡ Βηρυτός, Beirut in Syrien) 231—570. Die Verfügungen der Praetoren sammelte 131 n. C. Salvius Julianus („Edictum perpetuum"); Gajus schrieb 160 ein Lehrbuch des Civilrechts, das später Justinianus vorzugsweise benutzte. Einer der bekanntesten Juristen ist Domitius Ulpianus aus Tyros (starb 228 n. C.).

Im Mittelalter ist seit Theodosios II. (5. Jahrh.) und Justinianus (6. Jahrh.), diesem berühmten Gesetzgeber von vermuthlich slawischem Stamme, Griechenland der Hauptsitz der Rechtskunde, seit dem 12. Jahrh. Italien. Im neuen Königreiche Griechenland beginnt erst wieder selbständige Rechtskunde; der Thessaler Theóklitos Pharmakides aus Lárissa (geb. 1784?), ein Theologe, gab 1852 eine bemerkenswerthe kirchenstaatsrechtliche Schrift: „Περὶ ἀληθείας" für die Unabhängigkeit der hellenischen Kirche von dem Patriarchate zu Konstantinopel heraus. Auch die Germanen sind sehr früh für die Sammlung ihrer, noch weit früher vorhandenen, Volksgesetze und Rechtsgewohnheiten thätig, während sie in den früher römischen Provinzen das römische Recht fortgelten lassen und mitunter sich selbst ihm unterordnen, wie namentlich der große Gote Theodorich, der es sogar neu redigierte. Die Daten der wichtigsten Gesetzsammlungen sind folgende: 422 der salischen und ripuarischen Franken, 470—700 der Westgoten in Spanien, 496 der Alamannen, 500 der Bajuwaren (Baiern), 501—517 der Burgunder, 560—616 der Angelsachsen, 643 ff. der Langobarden, 827 durch Ansegis und 845 durch Benedictus Levita die „Capitularia" der fränkischen Könige. Die Abfassung, wie damals das Schriftenthum überhaupt, gieng meistentheils von Geistlichen aus. Das Kirchenrecht fand auch besondere Bearbeiter und Sammler, wie namentlich den als Chronolog schon erwähnten Abt Dionysius den Kleinen zu Rom 527 und den vielgelehrten Hispanier Isidorus von Hispalis (Sevilla).

Später dagegen, besonders seit dem 11. Jahrh., rief gerade die Rechtskunde die Laien zu wissenschaftlicher Thätigkeit auf und verband diese mit dem praktischen Leben. Der Rechtskunde, sammt der scholastischen Philosophie und der Heilkunde, verdanken viele Universitäten ihre Entstehung. Ihr Hauptsitz wurde jetzt Italien,

dort namentlich Bologna. Doch allmählich wurde nun auch in ganz Europa Gesetzgebung und Gerichtsverfassung besser geregelt, wie z. B. in Polen 1356 durch König Kasimir II. Deutschland hat, abgesehen von jenen Sammlungen in und nach der Völkerwanderung, vor dem 13. Jahrh. keine geschriebenen Gesetze. Nach und nach werden seine zahlreichen Landrechte, Municipalrechte und „Weisthümer" niedergeschrieben, der „Sachsenspiegel" nach 1216 zusammengestellt von Eiko v. Repchowe, Schöffen zu Salpke bei Magdeburg. England besitzt seit König Eduard I. 1272–1307 sein „common law". In Wales stellt der Kymrenkönig Hywel Dha (der Gute) die Landesgesetze zusammen (Cyfraith, Leges Wallicae).

Seit dem 16. Jahrh. wird Deutschland der Hauptsitz der, durch das Studium der Klassiker geförderten, Rechtswissenschaft. Das römische Recht wird im 16. Jahrh. fast nur auf französischen Hochschulen gelehrt, besonders in Bourges, im 17. in den Niederlanden, im 18. in Deutschland und mitunter auch in Italien wissenschaftlich betrieben. Das Kirchenrecht wird durch die Reformation in ein Schwanken gebracht, das heutzutage, trotz aller Concordate, Conventionen und Kirchentage, noch bedenklicher wird. Das Lehenrecht steht nicht fester. Das gesammte Staatsrecht, für welches die Schule J. Stephan Pütters in Göttingen (1725 bis 1807) wichtig ist, geht ebenfalls einer Krisis entgegen. Vielleicht am meisten hat das Kriminalrecht den Einfluß des Fortschritts in der Menschlichkeit und in den Naturwissenschaften mit Einschlusse der Seelenkunde erfahren.

Die Herstellung eines volksthümlich deutschen Rechtes ist heutzutage so ziemlich allgemeiner Zweck, jedoch auch hier die Grundsätze der Arbeiter verschieden und oft einander feindlich. Die streng und starr historische Schule will nur die Vergangenheit befragen, die wahrhaft geschichtliche aber mit und vor letzterer die Bedürfnisse und den Geist des Volkes in der Gegenwart. Der gröste Kenner und Freund der deutschen Rechtsalterthümer, J. Grimm, verstand nicht minder den Pulsschlag des neuerwachsenden Volkes.

Wir nennen nur einige Chorführer aus der großen Zahl bedeutender deutscher Rechtslehrer der neueren Zeit. G. Hugo aus

Lörrach (1764—1844) war zunächst Lehrer des römischen Rechtes in Göttingen. Staatsrecht lehrten u. A. Jh. Ldw. Klüber aus Thann (1762—1837), Beisitzer des Wiener Congresses und Bearbeiter des deutschen Bundesrechtes; der oben S. 536 genannte Pölitz; der preußische Staatsminister Jh. P. Frd. Ancillon aus Berlin (1767—1837) aus einer französischen Schriftstellerfamilie, ursprünglich Theologe, von dem bekannten Grundsatze ausgehend: Alles für, Nichts durch das Volk! In Heidelberg lehrten u. A. K. Sal. Zachariä v. Lingenthal aus Meissen (1769—1843); Anton Frd. Justus Thibaut aus Hameln (1772—1840), ein geistvoller Vorkämpfer der zeitgemäßen Gesetzgebung, zugleich ein begeisterter Verehrer der älteren Musik und des Volksgesanges alter Nationen. Gleich geistvoll, aber in entgegengesetzter Richtung wirkte Frd. K. v. Savigny aus Frankfurt a. M. (1779—1861). Der bedeutendste Lehrer des Kriminalrechts war Paul Jh. Anselm v. Feuerbach aus Jena (1775—1833); nächst ihm K. Ldw. W. v. Grolmann aus Gießen (1773—1829). Zu den Reformatoren der Rechtswissenschaft gehörte auch K. Frd. Eichhorn aus Jena (1781—1854), der sein Lehramt eine Weile durch die Theilnahme an den letzten Feldzügen gegen Napoleon unterbrach.

Zu wechselseitiger Ergänzung verweisen wir für die wissenschaftliche Behandlung und das Schriftenthum der Rechtskunde auf unsern früheren Abschnitt über den Rechtsbrauch; ebenso bei den folgenden Äußerungen über die Theologie auf den Abschnitt über die Religion; für Beides auf das vorhin über die Redekunst Gesagte, sowie auch auf das nachher Folgende über die Philosophie und die Naturwissenschaft. Ueber das Verhältnis der Philosophie zu den geistlichen Mächten haben wir uns auch schon früher kurz geäußert.

Glaubenswissenschaft.

Die Theologie oder Gottesgelahrtheit in dem gewöhnlichen Sinne ist keine Wissenschaft, indem sie diese vielmehr nur als Dienerin duldet („philosophia serva theologiae" — dieß ist sie als ihre Lichtträgerin, nach Kants Auslegung) und den Glauben als

unbedingte Voraussetzung in bestimmten deistischen Formen dem Wissen gegenüberstellt, das an ihm Nichts ändern darf. Sie geht sogar noch weiter, indem sie durch den Mund katholischer Kirchenfürsten selbst die wissenschaftliche Beweisführung für ihre Glaubenssätze für frevelhaft und religionsgefährlich erklärt; ganz folgerecht und zwar nicht vernünftig, aber doch verständig, weil das Unbedingte nicht erst durch einen Beweis bedingt werden darf, und weil es, einmal in Frage gestellt, der antwortenden Wissenschaft auch das Recht der Verneinung zugestehn muß. Viel unlogischer verfährt sie, wann sie sich als Prädikat der Wissenschaft zugesellt, und in der neuerschaffenen confessionellen, wie z. B. christlichen und gar „katholischen" Wissenschaft das Adjectiv zum Herrn des Substantivs macht, eine Transsubstantiation, die für beide Theile die schlimmsten Folgen haben muß.

Darum kann aber doch die Theologie, gleichsam als Glaubenswissenschaft, der Wissenschaft die systematische Form entlehnen, wie jeder andre Complex oder irgendwie zusammenhangende Kreiß von Gedanken, Sätzen oder Thatsachen. Dieß that sie denn auch, soweit die Geschichte reicht; gewöhnlich aber erst, wann die Volksreligion entweder im Volke selbst abstarb, oder durch die gebildeteren Schichten desselben nicht mehr in der ursprünglichen Einfachheit aufgefaßt und empfunden wurde. Dichter und Priester erheben oder erniedrigen dann die alten Symbole der Naturkräfte zu den menschlichen Göttergestalten der Mythologie; und hintendrein suchen denn rationalistische Erklärer in diesen oft mit Unrecht vergötterte Menschen, die wirklich einmal gelebt haben.

Wissenschaftlicher und dauerhafter gestalten sich die religiösen Systeme, wann sie nicht sowohl den dogmatischen als den ethischen Inhalt der Religionen zum Gegenstande haben, d. h. wann sie weder den „Glauben" noch die „guten Werke" und die Formen der Gottesverehrung, sondern die Sittengesetze als den Kern der Religion ansehn, und diese zu einer wissenschaftlichen Sittenlehre gestalten. Da aber die religiöse Sittenlehre, zum Unterschiede von der philosophischen, die sich auf die ideale Nothwendigkeit des Guten, noch mehr von der anthropologischen, die sich auf die Kräfte und Forderungen der Menschennatur gründet (der kleinbürgerlichen Zweckmäßigkeitsmoral zu geschweigen) — da die religiöse Sittenlehre in einem mehr und

minder persönlichen und außerweltlichen Gott und in den Geboten seiner Sendboten wurzelt: so tritt sie gewöhnlich in Verbindung mit der Glaubenslehre (Dogmatik), der Religionsgeschichte und den Cultusgeboten auf. Am wenigsten geschah dieß wohl bei Griechen und Römern, deren Mythologie nicht immer den Gläubigen gute Sittenvorbilder gewährte; mehr bei den Brahmanen, noch mehr bei den Buddhisten und den Jüngern Zaratustras (Zoroasters), und am meisten bei den Juden und den Christen. In neuester Zeit dagegen, in welcher die Religion durch die Dogmatik zu Grunde zu gehn droht, sucht sie sich als reinste und wärmste Sittenlehre von dieser zu emancipieren und verjüngte Lebenskraft zu gewinnen, am meisten bei den germanischen Stämmen.

Unter den Griechen kann Hesiodos (s. oben S. 379. 499.) als einer der ersten und ältesten Theologen gelten. Erst die späte und nicht mehr glaubige Zeit der Alexandriner sammelte, ordnete und deutete die alten Mythen mit größerem Fleiße. Von diesen schrieben als von „unglaublichen Dingen" (περὶ ἀπίστων) um 320 v. C. Palaephatos aus Athen und Herakleides aus Pontos oder vielleicht ein Grammatiker Heraklitos (Ἡράκλειτος). Später allegorisierte der Byzantiner Phurnutos (Annaeus Cornutus) die „Natur der Götter" (θεωρία περὶ τῆς τῶν θεῶν φύσεως). Dagegen ist das Werk des in Athen und Alexandria im 4. Jahrh. n. C. lebenden Platonikers Sallustius über Götter und Welt (περὶ θεῶν καὶ κόσμου) mehr philosophisch, als theologisch. Merkwürdig ist eine chronologische Geschichte der Götter und Heroen vor dem troischen Kriege von dem Athener Apollódôros (um 145 v. C.), deren gröster Theil leider verloren ist. Im stärksten Gegensatze zu dieser geschichtlichen Götterkunde steht die volle Blüte der Romantik in den schon erwähnten „Verwandelungen" des Römers Ovidius, welche allbekannte Gestalten und Mythen dichterisch verschönen.

Die christlichen Theologen des alexandrinisch-römischen Zeitraums, die sogenannten Kirchenväter, sind großentheils in Afrika zu Hause. Sie schrieben in griechischer und in lateinischer Sprache. In Alexandria lebten im 2–3. Jahrh. Klemens und sein geistvoller und selbständiger Schüler Origenes. Bischof daselbst war der

scharfsinnige aber wenig gelehrte Athanasios (gest. 373), dessen wechselvolles Leben die traurigen Kämpfe der christlichen Glaubensparteien gegen einander abspiegelt. Ein unter seinem Namen umlaufendes Glaubensbekenntnis ist nicht sein Werk. Sein Gegner Arios (Ἄρειος), welcher vernünftig genug Christus Vergötterung ermäßigte, war Presbyter ebenfalls in Alexandria. Karthager des 2–3. Jahrh. waren: Q. Sept. Florens Tertullianus (geb. um 160), ein origineller Schriftsteller und Stylist, der seine ausschweifende Jugend später durch desto größere Strenge sühnte. Er stellte das berüchtigte „Credo quia absurdum est“ auf, den Glauben an das Unvernünftige als Solches, also den Gegensatz des Glaubens zur Vernunft; vielleicht eine Folge des Stoicismus, zu welchem er sich vor seiner Bekehrung zum Christenthum bekannt hatte. Sodann der kräftige und einsichtige Thascius Caec. Cyprianus, der Gegner des Papstthums, der 258 als Märtyrer starb; seine Briefe sind auch dem Alterthumsforscher wichtig. Aur. Augustinus aus Tagaste in Afrika (350–430) reiste ebenfalls durch eine ausschweifende Jugend zur Bekehrung; sein Vater war Heide, seine Mutter bereits Christin. Er studierte in Karthago, lebte dann in Rom und Mailand und wurde Bischof zu Hippon in Afrika. Er war beredt und begabt, aber vorurtheilsvoll. Zwar führte er bereits in seinem Hause mit andern Geistlichen eine Art Ordenslebens, aber der nach ihm benannte Orden wurde erst im 13. Jahrh. gestiftet. In Afrika, Syrien, Italien und Gallien lebte Luc. Coelius (oder Caecilius) Lactantius Firmianus (3–4. Jahrh.), als guter Stylist „der christliche Cicero“ genannt.

Der Syrer oder Grieche Joannes aus Antiochia (354–407) wurde nach einem Leben voll abenteuerlicher Schicksale, die ihn im ganzen Oströmerreiche umhertrieben, wegen seiner Beredtsamkeit „Chrysóstomos“ (Goldmund) genannt. Sein heidnischer Namens- und Kunst-genosse aus Prusa lebte um 100 n. C. Drei Theologen des Namens Kýrillos sind zu unterscheiden: im 4. Jahrh. zu Jerusalem, im 5. Jahrh. zu Alexandria, und im 9. Jahrh. der Slawenbekehrer aus Thessalonike. Der Palaestiner Eusebios (gest. 340), Pamphilu zubenamt wegen seiner Freundschaft mit dem Presbyter Pámphilos zu Kaisáreia in Palaestina, wo er Bischof wurde,

hatte in Aegypten platonische Philosophie studiert. Er schrieb eine werthvolle Kirchengeschichte (Chronikon), die uns nur in Bruchstücken einer lateinischen Übersetzung erhalten ist. Sein beredter Namens- und Zeit-genosse (gest. 360) war Bischof von Émesa in Syrien. In syrischer und griechischer Sprache schrieb und dichtete der asketische Syrer Ephraem aus Nisibis, Diakon zu Edessa (gest. 379). Epiphanios hießen zwei kirchliche Schriftsteller: im 4. Jahrh. ein Bischof zu Salamin auf Kypros, und ein anderer im 6. Jahrh. Aus Stridon in Dalmatien stammte der berühmte Hierónymos (4–5. Jahrh.), der nach einer flotten, jedoch nicht ausschweifenden Jugend sich zum Christenthum bekehrte und dieses später namentlich feingebildeten Frauen auslegte. Eine derselben begleitete ihn nach Palaestina und half ihm mit ihren Schätzen ein Kloster bei Bethlehem gründen, in welchem er 420 starb. Er hatte in Rom, Aquileja, Gallien, Kleinasien, Syrien (in der Wüste bei Chalkis), Antiochia, Jerusalem, Konstantinopel gelebt. Seine bedeutenden Verdienste werden durch seinen Fanatismus getrübt.

Einer der edelsten und vernünftigsten, und deßhalb verketzerten Theologen war der britonische Mönch Pelagius, der Zeuge des schon im 4–5. Jahrh. bei seinen Landsleuten eingeführten Christenthums, der einen Theil Europas und Asiens durchwanderte und 420 in Jerusalem starb. Er bekämpfte namentlich die durch Tertullianus und Augustinus erfundene Lehre von der Erbsünde und von der Versöhnung des, über das von ihm selbst zugelassene Übel zürnenden, Gottes durch das blutige Opfer seines unschuldigen Sohnes — die Verzerrung einfacher und wahrer Vorgänge. Der Gallier Ambrosius, heidnischer Statthalter und darnach christlicher Bischof zu Mailand (gest. 397) schrieb in lateinischer Sprache gute Reden, Briefe, ethische Schriften und Gedichte. Er förderte auch den Kirchengesang (s. u. Geschichte der Tonkunst), verfaßte aber nicht den „ambrosianischen" Lobgesang. Seine hierarchische Kraft zeigte sich in guten und schlimmen Richtungen, wie bei seinem Schüler Augustinus. Der Hauptstifter des griechischen Mönchsthums war Basilios „der Heilige und Große" (329 bis 379) aus Neu-Kaisareia in Kappadokien, ein guter Redner und Stylist. Mit ihm verbündeten sich zu klösterlich beschaulichem Leben

Mutter und Schwester, sowie Gregorios, Bischof von Nazianzos in Kappadokien (gest. 391), welcher Reden, Briefe und Gedichte schrieb. Dichter waren auch die hispanischen Geistlichen des 4. Jahrh. C. Vettius Aquilinius Juvencus und Aur. Prudentius Clemens.

Diese keineswegs vollständige Skizze der Wissenschaft der älteren christlichen Theologen zeichnet ihre Ausdehnung nach Inhalt und ethnologischer Bedeutung, zum Theile auch nach den Beweggründen. Die bei Mehreren hervortretende Buße und Sühne eines verfahrenen und verschwendeten Lebens durch ein beschauliches eifriges und oft eiferndes im Dienste des neuen rettenden Glaubens entspricht einigermaßen dem allgemeinen Drange einer haltlos gewordenen, theils in Unglück theils in Unsittlichkeit und sinnlosem Sinnenleben versunkenen Zeit nach einem Rettungsporte. Die edelsten Bekehrten gaben opferfreudig das Leben in der Welt und im Körper für das geistige in Einsamkeit und Verbannung und im jenseitigen Himmel des Christenthums hin. Bei den kraftlosen Naturen aber verzerrte sich dieser Sprung ohne gesunde Übergänge zur verdienstlosen Verhimmelung nach selbstverschuldetem Katzenjammer.

Die christliche Dogmatik gewann unter den Griechen des Byzantinerreiches eine dämonische Gewalt, deren Mitschuld an der Zerrüttung des Reiches bekannt ist. Am schwächsten ist bei ihnen wie bei den Abendländern des früheren Mittelalters in der theologischen Literatur die Sittenlehre vertreten. Auch mit dem Gehalte der Bibelauslegung ist diese Zeit schlecht bestellt. Die bekannteste ihrer Früchte ist die, von Hieronymos gegründete, lateinische Bibelübersetzung „Vulgata“, deren Ansehen das der Urschrift bei den römischen Katholiken überwiegt. Viel wichtiger sind die alten syrischen Übersetzungen.

Es genügt, den Koran und seine zahlreichen Ausleger zu erwähnen. Die Berührungen des christlichen Abendlandes mit dem mohammedanischen Osten in den Kreuzzügen brachten, unter vielen andern neuen Anregungen, den Rationalismus in den Westen, soweit man durch Dialektik die Kirchenlehre zu stützen suchte. Schon damals aber trat diesen dienstfertigen Dialektikern die Orthodoxie entgegen, besonders in der Gestalt des Cisterciensers Bernhard v. Clairvaux aus

Fontaine bei Dijon (1091–1153), der das Orakel seiner Zeit war. Andre theologische Erscheinungen dieses Zeitraums werden wir bei der Philosophie berühren.

Im 13–15. Jahrh. steht die stark vertretene Theologie größtentheils ebenso kindisch wie fanatisch dem Glauben und der Einsicht des Volkes entgegen. Die Vernünftigeren werden als Ketzer verfolgt, ebendadurch aber bisweilen selbst zu schwärmerischen Theologen. Die Bibel wird als geheiligte Waffe gegen die päpstliche Allmacht dem Volke in seiner Sprache in die Hand gegeben. In England thut dieß Jh. Wicliffe (Wiclef; gest. 1384). Bis zum Jahre 1500 erschien die Bibel bereits in zahlreichen Übersetzungen ins Hochdeutsche (mindestens 12 Ausgaben), Niedersächsische, Niederländische, Italienische, Provenzalische (Limosinische), Böhmische, bevor Luther mit seiner kraftvollen und erfolgreichen Übersetzung auftrat. Die „British and Foreign Bible Society“ (vgl. Brown, History of the Br. etc.) fand ihren Beginn unter den lehrbedürftigen Kymren in Wales durch den Geistlichen Thomas Charles, und ihre bestimmte Gründung in London im Jahre 1804. Um Entdeckung und Herausgabe der ältesten Handschriften der Bibel verdient machten sich in unserer Zeit der S. 515 erwähnte Italiener Majo und noch weit mehr der Deutsche C. Tischendorf, durch die russische Regierung unterstützt.

Seit der Reformation haben die germanischen Anhänger derselben Unendliches, Großes wie Kleines, in der Theologie geleistet, vorzüglich die Deutschen in engerem Sinne. Unter ihren Theologen des 18–19. Jahrh. nennen wir hier nur einige wenige. Wiederholt J. Gfrd. Herder und E. D. Fr. Schleiermacher. Den Schwaben H. Eb. Gottlob Paulus aus Leonberg (1761–1851), den Hauptvertreter des früheren Rationalismus. Den edeln und freisinnigen, deßhalb jetzt noch im Grabe von frechen Fanatikern seiner (der römisch-katholischen) Kirche geschmähten, Ign. H. v. Wessenberg aus Dresden (1774–1860), der auch dichterische Versuche machte. Mehrere andere nannten wir bei der Redekunst. Dort, wie bei den Abschnitten von der Religion und der Philosophie, ist überhaupt die Ergänzung des vorliegenden zu suchen. Zur Seite lassen wir die noch in voller

Strömung begriffenen Bewegungen auf den Gebieten der Religionsgeschichte, insbesondere der Bibelkritik, wie auf dem der Befreiung der Religion von dem Kirchenthum im besonderen und im allgemeinen — Bewegungen, die mit langsam zunehmenden Verneinungen begannen, um erst in dem neu heranwachsenden Geschlechte die neue Bejahung, die Klarheit der positiven Erkenntnis reifen zu lassen. Die gewichtigsten giengen, wie die Reformation, deren Folgerungen sie sind, von Deutschen aus. Ohne Paulus, David Strauß aus Ludwigsburg (geb. 1808) und seine Nachfolger Ldw. Feuerbach (geb. 1804), den Sohn des Kriminalisten (S. 544), und Bruno Bauer aus dem Herzogth. Altenburg (geb. 1809) würde der Franzose Renan noch nicht aufgetreten sein.

Weltweisheit.

Wir treten in ein anderes und freieres Gebiet über, das gleichwohl auch seine Fanatiker hat: in das der Philosophie oder Weltweisheit, über welches wir uns oben S. 500 ff. kurz aussprachen.

Die Weltweisheit ist eigentlich so wenig, wie jede andere Weisheit, ein besonderes Fach, obgleich aristokratische Philosophen für sie sogar ein besonderes, nur bei höheren Menschenklassen anzutreffendes, Organ annehmen — ähnlich, wie auch die Annahme eines besonderen, von anderartiger Überzeugung verschiedenen, religiösen Glaubens ein entsprechendes Organ für denselben voraussetzt. Freilich aber bedarf die Philosophie, als die Erkenntnis des Wesens der Dinge und der zusammenhangenden Gliederung in der körperlichen und geistigen Welt, einer bedeutenden Zahl einzelner Beobachtungen und Kenntnisse, und zugleich einer scharfen und geübten Denkkraft, um diesen gesammelten Stoff nach seinem Grundwesen zu ordnen. Dazu gehört, auch für den begabtesten Menschen, viel Muße, innere und äußere Ungestörtheit, Unabhängigkeit in jeder Beziehung. Jeder Mensch ist verpflichtet, nach Kräften zu philosophieren, d. h. also über die Natur und den Zusammenhang aller Dinge nachzudenken; da aber den meisten Menschen die eben erwähnten äußeren Bedingungen für dieses Nachdenken spärlich zugemessen sind, so sollen die

mit denselben besser Bedachten sich um so stärker verpflichtet fühlen — wenn sie sich anders dazu befähigt und berufen halten —, den besten Theil ihrer Kraft und Zeit dieser Forschung zu widmen und die Lehrer der Übrigen zu werden.

So wird die Weltweisheit, die, als das Wissen und die Lehre von dem organischen Zusammenhange, den Urgründen und Gesetzen aller Lebenserscheinungen, eigentlich nichts Anders ist, als die wahre Religion: so wird sie zu einer besonderen Wissenschaft, und für ihre Jünger zu einem besonderen Berufe. Die Frucht dieses Berufes ist die philosophische Literatur, die indessen, wie die Philosophie selbst, oft in engster Verbindung mit den Rubriken der einzelnen Gegenstände und Wissenskreiße auftritt, über welche philosophiert wird. So ist z. B. die „Philosophie der Geschichte, der Sprache, der Rechtswissenschaft“ u. s. w. unter je zweien Rubriken einzuordnen, und wird überdieß jede gute Darstellung dieser einzelnen Theorien durchdringen. Wir haben wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß die lange und häufig als sogenannte reine Philosophie, als „rein“ geistige Theorien und Denkfrüchte, aufgestellten Wissenschaften der Metaphysik und der Psychologie durch die gegenwärtige Weltanschauung in die umfassenderen Kreiße der Naturwissenschaften hereingezogen werden, wie der Geist selbst aus seinem Exil außerhalb der Natur befreit wurde.

Wir dürfen nicht allzu stolz auf diese Befreiung sein, weil die Alten dieser That gar nicht bedurften, weil namentlich schon die ältesten griechischen Philosophen zugleich oder vorerst Naturforscher waren. Eher erwarben sie sich das umgekehrte Verdienst: den Geist in der äußeren Natur, die Kraft in dem Stoffe zu entdecken, und in den geistigen Vorgängen deren Gesetze, wie denn besonders in den Vorgängen des Denkens überhaupt die unabänderlichen Regeln desselben: die Logik, die einzige rein geistige Wissenschaft. Es konnte dabei bereits damals geschehen, daß man den entdeckten Geist ganz von der Materie emancipierte, also das Geistige in der Welt und in den Einzelwesen als ein besonderes Urwesen betrachtete.

So ungefähr verfuhr der, zu den sieben Weisen Griechenlands gehörende, Urheber der ionischen Naturphilosophie, Thalés aus Milêtos in Kleinasien (600 v. C.), ein durch mathematische und

astronomische Studien und durch Reisen vielseitig gebildeter Forscher, welcher das Wasser als Urstoff und das Dasein einer selbstthätigen Seelenkraft annahm. Dagegen suchte sein Landsmann Anaximénes (520) den Urstoff in der Luft, während dessen Landsmann und Lehrer, Thales Schüler, Anaximandros schon das Absolute, das nach Zeit und Raum Unendliche gelehrt haben soll. Heráklitos (Ἡράκλειτος) aus Ephesos (500) hielt das Feuer für die Urkraft der Natur und lehrte die Ewigkeit der Weltgesetze (den sog. Determinismus).

Wir dürfen hier aus der so interessanten Geschichte der Philosophie nur das, zunächst in ethnologischer Hinsicht, Wichtigste hervorheben. Nicht bloß die Griechen, sondern wohl alle Völker beginnen ihre Philosophie kühn genug mit dem Ursprung der Welt, den sie mit gleicher Wißbegier und noch stärkerer Phantasie, als die neuesten Naturphilosophen, zu erklären suchen. Desshalb sind die ersten philosophischen Dogmen zugleich kosmogonische, theo- und mytho-logische, in der alten Welt wie in der neuen bei den Rothhäuten. Die Bewohner beider sind doch immer die Bewohner dieses einen Weltkörpers und bauen aus ähnlichen Faktoren ähnliche Systeme auf. Wo darneben geschichtliche Mittheilung und Wanderung der Vorstellungen stattfand, hat besonnene Forschung zu entscheiden.

Pott („Anti-Kaulen" 68 ff.) sagt u. a.: „Der Inder, wie der Grieche, weiß von einem „„Weltei"" (brahmâṇḍa, Brahma-Ei), das in zwei Hälften getheilt mit der einen den, gleich einer Eierschale gewölbten, Himmel über, mit der andern die Erde unter uns bildet." Dazu gibt er ähnliche Bilder andrer asiatischer und selbst afrikanischer Völker. Uralt sind auch die, in der neueren Philosophie so oft auftretenden, Gegensätze des Materialismus und des Spiritualismus. Den Einen erscheint der Stoff (materia, ὕλη) wesentlich und ewig, den Andern nur als Schöpfung der subjectiven Anschauung, als wesenloser Schein und desshalb als Täuschung, die mâyâ der Inder, zu welcher am Ende auch das Dasein des Anschauenden selbst gehört. Wesen hat allein Brahman, er ist die Welt, die uns nur zu sein scheint; aber — sagt die folgerechte Allverneinung — auch er oder es (brahman männlich als persönliches Wesen, sächlich als körperlose Gottheit und als Urgrund, s. Bopps Glossar) stellt sich,

selbst durch die eigene mâyâ getäuscht, sich in Weltgestalt vor! Andere indische Systeme nehmen einen mehr und minder ursprünglichen und ewigen Stoff an, aus welchem durch die Thätigkeit des Schöpfers die Welt wird — „aus Nichts“, sagt wiederum die Folgerichtigkeit um jeden Preis von Osten bis Westen, und schafft sich einen Gott ohne Welt, vor und außer ihr.

Einige Menschenalter nach Thales stiftete der Welt- und Menschenkenner Pythagóras aus Samos (über 50 Männer dieses Namens waren einst bekannt), welcher Kleinasien, Phoenikien, Aegypten, selbst die Chaldaeer und die (vielgenannten und doch nicht gekannten) indischen Gymnosophisten besucht haben soll, in Großgriechenland die italische Schule. Er hat Vieles mit den großen Religionsstiftern gemein, wie namentlich die unbedingte Geltung seines Wortes („αὐτὸς ἔφα!“) bei seinen Anhängern, die einen streng gegliederten Orden bildeten; zugleich denn den mystischen und mythischen Nebel, der sich um seine Lehre und seine Person legte. Es war der Erste, der sich selbst φιλόσοφος d. h. Weisheitsfreund nannte.

Die von Xenophánes aus Kolophón im ionischen Kleinasien (um 500 v. C.) und nächst ihm von den Eleaten Parmenides und seinem Schüler Zenon (Ζήνων) u. A. ebenfalls in Großgriechenland in der phokäischen Kolonie Eléa (lat. Velia) gestiftete eleatische Schule lehrte die Einheit der Welt und stellte den Täuschungen der bloßen Erfahrung die reine Vernunft entgegen. Aus ihr entwickelte sich in der sogenannten neu-eleatischen Schule durch unabhängige Naturforschung eine unserer heutigen Weltanschauung am nächsten verwandte, die man „materialistisch und atheistisch“ schalt, auch die atomistische oder mechanische nannte. Sie erklärte die Natur, mit Einschlusse des Geistes, aus sich selbst; alles Entstehn und Vergehn war ihr Verbindung und Trennung der Atome (ἄτομον, der untheilbare Grundstoff). Zu ihr gehörte namentlich Leúkippos aus Elea oder aus Abdera, Zenons Schüler, der, im Gegensatze zu seinen Vorgängern, die Erfahrungswelt als die thatsächlich wahre annahm und die Natur aus ihr selbst erklären wollte, weßhalb er als Begründer der Naturwissenschaft genannt wird. Sodann sein Schüler, der scharfsinnige und viel erfahrene Physiker Demókritos aus Abdera

(starb 404 v. C.). Anaxagóras aus Klazoménae in Kleinasien (500–425) setzte dem materialistischen Atheismus der Eleaten den spiritualistischen Theismus, die Annahme eines rein geistigen außerweltlichen Gottes oder Vernunftgeistes (νοῦς) entgegen, wurde aber wegen dieses Monotheismus als Religionsfeind aus Athen verjagt, wo er lange gelehrt hatte. Ein schwereres Martyrium, den Tod nämlich, erlitten mehrere Sophisten, welche die Erschaffung der Götter durch menschliche Phantasie und Willkür zur Erklärung der Naturerscheinungen und zur klugen Stützung der Gesetze behauptet hatten, und endlich der große Sokrates. Mit den Götterdämmerungen beginnen überall auch die Ketzergerichte. Interessante Einzelheiten über die Kritiker und Angreifer, die Vertheidiger und Rächer der alten Götter in Griechenland hat F. Blanchet in seiner Dissertation „De Aristophane Euripidis censore“ Straßburg 1855 S. 35 ff. 42. 57 ff. zusammengestellt.

Die theologischen Verfolgungen der Philosophen in Athen fallen in den glorreichsten Zeitraum griechischer Bildung, der nach den Perserkriegen durch den geistvollen Periklés (444) eingeleitet wurde. Der bis auf den heutigen Tag so verrufene Name des Sophisten (σοφιστής) ist ursprünglich synonym mit σοφός, weise, erfahren, lebensklug überhaupt und bezeichnete sogar die 7 Weisen und Pythagoras, sodann die honorierten Lehrer der Philosophie und der Beredtsamkeit zu Athen und selbst die Redner, namentlich als Schriftsteller; ganz spät auch den prosaischen Stylmeister überhaupt. Die Schuld vieler Sophisten, welche zwar immer das philosophische Studium förderten, aber statt der Wahrheit nur ihren Schein, statt der Überzeugung nur die Überredung zum Ziele hatten, gab seit Sokrates Zeit jener Benennung die schlimme Bedeutung. Gegen diese, zum Theile aus Sicilien stammenden, Sophisten trat der streng sittliche und gottglaubige Athener Sokrátes (geb. 469) auf, dessen Lehrkern die eigentliche Seligkeit war, die Verschmelzung der Zufriedenheit, des Glückes mit der Sittlichkeit. Wie Christus, hinterließ er keine eigenen Schriften, und nur seine zahlreichen Schüler und Anhänger bewahrten seine Worte auf.

Die kynische (vulgo „zînische“), von dem Athener Antisthénes (404) und von seinem Schüler, dem allbekannten Sonderling Diogénes aus Sinópe am schwarzen Meere (414–324), gestiftete Schule hätte

diesen Namen von letzterem, der den Spitznamen κύων (Hund) hatte. Mit diesem mischte sich der alte Name „das Kynósarges“, den das Gymnasium trug, in welchem Antisthenes lehrte. Diese Schule, aus welcher die stoische hervorgieng, führte die sokratische Glückseligkeit auf ein Minimum leiblicher und selbst geistiger Genüsse zurück, also auf die gröste Genügsamkeit. Im Gegensatze zu ihr stand die Vorgängerin der epikuräischen Schule, die nach ihrem Stifter Arístippos aus Kyrene in Libyen (404) — welchen Wieland zum Gegenstande eines didaktischen Romans gemacht hat — die kyrenaische hieß, oder auch die hedonische nach ihrem Grundprincipe, der ἡδονή, dem Wohlgefühl; oder vielmehr hießen ihre Bekenner ἡδονικοί, Vergnüglinge. Arístippos war ebenfalls Sokrates Schüler, setzte aber nach seiner Individualität und Erziehung dessen Glückseligkeit in ein sinnlich-geistiges Genußleben, wie dagegen Antisthenes in einem entbehrungsvollen Leben zum Kyniker erwachsen war.

Der genialste von Sokrates Schülern war Platon aus Athen (427 oder 429 – 348), welcher der göttliche (ὁ θεῖος) genannt wurde und ebenso reich an ästhetischer und dichterischer wie an philosophischer Begabung war. Die Grundlage seines Systems, das er übrigens nirgends deutlich abschloß, sind die Urbilder, griechisch ἰδέαι, eigentlich Gestalten, die Gattungsbegriffe, unter welche die Einzelwesen einzuordnen sind, die gleichsam vor der Schöpfung im Geiste des Schöpfers vorhanden sind. Diese bloß gedachten Gestalten (τὰ νοούμενα) enthalten die wesentlichen und bleibenden, ewigen Merkmale, welche die Erscheinungen der Sinnenwelt neben zufälligen und wandelbaren besitzen. Dieser Gegensatz von Idee oder Ideal und Wirklichkeit, oder vielmehr die Unterordnung der letzteren unter das erstere besteht sowohl in der körperlichen wie in der geistigen Welt und für die Geister selbst. Über der Seele in niedrem Sinne, dem Inbegriffe der in dem einzelnen Menschen wie in der ganzen Welt der Wirklichkeit zusammenwirkenden Kräfte, steht die ideale Seele, der vernünftige Geist, welcher diese Kräfte in ihrer ungetrübten, mängellosen, nur gedachten Gestalt zusammenfaßt.

Uns allen sind die Ideale der Schönheit, der Wahrheit und des Guten, der ästhetischen und der sittlichen Welt eine geläufige Vorstellung und Ausdrucksweise. Aber auch alle Gattungswörter der

Sprache, d. h. im Grunde alle Wörter, namentlich, aber nicht ausschließlich, die Hauptwörter im Gegensatze zu den Eigennamen als den Wörtern für Einzelwesen, gehören zu der Kategorie jener nur gedachten Dinge oder Ideale, die wir von den einzelnen abstrahieren, als von den vermannigfachten Bildern oder auch zersplitterten Stücken der einfacheren Urbilder. Die Ausdrücke der Sammelbegriffe (wie wir sie auch nennen können) „Mensch, Volk, Thier, Herde, Wesen — Gewächs, Blume, Blatt, Laub, Baum, Wald" — bezeichnen an sich kein einzelnes Ding oder Wesen, sondern alle gerade dieser Gattung oder Art. Es gibt zwar Namen oder Nennwörter, die weder Gattungs- noch Eigen-namen zu sein scheinen; aber z. B. der Eine „Gott" des Monotheisten hat (der „Götter der Erde" zu geschweigen) die „Götter" des Polytheismus neben oder unter sich. Der „Himmel" bedeutet nicht bloß verschiedenartige Vorstellungen der Körperwelt und der Geisterwelt, sondern auch verschiedene Arten Einer Gattung, sofern wir z. B. „bis zum 14ten Himmel" verzückt werden können. Die „Erde" bezeichnet zwar zunächst nur unseren Wohnplatz, aber doch auch für die gebildeteren Menschen einen Stern unter Sternen, und so auch Sonne und Mond neben ihres Gleichen. Nicht anders verhält es sich mit den Eigenschaftswörtern, welche nicht leicht eine unbedingte Eigenschaft ohne Variationen ausdrücken, sondern letztere in einem Gattungsbegriffe zusammenfassen; man denke an die Farbennamen, an die relativen Wörter und Begriffe „schwer, leicht, dunkel, hell, angenehm, unangenehm", und selbst neben dem eindeutigen „todt" steht noch ein stärkeres „maustodt". Das Gleiche gilt von den übrigen Redetheilen oder Wörterklassen. Die Zeitwörter „gehn, laufen, steigen, fallen, selbst stehn, liegen" u. s. w. bezeichnen sehr verschiedene Bewegungen und Stellungen. Die Vorwörter „an, in, auf, über, unter, bei" u. s. w. lassen sehr mannigfache Schattierungen zu und wechseln desshalb auch oft ihre Bedeutung in den urverwandten Sprachen. Für unser Bindewort „oder" haben die lateinische und andre Sprachen mehrere feiner unterscheidende Wörter, je nachdem Dinge verglichen und verbunden werden oder einander ausschließen sollen, bei welchen letzteren u. A. wir Deutsche noch ein „entweder" zur Hülfe nehmen müssen.

Nur andeuten wollen wir hier noch die wichtige Stellung der Ideale als Urbilder oder Typen in der vergleichenden Naturgeschichte, zumal seit ihrer Erweiterung durch die urweltlichen (paläontologischen) Entdeckungen. Hier erscheinen mitunter wirklich einst gewesene Thiergattungen, welche die Merkmale späterer verschiedener wenigstens dynamisch vereinigen, d. h. ohne daß darum eine Abstammung und Vermannigfaltigung der letzteren aus ihnen, etwa nach Darwins Theorie, angenommen werden müste. Ähnlich sind auch viele unter gleichzeitigen Gattungen und selbst weit von einander abstehenden Ordnungen vorkommende theils bleibende, theils im Lebenslaufe der einzelnen Gattung wieder verschwindende Kreuzungen oder Gemeinbesitz wesentlicher Merkmale zu beurtheilen. So z. B. einerseits bei den Übergangsformen zwischen Fisch und Amphibium oder Säugethier, zwischen Affe und Nagethier, vielleicht sogar zwischen Thier und Pflanze; anderseits in dem nur in Entwickelungszeiträumen der höheren Säugethiere und des Menschen auftauchenden Antheil an der Fischnatur u. dgl. m. Überall liegen hier Gattungsideen zu Grunde, welche Gott oder die schaffende Natur auch bei nicht durchgeführter Verwirklichung gleichsam entworfen hat und vor Augen hielt.

Wir kehren wieder zu Platon zurück, der uns diese sprachlichen und naturgeschichtlichen Abschweifungen und Anwendungen seiner Ideen verzeihen wird. Der Schall seines Namens reicht weit über die Grenzen seiner Heimat, Zeit und Religion hinaus, und hallt selbst bei den späten mohammedanischen Arabern als „Aflatun" wieder. An ihn knüpfen sich 5 Schulen oder Akademien bis ungefähr zum Jahre 86 v. C., wo der syrische Grieche Antiochos aus Askalon die fünfte gründete; wie denn auch der Name „Akademie" selbst, von der Ἀκαδήμεια oder Ἀκαδήμια (nicht Ἀκαδημία), einem Platze unfern Athens mit dem Gymnasium, in welchem Platon lehrte. Endlich nannten sich auch seit 222 n. C. die offenbarungsglaubigen „Neuplatoniker" nach ihm.

Sein berühmtester und noch weit länger in die christlichen Zeiträume hinein nachwirkender Schüler war der Makedone Aristotéles aus Stagira (ἡ Στάγειρος oder Σταγείρα, auch τὰ Στάγειρα), Alexanders d. G. Lehrer (384 – 322). Von dem Peripatos, dem

Spaziergang im Lyceum (λύκειον, λυκεῖον, beim Tempel des lykischen Apollons) zu Athen, in welchem er lustwandelnd lehrte, erhielt seine Lehre und Schule selbst diesen Namen und seine Anhänger den der Peripatetiker, περιπατητικοί. Sein unermeßliches Wissen, namentlich auch in der Naturkunde, gab seinem nicht minder seltnen Verstande eine Welt zu ordnen und die Mannigfaltigkeit ihrer Glieder auf eine einheitliche Gliederung, einen allumfassenden Organismus zurückzuführen, also jene Hauptaufgabe aller Philosophen zu lösen, soweit es dem Einzelnen in jener Zeit möglich war. Auch er erlitt das Martyrium durch das atheniſche Pfaffenthum, und flüchtete nach Alexanders Tode vor der Anklage des Atheismus nach Chalkis, wo er sich selbst getödet haben soll, ein trauriges Ende bei dem sittlichen Eudämonismus, der sokratischen Glückseligkeitslehre, welcher auch er huldigte. Unter den späteren Peripatetikern ist auch ein hellenisierter Jude, Aristóbulos (160), der die griechische Weisheit aus der Bibel herzuleiten versuchte.

Aus dem alexandrinischen Zeitraume nennen wir noch die Stifter zweier weltberühmten Schulen, deren Vorgänger im klassischen Zeitraume wir vorhin erwähnten. Epikuros aus Gargettós (ὁ Γαργηττός) bei Athen oder eher einer athener Gemeinde (δῆμος) (um 320 oder 342 – 271 v. C.) war mehr Lebemann und kecker Sophist, als Philosophe; jedoch war sein Materialismus und Eudämonismus nicht so pur sinnlich, wie er von Liebhabern und Gegnern aufgefaßt wurde. Den schärfsten Gegensatz gegen ihn in Lehre und Leben bildete der philosophische Kaufmann Zenon (Ζήνων; einen andern nannten wir S. 554 auch neben Xenophanes als Stifter der eleatischen Schule) aus Kition auf Kypros (361 – 264). Er lehrte zu Athen in der Stoá (ποικίλη στοά), der berühmten mit Polýgnotos Gemälden geschmückten Säulenhalle, von welcher seine Anhänger οἱ ἐκ τῆς στοᾶς φιλόσοφοι, die Philosophen aus der Stoa (der Name „Stoiker" ist nicht altgriechisch) hießen. Nach seinen, nicht unmittelbar erhaltenen, Schriften war er sofern „Materialist", als er die Natur nur aus ihr selbst erklärte und einen innerhalb derselben nach ewigen Gesetzen wirkenden Gott lehrte. Er erkannte die Einheit der Seelenkräfte und verwarf mit Recht alle angeborenen Vorstellungen, wie schon Aristoteles,

indem dieselben vielmehr erst durch die Berührung der Denkkraft mit der Außenwelt entstehn und dann vom Sinnlichen zum Übersinnlichen aufsteigen. Allgemein geachtet ist seine Sittenlehre nach freien Vernunftgesetzen; jedoch schwankte er zwischen der Freiheit der Selbstbestimmung und dem Despotismus des Schicksals, wie er denn auch in andern Theorien nicht ganz folgerecht war. Seine Sittenlehre fällt mit seiner Glückseligkeitslehre zusammen, das Sittlichgute ist ihm das Alleinseligmachende. Es gibt auch die Kraft, über Lust und Schmerz zu siegen.

In Rom drang die griechische Philosophie unter dem Widerstande des Volksgeistes ein. Zuerst die stoische 170 v. C. durch Diogénes aus Babylon, nicht zu verwechseln mit den gleichnamigen Philosophen aus Sinope (S. 550), aus Apollônia auf Kreta und aus Laerte in Kilikien. Ihm folgte der Rhodier Panaetios (130 v. C.) und dessen Schüler Poseidonios, Ciceros Lehrer. Mittlerweile (156) war unter Catos Einflusse die Philosophie als sittengefährliche Macht in Person einer Gesandtschaft von Athen aus Rom ausgewiesen worden. Noch 94 n. C. verbannte als Catos Affe Kaiser Domitianus die edelsten Stoiker aus Rom, um die Ruhe als erste Bürgerpflicht zu sichern. Dem römischen Geiste gemäß wurde die Philosophie mehr in ihren praktischen Richtungen betrieben. Von eingeborenen Philosophen nennen wir nur die früher erwähnten Cicero und Seneca und die kaiserlichen, in griechischer Sprache schreibenden, Denker: M. Aur. Antoninus (121 – 180 n. C.) und Fl. Cl. Julianus (331 – 363), der bei den Christen „der Abtrünnige," bei David Strauß „der Romantiker" heißt. Die wachsende Macht des Wissens hinderte nicht, daß „mit der Freiheit des Wortes allmählich auch die Freiheit des Gedankens abstarb" (Wachler).

In diesem Zeitraume schrieben griechisch, außer den erwähnten Kaisern, namentlich die Folgenden. Der tüchtige Stoiker Epiktêtos aus Hierápolis in Phrygien (94 n. C.), ein freigelassener Sklave. Plutarchos nannten wir S. 523 bei der Geschichte. Der Arzt und Skeptiker Sextus der Empiriker aus Afrika oder aus Lesbos (um 200 – 250), welcher Sinnenwahrnehmung und Gedanken in stete Wechselwirkung setzte. Der Platoniker Maximus aus Tyros.

Aus einer tyrischen Kolonie in Syrien, Batanéa (Βαταν-έα,-αία) stammte der „schwermüthige Polyhistor“ (Wachler) Malchos semitisch, Porphyrios griechisch geheißen (geb. 233), der Schüler und Erklärer des bedeutenden Neuplatonikers Plotinos (Πλωτῖνος) aus Lykopolis in Aegypten (205 – 270), der eine Zeit lang in Rom lebte. Malchos Schüler war der schwärmerische Denker Jámblichos aus Chalkis in Koilosyrien (gest. 333). Als stoffsammelnde Geschichtschreiber der Philosophie und der Philosophen zu nennen sind der vorhin genannte Diogenes aus Laerte (210) und Eunapios aus Sardes in Lydien (395).

Griechisch schrieb auch der geistvolle jüdische Pharisäer Philon zu Alexandria (41 n. C.), welcher die Religion rationalistisch durch Allegorie zu erklären suchte. Aus der jüdischen, unter griechischen und persischen Einflüssen stehenden Allegorik dieses Zeitraums entstand die „theoretisch-mystische Philosophie“ der Kabbala (Wachler) mit ihren Buchstaben- und Zahlen-deutungen, welche die Emanation, den Ausfluß der Dinge aus dem göttlichen Urwesen lehrt. Ihr ältestes Buch, Jezirah, wird dem berühmten Rabbi Akiba Ben-Joseph zugeschrieben, der 135 n. C. wegen seiner Verbindung mit Bar-Kochbas Aufstande zu Tode gemartert wurde. Die allegorische und philosophische Behandlung der christlichen Religion beginnt etwa mit den oben erwähnten alexandrinischen Theologen Klemens und seinem großen Schüler Origenes, dem Urheber der kritischen Bibelauslegung. Die meisten Kirchenväter, besonders Augustinus, supranaturalisierten die alexandrinische Philosophie.

Der von Plotinos (s. vorhin) zur rationalistisch-mystischen Anschauungslehre gesteigerte Neuplatonismus wurde später vorzüglich in Athen gelehrt. Vor Allen zu nennen ist der, dort und in Alexandria gebildete, Diadochos Proklos Lykios aus Konstantinopel 412-485). Sein Leben beschrieb sein Schüler und Nachfolger Marinos aus Sichem in Palaestina. Kaiser Justinianus hob die neuplatonische Lehranstalt zu Athen 529 auf. Die von ihm verfolgten Denker flüchteten großentheils zu seinem Gegner Khosru in Persien, der bei dem Friedensschlusse 533 ihre Heimkehr und Lehrfreiheit ausbedang; dennoch blieb ihnen letztere versagt. Um 500 hatte Joannes

(Stobaeos) aus Stobi (οἱ Στόβοι) in Makedonien seine Blumenlese philosophischer Sprüche herausgegeben. Kaiser Basilios (gest. 886) schrieb eine gute philosophische Regierungskunst.

Im versinkenden Byzantinerreiche brachten fleißige Platoniker, auch einige Aristoteliker die Philosophie in Wechselwirkung mit der schönen Literatur, „wodurch die folgenreiche Umgestaltung der europäischen Denkart vorbereitet wurde" (Wachler). Zu nennen sind Georgios Gemistios Plethon aus Konstantinopel (1441) und sein Schüler Cardinal Bessarion aus Trapezus (1395–1472).

Im Mittelalter traten auch die Araber in den Kreiß der scholastischen Aristoteliker ein, ohne jedoch Bedeutendes zu leisten. Sie verbanden Dialektik und Metaphysik mit der Medicin und mit der religiösen Polemik. Später traten unter ihnen selbständigere neuplatonische Denker auf. Gegen den orthodoxen und doch skeptischen Abu Ahmed u. s. w. Al-Gazali aus Tus (1061–1127) stritt der berühmte Averrhoes, richtiger Abul Walid Mohammed Ebn Ahmed Ebn Mohammed Ebn Roschd aus Cordova (13. Jahrh.), zu dessen Schülern namentlich der jüdische Koryphäe Moses Maimonides gehörte.

Unter den Christen wirkte antiker Geist und Ausdruck noch nach bis etwa auf den ausgezeichneten pannonischen Ethiker Martinus, Erzbischof von Braga (gest. 580). Die Achtung vor der philosophischen Forschung weckte aus langem Schlummer der berühmte Freund und Gehülfe Karls d. G., der Angelsachse Flaccus Alcuin aus York (starb 804). Sein Schüler, auch in der Philosophie, war der würdige Deutsche Rhabanus Maurus, Abt zu Fulda und zu Mainz (776–856). Die Offenbarung empfand jetzt das Bedürfnis, durch die Vernunft gestützt zu werden; jedoch blieb dieser Rationalismus „in der Zucht des Herrn".

Dagegen erhob sich, von seinen Zeitgenossen nicht verstanden, sondern verfolgt, zur Einheit der Religion mit der Philosophie der Selbstdenker und Gegner des blinden Glaubens Johannes (880), dessen Beinamen Scotus Erigena ihn als irischen Skoten oder Gaidelen bezeichnen. Er besaß namentlich die in jener Zeit sehr seltene Kenntnis der griechischen Klassiker in der Ursprache. Er lehrte die Entwicklung aller Dinge aus Gott und ihre Rückkehr zu ihm.

Große Verdienste um Verbreitung wissenschaftlicher Bildung erwarb der Auvergnate Gerbert, der gute Lehranstalten zu Bobbio in Oberitalien und zu Rheims, wo er Erzbischof war, gründete, mit Kaiser Otto III. an dessen Hofe lebte, und 1003 als Papst Sylvester II. starb. Besondern Anlaß zur Übung in der Dialektik gab im 9. bis 12. Jahrh. die von Paschasius Radbertus, Mönch zu Corvey in Frankreich (starb 865) erfundene „Transsubstantiation" (Abendmahlsverwandlungslehre), gegen welche u. a. Berengarius von Tours (starb 1088) auftrat, der zwar Gegner fand, aber nicht die Verfolgung, die vor wenigen Jahren ein hessischer Pädagoge in seinem Vaterlande und in Hamburg wegen seines Auftretens gegen diese christliche Metamorphose erfuhr.

Die Scholastik oder Schulweisheit, die seit Alcuin die Seele des kirchlichen Schulwesens war und daher diesen Namen erhielt, schärfte und ordnete das Denken, verfiel freilich aber auch in Übertreibungen und falsche Richtungen. Sie umfaßte die Ausgangspunkte und Ziele des späteren Rationalismus und Supranaturalismus, indem sie „das wahrhaft Christliche als vernünftig und das wahrhaft Vernünftige als christlich zu erweisen suchte" (Raumer a. a. O. I 73). Ihren Dogmatismus bekämpfte im 15–16. Jahrh. der Humanismus, die an die Klassiker gelehnte freie Richtung, sowohl wie auch die Mystik. Ihr vornehmster Sitz war Paris; demnächst namentlich Oxford; in Deutschland wurde sie gründlich, jedoch auch gläubig, betrieben; in Italien führte die lebendigere Phantasie zu Allegorien, errang aber auch der alteinheimische Humanismus seine ersten Siege. Allgemeiner bekannte Scholastiker des 11–12. Jahrh. waren folgende. Der Italiener Anselm, Erzbischof von Canterbury (1033–1109), der das Wissen hoch genug stellte, aber seine Unterordnung unter den Glauben und die sittliche Gesinnung gleichsam wissenschaftlich zu erweisen suchte. Der sehr begabte, aber ebenso leidenschaftliche und ehrgeizige, auch durch sein grausam ungestaltetes Liebesverhältnis zu Heloisen bekannte Peter Abailard aus Palet bei Nantes (1079–1142). Der geachtete „magister sententiarum" Petrus der Lombarde aus einem Flecken bei Novara, Bischof von Paris (starb 1164). Der Stifter des „Realismus" war Wilhelm von Champeaux (de Campellis),

Archidiakonus zu Paris (starb 1121); er behauptete die Wirklichkeit der allgemeinen Begriffe in den Dingen selbst („universalia in re“). Den Gegensatz: nur subjectives Dasein der allgemeinen Begriffe im Geiste des Menschen („universalia post rem“) lehrte der Stifter des „Nominalismus“, Johann Rousselin (Roscellinus), Canonicus in Compiegne. Über den Parteien der Rationalisten und der Supranaturalisten stand Johannes der Kleine (Parvus) aus Salisbury, Bischof von Chartres (starb 1180), in Frankreich gebildet und mit den Klassikern, vermuthlich auch den griechischen, vertraut. Aber über das Christenthum selbst wagte sich Simon von Tournay (nach 1200) zu stellen. Eine Vermittelung des Rationalismus und des Supranaturalismus versuchte der Mystiker Cardinal Bonaventura, eigentlich Johannes de Fidanza, aus Bagnarea in Toscana (1221 bis 1274), Doctor seraphicus genannt, Franciscanergeneral und Cardinalbischof.

Die Araber hatten griechische Philosophen übersetzt; die ihren übersetzten jetzt Gerard von Cremona (starb 1187) und mehrere bekehrte Juden. Aristoteles wurde viel studiert, namentlich durch den Auvergnaten Wilhelm (1228–1249), und noch mehr durch den vielgenannten Naturkundigen und deßhalb als Zauberer verschrienen Albertus Magnus aus Lauingen (Lavingen) an der Donau, Angehörigen des gräflichen Hauses Bollstädt; er war Lehrer in Köln und in Paris, Generalvikar der Dominikaner und Bischof von Regensburg (starb 1280). Höher stand der, neuerdings gegen Maria's unbefleckte Empfängnis citierte, „Doctor angelicus“, Thomas Graf von Aquino aus dem Schlosse Roccasicca in Calabrien (1224 oder 1227–1274), der in Italien und in Paris die sittliche Selbstbestimmung des Menschen lehrte. Seinem Dogmatismus oft entgegen steht als Hauptvertreter des Mysticismus sein so eben genannter Zeitgenosse Johann v. Fidanza.

Eine neue Richtung bestimmte der „Doctor mirabilis“, Roger Bacon aus Ilchester in Sommersetshire (1214–94). Er studierte in Paris und in Oxford, wo er auch lehrte, schrieb sein kritisch scharfes „Opus magnum“, verlor aber endlich die Freiheit seiner Studien in dem Franciscanerorden, in welchem er sie ungestört zu verfolgen

gehofft hatte. Lange nach ihm zeichneten sich seine gleichnamigen Landsleute aus: der rechtskundige Staatsmann Nicholas B. aus Chislehurst in Kent (1510–79); der berühmtere Francis Bacon (Viscount von St. Albans und Lord) von Verulam aus London (1561 bis 1626), den wir bereits mit Liebigs strengem Urtheil über ihn S. 500 in dem Umrisse der wissenschaftlichen Bildung erwähnten; endlich der Bildhauer John Bacon aus Southwark (1740–99). Ein zweiter Johannes Scotus, mit dem Zunamen Duns, aus Dunston in Northumberland (starb jung in Köln 1308), ein Franciscaner, Lehrer zu Paris und Oxford, war ein feiner Metaphysiker und Förderer selbstthätiger Forschung, trotz seines Gegensatzes gegen die freieren Ansichten von Thomas d'Aquino; sein Lobname ist Doctor subtilis. Mehr nur der (catalonischen) Nationalität wegen nennen wir auch den naturforschenden Übernatürling oder Supranaturalisten, logischen Mechaniker und Rhetoriker Raymund Lullus aus Palma auf Majorca (1234 ff.); er stimmte in Manchem mit Bacon überein, der jedoch höher stand. Ein Schüler von Duns, Wilhelm aus Occam in Surreyshire (14. Jahrh.), vertheidigte in Paris und in München mit Scharfsinn die königliche Gewalt gegen die päpstliche. Seine Grundsätze vertrat in Paris Joh. Buridan aus Bethune in Artois (starb nach 1358), allgemeiner bekannt durch den zwischen Hafer und Wasser oder zwei gleichen Heubündeln in Wahl und Qual verschmachtenden Esel, den er in seinen Untersuchungen über den Willen aufstellte. Er soll nach Wien geflohen sein und die Gründung der dortigen Universität veranlaßt haben. Unter den italienischen Humanisten zeichnete sich der edle und selbstdenkende Platoniker Marsilius Ficinus aus Florenz (1433–99) aus. Ihn unterstützten die beiden Grafen Pico v. Mirandola: Johannes (1463–94) und dessen minder klarer Neffe Joh. Franz (1470–1533). Die Humanisten thaten auch Viel für das Unterrichtswesen überhaupt.

Im 16–17. Jahrh. wurden die freisinnigsten italienischen Philosophen und Theologen als Atheisten verfolgt. Giordano Bruno aus Nola verließ den Dominikanerorden und Italien, kehrte aber nach Wanderungen in der Schweiz, Frankreich, England und Deutschland dorthin zurück, um im Jahre 1600 den Scheiterhaufen zu besteigen.

Er war ein metaphysischer Pantheist, freiforschend und gelehrt, aber phantastisch und leidenschaftlich. Frivol dagegen war der als Atheist in Toulouse verbrannte Lucilio (J. Caesar) Vanini aus Taurozano im Neapolitanischen (1585–1619). Der als Mensch wie als Gelehrter achtungswerthe Thomas Campanella aus Stilo in Calabrien (1568–1639), der die Empfindung als Quelle der Erkenntnis aufstellte, flüchtete nach Frankreich.

Auf der pyrenäischen Halbinsel ließ Despotismus auf der einen, Stumpfsinn auf der andern Seite die Philosophie nicht gedeihen, die überdieß im 16.–17. Jahrh. nur in geistlichen Händen lag. Unter diesen Verhältnissen sind etwa Folgende auszuzeichnen. Der Psychologe J. Huarte aus S. Juan del Pié del Puerto (16. Jahrh.), dessen „Examen de ingenios para las ciencias“ Lessing übersetzte, und welchen vor einigen Jahren ein Franzose seinen Landsleuten aufs neue vorführte. Der portugiesische Skeptiker Francisco Sanchez in Toulouse (1562–1632). Der scharfsinnige Cisterciensen Juan Caramuel v. Lobkowitz aus Madrid (1606–82).

Unter den Franzosen heben wir die Folgenden hervor. Michel Eyquem de Montaigne aus dem Perigord (1533–92), reich an Geist, Erfahrung, Spannkraft und gesundem Sinne, besonders berühmt durch seine „Essais“. Der gröste philosophische Systematiker Frankreichs war Réné Descartes (Cartesius) aus La Haye (1596–1650), der sich durch kühne geistige Selbstthätigkeit von der Erziehung der Jesuiten befreite (s. S. 500 ff.). Er war eine Weile Soldat, und arbeitete 15 Jahre lang in Holland. Geschichts- und Staats-kritiker waren: P. Bayle (s. S. 532); Ch. de Sécondat Baron de la Brède et de Montesquieu aus Schloß Brède bei Bordeaux (1689–1755), dessen Hauptwerk der „Geist der Gesetze“ ist; Claude Adrien Helvetius aus Paris (1715–71), theoretischer Egoist und thatsächlicher Menschenfreund.

Hier verlangen auch eine Stelle die S. 432 ff. genannten Voltaire und Rousseau; Jean le Rond d'Alembert aus Paris (1717–89), Mathematiker und Einleiter der großen Encyclopaedie, sammt den übrigen Encyclopädisten, namentlich dem geistvollen Begründer und Herausgeber der Encyclopaedie Denys Diderot aus Langres, den wir ebenfalls S. 433 beim Romane nannten. Als Materialisten und „Atheisten“

bekannt sind namentlich: Jules Offroy de la Mettrie (1709–51) und der in Frankreich wirkende Deutsche Paul Frd. v. Holbach aus Heidesheim (1723–89). Die Encyclopädisten — um nicht in die antike Zeit zurückzugehn — begründeten die moderne Weltanschauung, die kein Außerhalb der Welt, also auch keinen Gott in demselben, kennt. Durch sie bereits wird „Theologie und Metaphysik zur Naturwissenschaft“ (vgl. u. a. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrh. II); und sie gehn weiter, als Voltaire, welchen Hettner als Gründer der ersten Epoche der französischen Aufklärungsphilosophie nennt. Diese nämlich erhält noch den aus England überkommenen Deismus. Sie bekämpft zwar Offenbarung und Kirche, läßt aber die (menschenartige, anthropomorphische) Persönlichkeit Gottes und die (sinnlich-) persönliche Unsterblichkeit des Menschen, wenigstens stillschweigend, bestehn. Wir erinnern uns indessen spottender Fragen Voltaires über letztere. Aber weder die Wissenschaftlichkeit der Encyclopädisten, noch Voltaires höfische Verneinungsaufklärung hatte die Volksaufklärung zum Ziele. Voltaire sagt sogar einmal, was Schelling von seinem Standpunkte aus in weit feinerer Form für die Philosophie überhaupt geltend macht: „La raison triomphera, au moins chez les honnêtes gens; la canaille n'est pas faite pour elle.“ Rousseau dagegen, der Sohn des Volkes, drang mit seiner Gefühlsphilosophie durch alle Schichten der Bevölkerung durch, wenigstens in Frankreich, während er in Deutschland mehr nur auf die gebildetesten Kreiße wirkte; Hettner nennt sogar Robespierre seinen Schüler. Die Encyclopädisten lehrten, Voltaire höhnte, Rousseau schwärmte. Jene verneinten die Privilegien der kirchlichen Religion, Dieser auch die philosophische Aufklärung.

Die niederländischen Philosophen schufen weniger selbständig, als sie geschichtlich Überliefertes studierten. Auf den großen Hugo Grotius (1583–1645) kommen wir später, auf einige Theosophen bald nachher zu sprechen. Als humanistische Philologen und Philosophen berühmt sind die beiden Hemsterhuis aus Groningen: der Vater Tiberius (1685–1766), als Philosophe vorzüglich der Sohn Franz (1720–90), der Lockes sensualistisches System in seiner Weise fortbildete und allgemeinverständlich zu machen suchte. Viel selbständiger war der hohe Denker Baruch Spinoza (1632–77), ein Jude aus

Amsterdam, ausgezeichnet durch die mathematische Folgerichtigkeit seines pantheistischen Systems, wie anderseits durch seine Achtung vor der Menschheit. Ihm war Gott das ewige Urwesen, die „natura naturans", die Welt das unendliche Sein, die „natura naturata". Bei dieser Gelegenheit nennen wir noch zwei seiner bedeutendsten Stammgenossen des 17–18. Jahrh.: R. Menasse Ben Israel aus Lissabon (1604–59), einen vielseitigen und sittlich tüchtigen Gelehrten und Schriftsteller; und vorzüglich den tiefen Denker Sal. Maimon aus Neschwitz in Litauen (1753–1800).

An die vorhin genannten Engländer reihen sich u. a. noch folgende. Thomas Hobbes aus Malmesbury (1588–1699), Bacons Schüler. Der große Mathematiker Isaak Newton aus Woolsthorpe in Lincoln (1642–1727), der, wie andre Naturkenner, die Naturgesetze als Vordersätze begründete, deren Folgesätze er nicht aussprach. Der u. a. S. 539 bei der Staatswissenschaft genannte John Locke (1632–1704), der Stifter des „Sensualismus" in England und in Frankreich, der von der sinnlichen Erfahrung ausgieng und in beiden Ländern viele Anhänger und Nachfolger fand, wie z. B. die vorhin genannten französischen Materialisten, in England u. a. den Naturfoscher Jos. Priestley (1733–1804), der jedoch auch das religiöse Sittengesetz festhielt. Die berühmtesten seiner Gegner sind der theologische Rationalist Sam. Clarke (1675–1729), der scharfsinnige Idealist G. Berkeley (1684–1753) und der skeptisch-kritische Geschichtschreiber D. Hume aus Edinburgh (1711–76; vgl. S. 533).

Die Reformation und ihr Verbündeter, der Humanismus, sowie die Naturforschung wirkten überall gegen die alte Schulweisheit; die Reformation allerdings am meisten bei den germanischen Stämmen, aber auch bei den romanischen, indem ihre Rückwirkung auf die katholische Kirche selbst weit über die rein kirchlichen Kreiße hinaus mächtig war. Gerade die Protestanten in Italien und Frankreich beteten, kämpften und litten mehr für ihren Glauben, als sie darüber philosophierten, und die wissenschaftlich gebildeten Philosophen in diesen Ländern traten selten förmlich aus der Kirche aus.

Deutschland wird seit dem Schlusse des 17. Jahrh. zum Hauptsitze der wissenschaftlichen Philosophie, und an es lehnen sich die

Stammgenossen an, am wenigsten wohl in England, am meisten in Skandinavien. Im 16–17. Jahrh. machen sich in verschiedener Weise bemerklich u. a. Andreas Caesalpinus (1509–1603) als pantheistischer Naturforscher; der talentvolle, aber im Glauben wie im Zweifel überspannte Kabbalist H. Corn. Agrippa v. Nettesheim aus Köln (1486 bis 1535); die, Subjectivität und Objectivität schwärmerisch verschmelzenden, „Theosophen": Ph. Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus v. Hohenheim (1493–1541), der sich um Chemie und Medicin größere Verdienste erwarb, als um die Philosophie; der Schuster Jakob Böhme aus Görlitz (1575–1624); auch der Niederländer J. Bapt. van Helmont aus Brüssel (1577–1644), Paracelsus Nachfolger; der mährische Mystiker Amos Comenius (1592–1672), der vorzüglich für Unterrichtsmethode wirkte; endlich der Schwede Emanuel v. Swedenborg aus Stockholm (1633–1772), der ein gutes Stück der Welt mit leiblichen Augen beschaute, um sie in seinem eigenthümlichen Geiste abzuspiegeln.

Der erste in der Zeitfolge der großen Philosophen Deutschlands, von welchen wir hier weit wenigere nennen und weit Wenigeres berichten dürfen, als ihre Zahl und ihr Werth von einer eigentlichen Geschichte der Philosophie verlangen würde, ist Gottfried Wilhelm v. Leibnitz aus Leipzig (1646–1716), dessen Leben uns neuerdings auch in Romanform geschildert wurde. Er war im besten Sinne Polyhistor, wie kaum je ein Anderer, nicht bloß Vielwisser, sondern auch Vielkenner, namentlich nächst Newton der gröste Mathematiker seiner Zeit. Der Religion gegenüber war er deistischer Rationalist und stand weltbürgerlich über den Confessionen. Die ganze Welt der zusammengesetzten Wesen baute er auf die einfachen Grundwesen, die Monaden schon der antiken Philosophie; und der Urgrund aller, die Urmonade ist Gott. Christian v. Wolf aus Breslau (1679–1754) wich vor den Ketzerrichtern der Universität Halle nach Marburg, bis ihn Friedrich d. G. wieder nach Halle zurückführte. Auch ihn rüstete die Mathematik zum Philosophen, und er schloß sich zunächst an Leibnitz an, dessen System er fort- und um-bildete. Weit mehr, als dieser, gieng er auf die sittlichen, naturrechtlichen und politischen Anwendungen der Philosophie ein; die Glückseligkeit, ihm wie den besten Alten das

höchste Gut, fand er in dem Bewußtsein des Fortschritts, der inneren Vervollkommnung. Wie sein College in Halle, Ch. Thomasius aus Leipzig (1655–1728), gebrauchte er die deutsche Muttersprache auch als die der Wissenschaft, in welcher früher nur die lateinische herrschte. Thomasius leitete Sittenlehre und Naturrecht von vernünftiger Liebe ab und machte sich hochverdient um Bildung und Gesittung Deutschlands. Die philosophische Rechtslehre verdankt Viel auch dem S. 535 bei der Geschichtswissenschaft genannten Pufendorf (1632–94).

Der tiefsinnige Immanuel Kant aus Königsberg (1724 bis 1804) gründete seine philosophische Reformation hauptsächlich auf die Zergliederung der Erkenntnisthätigkeiten, und suchte die Kraft und Würde derselben mit der nothwendigen Annahme ihrer Schranken auszusöhnen. Mit solchen Äußerungen geben wir natürlich hier, wie überall in unsern bildungsgeschichtlichen Umrissen, nur wenige Merkmale großer Gebäude und Gedankenschöpfungen. Von den zahlreichen Jüngern, Verbreitern und mehr und minder selbständigen Fortbildnern der kantischen Lehre nennen wir nur einige Namen. C. Leonhard Reinhold aus Wien, Professor in Jena und Kiel (1758–1823), der das Priesterthum der Jesuiten und der Barnabiten von sich warf und in hellere Gegenden Deutschlands flüchtete, wo er Wielands Schwiegersohn wurde; auch sein in Jena geborener Sohn C. Chn. Gottlieb Jens (1792–1855) ist hier zu nennen. Die Juden Sal. Maimon (S. 468) und Laz. Bendavid aus Berlin (1762–1832), während der platonische Denker Moses Mendelssohn aus Dessau (1729–86) zu Kants Gegnern gehört. Fr. Bouterweck in Göttingen; W. Traugott Krug in Königsberg und Leipzig; Jk. Frd. Fries in Heidelberg und Jena; Fr. van Kalker in Bonn (Katholik), der allein von diesen noch jetzt in hohem Alter lebt und wirkt; J. Frd. Herbart aus Oldenburg (1776–1841), berühmt als mathematischer Psychologe; Arthur Schopenhauer aus Danzig (geb. 1788), an dessen frischem Grabe seine Jünger sich bekämpfen.

Neuestens feierte Deutschland als edlen Vaterlandsfreund J. Gottlieb Fichte aus Rammenau in der Lausitz (1762–1814), der auf den Hochschulen von Jena, Erlangen, Berlin thätig war. Er leitete

alle Erkenntnis, nicht blos die Thätigkeit, sondern auch den Inhalt des Denkens aus dem reinen Ich ab, das sich seiner selbst wie der Welt außer ihm bewust wird. Darum fällt ihm auch das Gewissen, das eigene Bewustsein des Rechten, mit dem Glauben an eine sittliche Weltordnung zusammen, das rechtsbewuste Ich mit dem gesetzgebenden Gotte. Dadurch setzte er sich dem wolfeilen Vorwurfe des Atheismus aus. Fr. W. Joseph v. Schelling aus Leonberg (in Wirtemberg; 1775–1854) lehrte in Jena, Würzburg, München, Erlangen, Berlin seine allzu phantasievolle Philosophie, für welche er selbst nur eine Minderzahl empfänglich hielt. Anfangs ließ er, ähnlich wie Fichte, die Natur aus dem Ich entstehn, später umgekehrt das Ich aus der Natur, in welcher sich der allgegenwärtige Gott offenbart und abspiegelt, wie sie sich wiederum in dem anschauenden Ich des Menschengeistes. Platen, der ihn in einem Sonette feierte, mochte seine Lehre vor Augen haben, besonders in der 39. Ghasele, die mit den Worten schließt:

„Sich selbst zu schaun, erschuf der Schöpfer einst das All;
Das ist der Schmerz des Alls, ein Spiegel nur zu sein!"

G. W. Fr. Hegel aus Stuttgart (1770–1831) lehrte u. a. in Jena, Nürnberg, Heidelberg, Berlin, ein Doctor subtilis, dessen Wechselspiel von Bejahungen und Verneinungen durch eine neugeschaffene Wissenschaftssprache noch schwieriger wird und seinen Jüngern zu sehr verschiedenen Auslegungen Raum ließ. Am wenigsten sicher weiß das Christenthum, wie es mit ihm steht, ob er sich ihm anbequeme nur um seinen Gegensatz zu verbergen und ihm Eingang in Zion zu verschaffen, oder um es wirklich philosophisch zu begründen. Verstehn wir ihn recht, so ist er sofern Idealist, als ihm das reine Denken das reine Sein in sich schließt und als der von allen Schranken und Schlacken der menschlichen Subjectivität befreite Begriff keine Welt mehr als gesondertes Objekt ihm gegenüber hat, weil sie nun in ihm lebt. K. Chn. Frd. Krause aus Eisenberg (1781–1832) sprach seine wackere Gesinnung und Lehre in nicht sehr zugänglichem Style aus; sein eifrigster Jünger ist sein Schwiegersohn v. Leonhardi aus Frankfurt a. M. Jedenfalls als Stylist steht über ihm der vorhin erwähnte Herbart. Weiter in das 19. Jahrhundert hinein wollen wir die Philosophie nicht verfolgen.

Naturwissenschaft.

Die Naturwissenschaft hätten wir als die Mutter der Philosophie ihr richtiger vorangestellt; doch wird die an sie geknüpfte weitere Reihenfolge diese Nachstellung rechtfertigen. Die Heilkunde können wir nicht von ihr trennen; und in der That ist der „Medizinmann", der kräuterkundige Priester oder Zauberer, älter als der Naturforscher aus reiner Wißbegier. Zu dem altaegyptischen Wissen gehörte die Heilkunst und die mit Chemie verbundene Heilmittelkunde; sowie auch die mit der Mathematik verwandten Naturwissenschaften, wie Sternkunde und Mechanik. Die ersten griechischen Mediziner waren ebenfalls Priester, zu welchen namentlich die ältesten „Asklepiaden" (von dem Schutzgott der Heilkunde, Asklepiós benamt) gehört haben mögen, die auch als Familie, gleichsam als erbliche Kaste, auftraten.

Wie uns alle Geschichte eigentlicher Wissenschaft erst mit den Griechen beginnt, so auch die der Naturwissenschaft. Ihre ersten Gründer sowie ihre vorzüglichsten späteren Jünger haben wir unter den Philosophen zu suchen, auf welche wir denn auch hier zurückweisen, namentlich auf den großen Aristoteles als Physiker und Zoologen, nur Einiges zufügend. Wir haben S. 554 bei der eleatischen Schule Leukippos als den Hauptbegründer der Naturforschung genannt. Ihr eigentlicher wissenschaftlicher Begründer aber war Hippokrátes von der Insel Kos (geb. 460 v. C.), nebst sieben andern dieses Namens zu der dortigen Familie und Schule der Asklepiaden gehörig, wie denn auch seine Söhne Théssalos und Drákon und sein Schwiegersohn Pólybos in dieser Wissenschaft fortarbeiteten. Philosophische Dialektiker bildeten sein System zu einer dogmatischen Schule aus, u. A. Práxagóras aus Kos (347), ein guter Anatome und Chirurge, der als Urheber der sog. Humoralpathologie (welche die Quelle der Krankheiten in den Säften des Körpers sucht) genannt wird. Der lesbische Peripatetiker Theóphrastos (um 321) schrieb über mehrere naturwissenschaftliche Gegenstände, namentlich die Pflanzen.

In dem alexandrinischen Zeitraum theilte sich die Heilkunde in Chirurgie und Pharmakeutik = Wundenheilkunde und Arzeneiwissenschaft. Erstere war in Rom als „Henkerei" verhaßt, und

wurde zuerst durch den Peloponnesier Archágathos (220 v. C.) dort eingeführt. Doch erst 75 v. C. tritt daselbst ein Asklepiádes aus Prusa in Bithynien, in Athen und Alexandria gebildet, als erster allgemein angesehener Arzt auf. Athen war ein Hauptsitz der Ärzte geworden, die sich, von Ptolemaeos Physkon mit den Philosophen und Grammatikern verjagt, nach Griechenland und Kleinasien gewendet hatten, namentlich auch nach Smyrna und nach Laodikea (Λαοδίκεια). Die Dogmatik in der Heilkunde wich allmählich der Erfahrung, dem Empirismus; „Empiriker" bezeichnet später noch im Mittelalter oft den Arzt überhaupt.

Im römischen Zeitraume finden wir denn, wie gewöhnlich, Namen aus allen Landen des ungeheuren Reiches. Unter den lateinisch schreibenden Naturforschern nennen wir den Philosophen Seneca (aus Hispanien S. 489); den Polyhistor Plinius den älteren mit seinem unter dem Namen der Naturgeschichte bekannten encyclopädischen Werke; und den S. 523 bei der Geschichtschreibung genannten griechisch schreibenden Zoologen Aelianus aus Praeneste (3. Jahrh. n. C.). Die Naturwissenschaft artete in mystische Spielereien aus: in Wundergeschichten, Traumdeutung, Chiromantie, Physiognomik und in Alchimie, namentlich in Alexandria. Kaiser Diocletianus dehnte seine Verfolgungssucht auf die alchimistischen Bücher aus, denen er (296 n. C.) ein Auto da Fé bereitete.

Besser wurde die eigentliche Arzneikunde betrieben, praktisch in Rom, theoretisch besonders in Alexandria bis gegen Ende das 3. Jahrh. n. C. Bekannt ist der Sammler Aur. (Aulus) Corn. Celsus aus Rom oder aus Verona (15 n. C.), nach welchem und nach dem vorhin genannten Theophrastus sich vielleicht Theophrastus v. Hohenheim (s. o. S. 569 und u. S. 576) Paracelsus nannte. Er schrieb, ähnlich wie Plinius, ein encyclopädisches Werk in 20 Büchern, von welchen nur die 8 von der Medizin handelnden erhalten sind, in guter lateinischer Sprache. In barbarischem Latein dagegen schrieb ein späterer Sammler Coelius Aurelianus aus Sicca in Numidien. Methodische Lehrer waren u. a. im 1. Jahrh. n. C. die griechisch schreibenden Kleinasiaten Thessalos aus Tralles (αἱ Τράλλεις) und besonders Sôrânós aus Ephesos, woher auch der Anatome

Rufus stammte. Sodann (um 64) Pedanios (Pedakios) Dioskorides aus Anázarba in Kilikien, Arzt und Arzneikundiger, in dessen Werke περὶ ὕλης ἰατρικῆς uns, später sehr erweiterte, Schätze von Benennungen, besonders Pflanzennamen in den außerklassischen Sprachen seiner Zeit und des Mittelalters erhalten sind. Auch der etwas spätere Krankheitslehrer Aretaeos aus Kappadokien ist zu nennen. Vor Allen aber Klaudios Galenos (Γαλῆνος, Γαληνός) aus Pergamos in Kleinasien (2. Jahrh. n. C.), ein vorurtheilsfreier Philosophe, Zergliederer (S. 401), Empiriker und eklektischer Dogmatiker, nächst Hippokrates der gröste medizinische Schriftsteller des Alterthums, der mächtig im Abendlande wie im arabischen Morgenlande nachwirkte.

Von späteren lateinisch schreibenden Arzeneimittellehrern nennen wir wegen der von ihnen erhaltenen gallischen u. a. Sprachreste Valerianus (380), der auch Plinius heißt, weil er diesen ausschrieb; und zu Anfange des 5. Jahrh. Marcellus Empiricus aus Burdigala (Bordeaux). Als Thierarzeneikundiger wird ein Vegetius der Jüngere genannt.

Das Mittelalter that Wenig für die Naturwissenschaften, obgleich nun auch der arabische Osten sich daran betheiligte, etwas Mehr für die Heilkunde, die jedoch auch später in die Hände der mit kirchlichem Spuk kurierenden Geistlichkeit gerieth. Arabisches Wissen verbreitete namentlich Constantinus der Afrikaner (starb nach 1086); auch die medizinischen Schulen Italiens in Salerno, Neapel und im Monte-Cassino-Kloster benutzten es.

Der traurige Kampf zwischen Glauben und Wissen trat begreiflicher Weise am ärgsten auf diesem Gebiete auf. Die Priester Beda (in England) und Bischof Virgilius von Salzburg (8. Jahrh.) erkannten richtig, jener die Kugelgestalt der Erde, dieser folgerecht das Dasein unserer Gegenfüßler. Dafür fanden sie aber ihre Gegenfüßler unter ihren Standesgenossen. Virgilius wurde von dem deutsch-römischen Apostel Bonifacius darüber angeklagt und von dem unfehlbaren Papste Zacharias verdammt! Selbst der S. 563 von uns gerühmte philosophische und mathematische Papst Gerbert-Sylvester II. (999–1003) als Teufelskünstler verrufen! Der vielleicht in Spanien gebildete Bischof Agobard zu Lyon (779–784) bekämpfte den Aberglauben,

und so standen auf beiden Seiten Priester, oder vielmehr hier Priester, dort Pfaffen!

Im Byzantinerreiche gieng es nicht besser; dafür blühte die Alchimie, bis ins 7. Jahrh. jedoch auch hier die Heilkunde. Diese wurde besonders auch von den syrischen Nestorianern betrieben, welche die griechischen Werke in ihre Muttersprache übersetzten und aus dieser in die arabische. Dagegen hörte mit der Eroberung durch rohe Araber Alexandria auf, der Hauptsitz dieser wie jeder andern Wissenschaft zu sein, gegen welche früher nur zeitweilig jener Ptolemaeos Physkon gewüthet hatte. Vom 5–7. Jahrh. kamen aus den verschiedenen Stationen des weiten Reiches und der griechischen Bildung u. a. die medizinischen Schriftsteller Oribasios (Ὀρειβάσιος) aus Pergamon, dessen Sammelthätigkeit Kaiser Julianus Apostata aufmunterte; Nemesios, Bischof von Emesa in Syrien; Aëtios aus Amida in Mesopotamien (500); Alexandros von Tralles in Kleinasien (nach 565); Paulos von Aegina (starb nach 668). Nach den Kreuzzügen wurde die Medizin zur wenig fortschreitenden Zunft; ihr bester Schriftsteller ist Joannes Attuarios (vor 1300).

Die sinnige speculative Neigung, die wir häufig in der semitischen Familie finden, ließ die Araber auch die Naturwissenschaften mehr philosophisch, als erfahrungsweise betreiben; jedoch machten sie manche chemische Entdeckungen. Der Koran verbot ihnen die Anatomie, wie in Italien die Geistlichkeit den Christen diese und sogar die Chirurgie; deßhalb ist die Physiologie der Araber sehr mangelhaft. Gleichwohl lehrten sie auf Hochschulen fleißig Heilkunde, namentlich Diätetik, Krankheitskunde und Arzneimittelkunde. Ihr berühmtester Arzt war zugleich aristotelischer Philosoph: Avicenna aus Affchana bei Bothara (980–1036), aus welchem Ortsnamen jener bekannte Name des Gelehrten verstümmelt ist; er hieß Abu Ali Hosani Ibn Abdallah Ibn Sina. Besonders gedieh Natur- und Heil-kunde unter den Arabern in Spanien, wo sich ja überhaupt ihr Volksgeist mit dem des Abendlandes vermählte. Dorther stammte auch der edle und vielseitig gebildete jüdische Hofarzt Saladeddins, Rabbi Moses Ben Maimon (Maimonides) aus Cordova (1139–1205), welcher Vorsteher von Lehranstalten in Alexandria und Kahiro wurde (o. S. 562).

Erst in der neueren Zeit erwachsen die Naturwissenschaften allmählich zu der Fülle ihrer scheinbar revolutionären und umstürzenden, in der That aber umbildenden und schöpferischen Kraft, die durch eine klare und folgerechte Weltanschauung auch eine neue Welt für die Thatkraft und das ganze Leben der Menschheit heranbildet.

In der Physik begann die Umgestaltung des bis dahin herrschenden aristotelischen Systems mit Baco von Verulam; auf Newton kommen wir nachher bei den Mathematikern. Die Electricität erforschten u. a. W. Gilbert (starb 1603; zu unterscheiden von dem Physiker L. W. Gilbert aus Berlin 1769–1824; sein Namens-, Berufs- und Zeit-genosse Jh. Emanuel G. aus Lyon 1741–1814 war vorzüglich Botaniker); O. v. Guerike aus Magdeburg (1602–86), der Erfinder der Elektrisiermaschine und der Luftpumpe; der Irländer R. Boyle (starb 1691); der Angloamerikaner B. Franklin aus Boston (1706–90), der Erfinder des Blitzableiters („eripuit coelo fulmen, mox sceptrum tyrannis“), ein Mann, den die Bildungsgeschichte vielfach feiert, „groß durch Geist und Willen, Wort und That“ (Wachler); Aloisio Galvani aus Bologna (starb 1799), der eine besondere thierische Electricität annahm und dem „Galvanismus“ den Namen gab, wie der Fortbildner und Berichtiger seiner Entdeckungen, Alessandro Volta aus Como (1745–1827) der „voltaischen Säule“; der Däne Hans Chn. Oerstedt (1771–1851), der Erfinder des „elektrochemischen Magnetismus“ (vgl. o. S. 502); F. A. Mesmer aus Meersburg am Bodensee (1733–1815) hatte seine merkwürdigen Beobachtungen des „thierischen Magnetismus“ mit zu starker Phantasie verfolgt und zu Schwärmereien Anlaß gegeben. Doch verzichten wir hier besser auf weitere Blicke in die, seit dem 17. Jahrh. ununterbrochenen, physikalischen Entdeckungen und Forschungen unter den germanischen Völkern, den Italienern und den Franzosen.

Die Chemie wurde seit dem 18. Jahrh. mit Eifer wissenschaftlich betrieben, früher mehr phantastisch in Verbindung mit der Heilmittellehre (Gemiaterie), wie besonders durch den S. 573 u. s. w. genannten Schweizer Phil. Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus v. Hohenheim, geb. 1493 zu Einsiedeln, dem noch jetzt

wunderthätigen Wallfahrtsorte, gest. 1541 zu Salzburg, den Wunderdoktor und Kabbalisten voll wirren Wissens; auch den S. 569 bei der Philosophie erwähnten Spiritualisten Jh. Baptist v. Helmont. Systematiker waren u. a. Gg. Ernst Stahl in Halle (1659—1733), der Erfinder des verbrennbaren Grundstoffes „Phlogiston" und des länger geltenden „phlogistischen Systems", gegen welches Ant. Laur. Lavoisier in Paris (1743—94) ein „antiphlogistisches" aufstellte. Letzteres kritisierte wiederum Jak. Jos. Winterl aus Pesth (1731 bis 1809) und versuchte, die chemische Erfahrung auf immaterielle Grundlagen zurückzuführen. Mit den scharfsinnigen Hauptbildnern des elektrochemischen Systems, dem Schweden J. J. v. Berzelius aus Westerlösa in Ostgotland (1779—1848) und Humphry Davy aus Penzance in Cornwallis (1778—1829), beginnt die moderne Wissenschaft der Chemie, in welcher bis auf Liebig, seine Genossen, Schüler und Gegner eine Reihe von Namen glänzt, deren Mehrzahl Deutschen angehört, demnächst Franzosen, Engländern, Italienern.

Die im Mittelalter vernachlässigte Naturgeschichte stellte Konrad Gesner aus Zürich (1516—65) mit großer Thätigkeit her. Wir nennen nur noch im 16—17. Jahrh.: den Mineralogen und wissenschaftlichen Begründer des Bergbaus G. Bauer (Agricola) aus Glaucha (1490—1555) und den Zoologen Ulysses Aldrovandi aus Bologna (1522—1605). Die grösten Fortschritte entstehn durch die Untersuchungen vermittelst des Mikroskops, welches der große Italiener Galileo de' Galilei aus Pisa (1564—1642) im Jahre 1612 erfand, unter Mitwirkung der Erfindung des Teleskops durch Zach. Johnson in Middelburg (1590). Im 17—18. Jahrh. zeichneten sich durch solche Untersuchungen aus u. a. die Niederländer J. Swammerdam (gest. 1680), Leuwenhoek (gest. 1723) und Nik. Hartsoeker (gest. 1725), wie denn Niederländer sich auch in anderweitiger Anwendung der Optik bemerklich machten. Ferner: der Italiener Marcello Malpighi (1628—94), der Untersucher des Blutumlaufs, dessen Namen die netzförmige schleimige Unterhaut trägt (corpus reticulare Malpighii); der Franzose R. A. Ferchaud de Réaumur (gest. 1757) als Entomologe, berühmter durch seine Vervollkommnung des Thermometers.

Niederländer war der einst weltberühmte Lehrer und Arzt Hermann Boerhave zu Leiden (1668—1738), dessen Vorgänger in der neuen empirischen Schule der englische Arzt Thomas Sydenham (1624—89) war. Ein Hauptgründer der „dynamischen" Schule war der vorhin genannte Phlogistiker Stahl, welcher den körperlichen Organismus dem geistigen unterordnete. Sein Amtsgenosse in Halle, Frd. Hoffmann (1660—1742), Humanist und (wie Berzelius) Mathematiker, legte den Bewegungen der Körper den „Aether" zu Grunde. Genug von diesen naturphilosophischen Versuchen, deren die neueste Zeit viele ephemere und einige prophetische hervorgebracht hat.

Wir nennen aber auch nur wenige von den verdienstvollen Männern, die auf dem festen Boden der Erfahrung und der Beobachtung die physiologischen Thatsachen fanden und feststellten, welche die Naturphilosophie nie außer Augen lassen darf. Seit Anfang des 16. Jahrh. waren in anatomischen Beobachtungen die Italiener vorangegangen; deßhalb auch in der Chirurgie, die jedoch erst seit dem 18. Jahrh. wissenschaftlicher betrieben ward, und in welcher später die Franzosen sich auszeichneten. In Italien, in Padua nämlich, war auch der Entdecker des Blutumlaufs gebildet: W. Harvey aus London (1577—1657), welchem Malpighi (s. vorhin) folgte. Der Gründer der neueren Thierheilkunde war J. Ph. Ingrassias aus Palermo (gest. 1580).

Ein Jahrhundert liegt zwischen den zwei grösten Naturforschern: dem Schweden C. Linné aus Rashult in Smaaland (1707—78) und dem Norddeutschen Al. v. Humboldt aus Berlin (1769 bis 1859, vgl. o. S. 502). Ihnen gegenüber ist der Franzose G. Louis le Clerc Graf v. Buffon aus Montbard (1707—88) nur ein geistreicher Dilettant. Die wichtige Entdeckung der Pflanzenzelle wurde schon in der Mitte des 17. Jahrh. durch R. Hook gemacht, aber erst in neuerer Zeit weiter verfolgt. Das gröste Verdienst um die Kenntnis der Zelle als der Grundform aller Wesen hat unter den Lebenden der deutsche Jude Th. Schwann, Professor zu Lüttich, der im Jahre 1845 den Sömmering-Preis zu Frankfurt a. M. erhielt. Neben ihm nennen wir für die Zellenlehre besonders

die Deutschen Matth. Jb. Schleiden aus Hamburg (geb. 1804) und den auch als freisinniger Sprecher im preußischen Ständehause bekannten Virchow. Zu den verdientesten Forschern gehören ferner die folgenden Deutschen. Abr. Gottlob Werner aus Wehrau in der Lausitz (1750–1817), der als Begründer der neptunistischen Lehre und der wissenschaftlichen Geognosie überhaupt gelten kann; auf gleichem Felde Leop. v. Buch aus Schloß Stolpe in der Ukermark (1774 bis 1853) und seitdem viele Jüngere. Der berühmte Zoologe und Schädellehrer J. Frd. Blumenbach aus Gotha (1752–1840) in Göttingen. Die Anatomen: Sam. Thomas v. Sömmering aus Thorn (1755–1830) in Frankfurt a. M., zugleich der eigentliche Erfinder des elektromagnetischen Telegraphen; Ferd. Chn. v. Loder aus Riga (1753–1832), besonders durch seine Bildertafeln berühmt. Der Lebensverlängerer Chn. W. v. Hufeland aus Langensalza (1762–1836). Der Pommer Kurt Sprengel aus Boldekow (1766–1833), besonders Botaniker, was auch für zunächst praktische Zwecke sein Namensgenosse Karl aus Schillerslage in Hannover (1787–1859) war. Der brave philosophische Naturforscher Lorenz Oken aus Bohlsbach in Baden (1779–1851), Schellings Systemsgenosse. Der Physiologe Jh. Müller aus Coblenz (geb. 1801). Doch wollen wir nicht weiter in unser Jahrhundert hineingehn. An die Deutschen reihen sich u. a. der Norweger H. Steffens aus Stavanger (1773–1845), Naturphilosoph, in Wissenschaft und Leben vielfach bewegt und bewegend. Der Däne Dan. Ferd. Eschricht aus Kopenhagen (1798–1863), dessen Mittheilungen wir o. S. 148. 180 ff. benutzten. Der protestantische und halbdeutsche Franzose G. L. Chn. Frd. Dagobert v. Cuvier aus Mömpelgard (1769–1831), der auch Staatsmann und Pair von Frankreich wurde.

Die folgenreichsten Forschungen der Gegenwart, zu welchen die Geologie den Weg gebahnt hat und welche durch die Paläontologie die Naturgeschichte erst recht zu Dem machen, was ihr Name besagt, gehn zumeist von Deutschen und Engländern aus. Ganz unbetheiligt dabei bleibt aber nicht leicht ein Volk, in welchem irgendwelche Freiheit der Wissenschaft besteht. Näher gehn wir auf die neueste Zeit nicht ein, u. a. auch nicht auf den Gegensatz zwischen

Homoeo- und Allo-pathie. Eigenthümlich ist die, früher überall fast ausschließlich im engsten Bereiche (Geburtshülfe) vorkommende, jetzt in Nordamerika sehr häufige Bethätigung von Frauen an der praktischen Heilkunst, welche nicht mit der, gemischten Zwecken dienenden, Krankenpflege kirchlicher Frauenkörperschaften verwechselt werden darf.

Landwirthschaftskunde.

An die Naturwissenschaften schließt sich auch die Landwirthschaftskunde an. Ihr Ursprung reicht bis in jenen Zeitraum zurück, in welchem die friedliche Bildung mit dem Ackerbau beginnt, sofern derselbe nicht mehr ein Werk der dringenden Noth und des flüchtigen Versuches ist. Er wurde, wie wir bereits früher sahen, auch schon von Völkern ohne Schriftenthum „rationell" betrieben, wie man sich jetzt ausdrückt; und die thätige Theilnahme gebildeter Männer daran wirkte zur frühen Gestaltung einer bestimmten Methode mit, wie denn auch der Feldbau früh durch Eigenthumsgesetze geregelt wurde. So haben römische Schriftsteller Zeugnisse für den einheimischen Landbau der Hispanier und der Gallier erhalten (S. 321).

Die Römer, die einen Cincinnatus vom Pfluge an das Staatsruder beriefen und ihn wieder dorthin zurückkehren sahen, haben die Landbaulehre, die res rustica, zuerst zu einem Gegenstande der Literatur gemacht. Über ihn schrieb bereits im 3. Jahrh. v. C. der große Tusculaner M. P. Cato, dessen Werk darüber uns, wenigstens in seiner ursprünglichen Gestalt, nicht erhalten ist. Das bedeutendste Werk darüber schrieb der Grammatiker M. Ter. Varro (117–27 v. C.). Vergilius Georgika haben wir o. S. 500 erwähnt. Auch Plinius Naturgeschichte enthält manches hierhin Bezügliche. Eine Reihe von Büchern darüber, darunter eines (über den Gartenbau) in Versen, verfaßte L. Jun. Moderatus Columella aus der von den Phoeniken gegründeten Stadt Gades (Cadix) in Hispanien (1. Jahrh. n. C.). Verloren gegangene römische und auch griechische Werke benutzte später Palladius Rutilius Taurus Aemilianus. Das erste bekannte Kochbuch schrieb, in noch unbekannter Zeit, Coelius, welches (oder

er selbst) nach dem bekannten römischen Feinschmecker Apicius benannt wurde. Im Byzantinerreiche förderte Konstantinos Porphyrogenneta (S. 524) das Studium älterer Schriften. Die aramäischen Nabathäer (S. 519) hatten wahrscheinlich landwirthschaftliche Schriftsteller, von welchen sich Bruchstücke in arabischen erhielten. Zu dem weiteren Bereiche der Wirthschaftskunde gehören auch die lateinischen und griechischen Schriften über Jagd, Vogelfang und Fischerei, die wir ihrer Form wegen S. 500 bei der Dichtkunst nannten. In neuere und neueste Zeit, in welcher unter Liebigs Vorgange auch die Chemie sich mit der Landbaukunst verbindet, gehn wir hier nicht ein; als Gründer unserer Ackerbauwissenschaft gilt Albrecht Thaer aus Celle (1762–1828).

Mathematik und Sternkunde.

Der Mathematik, die sich als Feldmeßkunst auch mit dem Landbau berührt, gesellen wir die mit ihr und mit der Geographie zusammenhangende, zur Naturwissenschaft gehörige Sternkunde oder Astronomie zu, die bis in neuere Zeit auch die Phantasiewissenschaft der Sterndeutung oder Astrologie hervorrief, gleichwie die Chemie die Alchimie. In den Bereich der angewandten Mathematik fallen auch, wenigstens theilweise, u. a. Mechanik, Kriegskunst, Baukunst, die in der Kunstgeschichte näher besprochen wird, und Geographie, die wir gesondert vornehmen.

Die Aegyptier scheinen zuerst Geometrie und Mechanik sowie Astronomie wissenschaftlich betrieben zu haben; wenigstens letztere auch die Chinesen, schon im 3. Jahrtausend v. C. (vgl. Perty, Anthr. Vortrr. S. 402. 245 ff.). Von ihnen erst erhielten um 1000 v. C. die Inder ihre Mondlaufberechnung Naxantra (Lassen, Ind. Alt. I 42). Die Chaldaeer waren nach Diodor. Sic. I 81 in der Sternkunde die Schüler der Aegyptier. Wo jedoch große Bauten, mit Einschlusse der Wasserbauten, des Bergbaus u. s. w., erscheinen, muß auch Kenntnis der mathematischen und mechanischen Gesetze vorhanden gewesen sein, zuerst a posteriori, durch Versuche und Erfahrung entstanden, wie im

Grunde ja Wissen und Wissenschaft überhaupt. So in Mesopotamien, Indien, bei den kyklopisch bauenden Pelasgern und ältesten Griechen, selbst bei den Städte- und Tempel-bauern Mittelamerikas. Die Sternkunde gedieh am ersten in wolkenfreien Erdstrichen, und wurde den Schiffern, den Phoeniken und den Argonauten, zum praktischen Bedürfnisse, den Priestern zum theoretisch-mystischen. Wie lange Zeit jedoch verlief, bis vorurtheilsfreies Nachdenken, das sein „però si muove!“ in die Tyrannei der Finsternis hineinrief, richtige Vorstellungen von dem Weltenbau gewann, ist bekannt. Dazu muste auch erst das Fernrohr erfunden werden.

Griechische Mathematiker haben wir bereits unter den Philosophen und selbst den Dichtern gefunden. Wir nennen nur die bedeutendsten: Pythagoras; Platon, dessen Lehrer in der Geometrie Theodoros von Kyrene war, den er aber weit übertraf; Aristoteles, der die Mechanik bearbeitete, wie auch bereits 400 v. C. Archýtas, ein Pythagoreer aus Táras (Tarent), der alten Kolonie der lakedaemonischen Parthenier (Jungfrauensöhne s. o. S. 321). Unsterblich ist durch seine mathematischen Kenntnisse und ihre Anwendung auf die Mechanik der edle Syrakuser Archimedes (um 287 v. C.), der Märtirer seiner Studien. In ein vollständiges System brachte die Mechanik der ältere Heron (Ἥρων) in Alexandria (2. Jahrh. v. C.). Einer der ausgezeichnetsten Mechaniker und Baumeister der späteren Zeit war Anthemios aus Tralles zu Konstantinopel (532 n. C.).

Die erste Kenntnis der Meßkunst mögen die Griechen von den Phoeniken, vielleicht auch durch den weisen Thales von den Aegyptiern erhalten haben. Einer ihrer ältesten wissenschaftlichen Kenner, dessen Schriften verloren giengen, war Hippokrátes aus Chios (450 v. C.). Systematisch verband sie mit der Arithmetik Euklídes (um 300 v. C.), der in Athen platonische Philosophie studierte und in Alexandria Mathematik lehrte, auch eine Einleitung in die Tonkunst und über optische Wissenschaft schrieb. In Alexandria lebten auch (250 v. C.) der Kleinasiate Apollonios von Perga in Pamphylien, berühmt durch seine Lehre von den Kegelschnitten; und weit später (im 4. Jahrh. n. C.) Pappos und der Arithmetiker

Dióphantos oder Diophántes, der Erfinder oder doch Vorbereiter der Algebra. Im griechischen Kaiserreiche wurde theoretische und angewandte Mathematik gepflegt in den Schulen zu Alexandria und besonders zu Athen, wo noch der 1020 geborene geistreiche Neubeleber dieser Studien, Michael Psellos aus Konstantinopel, gebildet wurde.

Die Kriegswissenschaft hängt in mehreren Beziehungen mit der Mathematik zusammen, wie in Verfertigung von Werkzeugen und Waffen, Festungsbau, Belagerungs- und Vertheidigungs-kunst, wie in der Taktik, der Kunst der Aufstellung und Führung der Heere. Die ältesten bekannten Taktiker der Griechen sind der arkadische Feldherr Aeneas (Αἰνείας; um 378) und der uns nun schon bekannte Xenophon. Im römischen Zeitraume treten deren Mehrere auf, wie die schon genannten Aelianos o. S. 523 und Polýaenos, der Verfasser der Stratagemata (2. Jahrh. n. C.). Über Kriegskunst schrieben auch mehrere byzantinische Kaiser.

Die griechische Astronomie begann mit Thales und andern ionischen Philosophen. Ihnen folgten Pythagoras und Platon mit ihren Schülern; Archytas Schüler Eudoxos aus Knidos, welcher dort und bei Heliopolis Sternwarten anlegte und den Aratos in seinem schon erwähnten Gedichte benutzte. Der berühmte Reisende Pythéas aus Massalía (Massilia, Marseille) trug im 4. Jahrh. v. C. astronomische Sätze auf die Erdkunde über. König Ptolemaeos Philádelphos (283 v. C.) errichtete eine Sternwarte in Alexandria. Seinem S. 522 bei der Geschichte erwähnten Zeitgenossen Manéthon wurde ein astronomisches Lehrgedicht zugeschrieben, das aber vermuthlich erst im 5. Jahrh. n. C. verfaßt ist. Arístarchos aus Samos (264), dessen Zeit- und Landes-genosse Konon Archimedes Lehrer in der Geometrie war, lehrte die Bewegung der Erde um die Sonne als einen feststehenden Körper. Eratosthénes aus Kyrene (276 – 196 v. C.), früher in Athen, dann Bibliothekar in Alexandria, war vielseitig berühmt als Philosoph, Mathematiker, Astronome, mathematischer Geographe, Begründer der wissenschaftlichen Zeitrechnung, sogar auch als Dichter und als Erklärer der alten Komiker. Sein verdienstvoller Kritiker, Hipparchos aus Nikaea in Bithynien (161 v. C.), der auf

Rhodos und in Alexandria lebte, würde mit unsern Werkzeugen einer der grösten Astronomen und mathematischen Geographen aller Zeit geworden sein. Er bestimmte die Dauer des Sonnenjahrs auf 365 Tage 6 Stunden, bis auf eine Sekunde mit Tycho de Brahe übereinstimmend. Die beiden Letzteren benutzte der, wegen seiner Verdienste um die Völkerkunde schon genannte, Geographe Strabon aus Amasea (Ἀμάσεια), in Pontos, der zu Christus Zeit lebte. Der griechische Aegyptier Claudius Ptolemaeos, meist in Alexandria lebend (2. Jahrh. n. C.), ist hochverdient um Astronomie, Geographie, Zeitrechnung (S. 540) und, wie Euklides (S. 582), um Theorie der Tonkunst; er läßt übrigens noch oder wieder die Gestirne sich um die feststehende Erde drehen, obschon bereits Aristarchos (s. vorhin) richtigere Ansichten hatte.

Die älteren Römer kannten keine wissenschaftliche Mathematik und Astronomie. P. Nigidius Figulus, Ciceros Freund, war nur Astrologe. Zu Christus Zeit schrieben Marcus Manilius über Astronomie und -logie; M. Vitruvius Pollio aus Verona über Sonnenuhren, Mechanik, besonders aber über bürgerliche Baukunst, auch über Wasserleitungen; über letztere und über Kriegskunst S. Jul. Frontinus (74 n. C.); über diese H. Vegetius Renatus (4. Jahrh.), vielleicht Christ; er lebte in Rom oder in Konstantinopel. Des Sicilianers J. Firmicus Maternus „Mathesis“ ist eigentlich nur Astrologie; er wurde Christ.

Im Mittelalter treten denn auch die Araber in diese wie in so manche andre Wissenschaft herein, in dreien Welttheilen verbreitet, und selbst auf der, von ihren wüsten Kriegern zerstörten, Bildungswelt in Alexandria wieder einiges Geistesleben aufpflanzend, noch viel reicheres aber in Spanien, im starken Gegensatze zu den Türken in Kleinasien, Konstantinopel und Griechenland. Sie übersetzten, studierten und verbesserten sogar theilweise die griechischen Mathematiker und Astronomen. Die Astronomie, die schon früher bei ihnen heimisch gewesen zu sein scheint, blieb auch nach den Kreuzzügen, wo die Mathematik nicht fortschritt, bei ihnen in Blüte, freilich in Verbindung mit der Astrologie. Bekanntlich sind viele Namen unserer Sternkarten arabischen Ursprungs.

Die Syrer, welche schon seit dem 4. Jh. v. C. mit der griechischen Literatur bekannt waren (vgl. S. 519), vermittelten sie häufig mit ihren arabischen Stammverwandten. Von diesen gieng auch auf andre Asiaten namentlich das Interesse für Astronomie über. In Persien mag ihre ältere Kenntnis zwar mit dem ganzen arischen Geistesleben von den Arabern zertrümmert worden sein (634—651). Doch trat eine Art Restauration ein seit der Statthalterschaft der Samaniden (913) und noch mehr der Gaznaviden (975 ff. Sultan Mahmud in Gazna starb 1030), selbst auch noch unter den türkischen Seldschuken (1037 ff.) fortdauernd, von welchen namentlich Malek Schah (1072 ff.) die Astronomie begünstigte, ebenso auch später die mongolischen Herrscher. In Spanien giengen die arabischen Mathematiker dem christlichen Europa voran.

In diesem war lange Zeit die Mathematik nur dürftig betrieben und mit mystischen Berechnungen verknüpft, die Astronomie fast nur auf Kirchenkalender beschränkt. Papst Gerbert-Sylvester (S. 563 ff.) soll die arabischen Ziffern eingeführt haben. Im 14—15. Jahrh. blühte die Mathematik in Italien und in Deutschland auf, zumal auf der Wiener Universität. Besonders seit dem 16. Jahrh. theilte sie sich mit Astronomie, den übrigen Naturwissenschaften und der Philosophie in den Kampf gegen die Finsternis.

Italien gieng voran; der große Maler Leonardo da Vinci aus Florenz (1452—1519) arbeitete in der angewandten Mathematik mit wissenschaftlichem Geiste. Einer der ersten Luft-messer und -wäger war der Neapolitaner Giov. Batt. della Porta (starb 1615), der Erfinder der Camera obscura und des Kaleidoskopes (speculum multividum); der eigentliche Begründer der Lehre von der Schwere und Bewegung der Luft und der Theorie des Barometers war Evang. Torricelli (1608–47). Noch vielfacher verknüpfte den mathematischen und den physikalischen Fortschritt Scip. Chiaramonti in Pisa (1633), zum Wiederruf genöthigt und zum Märtirer gemacht durch die finstren Mächte der Kirche, gleichwie sein berühmterer (o. S. 577 als Erfinder des Mikroskops genannter) Landsmann Galileo de Galilei, der Schüler des Jesuiten Ricci, aber noch mehr der Griechen, wenn auch freilich Aristoteles Gegner. Übrigens hat sich neuerdings ein Jesuit als

tüchtiger Vorsteher der päpstlichen Sternwarte bekannt gemacht, obgleich noch 1820 die Kirche den Astronomen Settele maßregelte. Der neapolitanische Arzt Giov. Alf. Borelli (starb 1679) entdeckte die Bewegung der Kometen. Zu den bekanntesten italienischen Astronomen gehört Dom. Cassini (starb 1712).

Unter den übrigen Romanen sind nur die Franzosen zu nennen, die seit dem 17. Jahrh. rasche Fortschritte in den mathematischen Wissenschaften machten. In ihnen leisteten Bedeutendes der S. 566 gerühmte Philosoph Des Cartes; Blaise Pascal aus Clermont (1623–62), dessen Verdienste um Aufklärung überhaupt wir bereits erwähnten; ebenso J. le Rond d'Alembert (s. o. S. 566); L. de la Grange (1735–1813), ein genialer Forscher. In der Algebra zeichnete sich seit Des Cartes besonders Jacques Ozanam (1640–1717) aus und ebenso in der Mechanik praktisch, wie Des Cartes theoretisch, Jacques de Vaucanson (1709–82), der Automatenbauer. Die Brüder Joseph und Stephan Montgolfier (18–19. Jahrh.) sind durch den nach ihnen benamten Luftballon bekannt. Unter den älteren Astronomen ist P. Gassendi bekannt; später zeichneten sich u. a. aus Jer. de la Lande (1732–1807); P. S. la Place, dessen Theorie über die ursprüngliche Gasform der Weltkörper große Folgerungen erzeugte.

In Deutschland wurden bereits seit dem 15. Jahrh. Mathematik und Astronomie fleißig betrieben und besser, als irgendwo sonst, durch gute Lehrbücher zugänglich gemacht. Von den Mathematikern des 15. Jahrh. nennen wir Camillus Joh. Müller (Regiomontanus) aus Königsberg in Franken (1436–76), u. a. um Trigonometrie, Mechanik, Algebra und Astronomie verdient. Auch hier tritt ein großer Maler, Albrecht Dürer aus Nürnberg (1471–1528), als Mathematiker auf, nicht bloß für die seiner Kunst nahe liegende Wissenschaft der Perspective (des Gesichtmaßes), sondern auch für Geometrie und Festungsbau als Schriftsteller in der Muttersprache. Leibnitz haben wir o. S. 569 bei den Philosophen kennen gelernt. Hierher gehört auch zugleich Ehrenfried Walther v. Tschirnhausen (1651–1708), am meisten berühmt durch seine Brennspiegel. Ein klassischer Forscher und Methodiker war der deutsche Schweizer Leonh. Euler aus Riechel bei

Basel (1707–83), Professor in Petersburg und in Berlin, „Lehrer für ganz Europa“ (Wachler).

In der Astronomie gieng den Deutschen wie den Italienern voran der Pole (deutscher Abkunft?) Nic. Copernicus aus Thorn (1473 bis 1543), Canonicus zu Frauburg, der durch die Klassiker, sowie durch den Polen Albert Brudzewski in Krakau, den Italiener Domenico Maria von Ferrara in Bologna und die Schriften des vorhin erwähnten Regiomontanus gebildet war. Wir finden seine Vorgänger bereits bei den Griechen; er stellte bekanntlich die Rotationslehre der Planeten fest. Seine eifrigsten Jünger waren Deutsche, namentlich Gg. Joach. Rhaeticus in Wittenberg (starb 1576) und Erasmus Reinhold (starb 1553). Besonderer Förderer der Astronomie war Landgraf Wilhelm IV. von Hessen (1532–92). Eine Reihe glänzender Namen folgen, wie u. a. der Schwabe Jh. Kepler aus Weil (1571–1630), dessen schwergeprüftes Leben neuestens dem deutschen Volke ins Gedächtnis gerufen wurde; Joh. Hevel aus Danzig (1611 bis 1687); J. E. Bode aus Hamburg (1747–1826); J. H. Schröter aus Erfurt (1745–1816); Fz. v. Zach aus Presburg (1754 bis 1832), Mathematiker und Astronome, wie H. W. Brandes aus Groden bei Hamburg (1777–1834); W. Olbers aus Arbergen (1758 bis 1840); W. Herschel aus Hannover (1740–1822), der in England wirkte — der Neueren zu geschweigen.

Die Engländer wetteiferten seit dem 17. Jahrh. in der wissenschaftlichen Mathematik mit den Deutschen und den Franzosen. Es genüge zu nennen den Mathematiker John Napier of Merchiston aus Edinburgh (1550–1617); Js. Newton aus Woolstrope in Warwickshire (eine Variante s. S. 568); die Astronomen Edm. Halley (starb 1742), allbekannt durch seinen Kometenpathen, und James Bradley (starb 1762). Die Niederländer machten sich besonders verdient um Geometrie, Mechanik und Optik (S. 577). Die Skandinavier besitzen den Astronomen Tycho de Brahe aus Knudstrup bei Lund in Schonen (1546–1606), einen Mann von großen Verdiensten, Schwächen und wissenschaftlichen Paradoxien.

Erdbeschreibung.

Die Geographie auf griechisch, Erdbeschreibung auf deutsch, ist mit mehreren andern Wissenschaften nahe verbunden: mit der Sternkunde, die als Weltenkunde sie sogar mitumfaßt, und, wie diese, mit der Mathematik und mit den Naturwissenschaften; sodann mit der Geschichte und insbesondere mit der Völkerkunde in unserem Sinne. Die Beziehung des Menschen und der übrigen Wesen auf Erden zu den verschiedenartigen Örtlichkeiten ihres Wohnplatzes wurde zwar schon früh in vielen Einzelheiten erkannt, in ihrem großen Zusammenhange aber erst in neuerer Zeit. Die Anschauung der Erde selbst als eines gegliederten Körpers, dessen Natur die seiner Bewohner bedingt, welche jedoch, bis zu den mikroskopischen Größen herab, wiederum zu seiner Gestaltung mitwirken: diese Anschauung reifte erst mit dem großen Fortschritte der Naturforschung in ihrer ganzen Ausdehnung, sowie der physischen und psychischen Bildungsgeschichte der Völker. Unter ihren Gründern nimmt unser deutscher Karl Ritter aus Quedlinburg (1779 – 1859) die erste Stelle in Anspruch; sein organisierender Geist zeigt sich auch in seinen kulturgeschichtlichen Forschungen, wenn auch hier noch manche ansprechende Verknüpfung der Erscheinungen in der Folge sich als allzukühn erwiesen hat.

Im Alterthum war, trotz der großen Ausdehnung der asiatischen Weltmonarchien und selbst noch der römischen, die Kenntnis der einzelnen Völker von den Ländern und Völkern außer ihnen weit beschränkter, als dieß heutzutage der Fall ist. Den Indern und den Aegyptiern war die See nicht die Länderbrücke, sondern verschloß ihnen eher die jenseits liegenden Erdgebiete; die Scheu vor dem Meere steigerte sich mitunter bis zu religiösem Banne. Die Völker vergaßen früh die festländischen Kreuzzüge, auf welchen sie in neue Wohnplätze gelangt waren, vielmehr noch die weit über Meer gezogenen und verschlagenen, wie heutzutage die wunderbar zerstreuten Malayo-Polynesier der Südsee, wenn auch z. B. bei den Maoris auf Neuseeland noch traumhafte Erinnerungen und einzelne Namen aus einer weit entlegenen Heimat sich erhalten haben. Die ersten seefahrenden Völker: Phoeniken, Kleinasiaten, Griechen waren die ersten Geographen.

Die Juden waren zwar kein seefahrendes Volk, und ihr später sprüchwörtlich gewordener Handelsgeist ließ einst ihren phoenikischen Stammverwandten ihre überseeischen Entdeckungen und Errungenschaften, sowie den damit zusammenhangenden Kunstfleiß unbestritten. Gleichwohl umschließen ihre erhaltenen uralten Schriften, namentlich der Pentateuch, bedeutende Urkunden für Länder- und Völker-kunde, deren oft schwierige Sichtung in neuerer Zeit namentlich der jüngst verstorbene Prof. Knobel zu Gießen versucht hat. Eben auch Ritters große Erdkunde hat die älteste Ortsgeschichte der Juden und ihrer semitischen Verwandten, mit welchen sie so oft in Feindschaft standen, vielfach zu Rathe gezogen und durch neuere Nachrichten und Untersuchungen oft ihre Glaubwürdigkeit bestätigt.

Mögliche Geographien der Phoeniken sind uns mit ihrer sämmtlichen Literatur verloren gegangen. Erst um 500 v. C. tritt einer ihrer Abkömmlinge, der Karthagerfeldherr Hanno mit einer Seereisebeschreibung auf, von welcher uns nur Bruchstücke einer griechischen Übersetzung erhalten sind (S. 506).

Zu gleicher Zeit ungefähr schrieb Skylax aus Stadt und Insel Karýanda an der karischen Küste, vielleicht selbst ein Genosse des seefahrenden Karervolkes, in griechischer Sprache einen Periplus (Seereisebeschreibung). Lange vor ihm machten die griechischen Argonauten ihre mythische Fahrt, deren Beschreibungen wir bei der Dichtung erwähnten. Dann kommen die Trojafahrer; Homeros kann uns in ähnlichem Sinne, wie Moses, als alte Quelle für Länder- und Völker-kunde gelten. Bestimmter dürfen wir den vielgereisten Herodotos, den Vater der Geschichte, auch den der Geographie nennen, so manches phantastische Völkerwunder er auch beschreibt (S. 521).

Erst durch Alexandros d. G. und seine Epigonen, besonders die Ptolemaeer, erweitert sich der geographische Gesichtskreiß der Griechen über die alten mittelmeerischen Grenzen hinaus, und von dem früher seescheuen Aegypten aus werden Seefahrer nach Osten gesandt. Bereits Alexanders Admiral Néarchos aus Amphipolis in Makedonien machte eine Küstenfahrt von der Indosmündung durch das indische Meer bis zum Euphrat. Ptolemaeos II. Admiral Timosthénes (um 280 v. C.) schiffte gen Indien und Taprobana (Ceilon). Aus

verschiedenen Theilen der griechischen Welt stammen die Periegeten (Fremdenführer, Länderbeschreiber) der folgenden Zeit, wie Agatharchidas oder Agátharchos aus Knidos (150 v. C.), der das rothe Meer und seine Küsten beschrieb; Artemídoros aus Ephesos (100); Skymnos aus Chios, der in Versen schrieb, wie auch Dionysios aus Charax am persischen Meerbusen, welchen Kaiser Augustus in den Osten schickte; der christliche Bischof Eustathios, obwohl in später Zeit (1170 n. C.), schrieb eine wichtige Erläuterung seiner Reisebeschreibung.

Die wissenschaftliche Geographie begründete der berühmte Polyhistor Eratosthenes aus Kyrene, den wir bereits S. 583 bei der Astronomie nannten, wie auch Hipparchos, der ihn prüfte. Beide, sowie Posidonios aus Rhodos, benutzte der verdienstvolle, schon öfters (wie o. S. 584) von uns erwähnte Strabon. Ebendaselbst bei der Astronomie und S. 540 nannten wir bereits den aegyptischen Griechen Claudius Ptolemaeos (2. Jahrh. n. C.), der u. a. die verlorenen geographischen Schriften des Tyriers Marinos benutzte. Karten zu seinem Werke werden Agathodaemon aus Alexandria (um 420 n. C.) zugeschrieben. Um diese Zeit schrieb auch Markianós aus Heraklea (Ἡράκλεια) am Pontos seinen Auszug aus dem vorhin genannten Artemidoros. Bereits im 2. Jahrh. v. C. schrieb in Rom Pausanías, ein Grieche oder Eingeborener aus Kleinasien (Kappadoke oder Lyder), seine für den Alterthumsforscher unschätzbare Beschreibung Griechenlands (τῆς Ἑλλάδος περιήγησις), ein Zeugnis für den Reichthum an alten Denkmalen, welchen damals Hellas noch besaß. Gegen 500 n. C. schrieb Stephanos aus Byzantion-Konstantinopolis ein grammatisch-geographisches und ethnologisches Wörterbuch, von welchem wir leider nur ein Bruchstück des 10. Buches und einen Auszug besitzen, welchen unter Justinianus der Grammatiker Hermolaos machte. Ein alexandrinischer Kaufmann, Kosmás der Indienfahrer (Ἰνδικοπλεύστης), suchte das ptolemäische System zu christianisieren. Im Mittelalter wurden viele einzelne Länderbeschreibungen verfaßt, die bei weitem noch nicht genug bekannt und benutzt sind, namentlich für die Kunde des Byzantinerreichs. Unter den modernen Griechen angesehen ist eine alte und neue Erdkunde des Atheners Meletios (Venedig 1728), welche Anthimos Gazis zu Wien 1807 verbessert herausgab.

Unter den Römern finden wir weit wenigere Geographen, als die ungeheure Ausdehnung des Kaiserreiches erwarten läßt. Der umfassendste ist der mehrfach o. erwähnte Naturgeschichtschreiber Plinius. Der Hispanier Pomponius Mela (1. Jahrh. n. C.) benutzte vorzüglich griechische Vorgänger. Für die Kunde besonders Europas wichtig sind spätere Wegweiser oder Itinerarien, auch die o. erwähnte Notitia dignitatum (426 n. C.), und um 900 Guido von Ravenna.

An die Alexandriner, zunächst an Ptolemaeos, lehnte sich auch die Geographie des semitischen Ostens. Die meiste Selbstthätigkeit entwickelten die Araber. Die Provinzen des Abbassidenreiches wurden statistisch verzeichnet. Namhafte arabische Geographen sind Edrisi (Scherif al Edrisi oder Abu Abdalla Muhammed) aus Ceuta (geb. 1099), der namentlich in Sicilien arbeitete; der schon genannte gelehrte Fürst Abulfeda aus Damaskos (13. Jahrh.); Jc. Leo Africanus, eig. El Hassan Ebn Mohammed el Wasan aus Cordova (nach Andern aus Granada; starb 1526), dessen arabische Urschriften über Afrika u. s. w. noch nicht wieder aufgefunden wurden.

Seit dem 13. Jahrh. bewirkt der wachsende Völkerverkehr mit Einschluß der Kreuzzüge, einen Aufschwung der geographischen Studien, voran in Italien, allmählig in ganz Europa. Marco Polo aus Venedig (1269 ff.), der an des Tatarenchans Kublai Hofe war, beschrieb Ostasien und einen Theil Ostafrikas; der Engländer J. de Mandeville (starb 1371) bereiste Asien; Jos. Schiltberger aus München (1427) die Mongolei und Persien; Hans Tucher aus Nürnberg (1479) und Bernhard v. Breydenbach, vermuthlich aus Mainz, das h. Land. Der Jude Benjamin ben Jona aus Tudela in Navarra (starb 1173) suchte seine Glaubensgenossen in der weiten Welt auf; als sein Nacheiferer tritt Benjamin aus Foltitscheni in der Moldau auf, der noch kürzlich in Frankfurt a. M. verweilte.

Großes Verdienst um die Erweiterung des Gesichtskreißes erwarben die Portugiesen durch ihre Seereisen, welche die Entdeckung einer neuen Welt durch den edlen Genuesen Cristoforo Colombo (Cristoval Colon; 1446–1506) vorbereiteten. Wir mögen dem immer rascheren Wachsthume der Länder- und Völker-kenntnis bis auf Ritter und die neueste Zeit mit ihren kunstreichen Kartenwerken nicht weiter folgen.

Deutschland überragt auch hier alle andern Länder, während in Frankreich und selbst in England noch oft in Lehrbüchern, Staatsschriften u. s. w. die lächerlichsten Irrthümer, namentlich bei naheliegenden Gegenständen, vorkommen, in der Art, wie die Kunde von den Haidschnucken, einem peuple sauvage in der Lüneburger Haide.

Die Geographie der alten, insbesonders der griechisch-römischen Welt verwebt sich mit der Philologie. Ihre bedeutendsten deutschen Bearbeiter, Mannert und Ukert, erwähnten wir bereits o. S. 537 bei der Geschichte. Ein umfassendes Lehrbuch derselben schrieb seitdem Forbiger; ein alphabetisches Wörterbuch Fr. H. Th. Bischof und J. H. Möller. Unter den geo- und ethno-graphischen Darstellungen der verschiedenen Zeiträume zeichnen sich v. Pruners Karten aus.

Philologie und die mit ihr in Wechselwirkung stehenden **Bildungszustände** überhaupt.

Wir kommen jetzt noch an eine Wissenschaft, die sich in mehrere Zweige theilt, deren einer — wie wir S. 509 ff. besprachen — als Sprachwissenschaft in engerem Sinne die Sprachen an sich als Gliederungen zum Gegenstande hat; ein anderer, der mit ersterer öfters den Namen der Linguistik theilt, die Sprachen mehr nur als Mittel zum Verständnis und zur eigenen Thätigkeit in Rede und Schriftenthum auffaßt und mehr und minder wissenschaftlich darstellt und lehrt; ein dritter, die Philologie in engerem Sinne, der zwar sich auf Griechen und Römer, und etwa noch auf die alten Israeliten (der Bibel wegen) beschränkt, nicht aber deren Sprachen allein, sondern auch ihr gesammtes Alterthum: Volksgeist, Geschichte, literarische, künstlerische, politische, religiöse, sociale Bildung zum Gegenstande hat, wie dieß bei den von Fr. Bopp und J. Grimm ausgegangenen indologischen und germanistischen Schulen auch in Bezug auf andere Völker geschicht.

Die klassische Philologie, die Kunde der klassischen, d. h. griechischen und lateinischen Sprache und Literatur, hat von jeher durch den Inhalt dieser Literatur und jener daraus hervorgehenden gesammten Volkskunde einen ganz besonderen Einfluß auf die gesammte Bildung der Völker und namentlich auf das Unterrichtswesen geübt,

am meisten an Orten und in Zeiten, die physisch und geistig verödet und verwildert, durch politischen und kirchlichen Druck verdumpft, oder auch durch eitle Scheinbildung und leichtfertige Sitte entsittlicht waren. In dieser Beziehung werden die klassischen Studien oft Humaniora genannt und ihr bewuster, systematischer Gegensatz gegen die Niederdrückung der edelsten Menschenkräfte Humanismus. Wir werden deßwegen mit unserem geschichtlichen Umrisse der Philologie im weitesten Sinne, als des Sprachstudiums überhaupt, auch noch eine Nachlese chronologischer und ethnologischer Bemerkungen über den Gang der Bildung überhaupt verflechten, für welche wir wiederum namentlich Wachler zu unsern Führern rechnen.

Die Geschichte der Philologie, wie die des gesammten Schriftenthums, beginnt im Grunde mit der Erfindung oder der Annahme der Schrift. Wir wiederholen hier nur, daß die sämmtlichen Kulturvölker Europas und vermuthlich auch des arischen Ostens ihre Schrift mittelbar oder unmittelbar von semitischen Völkern empfiengen, die Abendländer durch die Griechen von den Phoeniken (S. 511).

Es ist merkwürdig, daß die Bildungssage der Griechen überhaupt bescheidener Weise ihre Anfänge Ausländern zuschreibt, wie den Semiten (Phoeniken) Kadmos in Theben, Danaós in Argos, dessen Bruder Aégyptos, deren Vater Belos ist; dem Aegyptier Kekrops in Athen; dem Phrygen Pelops in Elis und in der nach ihm benamten Pelopónnesos; Orpheus und den übrigen thrakischen Bildnern die Anfänge der Dichtung, Tonkunst und Mysterienreligion.

Gleichwohl mögen die Griechen schon bedeutende eigene Bildungsanfänge aus Kleinasien mit herüber nach Griechenland gebracht haben. Die auf europäischem gewonnenen neuen Errungenschaften blieben im Austausche mit diesem nächsten Mutterlande, wo besonders die ionischen Urstätten und später neu gegründete Pflanzstädte die vielseitigste Bildung gewannen. Ein dritter Herd griechischer Bildung entstand schon früh (seit dem 8. Jahrh. v. C.) in den blühenden Kolonien des großgriechischen Unteritaliens und Siciliens, die in stetem Wechselverkehr mit Griechenland standen.

Dort hören wir auch schon früh von Bildungsanstalten und sogar von wissenschaftlichen, durch Pythagoras (o. S. 554) gegründeten

Schulen. In Athen stiftete Solon (o. S. 541) Bürgerschulen, der Sicilier Gorgias aus Leontini (424) Sophisten- oder Philosophenschulen.

In China läßt das Alter der Büchersammlungen auf das des Unterrichts schließen. In Aegypten und in dem semitischen Osten sind die Priester die ersten Gelehrten und Lehrer; die Bibel erzählt von Prophetenschulen der Juden. Über der Abstammung der Chaldaeer in Babylon schwebt noch ein Dunkel.

Erst in der vierten großen griechischen Bildungsstätte Alexandria erwuchs zur Fachwissenschaft die, von Platon und Aristoteles begründete, philologische Alterthumskunde, Grammatik und Schriftauslegung, mit reichen Büchersammlungen und Museen. Gelehrte Sammler traten an die Stelle der Schöpfer; doch ist die Kritik, neben Träumerei und Pedanterie, nicht gering zu schätzen. Am meisten gewannen die philologischen und die mathematischen Wissenschaften. Wir haben bereits die Mitwirkung der Griechen und der hellenisierten Völker des ganzen Ostens und Westens zur Blüte der alexandrinischen Gelehrsamkeit kennen gelernt. Sie kanonisierte die alten Meister der Wissenschaften und der Dichtung, indem sie ihre Namen und Schriften in sogenannte Kanones verzeichnete. Dieß thaten namentlich die Byzantiner Aristophanes und Aristarchos.

Die ebenfalls von Alexanders d. G. Nachfolgern beherrschten Syrer waren, wie wir bereits gelegentlich (o. S. 519 ff.) erwähnten, in Dichtung und Wissenschaft thätig, doch gerade nicht in Philologie. Ihre höchste Bildungsblüte setzt Wachler in Kaiser Hadrianus Zeit.

In Kleinasien blühte eine kurze Weile in dieser späteren Zeit die Wissenschaft durch die attalischen Könige zu Pergamos in Mysien, wo sie eine große Bücherei gegründet hatten. Von dort aus kam der Gesandte Krates (Mallotes) aus Mallós in Kilikien nach Rom und hielt dort die ersten Vorlesungen (165 v. C.).

Die griechischen Einflüsse auf die Bildung der Römer haben wir aller Orten erwähnt. Die ersten mochten von Großgriechenland ausgehn, nach der Umwandlung der ersten, großentheils sagenhaften Monarchie in einen aristokratischen Freistaat und während der folgenden Reibungen zwischen Patriciern und Plebejern.

Die Eroberungen brachten dem rohen Kriegervolke allmählich als Kriegsbeute auch Bücher und Kunstwerke, Gelehrte, Dichter und Künstler aus den griechischen Gebieten; Beispiele gaben wir oben und geben wir unten bei der Kunstgeschichte. Wir verzeichnen hier die Chronik der bedeutendsten Eroberungen, welche mit und nach der Bildung auch Entsittlichung jeder Art erzeugten und endlich den Koloss zum Untergange reifen ließen. Die Jahrzahlen sind die der römischen Zeitrechnung (u. c., seit Roms Gründung 753 v. C.). Besiegt durch die Gallier 364, bewältigt Rom die Latiner 416, Etrurien 471, Tarentum 482, ganz Unteritalien 488, Oberitalien 532, Sicilien 542–4, Aetolien und Syrien 564, Makedonien 580, Korinthos und Karthago 608. Im Jahre 526 werden die Römer zu den isthmischen Spielen zugelassen.

Die erste Ausbildung des Dramas durch Livius Andronikos wurde S. 443 gemeldet; S. 522 bei der Geschichtschreibung die achaiischen Geiseln und Polybios. Im 6. Jahrh. u. c. nimmt die Zahl griechischer Vorleser und gelehrter Sklaven immer mehr zu, namentlich der Philosophen und der Rhetoren, deren Schulen 593 und 622 vergeblich verboten wurden. Anderseits schöpften Römer aus den Quellen griechischer Bildung in ihrem Mutterlande, namentlich in Athen und Rhodos. Leider verfällt die Sitte, während die römische Literatur ihr goldenes Zeitalter feiert. Es entstehn Büchereien, gelehrte Gesellschaften, und die Vorlesungen mehren sich. Luc. Plotius Gallus unterrichtet 622 u. c. in lateinischer Sprache. Seit Vespasianus, welcher besoldete Lehrer der Redekunst anstellte, sorgen die Kaiser für höhere Unterrichtsanstalten, leider aber nicht für Volksschulen. Seit Severus Alexander (gest. 235 n. C.) sehen wir meist rohe Soldatenkaiser, schwelgerische Aristokratie, geistige Zersplitterung und Frivolität.

Im ganzen ist, trotz der Anhäufung aller materiellen und geistigen Schätze in Rom, die Bildung während des Kaiserreichs verbreiteter in den Provinzen: in Griechenland, Kleinasien, Syrien, Aegypten und in den afrikanischen Städten. Im Westen blühten neben Italien längst Hispanien und demnächst Gallien, mit fast ausschließlich lateinischem Schriftenthum.

Für die grammatische und lexikalische Bearbeitung der griechischen Sprache nennen wir aus Mehreren, zu welchen auch manche

Rhetoriker zu zählen sind, die Folgenden. Der Geschichtschreiber Dionysios von Halikarnassos (S. 522) schrieb auch über Wortfolge und Rhetorik. Grammatiker waren Apollonios „der Schwierige" (Dyskolos) aus Alexandria unter Hadrianus und Antoninus Pius, und sein Sohn Aelios Herodianos. Julios Polydeukes (Julius Pollux) aus Naukratis in Aegypten oder aus Parion in Mysien (er heißt Παριανός bei Athenaeos XI 784), Rhetor zu Athen, schrieb im 2. Jahrh. ein „Onomastikon" voll „antiquarischer" Bemerkungen. Die griechischen Mundarten, namentlich die attische, durchforschten Phrýnichos aus Bithynien (180 n. C.) und sein Zeitgenosse Aelios Moeris (Μοῖρις). Ôríôn aus Theben in Aegypten schrieb in Kaisareia ein etymologisches Wörterbuch; die Alexandriner des 4. Jahrh. Ammonios ein synonymisches und Hesychios ein aus vielen Glossographen gesammeltes, dessen Verderbnis um so mehr zu beklagen ist, weil es reichliche Beiträge zur ethnologischen Sprachenkunde enthält. Ferner schrieben über die griechischen Mundarten im 7. Jahrh., neben andern philologischen und philosophischen Werken, der Alexandriner Jo. Philóponos, und im 12. Jahrh. der korinthische Priester Gregorios oder Georgios. Aus dem 9. Jahrh. stammen: das „Myrióbiblon", ein literarisch-kritisches Sammelwerk des Patriarchen Photios zu Konstantinopel, das Wörterbuch von Suidas, und das sogenannte große Etymologikon. Die Etymologik dieser Zeiträume ist nicht schlechter, als die vieler folgenden; ihre wissenschaftliche Begründung gehört erst der neuesten Zeit an. Im 11. Jahrh. tritt sogar eine griechische Kaiserin, Eudokía, Konstantinos Dukas Gemahlin, als philologische Sammlerin in einem „Veilchengarten" auf. Überhaupt blieb, wie wir schon erwähnten und sich unten weiter zeigen wird, bei den Byzantinern philologische Thätigkeit nach alexandrinischer Weise in Blüte.

Die römische Sprachforschung beginnt bereits mit M. Ter. Varro (o. S. 580), der erst für Pompejus ins Feld zog, dann aber Caesars Bibliothekar, von Antonius verbannt, von Augustus zurückberufen wurde. Unter den späteren lateinischen Philologen des Kaiserreichs ist Nonius Marcellus aus Tibur durch die Aufbewahrung alter Schrifttentrümmer wichtig. Ein größeres Werk von M. Verrius Flaccus ist uns leider nur durch seine Epitomatoren Pomp. Festus und Paulus

Diaconus bekannt. Aus verschiedenen Theilen des römischen Reiches stammen folgende Philologen. M. Corn. Fronto aus Cirta in Numidien (2. Jahrh. n. C.). Ebenfalls Afrikaner war Marcianus Mineus Felix Capella, uns durch eine sehr alte hochdeutsche Übersetzung merkwürdig. Aus Bêrytós in Syrien war M. Val. Probus; aus Kaisareia oder aus Rom der bekannte Priscianus, lateinischer Sprachlehrer zu Konstantinopel. Zu Rom lebte der früher nicht minder angesehene Sprachlehrer des 4. Jahrh. Aelius Donatus.

Seit dem 6. Jahrh. nahm der Verfall der klassischen Studien zu. Zu Theodorichs Zeit wurden sie noch von einzelnen bedeutenden Männern gepflegt, wie von dem hochgebildeten Philosophen u. s. w. Anicius Manlius Torquatus Severinus Boëthius aus Rom oder Mailand, der in Athen studiert hatte, von Theodorich erst hoch erhoben, aber endlich 524 wegen falschen Verdachtes zum Tode verurtheilt wurde. Sodann von dem Apulier M. Aurel. Cassiodorus (geb. 480), einem mehr vielseitig als gründlich gebildeten Manne, der aber durch sein Ansehen unter der ostgotischen Herrschaft viel Gutes wirkte.

An die alexandrinische Bildung knüpft sich auch die jüdische, und an beide die christliche des Kaiserreiches. Die Juden („Hellenisten") mischen den Platonismus mit biblischem Mysticismus. Wie später die Araber, gesellen sie zu ihren Gotteshäusern Büchereien und Schulen, deren bedeutendste in der ganzen Diaspora während des Kaiserreichs vorkommen, z. B. in Jerusalem, Alexandria, Tiberias, Jafna, Lydda, Sepphoris, am Euphrat in Sora, Nechadra, Babylon. In der Makkabäerzeit gewinnen die schriftgelehrten Rabbinen immer mehr Ansehen. Die 70 Dolmetscher in Aegypten übersetzen die Bibel, und die, jetzt durch den kanonischen Bann der englischen Bibelgesellschaft schmählich geächteten, Apokryphen entstehn: das „treue und gehaltvolle" 1. Buch der Makkabäer, das „freisinnig kühne" Buch der Weisheit (Wachler); der aegyptische Jude Jesus Sirach (um 140 n. C.) übersetzt seines Großvaters köstliches Buch aus dem Hebräischen ins Griechische.

Bei den Christen folgen den ungelehrten apostolischen Vätern der beiden ersten Jahrhunderte gebildete, indem das Christenthum überhaupt

in den gebildeteren Volksklassen sich ausbreitet. In Alexandria gründeten sie eine katechetische Schule. Über die Kirchenschriftsteller verweisen wir auf das besonders bei der Redekunst und bei der Theologie Gesagte. Die Exegetiker unter ihnen bedurften der Philologie zur Hülfe.

Im Mittelalter, frühestens von 400 v. C. bis ins 15. Jahrh. gerechnet, wirken zwei, unter sich oft uneinige, Mächte schädlich auf Literatur und gesammte Bildung: die rohe und kriegerische weltliche, und die halbgebildete geistliche Macht. Das wissenschaftliche Heil kam von der Philologie, dem Studium der alten Klassiker, das von früher her am dauerndsten im byzantinischen Reiche, demnächst in Italien fortwirkte, und darnach seit dem 10. Jahrh. und besonders seit den Kreuzzügen auch im übrigen Europa rege und von der Geistlichkeit selbst gepflegt wurde, soweit es die Kirche und die klösterlichen Unterrichtsanstalten erforderten und anderseits gestatteten.

Die Theile des zerfallenen Römerreichs sind anfangs noch schlaff mit einander verbunden, manchmal auch unter einzelnen Oberherrn, ohne jedoch zum Ersatze ihre ältere nationale Selbständigkeit wieder zu gewinnen, da sie im Westen romanisiert, im Osten hellenisiert waren. Im Abendland, namentlich in Italien, zernichten die germanischen Eroberer einen großen Theil der Bildung und ihrer Schätze an Büchern, Kunstwerken und Lehranstalten. An der übrig bleibenden Bildung nehmen sie selbst allmählich Theil, aber auch an der bereits vorgefundenen und durch sie selbst mitbewirkten Erschlaffung und Entsittlichung der Besiegten. Im 6. Jahrh. wird es in Italien unter der Herrschaft der Ostgoten wieder etwas besser, schlimmer aber aufs neue durch die Eroberungen der Griechen und der roheren Longobarden. In Hispanien drückte die hierarchische Regierung der Westgoten im 6–7. Jahrh. den Unterricht. Im 7. Jahrh. regt jedoch Isidorus aus Neukarthago (Cartagena), Bischof von Hispalis, das Studium der Klassiker wieder an, das bis zum 9. Jahrh. wächst, während seit dem 8. Jahrh. die arabischen Eroberer ein neues und eigenthümlich gemischtes Bildungsleben entfalten (S. 575). Sie selbst nehmen einigen Antheil an den seit dem 9–10. Jahrh. wieder auf blühenden classicistischen Studien; ihre Schulen wirken auf das Abendland vielfach ein, namentlich auf Frankreich.

Dort hatten sich, besonders im Süden, wo die Westgoten eine geordnete Regierung führten, die klassischen Studien bis ins 6. Jahrh. erhalten. Die Geistlichen verkehrten auch mit Konstantinopel, verwilderten und verweltlichten aber später sammt der allgemeinen Bildung. Für ihren Neubau that der Franke Karl d. G. (8–9. Jahrh.) Viel, auch durch Berufung von Ausländern, wie u. a. (vgl. o. S. 562. 597.) Paulus des Diakonen aus Forli und des Angelsachsen Alcuin, der, mit ihm einverstanden, namentlich das Schulwesen, auch für Laien, förderte. Seit den Kapetingern (10–11. Jahrh.) beschäftigten sich die Mönchsorden mit der Literatur: Benediktiner, Kartheuser, Cistercienser, auch einige griechische Mönche in Frankreich. Es entstanden Schulen der Philosophie, Rechtswissenschaft und Heilkunde, dabei Büchersammlungen, in welchen auch die oft verpönten Klassiker Raum fanden.

Die Achtung der letzteren nimmt überall besonders seit dem 10. Jahrh. wieder zu, und zeigt ihren Einfluß auf das Selbstdenken der gefangenen Geister und auf das Unterrichtswesen. Zugleich begannen Regungen der Landessprachen gegen die Alleinherrschaft der meist verderbten lateinischen (mönchs-, mittel-lateinischen) in der Literatur. Gregor VII. verbot aber den Gebrauch der ersteren namentlich den Hispaniern und den Slawen, und Innocenz IV. den Provenzalen, weniger weil die Dichter, als weil die Ketzer provenzalisch redeten. Die Priesterherrschaft wollte eben das Volk in zwiefachem Sinne mundtodt erhalten! Wachler sagt von der Geistlichkeit dieser Zeit: daß sie zwar mit Literatur sich beschäftigte, aber sich den Mächtigen anschloß und das Volk versäumte, und seit dem 9. Jahrh. zum kirchlichen Herrenstande wurde, der wiederum durch Abhängigkeit vom römischen Papstthum sich vom Staate schied, und seit 1078 durch Ehelosigkeit auch vom gesellschaftlichen Leben. Ruhigere und minder von weltlich-geistlicher Herrschsucht besessene Mönche des 11. Jahrh., namentlich Kartheuser und Cistercienser, verwendeten ihre Muße auf Abschriften der Klassiker.

In Deutschland trug die Literatur lange Zeit nur kirchlichen Charakter. Seit Karl d. G. entstanden Klosterschulen u. a. in Fulda, Corvey, Hirzauge (Hirschau), Reichenau, St. Gallen, die zwar Klassiker

in ihren Büchereien hatten, diese aber als unnöthige Heidenfabeleien („gentilium fabulae non necessariae“) achteten oder vielmehr verachteten. In St. Gallen, wo dieser dumme Ausspruch gethan wurde, beschäftigte man sich gleichwohl mit ihnen und brachte dabei die edle deutsche Sprache zu Ehren. Seit den sächsischen Königen (919) kam mehr Einheit und Ordnung in das deutsche Wesen; die drei Ottos (936–1003) standen in fruchtbarer Verbindung mit Italien und Griechenland. Friedrich II. ist der gebildeteste Kaiser und steht in freiem Geistesblicke über seinen meisten Zeitgenossen.

In Großbritannien war die römische Bildung mehr nur im nachmaligen England eingedrungen. Selbst die bedeutende ältere lateinische Mischung, neben späterer, in der kymrischen Sprache von Wales zeugt dafür und läßt eine noch stärkere in den mehr von den Römern besetzten und besiedelten Theilen des Landes vermuthen. Der frühe Eintritt des Christenthums bei den Britonen (S. 548) mochte auch zur Erhaltung lateinischer Sprachkenntnis bei ihnen beitragen. Dem späteren christlichen Latein scheint gröstentheils die nicht unbedeutende Mischung in der keltisch-gaidelischen Sprache beider Schottlande (Irland und Schottland) anzugehören. Die alten Römer hatten dort wenig Fuß gefaßt; auch verhältnismäßig spät die Angelsachsen, welche im 5. Jahrh. die römische Bildung in England verwüsteten. Vor ihnen bereits hatten skandische Germanen dauerndere Stellung unter den Gaidelen eingenommen, sich aber früh keltisiert, wie dieß auch bis ins späteste Mittelalter mit den englischen Einwanderern unter ihnen geschah. Jetzt freilich verdrängt die englische Sprache immer rascher die älteren Volkssprachen.

Aus dem bereits im 5. Jahrh. bekehrten Irland giengen die gebildeten schottischen Mönche aus und stifteten eben auch in Deutschland die Schottenklöster; ein solches erhielt sich in dem Namen der kleinen Stadt Schotten in Hessen (vgl. u. a. oben S. 269 ff. 528.). Skotische Klosterschulen blühten u. a. zu Armagh in Irland und später auf der schottischen Insel Jona (I-Colm-cill). Gebildete Mönche hausten auch in zwei Klöstern in Flintshire und auf der bretagnischen Küste, die den kymrischen, Heckenruthe oder Gehege bedeutenden, Namen „Bangor“ tragen.

Die Angelsachsen entwickelten nach ihrer Bekehrung zum Christenthum ihre ungemeine Volkskraft auch im Bildungswesen und in Schulen, die indessen meist mönchisch gegliedert waren, obwohl der große König Alfred auch Volksschulen gründete. Die Klosterbibliotheken besaßen auch Klassiker. Theodoros von Tarsos (7. Jahrh.), der von Rom nach England gesandt und dort Erzbischof von Canterbury (Cantuario, Durovernum) wurde, förderte die literarische Bildung. Berühmt wurden die von uns schon genannten Namen der angelsächsischen Geistlichen Winfrid, Alcuin, Beda. In angelsächsischer Sprache schrieb Cädmon seine biblischen Gedichte; angelsächsische Gedichte neben lateinischen vielleicht der Benedictiner Aldhelm (um 700). Cynevulfs, erst neuerdings durch Dietrich bekannt gewordene, biblische Gedichte zeigen schon den Übergang in den mittelenglischen Sprachzeitraum. Beovulf erwähnten wir schon S. 390; überhaupt schrieben die Angelsachsen schon früh und fleißig in ihrer Muttersprache. Hemmend wirkten die Einfälle der Dänen im 9. Jahrh., denen Alfred ein Ziel setzte, und der Druck der normännischen Eroberer seit 1066 auf das gesammte Volksleben.

Seit dem 12. Jahrh. wurde im Abendlande scholastische Philosophie und römisches Recht herrschend. Der Klerus verlor den Alleinbesitz der Literatur mit der Entstehung gemischter Hochschulen und der zunehmenden Bildung des Bürgerstandes. Die Reibungen zwischen Staat und Kirche nehmen zu; dazu werden, wie Wachler sagt, „die Ketzereien zahlreicher und gediegener." Am schnellsten reift die Bildung im 15. Jahrh., wozu die u. a. oben S. 509 erwähnten Flüchtlinge aus dem geopferten Konstantinopel in dem mitschuldigen Abendlande Viel beitragen. Die Klassiker begeistern die Platoniker gegen die Scholastiker. Freie und fromme Männer kämpfen gegen Aberglauben und kirchlichen Übermuth. Die Landessprachen werden gepflegt. Der Buchdruck wird erfunden und die Morgenröthe der Reformation geht auf.

Das, Griechenland umschließende, Reich der Oströmer oder Byzantiner überdauerte viele äußere und innere Stürme. Theologische Streitigkeiten zerrütteten den Staat und das bürgerliche Leben; die weltliche, militärische und geistliche Aristokratie war verderbt, das Volk versank in Unwissenheit und Elend. Dennoch schöpften immer

noch Viele, besonders in den größeren Städten, aus den Quellen des alten Wissens, und Schulen nebst Büchersammlungen erhielten sich als Reste (vgl. S. 509). So in dem Hauptsitze der neueren Wissenschaft, Alexandria, bis 636; in Antiochia fast ebensolange; die schon erwähnten Rechtsschulen in Konstantinopel und, bis zum 7. Jahrh., in Berytos; syrisch-nestorianische Schulen 450 ff. in Edessa, von da nach Nisibis verlegt, und vom 7–10. Jahrh. in Dschondisapur an der arabischen Grenze (der Rest dieser Syrer haust jetzt noch in den kurdischen Bergen vgl. S. 272). Bezeichnend für den Einfluß des kaiserlichen Christenthums auf die Bildungsanstalten ist die S. 561 bei der Philosophie erwähnte Aufhebung der noch immer klassischen Schulen in Athen (529) durch Justinianus, der dafür Klosterschulen stiftete! Vom 9. Jahrh. an hob sich die literarische Thätigkeit wieder, und kaiserliche Herrn und Frauen betheiligten sich dabei, wie wir S. 523 ff. sahen. Freilich bestand die Gelehrsamkeit oft nur in geistloser Vielwisserei.

Der byzantinischen Geschichtschreiber bis zur Eroberung Konstantinopels haben wir am oben angeführten Orte gedacht. Sie waren zum Theile auch in der fleißig betriebenen Philologie thätig, wie namentlich Jo. Zonaras aus Konstantinopel (12. Jahrh.). Unter den Philologen dieses Zeitraums zeichneten sich nach den vorhin bis zum 11. Jahrh. erwähnten u. A. die folgenden aus. Als Scholiasten und Klassikererklärer die Brüder Joannes und Isaak Tzetzes (12. Jahrh.) für Hesiodos und Lykophron. Ihr Zeitgenosse Eustathios aus Konstantinopel, Erzbischof zu Thessalonike, für Homeros und den Periegeten Dionysios (vgl. oben S. 590). Der S. 596 bei den Dialektologen erwähnte Korinthier Gregorios für Hermogénes (περὶ μεθόδου δεινότητος). Als Grammatiker und Scholiasten u. A. Manuel Moschópulos aus Kreta; Thomas der Magister aus Konstantinopel (1310). Unter den, zum Theile schon vor Konstantinopels Falle, im Abendlande wirkenden griechischen Philologen nennen wir nur die bedeutendsten. Manuel Chrysoloras aus Konstantinopel, der aus Italien nach Konstanz zur Kirchenversammlung gekommen war und dort 1415 starb. Cardinal Bessarion aus Trapezus (1395–1472), den wir S. 562 als Philosophen

nannten. Die tüchtigen Grammatiker Theodoros Gaza aus Thessalonike (1398–1478), Konstantinos Laskaris aus Konstantinopel (gest. 1493), Demetrios Chalkokondylas aus Athen (1428–1510). Die meisten dieser griechischen Apostel lebten in Italien, wohin auch der Sicilianer Joh. Aurispa (1369–1459), in Griechenland gebildet, dorther 230 Handschriften brachte. In Frankreich verbreiteten die heimischen Studien namentlich Gregorios Tiphernas (1457) und Janos Laskaris Rhyndakenos (aus Rhyndakos in Kleinasien? gest. 1515).

Wiederholt kommen wir auch auf die Araber zurück. Bis ins 7. Jahrh. waren sie ohne eigentliche Literatur. Mohámmed (571–632) brachte den Koran, an welchen sich, wie an die Glaubensurkunden aller Völker, eine in ihrer Art reiche Literatur knüpfte. Kurz nach Mohammed behandelten Philologen die reiche arabische Sprache grammatikalisch und lexikalisch. Das Khalifat der Ommajaden in Mitte des 7. Jahrh. war roh, kriegerisch und fanatisch, aber aus Klugheit doch noch duldsam namentlich gegen Unterrichtsanstalten in Syrien. Unter dem Khalifate der Abassiden erblühte 100 Jahre später die arabische Literatur in Bagdad, der großen Bildungsstätte dieser Zeit. Schulen bestanden außerdem u. a. zu Bokhara, Samarkand, Bassora, Kufa, Damaskos, Firuzabad. Griechische und syrische Schriften wurden übersetzt.

Die Bildung in den Nebenreichen förderten im 8. Jahrh. die Barmekiden in Persien, wo zuvor die Sassaniden, namentlich die beiden Khosrus: Nuschirwan (gest. 579), der Schützer jener von Justinianus verjagten Philosophen, und Parwiz (591–628), Wissenschaft und Dichtkunst, in Verbindung mit Griechen und Indern, gepflegt hatten. Nach dem 12. Jahrh. wurde das Schriftenthum der, nunmehr mit der arabischen gemischten, persischen Sprache ungemein fruchtbar.

Zu den geistig wirksamen arabischen Herrschern gehörten ferner: im 9–10. Jahrh. die Aglabiten und Edrisiden an der nordafrikanischen Küste, wo Schulen in Fez und Marokko entstanden; im 10. Jahrh. die Fatemiden in Alexandria, das einen Schatten seines alten Ruhmes wiedergewann. Später wurde Kahiro

zum Bildungssitze. Am reichsten erhob sich der arabische Geist in Spanien, obgleich jene rohen Ommajaden seine Eroberer waren. Man zählt dort über 250 Schriftsteller und 70 Bibliotheken im Anfange des 12. Jahrh.; die Bibliothek von Cordova soll 250,000 Bände gehabt haben. Vgl. S. 575. 598. 605.

Für die Betheiligung der Araber an den einzelnen Zweigen der höheren Bildung verweisen wir auf das bei diesen Bemerkte und auf den unten folgenden Abriß der Kunstgeschichte. Neuerdings fällt harte Urtheile über sie Franz Löher in seinem Aufsatze „Palermo" in der A. A. Z. 1863 Nr. 326 ff. Beil., freilich von christlich-katholischem Standpunkte aus. Übrigens stimmen wir zum Theile seinen Hauptgedanken bei, die wir hier nur annähernd und kurz wiedergeben, ohne seine ausführliche Begründung. Der Islam der Araber drang in christliche Länder nur ein, um Wohlstand, Bildung und Freiheit zu zertreten und dabei seine eigene Urkraft zu verlieren. Die Staaten der Araber „wiesen nur gräuliche Despotien auf, gemildert durch ein verkrüppeltes Lehenswesen und durch das höchst verworrene Erb- und Güter-recht des Korans." Die besiegten und verachteten Christen wurden zur Sklavenarbeit, selbst in Kunst und Wissenschaft, für die Sieger gezwungen. Die Vornehmen, z. B. in Sicilien (wie unter den Türken in Bosnien), musten den Islam annehmen, die dem Volke gelassenen Bischöffe als Richter es zu Gunsten der Zwingherrn im Zaume halten, wie die Rabbinen die Juden in christlichen Ländern. Die arabische Literatur steht weit hinter der persischen zurück, aus welcher sie ihr Bestes (1001 Nacht) entlehnt. Sie selbst ist arm an Gedanken, reich an Formenkünstelei. Sie hat wilde Kriegslieder und Makamenschwänke (S. 430), nicht Epos noch Drama. Die Araber waren in Wissenschaft, Kunst, Gewerbe nicht schöpferisch, jedoch scharfe Beobachter und überaus gewandte und fleißige Verarbeiter fremden Gutes. In der Bearbeitung der Naturwissenschaften giengen sie dem christlichen Mittelalter voraus. Ihre gerühmte Blüte in Sicilien ist bei näherer Beschauung nur die Fortsetzung der römischen und byzantinischen Ausbeutung des reichen Landes. Sie machten es, wie gleichermaßen Mauretanien, zu ihrer Barbareske, in welcher sie namentlich die Beute aus

Unteritalien zusammenhäuften. Erst von Kairowan bei Tunis, woher die Eroberung Siciliens ausgieng, darnach von den aegyptischen Fatimiden abhängig, machten sich ihre Häuptlinge im 10. Jahrh. erblich und fast unabhängig, schufen aber eine nur 80jährige Scheinblüte des Landes. In Spanien dagegen erhob sich das Reich der Araber wirklich zu Bildung und Stärke. Aber sein Mark war kein rein arabisches, sondern mit dem kräftigeren des christlichen Volkes gemischt, das weit mehr, als in Sicilien, durch germanische Stoffe angefrischt war. Auf Löhers Ansichten über die Baukunst der Araber kommen wir unten bei dieser.

In Indien hat kürzlich Sir Ch. Trevelyan folgende Preisaufgabe gestellt (s. A. A. Z. 1863 S. 423): „Der Einfluß griechischer Wissenschaft auf die Araber unter den abbasidischen Khalifen von Bagdad und den ommajadischen von Cordova ist zu vergleichen mit dem Rückeinflusse, welchen die arabische Wissenschaft auf das aus der Zeit der Finsternis wieder zum geistigen Leben erwachende Europa ausübte; und aus dieser Vergleichung ist der wahrscheinliche Einfluß zu berechnen, welchen die reife Geistesbildung Europas nun, da sie ihrerseits wieder mit dem mohammedanischen Geiste in Indien in Berührung tritt, entwickeln muste." Der Orientalist E. B. O'Conell und ein Mitglied eines mohammedanischen Collegiums in Calcutta nehmen als Preisrichter die Einsendungen bis zum 1. Oktober 1864 in Empfang. Fundgruben sind Gibbon, Hallam und die alten biographischen Lexika der Mohammedaner. Letztere schließen sich in Indien meistentheils stolz, arm und unbildsam von den Europäern und ihrer Staatsverwaltung ab, für welche sich dagegen die Hindus heranbilden.

Als die Vermittler der Araber mit der europäischen Wissenschaft können in Spanien die Juden gelten, unter welchen viele gelehrte selbstdenkende und freisinnige Männer auftraten, wie u. A. im 12. Jahrh. Rabbi Jehuda Levi, der wissenschaftliche Vertheidiger seiner Religion; der edle und vielseitige Aben Esra oder Abraham Ben Meier aus Toledo; die schon erwähnten Benjamin von Tudela und Maimonides (S. 562. 575).

Von den übrigen Asiaten des früheren Mittelalters sind, außer den eben erwähnten Syrern und Persern, etwa noch zu nennen

die iranischen Armenier, deren bis heute dauernden nationalen Literaturfleiß und Eifer für ihre Sprache und Geschichte wir bereits S. 520 rühmten. Im 5. Jahrh. schrieb der Schüler ihres Schriftgründers Mesrob, Moses von Chorene (starb 489 n. C.), seine armenische Chronik. Klosterschulen wurden errichtet, die Griechen übersetzt. Eine Grammatik der armenischen Sprache schrieb (im 12. Jahrh.) Dionysios der Thrake. In neueren Zeiten machten sich um das Studium und die Grammatik der Sprache, die sich bei dem wechselvollen Schicksale des Volkes allmählich vielfach gemischt hat, außer den armenischen Mechitaristen zu Venedig und Wien, auch Deutsche verdient: Schröder, und neuerdings u. a. Petermann, Franz Bopp, Windischmann, Gosche, Frd. Müller (s. Sprachwissenschaft S. 513 ff.). Die Chinesen hatten ihre religiöse Bildung von Indien aus erhalten. Einige Einwanderer aus Persien, seit 635 aus dem christlichen Syrien und 850 aus Arabien, hinterließen in dem ungeheuren Reiche nur wenige Spuren. Die wenigen früh eingewanderten Juden haben wenigstens heutzutage von ihrem Volksthum Nichts erhalten, als ihren Glauben und den Pentateuch, soviel wir wissen. Neueste Nachrichten sprechen von einer großen Judenstadt in China, sind aber fast unglaublich. Die wüsten Mongolen nahmen in den eroberten Kulturländern, wie in Persien (S. 585 bei der Astronomie), immerhin einige Bildung an, wenigstens die Herrscher als Erben ihrer Vorgänger für die hohe Protection der Bildung.

Wachler zeichnet die Gegensätze des Ostens und Westens im 12. Jahrh., im Beginne des von den Kreuzzügen bis zur „Wiederherstellung der Wissenschaften" dauernden Zeitraums ungefähr, wie folgt. Anfangs beschränkt sich die literarische Thätigkeit fast ausschließlich auf Griechenland und die arabischen Reiche. Nachher erwächst im Abendlande „neueuropäische Humanität und geistige Thätigkeit." Im Osten steht die christliche Kirche gegen die weltliche Wissenschaft, im Westen, selbst wider ihren Willen, in Wechselwirkung mit ihr. Im Osten ist die Kirche mit der Staatsgewalt zu despotischer Einheit verwachsen; im Westen stehn beide in stets fruchtbarer Reibung; in dieser Weise wirkt das hierarchische Kirchenthum beider Hauptbekenntnisse im Westen bis heute zu Gunsten der

Bildung. Im Osten ist der Despotismus weit concentrierter, als im Westen, wo Macht und Genuß und deßhalb auch die geistige Kraftentfaltung sich in viele Kreiße vertheilt, und endlich auch auf den Bürgerstand übergeht, der im Osten fehlt. Der Osten wird düster, der Westen hell. Endlich wird die Bildung der Griechen durch die Türken, die der Araber durch die Mongolen erdrückt.

In Südwesteuropa zeigen sich gegen Ende des 11. Jahrh. Spuren sittlich-religiöser Vernunftthätigkeit und der Sehnsucht nach Freiheit. „Diese geheime geistige Macht, für welche die Zeitgenossen weder Erfahrungsbegriff noch Ausdruck haben konnten, erklärt uns die zauberartige allgemeine Theilnahme an den Kreuzzügen 1096–1250." In diese Theilnahme mischte sich zwar Glaubenseifer und geistliche Herrschsucht; aber der Verlauf der Kreuzzüge nährte den Freiheitsdrang gegen weltlichen und geistlichen Herrenstand, zu Gunsten gesetzmäßiger Fürstenmacht sowie der Regsamkeit in Gewerbfleiß, Kunst und Wissenschaft. Aus dem rohen und gewaltthätigen Herrenstande entwickelte sich an mehreren Orten ein edleres Ritterthum, namentlich in Spanien in den Kämpfen des westgotischen Adels gegen die Araber unter beiden kämpfenden Theilen; im Königreiche Burgund (Arelat) gegenüber den entarteten fränkischen Großen.

Allmählich entsteht der Bürgerstand, von den Fürsten selbst gegen den Adel begünstigt; vorbereitet, jedoch noch nicht wirklich begründet, in Deutschland durch Kaiser Heinrichs I. Sicherheitsplätze (925), in Spanien durch die treue Theilnahme des aragonischen Volkes am Maurenkriege (1116), in Italien, Südfrankreich und selbst in Deutschland durch die aus römischer Zeit erhaltenen Städteverfassungen der Municipien, die Heinrich IV. beschützte, Otto I. (962) bevorrechtete.

Dem Klerus entwuchs sein Zögling, die Volksbildung. Ihn selbst trennte die zunehmende Abhängigkeit vom Papste von dem Staate, der Zunftgeist, das Cölibat und die lateinische Kirchensprache vom Volke (S. 599). Noch einmal versuchte Bernhard von Clairvaux (S. 549) dem Glauben Alles unterzuordnen; aber schon kommen Vorläufer der Reformation, wie u. a. Peter von Bruys (1104), Arnold von Brescia (1139), die Albigenser (1150), Petrus Waldus (1170). Die

Inquisition entehrt die Religion und hemmt örtlich den geistigen Fortschritt, beweist aber wider Willen seine Nothwendigkeit und beschwört das Weltgericht gegen die Ketzerrichter herauf. Papst Bonifacius VIII. wird von seinem ruhelosen Dämon auf den Gipfel der Herrschaft und zur Selbstvernichtung getrieben.

Gegen Ende dieses Zeitraums fließen zwei Bildungsströmungen in Ein Bette, ohne sich jedoch in einander zu verlieren: die zünftige Gelehrsamkeit mit dem Volksgefühl und dem allgemeinen Wissensdrange. Wir erwähnten S. 542 die Theilnahme der Laien an der Rechtskunde und deren Einwirkung sowohl auf wissenschaftliche Thätigkeit überhaupt, sowie auf die Regelung des praktischen Lebens. In sie, die Heilkunde, die scholastische Philosophie und die Theologie theilten sich die zunehmenden Hochschulen, die jedoch, einzeln genommen, noch nicht sowohl als „Universitäten" die Gesammtheit der Wissenschaften umfaßten. Außer der ethnologischen Vertheilung nach den Orten zeigt sich auf jeder einzelnen eine Sonderung in „Nationen", deren abnehmende Spuren sich heutzutage noch in den „Landsmannschaften" erhalten, welche sich in Deutschland nach den verschiedenen vaterländischen Gebieten gruppieren, ohne die Ortsangehörigkeit zur strengen Bedingung zu machen. Ihnen gegenüber vertrat seit den napoleonischen Kriegen die „Burschenschaft" die Einheit Deutschlands, anfangs national und christlich-kirchlich begrenzt, dann aber weltbürgerlicher den Kreiß erweiternd, in welchem deutsche Wissenschaft und Sitte Gemeinziele waren.

Eine durchaus nicht vollständige Aufzählung der Universitätsstädte des Zeitraums bis zum 16. Jahrh. zeige die ethnologische Verbreitung der wissenschaftlichen Bildung: Padua, Pavia, Bologna (Rechtswissenschaft), Salerno (Heilkunde), Ferrara, Pisa, Florenz, Neapel, Catania, Turin, Paris (Theologie), Lyon, Aix, Montpellier, Toulouse, Salamanca, Valencia, Alcalá, Coimbra, Basel, Heidelberg, Tübingen, Mainz, Leipzig, Erfurt, Rostock, Greifswalde, Prag, Wien, Löwen, Oxford, Cambridge, Glasgow, Alt-Aberdeen, Kopenhagen, Upsala, Krakau, Ofen.

Der allgemeinere Jugendunterricht war bis zum 15. Jahrh. in den Händen des Klerus und beschränkte sich fast nur auf die

Religion oder vielmehr die Theologie. Das christliche Volk that Nichts für öffentliche Schulen; die Juden aber eröffneten solche in Südfrankreich, die auch die arabisch-spanische Literatur vermittelten. Die Klosterschulen sanken immer mehr, trotz päpstlicher Verordnungen; Ausnahmen fanden sich besonders in Frankreich. Dagegen wurden die Bettelmönche willkommene Volkslehrer und wirkten mit ihrem spärlichen Geistes- und Bildungs-kapital manches Gute. Durchgreifende Verbesserung gieng von den Niederlanden aus. Der Karthenser Geirt (Gerhard) Groote aus Deventer (1340–84), in Paris gebildet, gründete aus mehreren Orden eine Congregation des gemeinsamen Lebens (vitae communis), zu welcher namentlich ein zweiter Gerhard, von Zütphen (starb 1398), mitwirkte, und deren Thätigkeit sich über ganz Deutschland erstreckte.

Mit der klassischen Philologie dieses Zeitraums ist es im Abendlande im ganzen noch schlecht bestellt, mit Ausnahme der allmählich einwandernden griechischen Gelehrten und der in Griechenland gebildeten einheimischen, wie des S. 603 genannten Sicilianers Aurispa. Sein Schüler war der geistvolle Lorenzo Valla (1415 ff.), der in Rom, Pavia und Neapel lebte; und dessen Schüler wiederum Nic. Perottus aus Sassoferrato, Lehrer in Rom (bis 1480). Zu den Schülern der Griechen gehörte auch der Westfriese Rolef (Rudolf) Huysmann (Agricola) aus Baflo bei Groningen (1443–85), der schon zu Löwen und Zwoll und darnach in Italien die Klassiker studierte, und als Lehrer der Philosophie zu Heidelberg starb. Das erste griechische Wörterbuch gab ein Italiener heraus, der Karmeliter Joh. Craston. Namentlich sind die lateinischen Lexikographen fast nur Nachschreiber und zugleich weitere Verderber einer schon hinreichend verderbten langen Reihe von Vorgängern, die weniger das wirklich klassische Latein zusammenstellten, als die von ihm abweichenden Formen und Wörter, theils alte aus den lateinischen Lustspieldichtern und Grammatikern, theils neuere aus Schriftstellern der späten Zeit bis auf Isidorus von Hispalis und aus dem mit den Volkssprachen gemischten und durch willkürliche Bildungen bereicherten sog. Mittellatein. Zu den bekanntesten gehören: im 11. Jahrh. der Lombarde Papias und der Franzose Johannes de Garlandia; im

13. Jahrh. Ugucio aus Italien?, aus welchem und aus Papias Joannes de Balbis aus Janua (deutsch Jänne; ist Genf gemeint?) sein vielbenutztes Katholikon compilierte; im 15. Jahrh. der Minorite Jo. Marchesinus aus Reggio, dessen Wörterbuch Mammo=threptus (gew. =trectus) hieß; der Niederrheiner Gerhard van der Schueren, dessen „Theutonista" das wunderlichste, großentheils aus Johannes von Janua genommene und verderbte Lateinisch durch gutes Niederländisch glossiert und deßhalb von großem Werthe ist. Eine große Zahl lateinisch=deutscher Wörterbücher des 14–16. Jahrh. habe ich in meinem Glossar des Mittelalters verzeichnet und excerpiert. Da die Verfasser selten Griechisch und Hebräisch aus eigener Ansicht kannten, so mischten sie viele entstellte Wörter dieser Sprachen in ihr halblateinisches Chaos. Das Studium der hebräischen Sprache blieb fast ausschließlich den Juden überlassen. Ein bekehrter Jude, der Dominikaner Nicolaus de Lyra aus der Normandie, machte sich als Bibelerklärer bekannt.

Überblicken wir nun noch einmal flüchtig die einzelnen Ländergebiete während dieses Zeitraums.

Italien kämpfte seit dem 12. Jahrh. für Unabhängigkeit von der Fremdherrschaft. Unter den Kämpfen der Guelfen und der Ghibellinen sowie der einzelnen Staaten und Herrscher gegen einander erblühte das reichste volksthümliche Leben in Gewerbe und Handel, Kunst und Wissenschaft, gefördert durch Gelehrte, wie durch reiche und mächtige Mäcenaten. In Rom auch durch Päpste, wie den edlen Nicolaus V. (1447–55) und durch Pius II. (1458–64), der übrigens vor seiner Erhöhung als Aeneas Sylvius noch Bedeutenderes erwarten ließ. Mehr geschah in Florenz durch die Mediceer, besonders Cosimo den Großen (starb 1464) und Lorenzo il Magnifico (starb 1492); in Neapel durch den Aragonier Alfonso V. (starb 1458); u. s. f.

In Spanien monopolisierte der nach dem Sturze der Araber im 13. Jahrh. vollends übermächtige Klerus die Wissenschaft, wogegen die Kraft des Volksgeistes sich auf Dichtung, meist in den Landessprachen, wendete. Im 15. Jahrh. nahm die Alterthumsforschung wieder zu. In Kenntnis und Benutzung ferner Ländergebiete gieng Portugal Spanien voran.

In Frankreich wurde die Bildung sammt dem geselligen Verkehr einheitlich vom Hofe geleitet. Die Wissenschaft wurde u. A. gefördert durch die Könige Philipp II. (starb 1223), Ludwig IX. (starb 1270), Karl V. (starb 1380); auch durch Mönche, besonders die o. S. 599 genannten Kartheuser und Cistercienser. Der „gallikanische" Klerus war bekanntlich minder vom Papste abhängig, dem er sogar einmal auf seine Drohung der Excommunication mit der gleichen geantwortet haben soll. Auch gegenwärtig steht dieser nationale Gallikanismus im französischen Klerus kampfbereit dem vaterlandslosen Ultramontanismus gegenüber. Auf den fränzösischen Universitäten jenes Zeitraums herrschte scholastische Gelehrsamkeit und, trotz der vorzugsweise in Paris residierenden Theologie, der bloß verneinende Unglaube, der frühreife Sohn eines faulreifen Vaters, dessen er sich schämt. In die Landessprachen, in welchen im Norden besonders das romantische Epos, im Süden Lyrik und Satire blühen, werden die Klassiker übersetzt.

Deutschland ist seit dem Ende des 11. Jahrh. zerrüttet, voll Fehde, Gewaltthat und Rohheit. Im 12–13. Jahrh. bildet sich in den Städten ein gewerbfleißiges und erwerbsreiches Bürgerthum, zum Neide jener unritterlichen Ritter, deren Gewerbe Müßiggang und Raublust, dessen Erwerb Raub ist. Wohl aber pflegt ein edleres Ritterthum mit den Fürstenhöfen die Volksliteratur, die erst später auch auf das Bürgerthum übergeht; Universitäten und Klöster die wissenschaftliche Bildung, deren Sprache jetzt noch allein die lateinische ist. Die Übersetzungen aus den Römern (Terentius, Ovidius u. s. w.), Italienern (Petrarca, Boccaccio), Franzosen (Romane) im 15. Jahrh. erschienen dem guten Erzbischof Berthold zu Mainz mit Recht der Volksaufklärung verdächtig, wesshalb er strenge Verbote gegen sie erließ. In der deutschen Schweiz, besonders in Zürich, der herrlichen deutschen Bildungsstätte auch unsers Jahrhunderts, wird Rede, Gesang und Geschichte wacker getrieben.

Die stammverwandten Niederlande stehn in gewerbfleißiger Verbindung mit Italien. Seit dem 13. Jahrh. hebt sich Kunst, Wissenschaft und Jugendunterricht in dem kleinen immer thätigen Volke.

In England bildet sich unter Kampf und Gewaltthat die Verfassung als Grundpfeiler des Volksthums aus, nicht aber Kunst

und Wissenschaft bis gegen Ende des 13. Jahrh., wo sich die geistige Selbstthätigkeit mächtig regt.

In Skandinavien steht die Wissenschaft sehr hinter dem Reichthum der volksthümlichen Sagengeschichte und Dichtung zurück.

Unter den Slawen zeigen nur die Böhmen, die mit den Deutschen die, von Carl IV. (1346–78) gestiftete, Universität zu Prag besaßen, tüchtige geistige Regsamkeit, vorzüglich im 15. Jahrh. Ihre nationale Bildung unterdrückte später der Despotismus einer mistrauischen Regierung.

In Ungarn beschränkte sich die Bildung auf Hof und Klerisei, mit Hülfe der von Matthias Corvinus (1458–90) berufenen Ausländer.

Mit dem 16. Jahrh. treten wir in die neue Zeit ein, aus welcher vielleicht das 19. Jahrh. die Brücke in einen noch weit entschiedener neuen und selbständigen Zeitraum bildet. Wir bezeichnen letzteres mit „unserer Zeit" oder „Gegenwart" in weiterem Sinne, datieren aber seinen Beginn mehrere Jahrzehnte zurück, wo wir die Hauptgrenzmarken fürs erste in dem Beginne der großen deutschen Literaturperiode und fürs zweite in der französischen Revolution erblicken. Napoleons III. Autorität gestattet uns, in den Grundgedanken und Zwecken der letzteren neben den Dämonen des Zeitalters auch seinen wahren Geist zu erblicken, dessen edle Züge mit der blutigen Fratze des Sansculottenthums und mit der unheimlichen Stille in eines Robespierres Zügen ebenso Wenig gemein haben, wie mit dem ehernen Antlitze des legitimen Standrechtes, dem höhnenden des Junkerthums und dem heuchlerischen oder stupiden des Pfaffenthums.

Die wachsende Macht seit dem Beginne des 16. Jahrh. bezeichnet Wachler als „die sittliche Sehnsucht nach Wahrheit und Schönheit." Im Wachsthum begriffen ist die Bildung des Mittelstandes, aus welcher, trotz sultanischer Willkür, die neuestens sogenannte sechste Großmacht entsteht: die öffentliche Meinung, das einflußreiche Urtheil des unabhängigen Denkens über Kirche, Staat und Gesellschaft. Die Entdeckung der neuen Welt hat nicht bloß räumlich den Gesichtskreiß der Völker erweitert, und das von ihr besitznehmende Papstthum zu Rom bekommt immer mächtigere Concurrenten. Der beschränkte Unterthanenverstand lernt im Verlaufe des Zeitraums die Begriffe Volk und Gemeinde

von dem der Herde unterscheiden, den der vernunftgemäßen, organischen Autorität von dem der unbedingten, den der gesetzmäßigen, zu Ordnung und Freiheit erziehenden Leitung und Herrschaft von dem der Usurpation (Anmaßung) und des Despotismus (der Gewaltherrschaft), und so fort.

Den Schlägen folgen freilich zeitweilige, auch langanhaltende Rückschläge, der Action die Reaction; und überdieß erwächst kein Mensch und kein Volk ganz ohne innere Entwickelungskrankheiten. Die große deutsche That der Reformation leidet auch darunter, entspringt aber aus einem so allgemeinen Bedürfnisse der Heilung von weit schädlicheren Übeln, daß sie selbst ein gutes Stück in dem Körper ihrer undankbaren Gegnerin, der römischen Kirche, mitkuriert. Bald aber wetteifert mit der Priesterherrschaft in letzterer eine ähnliche und weit weniger folgerichtige in dem neuen Kirchenthum, namentlich dem lutherischen, die jedoch weit weniger, als jene, den Staat gefährdet, schon weil sie ihren Oberpriester nicht außerhalb desselben hat, sondern, sogar oft allzusehr (S. 279), in dem Staatsoberhaupt selbst sucht. Selbst die, bereits unter den Vorzeichen der Reformation gestifteten, Jesuiten werden erst allmählich zu einer Macht, die dem Papste wie dem Kaiser über den Kopf zu wachsen droht. Der einfache und schwärmerische Plan ihres spanisch-biscayischen Gründers Inigo de Loyola (1491 bis 1556) entstellt sich zu einem nichts weniger als schwärmerischen Täuschungssysteme, welches namentlich Jac. Lainez (starb 1565), Alphonso Salmeron (starb 1585) und besonders Claudio Aquaviva (1543 bis 1615) zu weben verstanden.

Die klassische Philologie thut, verbündet mit Mathematik und Naturwissenschaften, ihre Pflicht. In ihrem Hauptsitze Italien durch die Stärke der kirchlichen Reaction geschwächt, wurzelt sie stärker in Frankreich und am stärksten unter den germanischen und zugleich protestantischen Völkern in Holland, England und, namentlich auch als praktischer Humanismus, in Deutschland.

Hier gedeihen auch besonders die Volksschulen, in welchen auch das katholische Deutschland nicht ganz zurückbleibt. Jedoch wird das System des wechselseitigen Unterrichtes der Kinder zuerst im 18. Jahrh. zu Paris versucht, dann weiter ausgebildet durch die Engländer A. Bell zu Madras im fernen Ostindien (1795) und den Quäker

Jos. Lancaster in London (1798). In der deutschen Schweiz wirken die edlen Männer Jh. H. Pestalozzi und Em. v. Fellenberg, auf welche wir sogleich unten zurückkommen.

Wir schieben hier noch einige Bemerkungen zur Geschichte der Erziehungskunst (Paedagogik) ein. Die Methode der Jesuiten, deren Zweck vorzüglich der Schein des Wissens war und ist, hat den alten Schimmer verloren und nur noch die Oberflächlichkeit und Spielerei behalten. Auf deutschem Gebiete haben sie mit Hülfe der reactionären Aristokratie nur noch in Österreich einigen Boden. Dieser wankt aber bereits, und man hofft von der Regierung in gesetzlicher Weise, was in stürmischer zu Freiburg in der welschen Schweiz durch das Volk geschah. In wissenschaftlicher und sittlicher Hinsicht dagegen zu loben war in Frankreich die Thätigkeit der verketzerten Jansenisten, die seitdem in Holland eine Freistätte gefunden haben, sowie der Väter des Oratoriums. Gutes wirkte der Slawe Komensky oder Comenius (o. S. 569) und weit Besseres der warmherzige Pietist Aug. W. Francke aus Lübeck (o. S. 371), zunächst durch seine Stiftungen in Halle. An Rousseau (S. 433) lehnte sich der feurige aber rauhe Philanthrope Jh. Bernhard Basedow aus Hamburg (1723–90), welchen Gutzkow zum Gegenstand eines Erziehungsromans gemacht hat. Der Kinderfreund Frd. Eb. v. Rochow aus Berlin (1734–1804) wirkte für das Volksschulwesen; der Thüringer Chn. Gotthilf Salzmann aus Sömmerda (1744–1811) und seine Nachfolger in Schnepfenthal, sowie der Braunschweiger Joachim Her. Campe aus Deensen (1746–1818) durch Erziehungsanstalten und Schriften für die gebildeteren Stände. Ebenso, aber mit weit großartigerer Nachwirkung, Jh. H. Pestalozzi aus Zürich (1746–1827), und Ph. Em. v. Fellenberg aus Bern (1771–1844). Aug. Hermann Niemeyer aus Halle (1754–1828) und sein Sohn Hrm. Agathon (1802–51) arbeiteten vielfach für das Erziehungswesen, namentlich auf Hochschulen und andern öffentlichen Anstalten. Auch J. Paul Frd. Richter ist hier wegen seiner „Levana" zu nennen.

Neuerdings hat die Erziehung und der Unterricht der zarten Jugend vor dem eigentlichen Schulunterrichte (Kleinkinderschulen, Kindergärten u. s. w.), wie anderseits der reifen Jugend, besonders der

arbeitenden Klassen, nach dem Ablaufe der Schuljahre (Sonntagsschulen u. dgl.) verdienten Raum im Leben und in der Literatur eingenommen, zunächst in Deutschland. Die Kleinkinderschule wurde vorzüglich durch die Fürstin Pauline von Lippe-Detmold 1802 begründet; vgl. Fölsing „Über die hessischen Kleinkinderschulen" (Darmstadt 1862), welcher dabei an die alten jüdischen Tempelschulen und an die griechischen „Kinderkreiße" zu Platons und Aristoteles Zeiten erinnert. Allbekannt ist der Thüringer Frd. Fröbel aus Oberweißbach (1782–1852) durch seinen Grundsatz: die Menschenkräfte nach allen Richtungen hin harmonisch auszubilden, und als Stifter der Kindergärten.

Eine vollständige ethnologische Geschichte des Erziehungs- und Unterrichts-wesens, von welcher wir bei den einzelnen Völkern und Zeiträumen nur Bruchstücke geben, sollte besonderes Gewicht auf die Erziehung der Kindheit und des Volkes, im häuslichen Kreiße wie in Anstalten, legen. Die Urkunden der alten Zeit dafür sind zerstreut und nicht zahlreich. So z. B. über die Ludimagistri (Spielmeister) der alten Römer (Cic. Nat. D. I 26); die Schulen für die Kinder der Angesehenen in Rom, in denen zu Augustus Zeit Orbilius der berühmteste Meister der alten Schule und Schulzucht (disciplina) war, welcher die Jugend mit Hülfe der Zuchtruthe (daher „plagosus" Hor. Serm. I 6, 76 ff. vgl. Epist. II 1, 69 ff.) zum Studium der vorhandenen römischen Dichter anleitete, und dessen Schüler auch Horatius war (Karsten a. a. O. 6). Auch andere italische Völker hatten schon früh Schulmeister, wie die Anekdote von der Eroberung der Stadt Falerii bezeugt.

Das Volksschulwesen des asiatischen Ostens, besonders des mohammedanischen, das uns mehr nur aus Reisebeschreibungen bekannt ist, steht freilich noch auf sehr niedriger Stufe, ist aber verbreitet und eigenthümlich genug, um eine nähere Untersuchung zu verdienen, so gut wie die Moscheenschulen der Araber, Berbern, Perser, Türken u. s. w.

Vorzüglich in Städtchen und Dörfern des mittleren Deutschlands gewahrten wir oft den großen Einfluß guter Vorschulen auf Gesittung und Bildung der ganzen Bevölkerung, zumal wo die

Schullehrer zugleich Leiter der Singvereine sind und von den Predigern in ihren amtlichen und außeramtlichen Leistungen gefördert werden.

Höhere Lehranstalten bestehn und entstehn in diesem letzten Zeitraume (seit 1500) in mannichfachster Gestalt, wie z. B.: Frühere Kloster-, nachmalige Landes- oder Fürsten-schulen (1543 ff.) in Obersachsen (Grimma, Schulpforta, Meißen); Klosterschule neueren Styls auch in Wirtemberg; Seminarien für Philologen, Theologen, Schullehrer, sammt den naturwidrigen Knabenseminarien; Gymnasien; Ritterakademien, als immer mehr wankende Anachronismen sich noch heute erhaltend; Specialschulen der praktischen Wissenschaften, zu welchen sich allmählich polytechnische Real-, Gewerbe- und Handels-schulen gesellen, die wiederum durch akademische Gipfelung dem höheren Wissensdrange unseres Jahrhunderts Rechnung tragen.

Die Zahl der (s. S. 108) früher gegründeten Hochschulen oder Universitäten mindert sich, um sich stärker zu mehren. So namentlich in Deutschland, der deutschen und romanischen Schweiz, den Niederlanden und Belgien, Italien, Portugal (Evora, wieder eingegangen), Frankreich — wo Napoleon I. 1808 die centralisierte Universität zu Paris unter geistige und politisch-militärische Vormundschaft stellte, und wo seit kurzem Napoleon III. Reformen einführte, welche jedoch die A. A. Z. 1863 Nr. 285 Beil. ebenfalls „einen Fortschritt im imperialistischen Sinne" nennt. Ferner in Großbritannien, wo noch heute sehr viel Veraltetes auf hohen und mittleren Schulen wegzuräumen ist, und wo die 39 Artikel der Hochkirche kein leichterer Alp der Wissenschaft und des ehrlichen Strebens sind, als die päpstliche Censur selbst noch auf deutscher Hochschule (vgl. für beide u. a. A. A. Z. 1864 Beilage zu Nr. 75); in Skandinavien, Ungarn, Polen, Russland mit Einschlusse der Ostseeprovinzen und des früher schwedischen Finnlandes, neuerdings in Nordamerika (noch sehr des inneren Wachsthums bedürftig) und in Griechenland.

Selbst in Indien erheben sich neben den alten Brahmanenschulen höhere Unterrichtsanstalten in europäischem Geiste, aber ohne (wie z. B. die Missionsschulen) die Religion und das ganze Volksthum der Eingeborenen aufheben zu wollen, wesshalb auch gebildete

und vermögende brahmanische Inder und zoroastrische Perser (Parsis) thätig mitwirken. Außerordentliche Verdienste um sie und um die Wissenschaft erwirbt sich jetzt der deutsche in Puna angestellte Gelehrte Haug, der bei Brahmanen und Parsis gleiches Zutrauen genießt und in beider Sprachen und Alterthümern einheimisch ist.

Die neueste Zeit empfindet das Bedürfnis einer großen Reformation der Universitäten und mehrerer andrer Zweige des Unterrichtswesens, der Befreiung von abgestorbenen Zunftformen, zu welchen auch viele Unsitten des Studententhums gehören, sowie von der wissensfeindlichen Bevormundung der Kirche und des Staates. Versuche werden einstweilen durch Gründung sogenannter „freier Universitäten" gemacht, welchen die römische Hierarchie das Zerrbild der Freiheit, die „instruction libre" entgegenstellt, wozu denn noch die eben erwähnten geistig verstümmelnden Knabenseminarien für künftige Kleriker, und für die Laien die „katholische Universität" als Pflegerin der „katholischen Wissenschaft" kommt, ein Spätling, dessen Lungen nicht für die Luft des Jahrhunderts geschaffen sind. Den widerlichsten Gegensatz zu den gerechten Forderungen des Zeitgeistes bilden diese Bestrebungen in neuester Zeit auf deutschem Boden, auf welchem nicht bloß Wien, München, Münster, Mainz u. s. w., sondern auch die Universität zu Prag steht.

Noch weltbürgerlicheren Charakter, als die Universitäten, tragen viele gelehrte Gesellschaften und Akademien, die von bestimmten Wohnsitzen aus alle Nationalitäten in gleicher Berechtigung heranziehen, oft aber daheim die frühere Förderung durch die Staatsgewalten einbüßen und von diesen als „Opposition" gestempelt werden. Die früheren Akademien, Sprachgesellschaften und andre Bildungsvereine, in Deutschland namentlich im 16–17. Jahrh., hatten weit begrenztere Zwecke.

Immer stärker hat sich, vorzüglich erst in England, dann in Deutschland, wo Chrn. Thomasius (S. 570) 1688–90 und Tenzel 1689 die ersten Monatsschriften herausgaben, ein Literaturzweig entfaltet, den wir die Apostolie, das Sendbotenthum des Wissens nennen können: die Zeitschriften nämlich, zu welchen wir auch die vorzugsweise politischen Tageblätter und neuerdings die zahlreichen Volkskalender rechnen. Wo sie redlich

Buch halten über die täglichen Fortschritte alles Wissens, wirken sie Unermeßliches für jedwede einzelne Wissenschaft sowohl, wie insbesondere für die Aufklärung und Hebung der Völker im Großen. Denn diese kommt nicht durch volltönende Emancipationsformeln, sondern durch die Anschauung und das Begreifen möglichst zahlreicher Einzelheiten zu Stande, worauf erst die Gestaltung einer gesunden Weltanschauung und darum auch klarer Selbsterkenntnis und eines berechtigten Selbstbewustseins beruht. In neuester Zeit können auch die außereuropäischen und die unchristlichen Völker der Zeitungspresse so wenig mehr entbehren, wie der Eisenbahnen. Ein Beispiel genüge. In Bengalen (mit 41 Millionen Einwohner im Jahre 1863) erscheinen gegenwärtig 24 von Eingeborenen redigierte Zeitungen, 14 in bengalischer, 4 in hindustanischer und 6 in englischer Sprache.

Wie diese periodische Literatur dem Drange nach allumfassendem Wissen gleichsam das tägliche Brot reicht, so sind auch fester stehende, nur von Zeit zu Zeit erweiterte und umgebaute Vorrathshäuser dafür geschaffen worden, die sich anfangs als sog. Zeitungslexika an jene Literatur anschlossen, jetzt aber lieber und richtiger Conversationslexika oder mit einem bereits alten griechischen Namen Encyclopädien heißen. Mit ἐγκύκλιος παιδεία oder ἐγκυκλοπαιδεῖα bezeichneten die Griechen, die auch hierinn Vorbilder der Gegenwart sind, den umfassenden Kreiß der Kenntnisse, der von jedem gebildeten Bürger und Fachmann gefordert wurde, und der ihnen als Grundlage jedwedes besonderen Lebensberufes galt. Wir besitzen Encyclopädien auch für einzelne aber ausgedehnte Wissenskreiße, und in verschiedenen Formen, wie namentlich auch als eine zusammengehörige Reihe einzelner Bücher.

Encyclopädische Werke gab es zu allen Zeiten; das älteste deutsche ist vielleicht der, so zu sagen poetische, „Lustgarten“ der (als Dichterin S. 415 erwähnten) Äbtissin auf dem Odelienberg, Herrad v. Landsperg (starb 1195), der ungefähr den damaligen Wissensschatz der deutschen Nonnen umfaßt, obgleich über 100 Jahre früher die sächsische Nonne Hrotswitha (o. S. 415. 477.) sich nicht mit dieser Armut begnügte. Herrad war auch bildende Künstlerin, und gab ihrem Werke Illustrationen bei, die u. a. Moses und nicht bloß den guten Gott darstellen, sondern auch den Teufel, den der Erzengel Michael

mit einer Ofengabel abwehrt. Allgemeinere Encyclopädien kommen seit dem 16. Jahrh. häufiger vor, und entsprechen in neuester Zeit der ihr eigenen Neigung zu encyclopädischer Bildung, die freilich schwer ohne Oberflächlichkeit zu befriedigen ist. Dazu kommt noch die Raschheit, mit welcher dieses Wissen nach allen Seiten zunimmt, und die den Wißbegierigen weit mehr bedrängt, als der Umfang der hoch angewachsenen Masse des Wissens, der dem Individuum gegenüber zu jeder Zeit groß ist. Die Einzelheiten von unzähllichen einzelnen Menschen oder von den vielen Büchern einer Bücherei zu erfahren, ist unmöglich; eine Encyclopädie, die in Kürze die nothwendigsten verzeichnet, kann im Nothfalle von einem fleißigen Menschen mit Haut und Haaren verschlungen werden, und selbst bei mäßiger Auswahl den Leser, der seine Lesefrüchte gut anzubringen weiß, in den Geruch der Gelehrsamkeit bringen.

Einen der ersten Encyclopädisten treffen wir in dem sonst so beschränkten Spanien, wo freilich die Entdeckung Amerikas damals noch frischer nachwirkte: Jh. Lud. Vives aus Valencia (1492 – 1540), der zu andrer Zeit und an andrem Orte ein freieres Urtheil gewonnen haben würde. Sogar im Kroatenlande schrieb eine Encyclopädie Paul Skalich aus Agrám (1534–77). Die Arbeit zweier Schweizer des 16. Jahrh.: Conrad Lykosthenes und Th. Zwingers, erweiterte der niederländische Jesuit Laur. Beyerlinck (1578–1627) zu einem die damalige Klostergelehrsamkeit umfassenden „Theatrum magnum vitae humanae". In weit umfassenderem Sinne schrieb Baco von Verulam (1561–1626, S. 500. 565.) seine encyclopädisch-wissenschaftlichen Werke; auch der gelehrte und scharfblickende D. G. Morhof aus Wismar (1612 – 76) seinen „Polyhistor". Vinc. Coronelli aus Venedig (starb 1718) ließ seine riesenhaft entworfene „Biblioteca universale" unvollendet. Das erste deutsche encyclopädische Wörterbuch schrieb Jh. Th. Jablonski (1654 – 1731), dessen „Lexikon der Künste und Wissenschaften" Theologie, Geschichte und Geographie ausschloß. Ins 18. Jahrh. fallen folgende Werke. Das (Zedlersche) große Universallexikon aller K. und W.; in Frankreich das Epoche machende mehrerwähnte Werk der „Encyclopädisten" D'Alemberts, Diderots u. s. w. (S. 566), an welches sich zahlreiche Schriften und Nachahmungen

schließen, namentlich auch in Spanien und Italien, auch die selbständigen Werke: dort das Teatro critico universal von B. Geron. Feyjoo, hier die auch in spanischer Übersetzung umgearbeitete „Idea dell' Universo" von Lor. Hervas. In England erschienen seit der „Cyclopädie" von Ephr. Chambers und Abr. Rees viele andre und oft eigenthümlich abgefaßte. In Schweden machte Gjörwell (1777) einen alsbald wieder aufgegebenen Versuch. Die Deutschen endlich sind durch den Umfang ihres Wissens und durch die Freiheit des Urtheils vor allen Völkern zu encyclopädischen Arbeiten berufen. Alle Werke dieser Gattung überragt weit die, eine ganze Bibliothek bildende, von Ersch und Gruber gegründete, Encyclopädie der W. und K. (seit 1818). Unter den zahlreichen deutschen Encyclopädien einzelner Wissensgattungen sind mehrere ökonomisch-technologische, seit der von J. G. Krünitz (1728–96) begonnenen; auch die großen Verzeichnisse der Gelehrten, wie von Jöcher, und von Büchern, wie die Lexika von Ebert, Kayser u. A. gehören hierher. Die verbreitetesten Encyclopädien oder Conversationslexiken der Gegenwart sind die von Brockhaus, Pierer, Meyer verlegten und herausgegebenen.

Die meisten Bibliotheken besitzt ebenfalls Deutschland, unter welchen die grösten zu Berlin, Wien, München, Göttingen nur mit denen in London, Paris, Petersburg zu vergleichen sind. Außer den zahlreichen Bibliotheken der einzelnen Unterrichtsanstalten und Wissenszweige haben sich in neuester Zeit an vielen Orten Deutschlands Volksbibliotheken gebildet, die das Durchschnittsmaß der allgemeineren Volksbildung im Auge haben. Die zahlreichen Sammlungen (Museen u. dgl.) für bildende Künste, Alterthümer, naturgeschichtliche und ethnologische Gegenstände, und in den theils periodischen theils bleibenden Ausstellungen und Glaspalästen für alle Erzeugnisse des Gewerb- und Kunst-fleißes verbreiten unter den Völkern der Gegenwart die lebendige und unmittelbare Anschauung der wichtigsten Früchte menschlicher Thätigkeit. Eine der großartigsten Erscheinungen dieser Gattung sind in England die Museen zur Förderung der Kunst, des Kunstfleißes und der Gewerbe (abgesehen von dem riesenhaften British Museum), die von den edelsten Theilen des Volkes ausgegangen sind, während das, ihnen theilweise zum Vorbilde dienende,

französische Conservatoire des arts et des métiers reine Staatsanstalt ist. Die A. A. Zeitung 1863 hat in ihren Beilagen zu Nro. 271 ff. nach englischen Quellen ausführlichen und sehr lesenswerthen Bericht über diese Anstalten abgestattet. Ihre Wirksamkeit erstreckt sich auch auf Wissenschaft und Unterricht überhaupt.

Die Philologie dieses Zeitraums ist seit dem Ende des 15. Jahrh. in steter Zunahme, und hat in unserem Jahrhunderte in einer neuerwachsenen Nebenbuhlerin eine engverbündete Genossin gewonnen, nämlich die schon besprochene zergliedernde und vergleichende Sprachwissenschaft. Eine feindliche Opposition dagegen fand sie neuerdings wieder in einer bekannten Partei, welche die Klassiker durch die Kirchenväter und den Humanismus durch die confessionelle Wissenschaft und Moral verdrängen möchte. Zugleich aber wird der klassischen Philologie in dem Unterrichtswesen auch aus vernünftigen und ehrenhaften Gründen, wenn auch nicht immer in durchdachtem Maße, ein Theil ihres Gebietes streitig gemacht. Dieß geschieht zunächst durch das Studium der lebenden Sprachen, soweit diese sowohl für den praktischen Verkehr wie für ihre, jetzt so reiche und die Früchte der alten Philologie selbst umfassende, Literatur ein Recht auf die Lernzeit des jungen Geschlechtes fordern, deren Raum täglich mehr beengt wird.

Da auch in der Philologie dieses Zeitraums Italien Zugführerin ist, reihen wir an dieses romanische Stammland die Genossen an, deren Volkssprachen sich nun immer mehr für das Schriftenthum ausbilden und zugleich selbst zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung und praktischer Kunde werden. Den Begründer ihrer wissenschaftlichen geschichtlich-vergleichenden Darstellung, den tiefsten Kenner ihres Baues und Wortvorrathes sowie ihres Schriftenthums, den Deutschen Frd. Diez, nannten wir bereits S. 84. 514.; auch der früh gestorbene Deutsche Fuchs arbeitete fleißig auf diesem Gebiete. Von besonderem Gewichte für die etymologische Forschung ist Diezens Vertrautheit mit den germanischen Sprachen, weil diese den grösten Einfluß auf die Gestaltung der romanischen übten. Die Geschichte der letzteren und ihres Studiums geben wir hier in ganz kurzem Abrisse nach Diezens Vorgange, und verweisen zugleich auf unser Früheres S. 84 ff. über die Entstehung und Eintheilung der romanischen Völker

und Sprachen. Auch einige Bemerkungen über die Kunde der Ursprachenreste in den romanischen Ländern fügen wir ein.

Die italienische Sprache nennt schon Isidorus von Hispalis (S. 598) XII 7, 57 als solche (lingua Italica). Die Merkmale ihres Werdens beginnen, wie bei ihren Schwestern, schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Seit dem 10. Jahrh. ist sie die Sprache der Gebildeten, jedoch nur sehr allmählich der Schrift, deren erste vollständige Proben im 12–13. Jahrh. vorkommen; im 13. Jahrh. hat sie schon wesentlich die heutige Gestalt. Indessen heißt sie noch lange „Volkssprache, lingua volgare" im Gegensatze zur lateinischen Literatursprache; Dante, der sie zuerst zum Gegenstande der Untersuchung machte, bezeichnet sie mit „vulgare illustre". Ihr erster eigentlicher Grammatiker ist der berühmte Pietro Bembo (1525). Vor seinem Werke „Prose" erschienen bereits die etwas später abgefaßten „Regole grammaticali della volgar lingua" von dem Slawonier Fortunio. Doch erst 1745 gab Corticelli die erste systematische Grammatik heraus. Vor dem ersten allgemeineren Wörterbuche von Accarisio 1543 waren bereits mehrere zu den einzelnen italienischen Klassikern erschienen. Das akademische Wörterbuch der Crusca erschien 1612; das erste etymologische von dem Franzosen Ménage zu Paris 1669, das zweite von dem Italiener Ferrari zu Padua 1676. Die Mundarten wurden, wie bei den Schwestersprachen, gröstentheils früh zu Schriftsprachen, bevor allgemach die allgemeine Literatursprache herrschend ward. In der sardischen Mundart, deren antikster Unterdialekt (von Logudoro) sich schon als besondere Sprache ausprägt (o. S. 85), besitzen wir Urkunden schon aus dem 12. Jahrhundert.

Die der italienischen in Vielem zunächststehende ost- oder dakoromanische Sprache muß ihre Gestaltung schon sehr früh begonnen, aber bei den mannigfaltigen und theilweise völlig wechselnden Bevölkerungen ihres Gebietes, verhältnismäßig spät befestigt haben. Einige Ausdrücke der Sprache rühren von römischen Militärkolonien her; aber Kaiser Trajanus, der 107 n. C. Dakien zur römischen Provinz machte, führte auch eine Menge friedlicher Ansiedler in das entvölkerte Land (Eutrop. VIII 3). Bei weitem die stärkste Sprachmischung bewirkten nicht die Vorgängerinnen der (schon gemischten) lateinischen, auch

nicht, wie den übrigen romanischen Sprachen, die Germanen, sondern die bereits im frühen Mittelalter eingewanderten Slawen, mit deren Schriftgattungen auch zuerst die ostromanische Sprache geschrieben wurde. Jetzt wird auch häufig lateinische Schrift gebraucht. Die grammatische und lexikalische Behandlung der Sprache ist noch jung. Zur Ergänzung vgl. o. S. 85. 91. über diese Sprache.

Die spanische Sprache tritt als solche oder als „Volkssprache" wiederum zuerst bei Isidorus auf; Schriftdenkmäler, zu deren ältesten bereits der Cid gehört, sind seit dem 12. Jahrh. vorhanden. In ihr und für sie ist besonders König Alfonso im 13. Jahrh. thätig. Im 14. Jahrh. schrieb der Infant Manuel den Conde Lucanor, und zwei Priester Gedichte: der Christ Juan Ruiz und der Jude „Rabbi Santo". Im 15. Jahrh. begann die grammatische Bearbeitung der Sprache; 1490 erschien das erste Wörterbuch „en Latin y Romance" von Alonso de Palencia, und schon 1492 Wörterbuch und Grammatik des berühmten Humanisten Antonio de Lebrija (Nebrissensis); im 18. Jahrh. Wörterbuch und Grammatik der Akademie, nachdem Seb. de Covarruvias Orosco bereits 1674 sein etymologisches Wörterbuch „de la lengua castellana ò española" herausgegeben hatte. Das zu dieser Ausgabe gehörige Werk über den Ursprung „de la l. cast. ò romance" von Bernardo Aldrete erhielt sein Imprimatur schon 1606. Die besten neueren Werke über die Sprache sind (Diez ungerechnet) von Deutschen verfaßt, wie z. B. das große Wörterbuch von Seckendorf.

Die iberischen Alterthümer fanden im Lande fleißige Bearbeiter. Die Basken Larramendi und Oyenart behandelten ihre alte Sprache. Außer dem großen Wörterbuche des Ersteren erschienen in neuerer Zeit kleinere für die Mundarten in Frankreich, wie von Léclufe und Salaberry.

Die zur portugiesischen Sprache gehörige Mundart von Galicien (o. S. 87) wurde seit dem 13. Jahrh. geschrieben, die portugiesische Sprache in engerem Sinne seit dem 12. Jahrh. Für sie wirkte ebenfalls ein König, Dionysius 1279–1325; sein natürlicher Sohn Pedro schrieb in Dichtung und Prosa. Außer den von Diez genannten Wörterbüchern: von Rafael Bluteau 1712 ff., dem

nur begonnenen der Akademie 1793 und dem trefflichen altportugiesischen (Elucidario) von Santa Rosa 1798 ff., verdienen noch Erwähnung: der Etymologe Duartes Nunes de Leaõ im Anfange des 17. Jahrh., dessen „Origem da lingua Portugueza" noch 1781 eines Wiederabdruckes werth gefunden wurde; Joaõ de Sousa 1789 über arabische Bestandtheile der Sprache; das große Wörterbuch des Deutschen Jh. Dan. Wagner 1811.

Spanier und Portugiesen machten sich um die Kunde mehrerer amerikanischer, afrikanischer und ostindischer Sprachen verdient, zu welcher sie ihre Entdeckungen und Eroberungen auf diesen Ländergebieten geführt hatten.

In Frankreich (vgl. S. 83 ff. 86.) scheidet sich schon in den bekannten Eidschwüren der Könige von 842 und 860 die, freilich damals auch noch voll erklingende, nordfranzösische Sprache einigermaßen von der provenzalischen des Südens. In letzterer haben wir Sprachproben um 960; die Literatur, besonders die poetische, blühte hauptsächlich im 12–13. Jahrh. Schriften über die Sprache kommen schon im 13. Jahrh. vor, in welchem auch die catalanische Mundart (oder Schwestersprache) geschrieben und grammatisch erwogen wird, deren vermuthlich ältestes Wörterbuch 1507 der vorhin genannte Antonio de Lebrija schrieb. In neuerer Zeit wurden viele Wörterbücher der provenzalischen Sprache, ihrer alten und neuen Mundarten geschrieben, die umfassendsten von dem kritischen Literaturkenner Raynouard und von dem fleißigen Sammler Honnorat.

In der nordfranzösischen Sprache wurde schon seit dem 7. Jahrh. gepredigt. Im 15–16. Jahrh. beginnt die lexikalische und grammatische Literatur, auch durch Engländer. Der bei Italien genannte Menage schrieb ein großes etymologisches Wörterbuch; ein kleineres, aber weit vollständigeres und dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft angemessenes, der Deutsche Scheler in Brüssel; ein altfranzösisches Roquefort; seitdem besonders Gachet und Littré tüchtige Arbeiten für die Geschichte der Sprache. Auch der wackere Lexikographe seiner deutschen Muttersprache, Leonhard Frisch aus Sulzbach (1666–1743), Rector zu Berlin, schrieb ein gutes etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache. Für die, seit alter Zeit

reichlich bearbeiteten, Mundarten nennen wir das ausgezeichnete, leider noch immer unvollendete, der wallonischen Sprache von Ch. Grandgagnage zu Lüttich.

Die bedeutendsten Lexikographen und Grammatiker der Kelten in der Niederbretagne sind Gregor v. Rostrénen mit seinem neuen Bearbeiter Jollivet, und vorzüglich Legonidec.

Das älteste Denkmal der raetoromanischen oder churwälschen Sprache (o. S. 86) ist ein neues Testament vom Jahre 1580. Ihre Grammatiker und Lexikographen sind, erst im 19. Jahrh., Conradi und Carisch. Auch Tobler hat viele romanische Wörter seinem Appenzeller Sprachschatze einverleibt und erklärt. Der Lexikographe der lateinischen Sprache, W. Freund, läßt vergeblich versprochene Arbeiten über die raetoromanischen Mundarten erwarten.

Wir kehren nun wieder zur klassischen Philologie und der mit ihr verknüpften allgemeineren Bildungsgeschichte zurück. Als den Vorort der ersteren im 16. Jahrh. nannten wir vorhin Italien; Wachler nennt es das Mutterland der neu-europäischen Bildung überhaupt. Es wurde dieß schon durch seine alten Überlieferungen und seine heidnischen Reliquien in Kunst und Schriftenthum, durch die Anhänglichkeit des Mittelstandes an dieselben, durch die thätige und freigebige Theilnahme der Großen. Aber nicht lange behauptete es sich auf dieser Höhe. Physisches und moralisches Verderben kam durch die französisch-spanischen Kriege (1494–1559), durch „ränkevolle Staatskunst und den irrationalen Druck des Priesterdespotismus“. Selbst der Welthandel Italiens wich dem ostindischen der Westeuropäer. Sein Volk blieb reich an Geist und Empfindung, wenn auch leidenschaftlich und leichtsinnig. Wann es einmal die „Stranieri“, die eigenen Parteiungen, den Index romanus und die Briganden vom Halse hat, hat es zu zeigen, ob es die Kraft zu einer wachsenden Wiedergeburt hat; die Vorzeichen sind großentheils günstig.

Rom blieb lange der Hauptsitz des geistigen Lebens, trotz der geistlichen Polizei; indessen waren seit dem Mediceer Leo X. (1477 bis 1521) auch einige Päpste geistig thätig. Im 16. Jahrh. sammelten die Herrscher von Ferrara, Modena u. s. w. Vertreter der Kunst und Wissenschaft um sich, verarmten aber später äußerlich und innerlich.

Florenz blieb, auch ohne Mitwirkung der Regenten (vgl. S. 610), im alten Ruhme; für Aufklärung wirkte dort im 18. Jahrh. der Fürst Peter Leopold (1765–90). In Venedig nahm im 18. Jahrh. die geistige Thätigkeit ab, wuchs aber in der Lombardei, namentlich in Mailand, unter Maria Theresia und Joseph II. (1740–90). In dieser Zeit schritten auch Neapel und Sicilien (Fürst Torremuzza 1727–94) in freier Geistesbildung fort; die traurigen Schicksale dieses Reiches im 19. Jahrh. sind bekannt.

Aldo Pio Manucci (Manucio, Manutius) aus Bassiano stiftete 1488 als Lehrer zu Venedig die aldinische Druckerei, berühmt durch ihre sauberen Klassikerausgaben; gründlicher gelehrt war sein Sohn Paolo, minder sein Enkel Aldo. Marius Nizolius aus Bersello (1489–1540) stellte Ciceros Sprachgebrauch als Muster auf. Die beiden Scaliger: Jul. Caesar aus Padua (1484–1558) und sein zu Agen in Frankreich 1540 geborener, zu Leyden in Holland 1609 gestorbener Sohn Jos. Justus, waren außerordentlich vielseitig gebildet, besonders der Sohn, aber despotische Kritiker. Als römischer Numismatiker ausgezeichnet war Fulv. Ursinus (Orsini) aus Rom (1529–1600). Der Jesuit Hor. Tursellinus aus Rom (1545 bis 1599) war Grammatiker und Historiker. Im 17. Jahrh. nahmen die philologischen Studien ab. Als fleißiger Sammler ist der in Italien lebende Grieche Leon Allatios aus Chios (1558–1669) zu nennen. Im 18. Jahrh. wurde das, neuerdings wiederholt aufgelegte, weltberühmte lateinische Wörterbuch von Jac. Facciolati und Egid. Forcellini mit dem Anhange von Jos. Furlanetto herausgegeben. Im 19. Jahrh. machte sich Cardinal Angelo Majo (S. 515. 550.) durch Auffindung und Herausgabe alter Schriftsteller, auch von Wörterbüchern des früheren Mittelalters, bekannt. Die vergleichende Sprachforschung vertreten namentlich in Mailand B. Biondelli und J. B. Ascoli, der scharfsinnig und unternehmend neue Bahnen zu brechen sucht (vgl. S. 515).

In Frankreich war das gesammte Bildungsleben in Politik, Gesellschaft, Literatur voll Bewegung und wirkte weithin auf Europa. Franz I. (1494–1547), „restaurator literarum," führte die Landessprache in das Geschäftsleben ein; in der Literatur walteten klassische und italienische Einflüsse. Heinrich IV. und sein Max. de Bethune

Herzog v. Sully (1560–1641) erkräftigten den Volksgeist — nicht bloß durch das „Huhn im Topfe" — und bereiteten Besseres vor. Für Literatur und Kunst war namentlich thätig Nic. Claude Fabre de Peiresc zu Aix (1580–1637). Cardinal Armand Jean du Plessis Herzog v. Richelieu (1585–1642), Alleinherrscher unter Ludwig XIII., bändigte die Aristokratie und schuf die glänzende einheitliche Monarchie „auf demokratischen Grundlagen", wie Napoleon III.; er begünstigte die höhere Bildung und stiftete 1635 die französische Akademie. Viel kleiner und selbstsüchtiger war sein Schüler Cardinal Jul. Mazarini aus Piscina in Abruzzo (1612–61); doch förderte auch er die Literatur. Unter Ludwig XIV. wurde Bildung Hofton und mit den reichsten Mitteln gefördert; besonders thätig war J. Bapt. Colbert aus Rheims (1619–83). Gegen die Sittenlosigkeit und den Trotz der Aristokratie unter Ludwig XV. erhob sich, als Vorläuferin der Revolution, die literarische Opposition.

Philologie und Humanismus waren vom 16–18. Jahrh., mit Ausnahme der Mitte dieses Zeitraums, sehr thätig und vom Hofe begünstigt; die Revolution wirkte zerstörend. Als Begründer humanistischer Studien gilt Guill. Budé aus Paris (1467–1540), ein gelehrter Autodidakte unter Franz I. Eine Reihe gelehrter Buchdrucker zeichnete sich aus: Et. Dolet aus Orleans (1509–45), zu Lyon als Ketzer verbrannt; Robert Etienne (Stephanus) aus Paris (1503–59), der als Protestant nach Genf flüchtete, und sein großer Sohn Henri (1528–98), der in Paris und Genf lebte und im Hospital zu Lyon starb; Adrien Tourneboeuf (Turnebus) aus Andely bei Rouen (1512–65); Guill. Morel (gest. 1564). Isaac Casaubon aus Genf (1559–1614), aufrichtiger Protestant, lehrte in Genf, Montpellier, Paris, London. Ein thätiger aber streitsüchtiger Polyhistor war Claude de Saumaise (Salmasius) aus Semur (1558–1653), der in Paris, Heidelberg und Leiden lehrte. Großartig wirksam für Alterthums- und Sprach-kunde des lateinischen wie des griechischen Mittelalters war Charles du Fresne Sieur de Cange aus Amiens (1610–88). Im 17–18. Jahrh. lebte das classicistische Ehepaar A. Dacier aus Castres in Oberlanguedoc und Anne le Fevre aus Saumur. Für Alterthumskunde überhaupt wirkte fleißig, wenn auch

nicht immer mit sicherer Kritik, der Benedictiner Bernard de Montfaucon aus Languedoc (1655–1741). Richtiger zu den Deutschen stellen wir den Archaeologen Jer. Jakob Oberlin aus Straßburg (1735–1806), der sich auch um die deutsche Sprache des Mittelalters verdient machte, indem er das „Glossarium germanicum medii aevi" seines Landsmannes Jh. G. Scherz (1678–1754) herausgab. Bei der Geschichte o. S. 532 ff. nannten wir bereits J. J. Barthélémy und den Geographen D'Anville. Für geschichtliche Alterthumskunde thätig war in neuerer Zeit Desiré Raoul-Rochette aus St. Amand (1790–1854). Neuere Sprachforscher s. o. S. 514 ff. bei der vergleichenden Sprachwissenschaft.

In Spanien war das Volk durch alte politische Romantik auch fester an die alte Gläubigkeit gefesselt, und unempfänglich für den Einfluß fremder Bildung, mit wenigen Ausnahmen der französischen und der italienischen. Selbst der Despotismus schmeichelte dem Nationalstolze, und die Inquisition fand in dem Glaubenseifer des bethörten Volkes leidigen Boden, in welchem erst im 19. Jahrh. der damals gesäte Wind langsam zum Sturme reift. Während Weltanschauung und Wissenschaft verfinstert wurden, blühte die Nationalliteratur, wie wir bereits im einzelnen sahen. Seit 1700 hemmten die Bourbons den selbständigen Fortschritt des Volksgeistes, ohne daß er in der, von ihnen mitgebrachten, französischen Bildung einen Ersatz annahm; doch wirkten sie manches Gute in der Staatsverwaltung. Ferdinand VI. (1746–58) neigte sich zu England, konnte aber den Klerus nicht beschränken und deßhalb auch das Volk nicht veredeln, obgleich Industrie und Kunst zunahmen, auch Naturkunde betrieben wurde. Mehr wirkte sein Nachfolger Karl III. (1759–88) mit den guten Ministern Aranda, Campomanes u. A.; die Inquisition wurde beschränkt, sogar die Jesuiten vertrieben (1767). Carl IV. (1788–1808) veranlaßte durch seine Schwäche die leidenschaftliche Erhebung des Volksgeistes für einen Theil seiner Freiheit, leider aber nicht für den besten und geistigen; deßhalb blieben die Ziele des neuen Strebens unsicher.

Seit dem Ende des 18. Jahrh. waren gute Specialschulen für Naturwissenschaften und Mathematik vorhanden, aber die Volksschulen

blieben schlecht. Seit der Mitte des 17. Jahrh. bereits war die Nationalliteratur im Sinken, die im ganzen zahlreichen Schriftwerke draußen unbekannt, die Philologie wenig, Philosophie und Theologie nur scholastisch betrieben. Die kastilische Sprache (S. 86) herrschte seit dem 16. Jahrh. Die spanische Akademie unter Philipp V. (1714) nahm französischen Geschmack an.

Wir verknüpfen noch einige Bemerkungen über den Gang der spanischen Bildung und Literatur mit dem Inhalt einer Recension Ferd. Wolfs über ein neuerdings erschienenes Werk von J. Amadór de los Rios in Eberts Jahrbuch der romanischen Literatur V 1. Die alte weltliche und volksthümliche, wiewohl lateinische, Volkspoesie drang einst selbst in den Gottesdienst ein. Gegen diese Entweihung sind die Verbote des ersten bracarensischen und des dritten toledaner Concils gerichtet. Wir erinnern uns an ähnliche Verbote, welche frühere Concilien und Isidorus von Hispalis gegen Circus und Amphitheater, als römisch-heidnische Überbleibsel, gerichtet hatten. Die hierauf eingeführten lateinischen Hymnen wurden ebenfalls volksthümlich. Rios findet in ihnen den verbündeten Ausdruck der Religion und des Vaterlandssinnes, welche er überhaupt zu verschmelzen liebt; Ähnliches äußerten wir vorhin, jedoch nicht mit gleichem Behagen und mehr nur für die auslebende Zeit. Nach jener Hymnik erhob sich die heroische Dichtung, zu welcher die Kriegsgesänge (cantares belicos) gehörten. Sie war seit dem 12. Jahrh. wiederum der Geistlichkeit und dem Volke gemeinsam, knüpfte sich indessen an den Classicismus an. Dieser drängte später, und zwar als Fremdling aus Italien und Frankreich, die volksthümliche Literatur des Mittelalters zurück, welche erst im 19. Jahrh., namentlich durch deutschen Einfluß, ins Leben gerufen wurde. Über die Einwirkungen spanischer Dichtung auf die deutsche haben wir uns oben bei dieser geäußert.

Auch haben wir bereits (u. a. S. 37) die frühe Verbreitung der alten römischen Sprache und Bildung in Hispanien bemerkt. Sie wurzelte tief genug, um selbständig sich fortzubilden, freilich auch ebenso zu entarten. Manche Entwickelungen dieser Art werden häufig mit Unrecht den spanischen Arabern zugeschrieben. So Rhythmus und Reim der modernen Dichtung, die vielmehr allmählich aus der lateinischen

erwachsen sind. Auch die gutturale Aussprache des spanischen Jota (j, g, x), in Europa ch, in Südamerika h, ist unabhängig von dem arabischen Organ erst später entstanden; in Portugal fehlt sie.

In Portugal verhielt es sich mit den stolzen Erinnerungen des Volkes ähnlich, wie in Spanien; indessen hielten hier die Glaubensdämonen etwas weniger die literarische Bildung nieder. Nach der schamlos drückenden spanischen Herrschaft 1580–1640 wirkte die Erhebung für das Haus Braganza nur vorübergehende Aufregung der Kräfte, welcher allgemeine Erschlaffung folgte. Französische Bildung und Literatur fanden Eingang. Unter Joseph Emanuel (1750–77) wollte Pombal par force aufklären und den Nationalruhm herstellen, verjagte auch wirklich die Jesuiten (1759) und stiftete manches Gute.

In Deutschland begünstigte die niemals zu völliger Einheit verwachsene Staatenvielheit, wie Wachler sich ausdrückt, „Selbständigkeit und Mannigfaltigkeit einer verhältnismäßig allgemeineren und reiferen gesellschaftlichen Bildung, wie sie in enger begrenzten Kreißen, als Frucht fortschreitender Entwickelung durch vielseitige Berührungen und Reibungen, zu gedeihen pflegt". Despotismus lastete nie gleichzeitig auf dem Ganzen, und ebensowenig das Monopol der Bildung von irgend einem Centralpunkte aus, Einer Hauptstadt oder Akademie.

Im 15. Jahrh. nahm materielle und geistige Bildung und Strebsamkeit zu. Maximilian I. (1459–1519) förderte Verfassung, Kunst und Wissenschaft. Nach der Reformation schlich sich allmählich die Macht der Jesuiten ein. Der 30jährige Krieg brach die „vielleicht mit Recht gefürchtete Obermacht Österreichs", verwüstete aber das Volksleben, und nahm der Nation das politische Gewicht im Ausland. Derweile waren namentlich Frömmigkeit und Dichtung nicht müßig. Für den Unterricht wirkte der edle Sachsenherzog Ernst der Fromme (1601–75); für Wissenschaft und Kunst u. A. Jh. Ph. v. Schönborn, Kurfürst zu Mainz (1605–73) und die Braunschweiger Herzöge August und Rudolf August.

Die frühe Ausbildung der Prosa spricht für frühe Geistesreife des Volkes. An ihr bethätigten sich im Anfange des Zeitraums u. a. die Folgenden, meist schon früher genannten. Meister A. Dürer (S. 586);

vorzüglich Luther; die o. S. 535 genannten Chronisten Aventinus, Kantzow und Seb. Frank. Am Ende des 16. Jahrh. schließt der witzige Jh. Fischart (o. S. 398. 491. 498.) das „kraftreiche Zeitalter", und steht selbst schon dem Volke etwas ferner. Mit der Achtung und Liebe für das Volk sinkt auch die Reinheit der Sprache in Schrift und Umgang. Bessere Schriftsteller sind u. a. der Niederländer Aeg. Albertinus aus Deventer (1560–1620), der in München lebte und hochdeutsch schrieb, ein Satiriker, aber katholischer Eiferer. Über ihm stehn die frommen norddeutschen Schriftsteller, namentlich Jh. Arnd (o. S. 371); auch der theosophische Schuster Jakob Böhme aus Görlitz (1575 – 1624), solange er nicht gelehrt schreiben will. Allbekannt ist der o. S. 373. 490. erwähnte wackere Kanzelhumorist Abraham a S. Clara. Seit dem 18. Jahrh. bildet sich mit dem Inhalte der Rede und Literatur auch die Form immer mehr aus, mit der Klarheit des Gedankens auch die des Wortes. Unübertroffen in dieser schönen Klarheit der Prosa sind namentlich W. v. Humboldt, wenn auch nicht ganz ohne behagliche Manier, und Goethe. In unserer Zeit stellt sich bisweilen dem allzu glatt gefeilten Marmor des Styls eine gleich absichtliche Unbändigkeit desselben gegenüber.

In Deutschland mit Einschlusse der Schweiz und der Niederlande erblühen die humanistischen Studien, anfänglich unter italienischer Einwirkung. Der edle Melanchthon that Viel dafür. Von seinen Zeitgenossen nennen wir: Seinen Lehrer, den Schwaben H. Bebel aus Justingen. Den Münsterländer Hermann von dem Bussche aus Schloß Sassenberg (1486–1534), der zum Theil in Italien gebildet wurde und in vielen deutschen Städten lehrte. Als Classicisten und zugleich als Forscher der altdeutschen Geschichte Hermann Grafen v. Nuenar aus Jülich (gest. 1530). Die Patricier Wilibald Pirckhaimer aus Eichstädt zu Nürnberg (1470–1530) und Konrad Peutinger zu Augsburg (1464–1547). Den „ungestüm hochsinnigen" Ritter Ulrich v. Hutten aus Burg Steckenberg nicht weit von Fulda (1488 – 1523). Die beiden Haupthumanisten dieser Zeit: Joh. Reuchlin (Capnio) aus Pforzheim (1455–1522), durch Griechen in Paris und in Italien gebildet, der (auch die hebräische Sprache) in Basel, Ingolstadt und Tübingen lehrte, und

zu dessen Schülern auch Melanchthon gehörte; und den Niederländer Desiderius Erasmus aus Rotterdam (1467–1536), der in Basel seine Heimat fand und „im Ruhme vollgültig weltbürgerlicher humanistischer Wirksamkeit für das 16. Jahrh. kaum einen Nebenbuhler hat" (Wachler), obwohl er sich zu der Reformation, der er innerlich und durch seine Wirksamkeit angehörte, aus ängstlicher Klugheit äußerlich nicht bekannte. Die Reihe der noch im 15. Jahrh. geborenen bedeutenden Philologen und Humanisten Deutschlands schließt denn chronologisch mit Ph. Schwarzert (Melanchthon) aus Bretten (1497–1560), dem „allgemeinen Lehrer Deutschlands", dem herrlichen milden Reformator, den das Gemüth zur Mystik, der Wahrheitsdrang zur Skepsis führte.

Unter den zahlreichen Philologen seit dem Beginne des 16. Jahrh. nennen wir vor allen den für Wissenschaft und Leben, insbesondere für das Schulwesen zu Nürnberg, unermüdlich thätigen Joachim Camerarius aus Bamberg (1500–74). Der hellsinnige Nikod. Frischlin aus Bahlingen (1547–90), dessen Leben jüngst David Strauß beschrieb, war Grammatiker, Lexikographe, Redner und Dichter; Friedrich Sylburg aus Wetter in Hessen (1536–96) Hellenist; ebenso Martin Crusius aus Gräbern im Bambergschen (1526 bis 1607), Lehrer zu Tübingen, der sich auch mit den Griechen seiner Zeit beschäftigte. Mehr als Humorist, denn als Ausleger der Alten, ist jetzt noch in weiteren Kreißen bekannt Frdr. Taubmann aus Wonsers im Baireuthschen (1565–1613), Professor zu Wittenberg.

Im 17. Jahrh. litt der Humanismus in Deutschland unter der zünftigen Theologie und dem Nützlichkeitsmechanismus des Jugendunterrichts, bis im 18. Jahrh. der neue Aufschwung der Philologie und aller Wissenschaft beginnt. Einige der bedeutendsten Männer sind folgende, theilweise schon früher genannte: Der Niederländer Jan Gruytere (Janus Gruterus) aus Antwerpen (1560–1627), der als Lehrer und Kritiker in Wittenberg und Heidelberg wirkte. Christoph Cellarius aus Schmalkalden (1638–1707), ein verdienter Schulmann, auch Archäologe, Orientalist u. s. w. Joh. Matthias Gesner aus Roth bei Nürnberg (1691–1761), berühmt als Stifter des philologischen Seminars zu Göttingen und als Verfasser des

„Novus linguae et eruditionis Romanae Thesaurus". Joh. Aug. Ernesti aus Tennstädt (1707–81), Theologe und Philologe, tüchtiger Humanist und Stylist. Chr. Gottlob Heyne (geb. 1729; 1789 o. S. 536 ist unrichtig), Professor in Göttingen, wirkte vielseitig und anregend auf die ganze geistige Richtung des Zeitalters; sein Schüler und Schwiegersohn war der mit ihm bei der Geschichte erwähnte Arnold Heeren (1760–1842). Der gröste Humanist dieser und der folgenden Zeit, der strengste und doch stets geistreich anregendste Lehrer der Philologie war Fr. August Wolf aus Hainrode (1759–1824), vorzüglich in Halle thätig. Ein geistreicher Kritiker war auch Jh. Gottfried Hermann aus Leipzig (1772–1848), der zugleich trefflich in griechischer und lateinischer Sprache dichtete. Der noch lebende edle Veteran der Alterthumskunde und zugleich Vertreter des besten Zeitgeistes, Aug. Böckh in Berlin (geb. 1785). Imm. Joh. Gerh. Scheller aus Ilow bei Dahme (1735–1803), Rector in Brieg, Latinist. Der S. 439 besprochene J. H. Voß (geb. 1751). Der Archäologe Böttiger in Dresden (geb. 1762). Der Hellenist Ph. Buttmann in Berlin (geb. 1764). Der feingebildete Fr. Jacobs (geb. 1764) und die S. 537 genannten Geographen der antiken Welt: Mannert aus Altdorf (1752–1834? 1756–1827?) und Ukert in Gotha; auf gleichem Gebiete arbeiteten in neuerer Zeit u. a. Bischof und Möller in Gotha und Adalbert Forbiger zu Leipzig. Die Hellenisten Imm. Becker in Berlin (geb. 1785), Franz Passow in Breslau (geb. 1786), Rost in Gotha, Pape, Classen. In Bonn die Kenner des ganzen Alterthums und seiner Sprachen F. G. Welcker, Rietschel mit seiner Schule, Jahn; mit ihnen der Latinist Fleckeisen, jetzt in Dresden. Schömann in Greifswald, noch im Alter voll Thätigkeit. Und so noch Viele der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit; denn nicht leicht ist in Deutschland eine Universität oder ein Gymnasium ohne tüchtige Kenner des klassischen Alterthums. Für die Sprachforscher außerhalb der klassischen Philologen verweisen wir wiederum auf unseren früheren ethnologischen Abriß (S. 513 ff.) Der deutsche Chn. Frd. Gräfe aus Chemnitz in Petersburg (1780–1851) gieng voran in der Versöhnung der auf ihre bisherige Alleinherrschaft stolzen und eifersüchtigen klassischen Philologie

mit der an das Sanskrit geknüpften vergleichenden Sprachforschung („das Sanskritverbum im Vergleich mit dem griechischen und lateinischen, aus dem Gesichtspunkte der klassischen Philologie“, gelesen in der Petersb. Akademie 2. April 1835). Auch die bedeutendsten philologischen Numismatiker sind Deutsche: der Österreicher Joh. Hil. Eckhel aus Enzersfeld (1737–98) und der Thüringer Jh. Ch. Rasche aus Scherbde (1733–1805); in neuester Zeit der Literaturgeschichtschreiber J. G. Th. Grässe aus Grimma (geb. 1814).

In Deutschland lassen sich Hoch- und Nieder-deutsche in der Literatur überhaupt schon längst nicht mehr genau abgrenzen, wohl aber noch der niederländische Ast der letzteren. Wie wir jedoch unter den vorgenannten Philologen auch in Deutschland wirkende Niederländer finden, so geschieht auch das Umgekehrte in der folgenden Skizze der niederländischen Philologie.

Wir haben bereits von dem Einflusse gesprochen, den die Verbindung mit Italien nicht bloß auf Gewerbe, Handel und Wohlstand, sondern auch auf Bildung, namentlich humanistische, in den Niederlanden übte. Die lateinische Sprache blieb länger, als in Deutschland, die ausschließliche Sprache der Wissenschaft, und das Studium der Römer überwog das der Griechen. Als Hellenist und Orientalist zeichnete sich aus im 16. Jahrh. Nik. Cleynarts (Clenardus) aus Diest in Brabant. Der humanistische Arzt Hadrian Junius (de Jonghe) aus Horn (1511–75) schrieb u. a. sogar für acht Sprachen einen „Nomenclator“, der jetzt noch in mehreren Ausgaben im antiquarischen Buchhandel umlauft. Gegen Ende des 16. Jahrh. ließ der Catholicismus den Humanismus im Süden verstummen; im freien Norden, besonders in Leiden, blieb er lebendig. Elias van Putschen (Putschius) aus Antwerpen (1580–1606) studierte in Leiden. Viel bekannter ist Justus Lipsius aus Isca bei Brüssel (1547–1606), der einer lateinischen Stylschule den Namen gab, aber ohne Halt in jeder Hinsicht, dazu von den Jesuiten in Köln erzogen, öfters das Glaubensbekenntnis und ebenso oft den Ort wechselte, auch einmal Professor in Jena war. Wir überspringen Viele, um einen durchaus großen Mann zu nennen: Huig van Groot = Hugo Grotius aus Delft (1583–1645), in Wissenschaft, vaterländischer und allgemein

menschlicher Thätigkeit ebenso anerkennungswerth, wie oft verkannt und verketzert, ein vollendeter Zögling der antiken Welt. Gleich vorurtheilslos als Theologe, und gründlicher Latinist war der deutsche Gerhard Joannis Voss (Vossius) aus Heidelberg (1577–1649), der auf mehreren niederländischen Hochschulen lehrte; in seine Fußstapfen traten drei Söhne, besonders Isaak (1618–89), der in England lebte. Marcus Zuerius Boxhorn aus Bergenopzoom (1612–53), Professor in Leiden, „politisierender Humanist und Historiker", interessiert uns besonders durch seine Forschungen über alte europäische Ethnologie außerhalb der klassischen. Wiederum ein Deutscher, Jh. Frdr. Gronov aus Hamburg (1611–17), Lehrer in Deventer und in Leiden, erwarb sich die grösten Verdienste um Kritik und Auslegung der römischen Klassiker; sein Sohn Jakob (1645–1716) lehrte in Leiden und in Pisa. Ebenfalls Deutsche waren Jh. G. Gräfe (Graevius) aus Naumburg (1632–1703), der in Duisburg, Deventer und Utrecht lehrte; und der originelle Peter Wesseling aus Steinfurt (1692–1764), Herodots Herausgeber. Lambert Bos aus Warcum (1670–1717) war ein bedeutender Hellenist. W. H. Nypoort in Utrecht schrieb ein, auch in ganz Deutschland verbreitetes, Werk über die römischen Alterthümer. Arnold Drackenborch aus Utrecht (1684–1748) ist vorzüglich durch seine Ausgabe des Livius berühmt. Zwei große Männer waren der S. 567 erwähnte Tiberius Hemsterhuys aus Gröningen (1685–1766), Stifter einer Humanistenschule; und sein Schüler, der Westfriese Ludwig Caspar Valckenaer aus Leeuwarden (1715–85), allseitig klassisch gebildet. Einer von Hemsterhuys besten Schülern war der Deutsche David Ruhnken aus Stolpe (1723–98); dessen Schüler, Daniel Wyttenbach aus Bern (1747–1819), lehrte in Amsterdam und Leiden als trefflicher Humanist.

Um das Studium der Muttersprache und ihrer Mundarten machen sich seit Luther, dessen hochdeutscher Bibelübersetzung die niederdeutsche von Bugenhagen sich zunächst anschließt, viele Nieder- und Ober-deutsche, sowie Schweizer und Niederländer verdient, von welchen wir nur die bedeutendsten kurz nennen. Im 16. Jahrh. tritt eine Reihe deutscher Grammatiker auf von Val. Ickelsamer bis

auf Jh. Clajus. Bedeutenderes geschah für die Lexikographie. Der deutsche Ungar H. Henisch (1549–1618), der in Augsburg lebte, schrieb ein leider unvollendet gebliebenes deutsches Wörterbuch. Dem Germanisten höchst schätzbar bleiben aus dieser und der nächstfolgenden Zeit die deutschen Wörterbücher der Schweizer Friis und J. Maaler (Pictorius) zu Zürich, Peter Dasypodius (Rauchfuß, wenn nicht etwa Häslin) aus Frauenfeld, der 1559 als Professor der griechischen Sprache zu Straßburg starb; des (S. 396 als Fabeldichter erwähnten) Hessen Alberus aus Sprendlingen; des Thüringers Caspar v. Stieler (des „Spaten") aus Erfurt (1632 bis 1707), dem der Schlesier Steinbach folgte; des musterhaften und selbst noch für die Gegenwart unschätzbaren deutschen und französischen (S. 624 genannten) Etymologen und Sprachgeschichtskenners J. Leonhard Frisch aus Sulzbach, Rectors zu Berlin. Kenner der hoch- und nieder-deutschen Sprache war G. Schottel aus Eimbeck (1612–76). Die Alterthümer deutscher Sprache und Bildungsgeschichte durchforschten im 17–18. Jahrh. Schilter, Leibnitz, Eccard, und die Lexikographen Wachter, Scherz und sein Bearbeiter, der S. 628 bei Frankreich genannte Oberlin. Joh. Christoph Gottsched aus Judithenkirch bei Königsberg (1700–66) wurde das Haupt einer engherzigen Schule, regte jedoch vielfach an; ihm gegenüber stand besonders der Schweizer J. J. Bodmer aus Greifensee (1698–1783), der auch altdeutsche Gedichte bekannt machte. Unendlich fleißig war der Pommer Jh. Christoph Adelung aus Spantekow (1732–1806), der außer seinem großen deutschen Wörterbuche auch das mittellateinische von Du Cange epitomierte und die erreichbaren Sprachen aller Völker in seinem „Mithridates" zusammenfaßte, wie er denn auch in seinem deutschen Wörterbuche für seine Zeit Großes für Etymologie und Vergleichung that. Unter den folgenden deutschen Lexikographen bis auf die Gebrüder Grimm und den ihnen ebenbürtigen Baiern A. Schmeller (o. S. 513) zeichnet sich Campe durch Quantität, Heyse durch Qualität aus. Neben und nach dem Grimm'schen Wörterbuche gilt Ersteres für Hoffmann, Letzteres für Weigand.

Das bedeutendste niederländische Wörterbuch früherer Zeit ist das vergleichende, von Cornelis van Kiel aus Duffel in Brabant

(Kilianus Dufflaeus; starb 1607) verfaßte, von Ger. Hasselt aus Arnheim vermehrte und 1777 herausgegebene. Gegenwärtig wird ein vielversprechendes großes Wörterbuch ausgearbeitet unter der Leitung von De Vries zu Leiden, der mit Jonckbloet zu Deventer am gründlichsten die alte Sprache und Literatur des Landes durchforscht. Beide, sowie die Friesen Halbertsma und Ehrentraut, nannten wir schon S. 516 in der ethnologischen Übersicht. Ebenso Schmeller, Frommann und Firmenich-Richarz für die gesammten deutschen Mundarten, deren Werth zuerst Fulda im vorigen Jahrh. erkannte. Unter den zahlreichen Lexikographen der Mundarten in neuerer Zeit nennen wir: für die bairischen wiederum Schmeller, die österreichischen Höfer, Lexer und Schöpf, die schwäbische Schmid, die schweizer-deutschen Stalder und Tobler, die hennebergsche Reinwald (an einem umfassenden thüringer Idiotikon arbeitet Regel in Gotha), die westerwäldische Schmidt, die nassauischen insgesammt Kehrein in Hadamar (für die verwandte wetterauer arbeitet der vorhin genannte Weigand in Gießen; auch ich habe dafür gesammelt); für die niederrheinischen (halbniederdeutschen) Weitz und Müller, auch viel Älteres in meinem Glossarium latino-germanicum; für die rein niederdeutschen viele treffliche Arbeiten: die grösten sind Tilings bremer, Schützes holsteinisches und das, leider durch den Tod seines Verfassers Kosegarten unterbrochene, allgemein niederdeutsche Wörterbuch; sodann die kleineren von Strodtmann über die osnabrücker, Richey über die hamburger, Schambach über die grubenhagen-göttinger, Danneil über die altmärkische, Stürenburg über die ostfriesische Mundart, vieler kleinerer Sammlungen nicht zu gedenken, wie der von Wöste und Lyra über die merkwürdigen westfälischen Mundarten.

Großbritannien war, nach langen Zerrüttungen, von Heinrich VII. (starb 1509) im Inneren geordnet, verfiel aber „durch des launisch-despotischen Heinrichs VIII. (starb 1547) selbstsüchtige Umgestaltung des Kirchenwesens“ in neue Zwiste, durch welche die Sehnsucht nach gesetzlich befestigter Freiheit in Glauben und Leben sich erhöhte. Elisabeth (1558–1603) würdigte „die alleingültige Kraft des begeisterten Gemeinwillens“. Das wiedererstarkte Volksthum bildete sich

an klassischen und italienischen Mustern, und fand den reinsten Ausdruck in dem Drama (vgl. o. S. 465). Der Fleiß in Philologie, Geschichte und Mathematik wuchs zugleich mit dem immer großartigeren industriellen Fortschritte. Der anmaßende und pedantische Episkopalist Jakob I., der Englands (1706 vollendete) Verbindung mit Schottland bewirkte, ließ das königliche Ansehen sinken, und vererbte die „theologisierende Machtwillkür“ auf seinen unglücklichen Sohn Carl I. (hingerichtet 1649). Die Republik (bis 1660) war ungünstig für Literatur und Kunst. Unter Kämpfen bis zur hannoverschen Dynastie (1714) reifte mit der Verfassung der Volkssinn, den Wachler so charakterisiert: „besonnene Freiheitsliebe, Sicherheit der öffentlichen Meinung, fortschreitende Verallgemeinerung der geistigen Bildung und humoristische Kühnheit in Behauptung der Volksgerechtsame.“

Auch hier waren Philologie und Protestantismus Bundesgenossen, und seit dem 17. Jahrh. nahm der Humanismus zu, durch den Verkehr mit den Niederlanden unterstützt. Aus dem 16–17. Jahrh. nennen wir nur den Deutschen Franz Junius aus Heidelberg (1589–1677), der in England und in Amsterdam verdienstvolle Werke über die Malerei der Alten und über deutsches Alterthum und Sprache herausgab. Großartig und selbst in Verirrungen noch lehrreich steht der Theologe und kritische Philologe Richard Bentley aus Oulton in Yorkshire (1662 – 1742) da. Sein Geistesbruder R. Porson in Cambridge (1759–1808) war Hellenist; ebenso der Franzose und protestantische Flüchtling Mich. Maittaire (1667–1747), der an der Westminsterschule angestellt war.

Für das geschichtliche Studium der angelsächsischen Sprache arbeiteten namentlich seit dem 17. Jahrh. W. Somner, Th. Benson, Edw. Lye, Owen Manning, in neuerer Zeit J. Bosworth, Kemble, dessen Arbeiten durch seinen allzufrühen Tod unterbrochen wurden, die Deutschen Bouterweck, Ettmüller, Leo, Rieger. Für die neue englische Sprache: u. a. Johnson, Walker und neuestens Worcester; Regel in Gotha arbeitet auch an einem englischen Etymologikon. J. Grimm als Meister versteht sich bei allen germanischen Sprachen von selbst.

Die beiden Keltenstämme in Großbritannien sind von jeher thätig für ihre Sprachen. Wir beschränken uns darauf einige der

umfassendsten neueren Wörterbücher zu nennen: der galischen (gaidelischen) Sprache: in Irland von O'Brien, in Schottland von Armstrong und von der Highland Society, altirische Glossen von Whitley Stokes; der kymrischen: von Owen Pughe, Richards; der kornischen: von Norris. Vorarbeiter für die Vergleichung der keltischen Sprachen war der Kymre Lhwyd. Andre Bearbeiter haben wir S. 515 erwähnt.

Skandinavien ist durch weit lebendigere Erinnerungen mit seinem alten Volksthum verbunden, als Deutschland, verdankt diesem aber den grösten Theil seiner modernen Bildung und viele Anregungen zur Selbstthätigkeit in Wissenschaft und Literatur. Wir haben S. 502 seine bedeutenden Verdienste, vorzüglich Schwedens, um die Naturwissenschaften gewürdigt. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. war der geistige Verkehr Dänemarks mit Deutschland sehr rege, und seine Könige Friedrich V. VI. waren auch für deutsche Dichter und Gelehrte freigebige Mäcenaten.

Schweden wurde durch Gustav Wasa (1521–60) von der „kirchlichen Zwingherrschaft" befreit, jedoch im geistigen Fortschritte gehemmt durch Regierungsunruhen und durch „die emporstrebende Aristokratie", obgleich auch diese höhere Interessen besaß. Gustav Adolf war nicht bloß ein Held, sondern auch ein guter Schriftsteller, wie das Bruchstück seiner Autobiographie (Historia ofver sig sjelf) zeigt. Er sorgte selbst vom Feldlager aus für den Volksunterricht; aber im ganzen war sein Streben nach weitreichender Macht dem Staatswohle nicht förderlich. Seine Tochter Christine (1626–89), „eine seltsame Mischung von weiblicher Eitelkeit und männlicher Kraft, von pedantischer Gelehrsamkeit und geistiger Freisinnigkeit, versammelte die grösten Gelehrten an ihrem Hofe" (Wachler), kaufte Bücher und Kunstsachen, aber nicht für das von ihr als roh verachtete schwedische Volk, und verschwelgte später im Ausland „ihre Zeit in literarischen und artistischen Umtrieben". Bis zu Carl XII. (1697–1718), der die Staatskräfte vollends erschöpfte, gedieh nur etwa vaterländische Geschichtsforschung. K. Friedrich (1720–51) verbesserte Manches. Gustav III. (1771–92) suchte Staatseinheit und königliche Macht durch einen glücklichen Machtstreich herzustellen, förderte die Bildung, redete und

schrieb persönlich gut, hieng jedoch sehr von französischem Geschmack ab. Sein Sohn Gustav IV. (1792–1809) beschränkte die Presse und bevormundete das öffentliche Leben durch, wenn auch wohlgemeinten, „Rechtsglaubigkeitsdespotismus". Seit Carl XIII. (1809–18) begann freiere Regsamkeit. Die Unterrichtsanstalten sind im allgemeinen gut, wenn auch noch, wie vieles Andere im Lande, zeitgemäßerer Formen bedürftig. In neuerer Zeit wird Viel geschrieben und gelesen, und die Verbreitung der Bildung unter allen Ständen rüttelt an den oft noch hoch aufgerichteten Scheidewänden zwischen ihnen, wozu jetzt auch, wie fast überall, der sociale Tendenzroman Viel beiträgt.

Für die Philologie ist in Skandinavien nicht gar Viel geschehen, obwohl Bekanntschaft mit ihr allgemein ist, selbst auf dem entlegenen Island. Die stets bewahrte Liebe und Achtung für das heimische Alterthum bethätigt sich besonders in neuester Zeit auch für das Studium der alten Sprache, die in verhältnismäßig sehr geringem Wandel auf Island noch lebendig ist. Des Isländers Bjorn Haldórsson aus Sandhlauksdalur (1724–94) altnordisch-lateinisch-dänisches Wörterbuch, welchem seit 1636 einige sehr mangelhafte, neben besseren Glossarien zu einzelnen Werken, vorausgegangen waren, wurde erst 1814 von dem nachmals berühmt gewordenen dänischen Sprachforscher R. K. Rask — der auch eine Grammatik der Sprache schrieb — herausgegeben. Ihm folgten: ein dänisch-isländisches Wörterbuch des Isländers Konrádh Gíslason 1851; 1863 ein zwar umfassendes, aber vielfach ungenügendes altnordisch-dänisches Wörterbuch des Isländers Eiríkur Jónsson; ein seit 1862 in Lieferungen herauskommendes des Norwegers Jh. Fritzner enthält die Wörter der Prosa und ein vor wenigen Jahren von dem Isländer Sveinbjörn Egilsson herausgegebenes die der Poesie. Andere sind zu erwarten. Kleinere Wörterbücher gaben u. A. zwei Forscher des Namens Dietrich, der Eine, ein Schwede, aus den runischen Inschriften, der Andre, ein Deutscher und vielseitig bedeutender Sprachforscher (vgl. o. S. 390 ff. 515. 516.), Professor der Theologie zu Marburg, bei einem Lesebuche. Ausführliche Nachricht über die altnordische Lexikographie hat Konrad Maurer im Anzeiger des Germ. Museums 1863 Nr. 12 gegeben.

Der bedeutendste Lexikographe der schwedischen Sprache und ihrer Mundarten im 18. Jahrh. war Ihre, der dänischen Mundarten im 19. Jahrh. Molbech. Nach Grimms Vorgange arbeiteten namentlich schwedische Grammatiker. Über Norwegens Mundarten schrieben dort Munch und Aasen. Norweger ist auch der große Indologe Lassen in Bonn, den wir nebst andern Skandinaviern schon S. 513 ff. bei der vergleichenden Sprachforschung nannten.

In Böhmen war die im 13–14. Jahrh. beginnende Nationalliteratur unter Rudolf II. (1577–1612) in Blüte, wurde aber durch den 30jährigen Krieg erdrückt, und hob sich in der nun folgenden hierarchischen Finsternis nicht wieder, bis unter Joseph II. wieder Mehr geschrieben wurde, doch meist nur in deutscher Sprache. Seitdem aber traten, großentheils in czechischer Sprache schreibend, mehrere bedeutende nationale Geschichts- und Sprach-forscher auf, wie die schon erwähnten Palacki und Schafarik, sodann Hanka u. A. Die neuesten nationalen Bestrebungen haben bis dahin nur politische und mitunter kirchliche Hebel gebraucht und für die Bildung nur Versuche gemacht, für die altgewohnten Kunstausdrücke neue czechische einzuführen. Es darf nicht vergessen werden, daß nicht bloß im Laufe der Zeit eine zahlreiche deutsche Bevölkerung in Böhmen eingewandert ist, sondern daß schon aus der vorchristlichen Zeit, wie neueste Forschung herausstellt, merkwürdige Zeugnisse deutscher, in die czechische eingedrungener, Volks- und Glaubens-sage vorhanden sind (vgl. S. 271). Namentlich sollten die gegenwärtigen czechischen Restauratoren der Prager Hochschule bedenken, welchen Antheil an ihrer vormaligen Größe die Deutschen hatten. Sodann sollten sie, wenn sie das Volk und seine schöne Sprache auf die Höhe der Zeit heben wollten, dem nie in ihm erloschenen protestantischen Geist zu seinem Rechte verhelfen, statt mit dem Pfaffenthum Bündnisse zu schließen, das neuestens u. a. eben auf der Nationaluniversität seinen fanatischen Gegensatz gegen den Zeitgeist beurkundet.

Aus einem slawischen Volksstamme, der noch schneller und sicherer, als der czechische, sich germanisiert: dem slowenischen (windischen, crainerischen) nämlich, ist der S. 514 als der bedeutendste Kenner der gesammten slawischen Sprachen und ihrer Geschichte genannte Professor Miklosich in Wien hervorgegangen. Ihm zur

Seite steht auf diesem Gebiete der Deutsche Schleicher in Jena, der noch tiefer in die litauische Sprache eingedrungen ist, und den wir bereits S. 514 überhaupt als einen vergleichenden Sprachforscher ersten Rangs nannten.

Für die wohllautreiche Sprache Serbiens, die einen Schatz episch-lyrischer Volkslieder besitzt, hat Wuk Stefanowitsch Karadschitsch aus Tertschitschi im Jadarthal an der serbisch-bosnischen Grenze (1787–1864), ein edler Mann aus dem Volke, um das er sich mehrfach verdient machte, ein schätzbares Wörterbuch geschrieben, das durch unsern J. Grimm bevorwortet wurde. Neuestens ist auch die merkwürdige Sprache der, dem Grundstocke nach nicht slawischen, Bulgaren von Miklosich u. A. wissenschaftlich dargestellt worden.

In Russland zog der Wille der Herrscher: Peters d. G. und Katharinas d. G., deutsche und französische Bildung in das Land, aber nicht in das Volk, nur in die höheren Stände. Paul I. (1796) versuchte bereits wieder, eine Gedankensperre gegen das Ausland zu errichten; aber die altrussische Partei, die auch jetzt noch namentlich gegen die deutschen Bildungs- und Verwaltungs-einflüsse thätig ist, ist nicht gebildet genug, um aus dem Schatze ihrer eigenen Gedanken Ersatz für die verpönten fremden bieten zu können. In Petersburg ist die Wissenschaft, und insbesondere die außerklassische Sprachkunde, glänzend vertreten durch eine Anzahl schon S. 515 genannter zum Theil in Russland, namentlich in den Ostseeprovinzen, geborener Deutschen. Die traurigen Wirren der Gegenwart hemmen den von Alexander II. geleiteten Fortschritt. Es kann aber nicht lange ausbleiben, daß ein neubeseeltes Unterrichtswesen sich über das große Volk verbreite. Seine Confession, obschon durch die altslawische Kirchensprache, die Synode und den an die Stelle des ausländischen Patriarchen tretenden Kaiser nationalisiert (vgl. S. 279), knüpft das Volk an das byzantinische Griechenland. Es wird sich dann später zeigen, ob sich seine neue Bildung auf das antike Griechenland stützen wird, welches es nicht erst, wie das Abendland, durch römische Vermittlung zu erreichen hat.

In Polen war seit Ende des 15. Jahrh. nur Adel und Geistlichkeit frei, dem Königthum gegenüber, auch eines Jh. Sobieskys

Wirksamkeit hemmend. Doch waren diese Stände auch ausschließlich, oft in nicht geringem Maße gebildet, und der Reformation zugeneigt, die in dem ungebildeten und rechtslosen Volke keine Wurzel faßte. Im 17. Jahrh. waren die Jesuiten mächtig, und wirkten besonders von Wilna aus gegen den von den besseren Piaristen geleiteten Volksunterricht, unterdrückten die Krakauer Universität, nährten Glaubenszwist, förderten Scholastik und barbarisches Latein! Bekannt ist der Spruch: „Nos Póloni non cúramus quantitatem syllábarum“. Aus dieser Zeit stammt wohl der Gebrauch des Lateinischen im Umgange (angeblich) in mehreren Gegenden. Der kunstsinnige, aber sittlich gesetzlose deutsche König August der Starke brachte den Polen keine deutsche Bildung, und seiner deutschen Heimat nur Unheil. Den politischen Versuchen der Patrioten (1791) folgte die Auflösung des Staates (1794). Die Bestimmungen des Wiener Congresses wurden so ausgeführt, daß jetzt das moderne Recht der Thatsachen die Entscheidung zu treffen hat. Es dekretiert vielleicht die Auflösung des Volksthums, dessen schwere Martyrien immer Beimischungen hatten, die sie mehr nur zum Gegenstande lyrischer Theilnahme, als hoher epischer Tragik machten, und die ihnen jetzt die bedenkliche Sympathie der katholischen Mächte als solcher verschaffen, mit Einschlusse der päpstlichen Unmacht. Daß unter den politisch Geächteten der neueren Zeit sich die bedeutendsten Schriftsteller befanden, wie der Historiker Joachim Lelewel aus Warschau (geb. 1786), der hochbegabte Dichter Adam Mickiewicz aus Litauen (geb. 1798), ist aus der eigenthümlichen Zusammensetzung der Bewegungsparteien in Polen erklärlich.

In Ungarn war die S. 612 erwähnte importierte und großentheils aus Italien entlehnte literarische Hofkultur des großen Matthias Corvinus Werk, und verschwand mit ihm. Darnach kam aristokratischer Rottengeist, Türkenkrieg, innere Fehde und Rohheit. Die Reformation brachte deutschen Geist ins Land und besserte die Schulen; aber die Reaction der Jesuiten und Leopolds I. richtete wieder viel Gutes zu Grunde. Joseph II. suchte das Gute und deutsche Bildung auf Kosten des Volksthums zu octroyieren, und hatte bald Volk, Adel und katholische Klerisei gegen sich. Die Magyaren vergaßen ihren finnischen Ursprung, nicht aber das Recht des Erobervolkes, trotz mehrfachen

aber nie dauernden Unterliegens, auf eigenen Füßen und dabei auf den Köpfen der weit zahlreicheren fremden Stämme im Lande zu stehn. Diese aber machen in neuester Zeit ebenfalls ihr Nationalitätsrecht geltend, durch das kluge Divide et impera! der österreichischen Regierung unterstützt.

Die Magyaren haben immer, und besonders in unserem Jahrhundert, einen Hauptträger ihres Volksthums und ihres politischen Übergewichts in ihrer Sprache gesucht und folgerecht diese auch zum Organe der Dichtung und der Wissenschaft erhoben und ausgebildet. Aber sie können es nicht dahin bringen, daß diese Sprache in weiteren Kreißen außerhalb des nationalen bekannt und studiert werde — eine Ehre, die unter gleich zahlarmen Völkern nur das hellenische erringen konnte! Am leichtesten fügen sich noch die eingewanderten Deutschen der sprachlichen Magyarisierung, die bei den älteren Verwandten der siebenbürger Sachsen in Ungarn schon beinah durchgeführt ist. Aber da die Magyaren selbst am wenigsten geneigt sind, sich dem massenhaften Slawenthum anzuschließen, dem sie an Bildung wie an politischer Mündigkeit überlegen sind, so sind sie, trotz ihres Widerstrebens, auf der andern Seite viel zu nahe — und auch in politischen Interessen eben dem Slawenthum gegenüber — mit dem weit früher und höher gebildeten deutschen Volke verbunden, um nicht immer mehr auch in Wissenschaft und Kunst dessen Schüler und Vasallen zu werden. Sie versuchten im Jahre 1848 mit dem neuorganisierten Deutschland in engeres Bündnis zu treten, und sandten deßhalb mit Dionys Pazmandy (1816–56) auch ihren besten Geschichtsschreiber nach Frankfurt a. M., Lad. Szalay aus Ofen (1813–64), einen edlen und reich begabten Mann, der am 17. Juli d. J. plötzlich zu Salzburg starb. — Wann und wie entstand der bekannte Gebrauch eines nicht sehr klassischen Lateins in Ungarn sowohl als Sprache der Gesetze und Urkunden, wie des alltäglichen Verkehrs, und zwar nicht bloß, wie früher in vielen andern europäischen Ländern, unter ganz oder halb Gelehrten? War die Vielzüngigkeit der Bewohner die alleinige Ursache? Wenigstens in den Gasthäusern der Donaustädte gebrauchten noch vor kurzem die Kellner dieses Lateinisch zum allgemeinen Verständigungsmittel, wie in andern Ländern das Französische.

Im übrigen Südosten Europas haben wir bereits mehrfache Gelegenheit gefunden, den immer mehr gelockerten, an mehreren Stellen schon völlig gesprengten Bann der türkischen Gewaltherrschaft und die Ermannung der von ihr unterdrückten Nationalitäten ins Auge zu fassen.

Die Türken besiegten einst das arabische Khalifat und das griechische Kaiserthum, zuerst in Kleinasien, endlich in Europa, ohne, wie einst die Römer und die Germanen, die höhere Bildung der Besiegten als Beute zu gewinnen. Am meisten noch nahmen sie mit dem Islam arabische und demnächst persische Bestandtheile in Sprache und Bildung auf, und das arabische Alphabet mit wenigen Modificationen an. Wie sehr sie aber bis heute als herrschende Minderheit der Bildungsfähigkeit des arabischen Stammes nachstehn und deren Entwickelung selbst in der bedeutendsten und nothwendigsten Thätigkeit des Außenlebens, namentlich der Volkswirthschaft, stören und hemmen, zeigt sich in den jüngsten Tagen in Aegypten.

Die Träger des mohammedanischen Wissens in Konstantinopel waren und sind noch fast nur die Ulemas als Theologen und Juristen. Für sie bestanden schon vor der Eroberung, seit 1327, besondere Schulen. Freier bewegten sich schon die Dichter, die den feinsten Theil ihres Volksthums nach persischen Mustern ausbildeten; manchmal ahmte der Hof das Khalifat als freigebiger Gönner der Literatur nach. Erst seit 1727 besitzen die Türken eigene Druckereien in Konstantinopel; aber ebendaselbst schon seit 1576 die Juden, denen sogar der Druck türkischer und arabischer Werke untersagt war.

Der Zahl nach übertreffen die Slawen im türkischen Reiche sowohl die Türken selbst, wie die übrigen Stämme: Griechen, Romanen, Albanesen, Armenier, Juden, Zigeuner. Als selbständiges Kulturvolk kommen bis jetzt nur die Griechen in Betracht, mit ihrem noch um das eigene Leben ringenden kleinen Königreiche und mit ihren Hoffnungen auf die Herstellung des byzantinischen Kaiserreichs.

Wir haben ihre Bildungsgeschichte im einzelnen bis zu dem völligen Untergange jenes Reiches verfolgt, nach welchem unser letzter Zeitraum anhebt. Die Türkenherrschaft drückte sie physisch und sittlich

nieder, konnte aber ihr zähes Volksthum nicht brechen. Selbst der Theil der kleinasiatischen Griechen, der die türkische Sprache angenommen hatte, diese aber mit griechischen Buchstaben zu schreiben pflegte, behielt griechisches Volksthum und Glaubensbekenntnis. Im früheren Kaiserthum Trapezus, wo sich die griechische Sprache neben der türkischen und der lasischen der kaukasischen Urbewohner erhalten hat, bleibt auch bei dem äußerlich zu Mohammedanern gewordenen Landvolke das Bewustsein des alten Erbes und die Hoffnung auf dessen Wiedergeltendmachung bis heute lebendig. Die turkisierten Christen in mehreren kleinasiatischen Städten haben neuerdings griechische Lehrer für sich und ihre Kinder berufen, um die Sprache der Voreltern wieder einzuführen. In Smyrna und in Europa hat die griechische Sprache ziemlich viele türkische Wörter aufgenommen, unter diesen auch turkisierte persische und arabische; demnächst viele italienische, vorzüglich auf den ionischen Inseln; aber nur wenige slawische, albanesische und ostromanische, so weithin und zahlreich diese Volksstämme unter den Griechen hausten und noch hausen. Dagegen sind von den Slawen des Mittelalters mehr örtliche Eigennamen zurückgeblieben. Die meisten Albanesen gebrauchen als Schriftsprache die griechische, und die Männer hauptsächlich reden sie auch, wenigstens im griechischen Königreiche. Ihre eigene Sprache ist überall voll griechischer Einwanderer; weniger die romanische. In einigen Bezirken haben selbst die Türken frühe die griechische Sprache angenommen. In den romanischen Donaufürstenthümern war früher das byzantinische Griechenthum sammt seiner Sprache weit mächtiger, als jetzt, wo die nationale Gestaltung mit den Türken so ziemlich auch die Griechen ausschließt und die Russen ausschließen möchte, selbst um sie gegen die Österreicher auszutauschen, wenn kein andrer Ausweg wäre. Einer der bedeutendsten Geschichtsschreiber des ostromanischen Landes und Volkes ist der Grieche Dan. Philippides aus Miliae (18. Jahrh.); des Deutschen Sulzer Verdienst auf diesem Gebiete erwähnten wir oben S. 536.

Nach der türkischen Eroberung wurden die meisten (neu-) griechischen Bücher im Auslande gedruckt und meistens auch geschrieben u. a.: in Bukuresti und Jassy, in Venedig, Paris, Leipzig, Wien,

wo Neophytos Dukas Übersetzungen der Klassiker herausgab (1806 ff.), die Zeitschrift ὁ λόγιος Ἑρμῆς u. s. w. erschien; auch auf den ionischen Inseln, in Odessa; in Zürich erschien eine schöne Ausgabe mit deutscher Übersetzung der Παραινέσεις πολιτικαί des besten griechischen Philologen der Neuzeit, des edlen Vaterlandsfreundes Ad. Korais (S. 510). Seitdem ist Athen wieder der Hauptsitz der griechischen Literatur und Bildung, deren Entwickelung noch mit vielen Hindernissen zu kämpfen hat, gleichwohl aber sich kräftig regt, wofür einige Belege oben bei den einzelnen Fächern zu finden sind. Übrigens bestanden immer in den bedeutenderen Städten, auch Kleinasiens (Smyrna, Kydoniä, Aïvali), „hellenische" Schulen und Gymnasien, freilich oft verkümmert und unterdrückt. Die Archive, Bibliotheken und theologischen Unterrichtsanstalten der Athosklöster sind gröstentheils slawischen Ursprungs, und die Russen erbten ihren Schutz von den Byzantinern. Sie haben viele mittelgriechische und slawische Urkunden erhalten. In den türkischen Bibliotheken zu Konstantinopel dagegen ist der mohammedanische Osten ausschliesslicher vertreten, als wir hofften.

Die Künste.

Die Tonkunst.

Wir geben nun noch einen Abriß der Kunstgeschichte, wobei wir wiederum die Entwickelung der Künste an sich nicht als unsern Hauptzweck betrachten, sondern vielmehr die Entwickelung des Kunstsinns unter den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Zeiträumen der allgemeinen Bildungsgeschichte.

Unmittelbar an die redenden Künste, vorzüglich die Dichtkunst, reiht sich die Tonkunst. Wir haben bei jenen bereits häufig dem hier beginnenden Hauptstücke vorgegriffen, wo zum Worte oder zur dichterischen und festlichen Handlung der Klang sich gesellte, sei es nur begleitend, oder mit jenem im Gesange zweieinig verschmelzend. Wir werden desshalb manches früher Besprochene hier wiederholt

berühren, für anderes die Erinnerung und wechselseitige Ergänzung bei unsern Lesern voraussetzen dürfen.

Wie dem nur sich selbst verstehenden und achtenden Volke die Sprache des fremden als barbarische, als Gewälsch, Vogelgezwitscher u. dgl. lautet, so auch dessen Gesang als Geheul und Geschrei, als ululatus, barditus u. s. w., und selbst die ganze Volksstimme als mistönende, als vox rauca. Freilich treffen in solchen Bildungszeiträumen die Völker am häufigsten feindlich zusammen, und der wilde wüste Ausdruck des Hasses, der Kampflust und der Verzweiflung übertönt jedes melodische Element bei den Sängern selbst, vielmehr noch für das Gehör des Feindes. Ein Andres ist es mit der wirklichen und ursprünglichen Verschiedenheit des Tonsinnes und seiner Ausbildung, sowie der Stimmlage und Gesangesfähigkeit bei den Völkern und in den verschiedenen Klimaten, deren wir früher gedachten. Joh. Diaconus, Papst Gregors d. G. Lebensbeschreiber, macht eine gräuliche Schilderung von den Stimmen der Deutschen, die den gregorianischen Kirchengesang nicht erlernen konnten; Schletterer a. a. O. 19 erklärt dieß aus dem ihnen fremdartigen Wesen dieses Gesanges. Ewig schade, daß uns die oben S. 388 nach Jornandes angeführten Gesänge der Goten mit Citharenbegleitung nach Worten und Weisen verloren sind, wie so viele andrer germanischer Völker! Wer weiß, ob nicht irgendwo noch ein schwacher Nachhall von ihnen im Volksgesange lebt, sei es auf deutschem Boden, sei es auf fremdem, in welchem die alten Sänger begraben liegen — ein Nachhall, der uns nicht so fremdartig und wild ertönte, wie einst dem Römer der Gesang der „Barbaren".

Die gröste Mannigfaltigkeit zeigt, trotz mancher mehr dynamischer als geschichtlicher Verwandtschaft, die Tonweise des eigentlichen Volksliedes. An dieses hängen sich die wilden Ranken des sinnlosen oder sinnlos gewordenen Schluß-, Anfangs- oder Zwischen-satzes, des Ritornellos, Estribilhos u. s. w., Jubel- und Klage-laute, selbst Brummstimmen und Pfiff. Auch das Unverstandene und sofern Sinnlose wird doch empfunden; selbst das streng mathematische Gesetz der ausgebildetesten Tonkunst bezweckt ja nicht ein symmetrisches Kunststück, sondern einen schönen Eindruck auf die gebildete Empfindung.

Mit dieser passiven Bildung geht die active der Weise, der Harmonie, der Stimme und des Vortrags, der Ton- und Musik-werkzeuge Hand in Hand. Der orphische Gesang, der Thiere und Furien bändigte, ergreift und entzückt auf höherer Stufe die gebildetesten Menschen. Noch bemerkbarer tritt, selbst in kurzen Zeiträumen, die Veredelung der musikalischen Instrumente hervor. Selbst die Maultrommel erwächst zur Physharmonika, die Drehorgel zum Harmonion, während sie in primitiver Gestalt die „Cultur nach Süden trägt" und mit dem Gehöre vielleicht auch das Gemüth der Negerkönige europäisch stimmt.

Die Mannigfaltigkeit der volksthümlichen Musik entspricht der des Volkscharakters, der Sitte und Bildungsstufe überhaupt. Sodann der der Örtlichkeit, in welcher Klänge und Gesänge wiederhallen, wie z. B. des Meeres, in welches der (von Rossini kunstreich nachgeahmte) italienische Marinaro und der griechische Naftis (ναύτης Schiffer) seine Rufe hinaussingt, letzterer auch uralte (ἴα μάλα, ἔα μόλα!); oder des Waldes mit seinem Hall und Wiederhall, welchen Waldhorn und Jägerchor nachahmt; der Alpe und des Alpenthals, wo der germanische wie der romanische Schweizer seinen Kuhreigen ertönen läßt, und der Juchzer des Tirolers sich bis zum melodischen Jodeln verschönert.

So wird es begreiflich, daß die Musik eines Volkes, einer Landschaft, oder auch eines Zeitraums in andern Räumen und Zeiten wenig oder nicht empfunden, eher noch durch den vergleichenden und erklärenden Verstand richtig aufgefaßt wird. Manchmal erscheinen einzelne Sympathien einander sonst ganz fernstehender Völker als Launen des Geschmacks, wenn sie anders auf zuverlässiger und umfassender Beobachtung beruhen, wie z. B. die Behauptung (s. „Ausland" 1863 Nr. 26): daß uns Europäern die Musik der Chinesen und der Japanesen häßlich, die der Siamesen harmonisch klinge.

Im ganzen bildet die Musik des neueren gebildeten Europas, zumal seit der Einführung der Harmonie, einen großen Gegensatz sowohl zu der antiken der europäischen Kulturvölker, wie zu der alten und neuen aller übrigen Welttheile. Am auffallendsten ist dieser Gegensatz zwischen uns und den alten Hellenen, deren bildende und dichtende Kunst, Wissenschaft und Geistesleben überhaupt uns

sonst so hoch steht; wenn wir auch nicht mit Jos. Schlüter (Allg. Geschichte der Musik in übersichtlicher Darstellung. Leipzig 1863) die Kenntnis der vorchristlichen Musik, auch wenn sie weit vollständiger wäre, als sie leider ist, „werthlos und unfruchtbar“ nennen mögen.

Wir werden diese, im übrigen scharf beurtheilende kleine Schrift, sowie, vorzüglich für die vor- und außer-christliche Musik, die „Geschichte der Musik“ von A. W. Ambros (1. Band. Breslau 1862) — ein sehr reichhaltiges, aber mit einiger Vorsicht zu benutzendes Werk — bei den folgenden Umrissen hauptsächlich zu Rathe ziehen, welche wir möglichst geographisch, ethnologisch und chronologisch eintheilen, für die rohesten Völker und Kunststufen nur sparsame und kurze Beispiele und Angaben mittheilend.

Ambros nimmt für die Anfänge der Tonkunst drei Stufen an: 1. Beim Tanze Stampfen und taktmäßiges Händeklatschen; dann verstärkt durch Klapperhölzer, Handpauken, Trommeln. 2. Blasinstrumente: gerade Röhren und gebogene Hörner, Muscheln; Flöten: Marsyas und sein Schüler Olympos; Euterpes Doppelflöte; der Kentauren u. s. w. Pansflöte. 3. Saiten: Apollon mit der Lyra.

Eine besondere Untersuchung würde die zweifellose und sehr verschiedenartige Einwirkung der Musik auf viele Thiere verdienen.

Kein Volk ist so roh, daß es nicht kurze Melodien und Rhythmen beim Tanze, bei Begrüßungen u. s. w. improvisierte und von Geschlechte zu Geschlechte überlieferte. Neger und Eskimos begrüßen namentlich die Europäer mit Stegreifgesängen, wie Laing und Kane erzählen. Ähnliches findet sich im Folgenden.

Betreten wir zuerst Afrika. Wir haben bereits früher die Neigung der Neger zu lauter Musik, Gesang und Tanz erwähnt, die sie in Amerika auch die Ermüdung der Sklavenarbeit vergessen läßt. In Afrika haben sie mannigfaltige Sangweisen und Instrumente; darunter ein Klavier, ein Bret mit hohlen Kürbissen als Resonanzböden, „Balafo“, wobei Ambros an die Psithyra oder das Askaron „κροταλῷ παραπλήσιον“ der Libyer und Troglodyten nach Jul. Pollux erinnert. Sodann u. a. eine Kürbißgeige und eine Holzharmonika „Marimba“ mit Klöppeln. Selbst der Mörderkrieg in Dahomey wird von Sängern gepriesen.

Die Barabra in Nubien und die Dongolaner haben eine rohe Kithara, die auch diesen Namen von den Arabern und bei diesen vielleicht schon von den alten Aegyptiern (deren Lyra, gleich ihr, die Saiten fächerartig ausspannte) überkommen hat. Sie heißt in Kairo kisara Barbariyeh, in Nubien kissar, in Dongola guisarke. (Benfey hält κιθάρα, das, wie χέλυς, auch Brust bedeutet, für ursprünglich griechisch.) Zu diesem Werkzeuge singen jene Völker Soli und Chöre, zugleich mit den Händen klatschend, mit den Füßen stampfend. (Vgl. u. a. „tripudia Hispanorum motusque" Liv. XXV 17, auch bei den römischen Festen, wie schon die tripodatio der Arvalbrüder.) Das „Gongom", eine Schafdarmsaite, die in einem Federkiele steckt und geblasen wird, kommt im westlichen und besonders im südlichen Afrika vor, wo sich sogar der unglückselige thierische Buschmann daran ergetzt.

Die alten Aegyptier hatten vielerlei Saiteninstrumente, Flöten und Gesang, und begleiteten mit Musik Opfer, Tanz, Mahl und Todtenklage in „vaterländischen Weisen", πατρίοισι χρεόμενοι νόμοισι, wie Herodotes II 79 erzählt, der aber auch dort die u. a. in Griechenland, Kypros, Phoenikien verbreitete, S. 379 bei der Dichtung erwähnte „Linosklage" als „Maneroskläge" singen hörte. Es fragt sich, ob hier überall ein geschichtlicher (nicht bloß dynamischer) Zusammenhang stattfindet, und woher Sage und Lied ausgieng. Nach Platon leiteten die Aegyptier ihre Musik von Isis ab. Aus Aegypten holten vermuthlich ihre musikalischen Anfänge und Anregung der Thraker Orpheus (wenn anders geschichtlich, schon um 1250 v. C.) und der Grieche Pythagoras, „der Begründer der akustischen Musiktheorie"; vgl. Diod. IV 25. Pausan. VI 28 und oben u. a. S. 405. 554. 582.

Die Abyssinier bilden den Übergang von Afrika nach Asien, da sie semitischen Stammes sind, der sich reiner in Tigre erhielt, in Amhara u. s. w. sammt der Sprache stärker mit afrikanischen Ureinwohnern gemischt ist. In beiden Provinzen trösten sie sich (nach Forkel, Geschichte der Musik I 94) im Kummer durch wiederholte melodische Sätze mit Wörtern und Silben. Sie haben eine sehr ausgebildete, der Legende nach im Lande erfundene, Musik; sogar eine Tonschrift

aus 53 Amharabuchstaben gebildet. Ihre Volksgesänge sind „armselig"; die kolorierten (christlichen) Kirchengesänge stammen aus dem arabischen Aegypten. Aus dem antiken Aegypten dagegen Lyra, Langflöte mit Mundstück, Sistrum (beim Gottesdienste, von Tanz begleitet), Handtrommel (kabaro, hatamo); andre Instrumente von den Arabern, wie eine Kesselpauke (nagaret, arab. nakarieh); eine Trompete (malakat, auch mit dem hebräischen Namen keren = Horn) wollen sie von König Salomo durch die Königin von Saba erhalten haben (von deren Sohne auch die dem mosaischen Glauben angehörigen Falascha in Abyssinien abstammen wollen). Andre Instrumente mögen einheimischen Ursprungs sein.

Bevor wir auf andere alte Kulturländer übergehen, geben wir noch einige Beispiele roherer Kunst.

Centralamerika hatte, und hat theilweise noch, bei Gottesdienst und Krieg Trommeln, Muscheln, Rohrpfeifen, Klapperbüchsen voll Steinchen (aztekisch ajakaztli). Die mexikanischen Priester in Churultekal empfiengen Cortez auch „mit Gesang und Psallieren, wie sie pflegen in ihren Meschiten" (Cortesii, von dem newen Hispanien u. s. w. Augsb. 1550).

Die Südseevölker haben Trommeln; auf den Sandwiches Nasenflöten mit 3 Tonlöchern; auf den Freundschaftsinseln, Amsterdam, Tongatabu eine Pansflöte mit 4–5 Tönen, auf Tanna mit einer Octave u. s. w. Auch Gesang u. a. auf Tongatabu, Tahiti, Neuseeland (sogar mit Harmonie, die in dem antiken und selbst dem christlichen Europa bis zum 10. Jahrh. fehlte), Neukaledonien (sanft, obschon bei Menschenfressern); auf Neuseeland auch mimischen Tanzchor. Bei den eigentlich malayischen Völkern kommen mancherlei fremde Bildungseinflüsse ins Spiel. So haben die Javanen die „Rebab" (Rubebe u. s. w.) von den Arabern erhalten, während sonst ihre Musik sammt den Instrumenten auf China deutet.

Asien theilt Ambros in drei musikalische Gebiete: 1. im Osten China, Japan, die transgangetische Halbinsel, Java u. s. w. 2. das cisgangetische Indien, das neben allgemein asiatischem Charakter viel Ursprüngliches zeigt. 3. Im Westen Arabien, Persien, Kleinasien u. s. w.

Die Musik der Chinesen ist, wie ihr ganzes Leben, nur anscheinend phantastisch, im Grunde aber nüchtern rationell. Nach Amyot ist sie als Kunst barbarisch, hat aber eine uralte Geschichte und Theorie. Ihr Orchester lärmt sinnlos, ihr Gesang näselt häßlich und komisch. Gleichwohl zeigt ihre Theorie dynamische Verwandtschaft mit den Griechen, sowohl in den Tonarten, wie in der ethischen Würdigung. Ihre zahlreichen Instrumente sind aus vielerlei Stoffen gemacht. Sie haben u. a. Saiten aus gedrehter Seide; ein zwischen Pansflöte und kleiner Orgel stehendes Instrument mit Kürbißwindlade, das „Tscheng“ heißt. Beliebte Tonweisen scheinen unveränderlich. Nach Amyot finden die Chinesen die europäische Musik nicht zu Herzen gehend, ja abscheulich; wir vergelten ihnen (vgl. u. a. H. Berlioz, Soirées de l'Orchestre).

Die Japaner, deren Wesen würdevoller, als die „fratzenhafte Gemüthlichkeit“ der Chinesen ist, haben seit 57 n. C. deren Bildung (bekanntlich auch ihre Schrift) angenommen; so denn auch ihre Musik, besonders religiöse, mit Chor und Tanz.

Bei den indochinesischen oder hinterindischen Völkern berühren sich wohl auch in den Künsten chinesische Elemente mit indischen. Die Musikinstrumente der Birmanen und der Siamesen sind meistentheils chinesische. Beide haben eine sanfte Guitarre (birman. patola siam. takkag) mit zwei seidenen (s. o.) und einer kupfernen Saite, die der Alligatorgestalt nachgebildet ist. Die birmanische Harfe hat zum Schallkasten die Gestalt einer Katze, in deren geringeltem Schweife die Saiten aufgespannt sind. Man vergleiche die phantastischen Formen ihrer Baukunst.

Mit dem Buddhismus kamen auch z. B. zu den Kalmuken chinesische Musikwerkzeuge, zu welchen Graf Potocki 1797 die lamaitischen Gellongs psalmodieren hörte. Dort hörte er auch zu dem einheimischen Saiteninstrumente „Jalgha“ Lieder singen, während zugleich jungen Tänzerinnen aufgespielt wurde. Die Turkomanen regen sich vor der Schlacht durch Gesang auf. Bei den osmanischen Türken, wie bei den Arabern (ähnlich bei den alten Römern) gilt für die Vornehmen Musikverständnis und Tanz als unanständig (Niebuhr).

Bei den (arischen) Indern ist die Musik der ungezügelten Phantasie und dem schwelgenden Genusse dienstbar. Die Theorie ist zwar fein ausgebildet, spielt aber in die magische Wunderwelt hinüber. Die Götter erfanden sie und die Instrumente, namentlich Sarasvati die „Wina“ (vînâ f. cithara, lyra), die, von der griechischen Lyra verschieden, ein lautenartiges Griffbret hat. Nareda, der Halbgott der Musik (sagt Ambros) wurde durch den Windhauch in der Wina entzückt. Indessen ist Nârada (nicht Nareda) eine mehr menschliche Gestalt des Mythos; er war berühmt als epischer Erzähler und als Gründer des ersten musikalischen Systems. Die Tonkunst bewältigt Götter und Menschen, ja auch (wie in Thrakien) Thiere und selbst die unbelebte Natur. Ebenso mythisch ist die Erfindung des Schauspiels und des Ballets, des mimischen Tanzes ohne Worte (nrĭtya n. saltatio). Ganesa mit Dickwanst und Elephantenkopf weckt im mythischen Schauspiel Gelächter. Die Tempel der Buddhisten und der Dschainas haben Musikgalerien (Lassen). Die alteinheimische Musik steht in Wechselwirkung mit der eingewanderten mohammedanischen. Ihre Tonleitern u. s. w. ähneln den unsern, oder eher ihre praktische Ausführung, während die Theorie sehr von der unsern abweicht. Ihre Melodien haben keine Harmonie, lassen sich aber leicht harmonisieren. Indessen umfaßt (nach Jones) die „Harmonie“ (sangita) die drei Gebiete: poetische Rhythmik (gâna Gesang), Saitenspiel (vadya), Tanz (nrĭtya). Die Noten sind Buchstaben.

Es fragt sich, ob, wie Sprache und Glaube, auch die Musik der arischen Iranier im Alterthum die vormalige Einheit mit den Indern bezeuge. Nach Athenaeos XIII 87. XIV 33. 84. erfanden die Meder Seuthes und Rhonakes eine Flöte, und hatten die persischen Könige Sänger (auch nach Xenophons Anabasis) und Musikerinnen (παλλακίδας μουσουργούς).

Später verschmolz die iranische Musik mit der arabisch-mohammedanischen oder saracenischen, die sich über viele Völkerstämme verbreitete, wie die Syrer, Türken, auch über andersglaubige wie die iranischen Armenier und Jeziden (Layard gibt Proben), bei den (osmanischen) Türken auch abendländischen Einwirkungen Raum lassend. Diese Musik hat in einander verschwimmende Töne,

phantastische Koloraturen, sinnlich schwelgenden Charakter. Auch unsere „türkische Musik“ ist eine veredelte orientalische. Schon die Mauren in Spanien und die Kreuzzüge brachten solche mit, namentlich die arabische Trompete (nefyr). Die Trompete fehlte, nach Ambros, den Indern, Assyriern, Chinesen. Sie mochte von den Aegyptiern zu den Juden gekommen sein; in Europa war sie bei vielen alten Völkern einheimisch, wie bei den Etruskern, von welchen sie zu den Römern und vielleicht auch zu den Griechen, kam (τυρσηνικὴ σάλπιγξ Aeschyl. Eumenid. V 567); sodann bei den Kelten (κάρνος, κάρνυξ d. i. Horn, vgl. m. Origines Europaeae S. 280 ff.) und den Germanen (haurn, horn, thut-haurn, tut-horn u. s. w. s. m. Goth. Wtb. h. vv.).

Seit der ältesten Zeit berührt sich die Kunst der semitischen Völker vielfach mit der aegyptischen, auch die bildende (s. u. bei dieser), hat jedoch auch viel Eigenes oder zu dem allgemeinen „asiatischen“ Charakter Gehöriges. Die assyrischen Bildwerke zeigen Harfen, Trommeln, Flöten u. s. w., singende und händeklatschende Frauen. Von babylonischen Harfen u. s. w. sprechen die hebräischen Propheten (Jesaias, Daniel). Die chaldäische sabbeka ist die westländische σαμβύκη, sambuca, mittelhochd. sambiut u. s. w. Die Syrer hatten Flöten und Saitenspiele, brachten Beides „cum tibicine chordas“ (Juvenal.) nach Rom, und ihre Musik hatte muthigen Klang (θρασύ τι καὶ εὔτολμον ἐμπνεῖν δοκέουσι“ Pollux IV).

Den Phoeniken sagt zwar Aristides (II p. 72 bei Ambros) „κακομουσίαν“ nach; aber sie musicierten viel, wie die ihnen nächst-verwandten Juden, deren „kinnor“, κινύρα gemeinsames Stammgut war, wenn wir nicht mit Benfey (Griech. Wurzell. II 63) ihre Entlehnung von den Griechen annehmen; vgl. bei den alten (phoenikischen?) Kypriern den (priesterlichen Harfner?) König Kinyras und seine Nachkommen, die Kinyraden. Von phoenikischen Kymbalistren im Tempel spricht Strabon.

Die Juden, „die schönsten und begabtesten der Semiten“, sagt Ambros, hatten festliche Reigen und Gesänge der Männer und der Frauen, Cymbeln, Harfen, Psalter, Cithern, Flöten, Posaunen, vgl. u. a. Davids Tanz und Harfenzauber, viele Stellen der Bibel

(wie Gen. 31, 27. Richter 11, 34. 1 Sam. 10, 10. 16. 18. 2 Sam. 6, 14. 1 Chron. 25, 1.). Dennoch stand ihre Musik wohl nicht höher als ihre Baukunst. Reste derselben bergen sich in der Liturgie der heutigen Synagoge. Schlüter sagt: in der orientalischen, namentlich in der israelitischen Musik überwiege das rhythmische Element. Gesang und Tanz standen in engster Verbindung. Neben starken Blasinstrumenten waren die, auf das ungebildete Gefühl so wirksamen, Schlaginstrumente herrschend; so auch in der, unter David und Salomo in den Prophetenschulen gelehrten, kirchlichen Musik. Der strenge und starre Jehovakultus hemmte das Gedeihen „einer in sich schönen Kunst". Mendelsohn idealisierte das historische Kolorit in den Chören der Athalia mit ihren Posaunen- und Harfen-klängen. Für das hohe Alter der israelitischen Musik im Volksglauben verweisen wir auf Jubal vor der Sintflut (Gen. IV 21).

Andre Reste antiker semitischer Musik sind unter den kleinasiatischen Völkern zu suchen; wir verweilen noch einige Augenblicke bei der arabischen und der, mit ihr oft verschmolzenen, neupersischen, an das oben bereits Bemerkte anknüpfend. Der arabische Gesang näselt oft, und wird von rhythmischem Händeklatschen und von Tanz begleitet. Seine Melodien erklingen uns roh, doch nicht ohne fremdartigen Reiz; die persischen sollen etwas „gehaltener" sein. In Bagdad stiftete im Anfange des 14. Jahrh. ein Araber eine arabisch-persische Musikschule. Die Perser arbeiteten die, an sich schon verwickelte und oft phantastische, Theorie der Araber spitzfindig aus. Von den Arabern kamen mehrere Instrumente nach Europa, wie Oboe und Diskantpommer, Pauke und Trommel, namentlich die vorhin bei den Abyssiniern erwähnte Kesselpauke, nakarieh, arab. kurd. nagâra, provenz. necari, altfranzös. naquaire, nacaires, naquerres, nasqueres u. s. w. bei Roquefort, Gloss. de la langue Romane, auch anacaires, wie mittelgriech. ἀνάκαρα, ἀνακάραδα, mittellat. nacara, nacaria s. Ducange h. v., nach welchem das Instrument zunächst von den Türken zu den Franzosen kam; ital. nacchera ist zugleich der Name der Perlenmuschel = gnacchera, náccaro m. span. nácara f. nácar m. franz. nacre f. vgl. Diez, Roman. Wtb. I 287 ff. Pott in Höfers Ztschr. II 354. Das Barbiton,

τὸ βάρβιτον, ἡ βάρβιτος, mittellat. barbita (fistula pastoralis Papias), ist das pers. barbud und soll den Namen eines Musikers tragen, nach Andern jedoch von Griechen, namentlich Lesbiern früh erfunden sein. Arabisch ist auch die Laute (s. Diez a. a. O. I 253 ff.), die nach Ambros vermuthlich im 12. Jahrh. durch die Kreuzzüge nach Europa kam; aus arab. 'ûd (mit anlautendem Ain), mit dem Artikel al'úd, 'l'ûd (eig. Holz, zunächst der Aloe) entstanden ostroman. aläută, láută portug. alaúde span. laúd prov. laút, altfranz. leút neufranz. luth ital. liúto, liúdo, leúto neugriech. λαοῦδο u. s. w.

Die Musik der, verschiedenen Stämmen angehörenden, Völker Kleinasiens hatte den grösten Einfluß auf die griechische und durch sie auf die europäische des Mittelalters, der selbst noch in der neuesten Zeit nachwirkt. Die Einzelheiten, namentlich die in ihr wurzelnden Tonarten, überlassen wir der speciellen Geschichte und Theorie der Tonkunst und geben hier nur wenige Andeutungen, andre nachher bei der griechischen Musik.

Die Karer brauchten u. a. bei ihren Klageliedern (θρήνοις Athen. IV 76) Pfeifen, die den syrophoenikisch-kyprischen Gingrasflöten (Jul. Pollux IV) glichen, und deren Ton heftig und gellend klagte (ὀξὺ καὶ γοερόν). — Die Mariandyner klagten in flötenbegleiteten Liedern den schönen von den Nymphen geraubten Knaben Bormos (s. J. Pollux h. v.), wie die Griechen Linos und Hylas, die Aegyptier Maneros, die Phrygen wahrscheinlich den Königssohn Lityerses, nach welchem ein sicilischer Gesang den Namen hatte.

Die Phrygen begleiteten ihre Kybelefeier mit lärmender Musik. Ihre Flöten („kurze Elymasflöten oder Skytalia von klagendem Tone" Ambros nach Athen. IV 77) und dreieckige Harfe (τρίγονον) stammten vermuthlich aus Assyrien, obgleich der Phryge Hyagnis in Kelaenae als Erfinder der Flöte genannt wird. Dieser ist der Vater des mythischen Marsyas, nach welchem ein mythischer, später auch ein mehr geschichtlicher Olympos kamen. Wie Marsyas zu seinem Unglück, zog auch Midas Pans Hirtenflöte Apollons Kithara vor. Sein Lehrer und Gefährte ist der Thrake Orpheus.

Wie die Phrygen, verehrten auch die Lyder Kybele, Attys und Manes, vermuthlich ebenfalls bei lärmender Musik. Gleichwohl, und

obschon sie als ein mannhaftes Volk galten (ἀνδρήιοι Herod. I 79), war ihre Tonart weich; Aristoteles (Polit. VIII 7) empfahl sie als Knabenerziehungsmittel, und sie wurde noch heimischer bei den Griechen, als die phrygische. Die Lyder erfanden die dreisaitige Lyra und die Pektis (Saitenspiel und auch Rohrflöte), die als identisch mit der (vielleicht ursprünglich assyrischen) Magadis angenommen wird (s. u.). Sie hatten auch Syringen und männliche und weibliche Flöten, vermuthlich nach ihrer Größe unterschieden, wie die Männer-, Knaben- und Jungfrauen-flöten der Griechen.

Für die griechische Musik folgen wir zuerst Schlüters Darstellung. Unbestimmbar ist der Einfluß der „schwachen Anfänge in der Musik bei den Indern und besonders den Aegyptiern auf die Ausbildung der griechischen Musik", welche erst etwa seit dem 6. Jahrh. v. C. durch Pythagoras und durch Lasos von Hermione (in Achaia), Pindaros Lehrer, zu einer theoretischen Begründung und „wissenschaftlichen Behandlung" gelangte. Die Musenkunst, μουσική, umfaßte auch noch Dicht-, Schauspiel- und Tanz-kunst (vgl. unser Früheres), und war, neben der Gymnastik, nicht bloß Gegenstand, sondern auch Mittel der Erziehung, „durch Harmonie und Eurhythmie zum reinsten Seelenadel, zu freier Gesetzlichkeit führend".

Die eigentliche Geschichte der Musik beginnt, abgesehen von den mythischen Gründern Orpheus u. s. w., um 670 v. C. mit Térpandros von Lesbos. Er erscheint als ihr Schöpfer, indem er statt des alten Tetrachords, der viersaitigen Lyra die siebensaitige, eine Octave umfassende einführte, die im Volke üblichen Sangweisen nach Kunstregeln ordnete, und das Verhältnis der drei frühesten Tonarten oder „Harmonien", der dorischen, phrygischen und lydischen, näher bestimmte.

Das Flötenspiel, vorderasiatischen Ursprungs und dem o. S. 446 berührten Dionysoskultus eigenthümlich, erhielt durch den vorhin erwähnten Phrygen Olympos künstlerische Behandlung, fand aber erst später allgemeinere Aufnahme. Lyra und Kithara blieben die echt hellenischen, dem reinen Apollonsdienste geweihten Instrumente. Das älteste einheimische Saitenspiel, die Phorminx, sollte bei dem epischen Recitativ (S. 375 ff. beim Epos), besonders dem homerischen, nur den einfachen Rhythmos heben. Die lyrische Dichtung dagegen, die

subjective aeolische Liederdichtung wie die feierliche dorische Chordichtung, war, schon nach ihrem künstlichen metrischen Bau, ganz auf die Mitwirkung der Tonkunst hingewiesen und wurde mit deren Technik selbst ausgebildet. Der Gesang, auch des Chores der Tragödie, blieb „rhythmisch-melodische Declamation“ mit der Octave, Quarte und Quinte der Lyra oder der Kithara. Die Musik selbst war in der lyrischen und der dramatischen Poesie „ohne alle selbständige Bedeutung“, nur im Gesange thätig. Der Rhythmus war poetisch und musikalisch zugleich. „War ja ebenso in der sangreichsten Zeit des Mittelalters, bei den Minnesängern Singen und Sagen, Wort und Weise Eine ungetrennte Kunst.“

Pindaros feiert im ersten pythischen Preisgesange die „alle edlen Kräfte der Natur besiegende Gewalt“ der Tonkunst, die zugleich die Gottesfeinde schreckt, sogar im Tartaros. Erst später geschah es, daß „gleichzeitig mit dem Verfalle des politischen und nationalen Lebens, die einzelnen Künste sich von dem gemeinsamen Bande (Katharsis, Läuterung der Leidenschaften) und der bisherigen strengen Aufsicht des Staates lossagten. Cither und Flöte buhlten jetzt in öffentlichen musikalischen Wettkämpfen um den Beifall der vergnügungssüchtigen Menge, während dem denkenden Griechen die abgesonderte Kunst des Virtuosen als illiberal erschien, wo sie nicht von andern Talenten und Fertigkeiten unterstützt wurde. — Besonders tadelt Platon neben der Vermischung der verschiedenen Stylgattungen in der Composition die Losreißung der Musik von der Poesie, indem jene, „„Melodie ohne Worte zu hören gebend,““ ganz der unsicheren Leitung des Gefühles hingegeben sei und ihrer anfänglichen hohen ethischen Bedeutung immer mehr entfremdet werde.“

So bezeichnet, merkwürdig genug, das Auftreten der griechischen Musik als Sonderkunst zugleich ihren Verfall. Ihr fehlte harmonische Ausbildung, Polyphonie vgl. Ambros a. a. O. I 221, den Schlüter sonst hart genug für „ziemlich gedankenleer und im Faktischen nur zu häufig ungenau und unzuverlässig, trotz geistreicher Sprünge bloß pedantisch“ erklärt. Anders Jahn über Mozart und Böckh zu Pindaros p. 253, der unsere Harmonie den Alten „displicituram“ hält. Die Musik, sagt Schlüter weiter, „die Kunst

der Seele, der tieferen Innerlichkeit des Menschen konnte bei dem auf die sinnliche Anschauung und äußere Erscheinung vorzugsweise hingewiesenen Hellenen nicht zu der selben Ausbildung gelangen, wie die Bildhauerkunst und Malerei".

Die Römer, in Kunst und Literatur Nachahmer der Griechen, haben für die Geschichte der Musik keine Bedeutung. Sie überließen ihre Ausführung meistens griechischen Sklaven und Freigelassenen. Nur für Prunk und praktische, besonders militärische, Zwecke „erreichten sie eine Erweiterung der Mittel". In der Kaiserzeit, vor Allem unter Nero, dem Sänger und Virtuosen, wurde die Kunst ein Spielwerk der Eitelkeit und des raffinierten Sinnengenusses. Nero feierte, wie Ambros erzählt, seinen musikalischen Sieg in Olympia durch die (auf ihn zurückfallende) Schmach der alten Preisträger, deren Bildsäulen er mit Haken fortschleppen ließ!

Diesem Überblicke der antiken griechischen Musik nach Schlüter lassen wir eine Anzahl, mitunter auch ethnologisch nicht unwichtiger, Einzelheiten, namentlich aus dem von Ambros gesammelten Schatze, folgen, zugleich auf das oben bei der Dichtkunst bereits Gesagte zurückverweisend.

Bei den Hochzeiten der Heroen und bei Achilles Tode sangen die Musen und rührten Götter und Menschen bis zu Thränen (Odyss. XXIV 60). Ihr Hauptführer (Μουσαγέτης) ist Apollon, der zweite Dionysos (μελπόμενος).

Klagelieder der Griechen waren das mehrerwähnte Linoslied, Iálemos (auch Eigenname des mythischen Erfinders und Adj. kläglich, jämmerlich), Skephros (aus Arkadien; Σκέφρον θρηνεῖν Pausan. VIII 53), und die Threnen (besonders Todtenklagen; ἀοιδοὶ θρήνων ἔξαρχοι Iliad. XXIV 720). Fröhliche Gesänge waren u. a. die, auch mit Chören versehenen Paeanen; die Ständchen (παρακλαυσίθυρα) waren eher Klagelieder des ausgesperrten Liebhabers.

Der lykische oder hyperboreische Dichter Olén (Ὠλήν), dessen Hymnen und Nomen zum Chortanze man auf Delos hatte, soll den epischen Gesang erfunden haben. Aus Kreta stammten Thaletas (Θαλήτας, um 700 v. C.); Chrysóthemis, der in Delphi den ersten Nomos auf den pythischen Apollon sang; sowie die Chorsänger Apollons

selbst, denen er mit der (oben genannten) Phorminx „κιθαρίζων“ voranschreitet (Homer. Apollonhymnos).

Seit der dorischen Wanderung (um 1000 v. C.), welche großen Einfluß auf die gesammte griechische Bildung hatte, wurde der alte Gesang gepflegt und fortgebildet von ganzen Familien oder Gilden, wie den Kreophyliden (von Kreôphyos aus Chios oder Samos, Homeros Lehrer und Freund) auf Samos, den Homeriden auf Chios, den Euniden (Ευνεῖδαι) in Athen, die bei Festzügen die Kithara spielten. Von dieser und von Chorgesängen wurden die rhythmischen Processionen begleitet; mimische Tänze stellten Mythen dar, z. B. Apollons Drachenkampf. Dem Feste folgten der Wettgesang der Kitharöden, Wettspiele und -kämpfe jeder Art, musikalische vorzüglich bei den pythischen Spielen, und Vorträge der Rhapsoden (vgl. Duncker, Gesch. des Alterthums III 589). Wetten der letzteren bei den Panathenäen führte Hipparchos, Pisistratos Sohn, in Athen ein. Für die Musikwetten bei diesem Feste baute dort Perikles das Odeion (ᾠδεῖον) mit spitzem Dache, angeblich nach dem persischen Königszelte, das später auch zu gerichtlichen und politischen Zwecken diente. Vorher hatte in Sparta, wo die vorhin berührte terpandrische Reform vorzüglich wirkte, Theodoros von Samos die Skiás, eine Tonhalle mit Kuppeldach, erbaut. Wir werden auf diese Bauten im nächsten Hauptstücke zurückkommen.

Späterhin wurden Homeros Gesänge mehr dramatisch vorgetragen. Nach Eustathios war der Rhapsode der Ilias roth, der der Odyssee violett gekleidet; beide hatten noch die antikere Declamation; erst Stésandros aus Samos sang Homeros bei den pythischen Spielen mit Kitharabegleitung. Dort spielte Sakádas aus Argos, neben der Kithara, die von ihm Sakádion hieß, die Flöte ohne Gesang; ebenso die Kithara Aristónikos aus Chios (in Korkyra ansässig, um 688 v. C.). Die Flöte begleitete das Elegos (vgl. S. 375) und wurde auch von Frauen gespielt; Mimnermos aus Kolophón (im ionischen Kleinasien) besang seine geliebte Flötenspielerin Nannó.

Aristoteles sagte: das Flötenspiel sei nicht ethisch, sondern orgiastisch (leidenschaftlich, begeistert). Es paßte zu Dionysos Chorreigen, wie zu dem Apollons das Spiel der Kithara.

Die Jamben (als deren Einführer wir früher Archilochos nannten) wurden von Saitenspielen begleitet, der Jambyke und dem Klepsiambos. Die Barbitos, deren wir oben S. 657 gedachten, soll nach Einigen auf der musikreichen aeolischen Insel Lesbos erfunden worden, sei es von Terpandros selbst, oder von Alkaeos oder von Sapphó, die mit ihrer Freundin, der Pamphylierin Damophila die mixolydische Tonart erfunden haben soll. Auch Anakreon von Teos wird als Erfinder der Barbitos genannt. Er erzählt von sich selbst (bei Athen. XIV 637): er spiele (ψάλλω) die 20saitige Mágadis (auch Magádis) oder die (identische) Pektis (πηκτίς). Auch eine lydische Flötenart (αὐλός, σύριγξ), aus mehreren Röhren zusammengesetzt, die einen hohen und einen tiefen Ton angab, hieß der Mágadis (ὁ μάγαδις, μαγάδης). Auch der Saitensteg der Kithara hieß ἡ μαγάς. Alle diese Instrumente, auch die dreisaitige Lyra scheinen die Lesbier von den Lydern angenommen zu haben.

Wir nannten bereits als Gründer der musikalischen Theorie Pythagoras und Lasos, und als Schüler der letzteren Pindaros. Dieser war einer musikalischen Familie entsprossen und, wie die Dichter insgemein, selbst Sänger. In seiner Jugend wetteiferte er mit seinen boeotischen Landsmänninen Kórinna aus Tánagra, und der „hellstimmigen" Myrtis aus Anthedón (Ἀνθηδών).

In Großgriechenland und Sicilien blühte mit der Dichtung auch die Musik, theils von Eingeborenen, theils von Eingewanderten gepflegt. Zu der Schule des eben wiederholt genannten und mehrfach bei den Wissenschaften besprochenen, aus Samos stammenden philosophisch-mathematischen Musikers Pythagóras gehörte ein Zakynthier gleiches Namens, der drei verschieden gestimmte Lyren (harmonisch?) „kombinierte". Als Reformatoren namentlich der Chorreigen gelten die drei Dichter und Musiker: Tisias zu Himéra in Sicilien, der aus der lokrischen Kolonie Mátauros in Unteritalien (irrig in Sicilien) stammte, genannt Stésichoros, Pythagoras des Ä. Zeitgenosse; Ibykos aus Rhegion (war bei Polykrates auf Samos), uns durch Schillers Ballade vertraut; Arion aus Méthymna auf Lesbos, aber auch in Großgriechenland und Sicilien lebend, der Gegenwart ebenfalls noch durch eine schöne Sage bekannt.

Das Selbe gilt auch von dem oben genannten „Tyrannen" Polykrátes, dem Gönner und Freunde der Forscher und der Künstler. Wie überall, ehrten sich auch in Griechenland wechselseitig äußerlich und innerlich begabte Menschen durch näheren Zusammenschluß, welcher den letzteren nicht immer zum wahren Heile gereichte (vgl. S. 412 ff.). Man unterschied den eigentlichen Solddienst der Künstler, unter welchen der S. 493 bei den Elegikern genannte Simonídes aus Kéos zuerst um Lohn gesungen haben soll, nachdem er zuvor sich geweigert hatte, gratis Leóphron, den Statthalter von Rhegion, mit seinen siegreichen Mauleseln bei den olympischen Spielen zu besingen.

Pythagoras mathematische Theorie fand später einen Gegner, der das musikalische Gehör zu Grunde legte, in dem Tarentiner Aristóxenos, zu dessen Lehrern Aristoteles gehörte; über letzteren s. o. S. 558 ff. 572. in der Geschichte der Wissenschaften.

Bald nach den Perserkriegen hatte die Musik eine neue Richtung gewonnen; jedoch wurde die ältere, wie wir dieß auch vorhin nach der dorischen Wanderung bemerkten, absichtlich und traditionell gepflegt.

Aléxandros d. G. trieb und begünstigte die Musik. Bei seinen Nachfolgern nahm bereits die, im Römerreiche später noch wachsende, Massenhaftigkeit der Ausführungsmittel zu, wie z. B. von einem Chore von 600 Musikern erzählt wird.

Den keuschen Dichterinnen der früheren Zeit folgten um 300 v. C. viele galante Musikantinnen, namentlich Flötenspielerinnen. Unter diesen ist die schöne Lamía aus Athen, aber auch als Hetäre (Lysimachos nennt sie geradezu πόρνη), berühmt. Dort wurde ihr sogar als Aphrodite ein Tempel gewidmet! Sie gieng von Ptolemaeos Soter, an dessen Hofe sie lebte, auf seinen Besieger Demetrios Poliorketes über.

Lange bevor aus der zur römischen Provinz Achaia erniedrigten Hellas Künstler nach Rom kamen und geschleppt wurden, waren in Italien die Spuren griechischer Kunst, eben auch der Tonkunst, sichtbar. Die Sage nennt Arkadier als Einführer der Lyra u. s. w. (auch der Schrift; vgl. Dionysios von Halikarnassos, auch u. a. Pausanias VIII 3 über Oenotros, Lykaons Sohn, aus Arkadien) in Italien, wo man vorher nur „einfältige Hirtenrohre" gekannt habe.

Etruskische Bildwerke schildern Todtenfeiern und Mahlzeiten mit Tanz und Doppelflötenspiel. Auch eine plumpe Phorminx (schon die älteste in Griechenland war kunstreich verziert) kommt vor, selten eine Lyra. Eine Tuba wurde im Jahre 1832 in einem Grabe bei Vulci gefunden; der „tyrsenischen Salpinx" gedachten wir oben; Buxflöten begleiteten die Opfer; „nunc sacrificae Tuscorum tibiae buxo fiunt" Plin. H. nat. XVI 36. Ihre Musik mochte sich zur griechischen verhalten, wie ihre Tempel zu den dorischen.

Im alten Rom war die etruskische Flöte (tibia) das Hauptinstrument; zu ihr sang auch eine Frau bei Bestattungen die nenia, und Knaben bei Gastmahlen. Andere altrömische Blasinstrumente waren tuba, buccina, cornu, lituus. Uralt ist das Tanzlied der Arvalbrüder. Die fescenninischen Wechselgesänge begleiteten „den Mummenschanz der Satura"; vgl. S. 445 ff. die Geschichte der Dichtkunst, sowie auch für das Nächstfolgende.

Das erste Schauspiel wurde in Rom a. u. 389 = 364 v. C. zur Abwendung einer Seuche aufgeführt. „Es war eigentlich ein pantomimischer Tanz mit Flötenbegleitung, von etruskischen Tänzern ausgeführt; die römische Jugend ahmte es nach". Einige Jahre später verband Livius (Andronikos) damit planmäßige dramatische Handlung und sang persönlich mit Flötenbegleitung, bis er durch die verlangte Wiederholung heiser wurde (c'est tout comme chez nous!) und nun zum Gesange eines Andern agierte (Ähnliches war auch in Griechenland vorgekommen). Bei Komödie und Tragödie wirkte immer Musik mit. Erst seit Nero kamen ungeheure Schallmittel in Anwendung.

Ungefähr seit 146 v. C. mochte aus Griechenland mit der gesammten Bildung auch die Musik völlig einwandern. Später denn auch aegyptische Musik mit Isis- und Serapis-dienste, auch hispanische (ursprünglich phoenikische?) aus Gades (woher auch die berüchtigten Tänzerinnen kamen); „cantica qui Nili, qui Gaditana susurrat" (Martialis).

Nach Sueton. Nero XI. führte dieser Kaiser in Rom ein das „quinquennale certamen ..., more Graecorum triplex; musicum, gymnicum, equestre, quod appellavit Neronia". Ebenso Domitianus

(Suet. Dom. VI). Nach Dion Kassios ließ Trajanus durch Apollodoros ein Odeon erbauen. Neros Nachäffer als Musiker waren Heliogabal und Caligula. Römische Damen übten Saitenspiel („chordas tangere" Ovid. ars amandi), während sonst mehr nur Sklaven und Freigelassene musicierten.

Gegen verweichlichte und entsittlichende Musik protestierten Heiden und später auch Christen. So Quinctilianus (Inst. orat. I 17: „musica ... nunc in scenis effeminata et impudicis modis fracta"); der Kirchenvater Hieronymos, der von der christlichen Jungfrau verlangt: daß sie gar nicht wissen solle, wozu tibia, lyra, cithara dienen. Der geistvolle Julianus Apostata (u. a. im 56. Brief an Ekdikios, den Eparchen Aegyptens) wollte den Hymnengesang und überhaupt die ethisch-religiöse Musik gepflegt wissen.

Soweit benutzten wir Ambros bei unserer Darstellung.

Eine kritische Geschichte der Tonkunst hat, wie die ganze Bildungsgeschichte, soweit möglich die geschichtlichen Verwandtschaften von den bloß dynamischen zu sondern (vgl. o. S. 19 ff.). Die letzteren führen weiter zur Begründung einer Naturkunde der Tonkunst, welche, gleich der Sprache, einerseits auf dem Bau der menschlichen Laut- und Gehör-werkzeuge beruht; anderseits auf tieferem und festerem Grunde: auf den mathematischen und physikalischen, gleichsam kosmischen Gesetzen des Klanges an sich, seiner mehr und minder nothwendigen Verbindungen und Verwandtschaften, wie seiner Unterschiede und einander abstoßenden Pole u. s. w.; endlich auch, wie wiederum ähnlich bei der Sprache, seines Daseins in der irdischen Natur außerhalb des Menschen. Denn die „Naturlaute" müssen durch ihre ersten Eindrücke auf Gehör, Nerven und Gemüth des Menschen den organisch oder artikuliert werdenden Wiederhall, eine unwillkürlich idealisierende Nachahmung, in der Stimme des Hörers als die erste Musik hervorgerufen haben; ein Vorgang, der sich auch in der von der bloßen Natürlichkeit gelösten, zum eigenen Reiche gewordenen Kunst immer wiederholt.

Manche Winke für diesen Entwickelungsgang gibt eine schöne Abhandlung von Ludwig Nohl über die geschichtliche Entwickelung der Musik in ihren Hauptzügen in der Österr. Wochenschrift 1863 Nrr. 38 ff. Wir machen nach ihm darauf aufmerksam: daß die Geltung der Octave,

Quinte und Quarte bei Völkern verschiedener Zeiten und Stämme auf dem naturgesetzlichen Grunde beruhe, daß diese Intervalle die meisten gleichen Partialtöne haben, wie sie auch der natürliche Tonfall der Sprache bei Frage und Antwort stets anwende. Nicht bloß die (Arier) Inder und Perser, sondern auch die keltischen Galen und die stammlich so fernen Chinesen haben die Eintheilung in Octaven und Tetrachorde. Beide letztere Völker bildeten auch die fünfstufige Tonleiter c d f g b, auf deren Umfang sich ihre meisten Tonweisen beschränken. Erst die Griechen gründeten mit dem diatonischen Tongeschlecht die Musik als wirkliche Kunst, besonders durch Pythagoras. Sinnlichere und tiefer stehende Tongeschlechter, auch das enharmonische, hatten sie darneben von orientalischen Völkern überkommen, wozu die eigene „Neigung zu feinster sinnlicher Reizung mitwirkte". Übrigens erhebt sich auch die griechische Musik nicht über die eintönige Einstimmigkeit oder Homophonie, und würde sich in vielen Stücken gar nicht in die moderne Harmonie fügen, wofür sie die Mannigfaltigkeit der melodischen Folge, des Nacheinander, einigermaßen entschädigt haben mag. Merkwürdig ist die der unseren entgegengesetzte Empfindung der alten Griechen bei Dur und Moll, die Nohl zu erklären sucht. Er entwickelt in einem besonderen Abschnitte den Übergang der antiken Homophonie in die Polyphonie des christlichen Mittelalters (a. a. O. Nr. 41).

In dem folgenden Umrisse der Musikgeschichte vom Beginne der christlichen Zeit an halten wir uns wiederum vorzüglich an Schlüter, auch einige andere Schriftsteller zu Rathe ziehend und bisweilen der eigenen Meinung eine Äußerung gestattend.

Der erste lateinische Kirchengesang der römischen Christen war einstimmig. Die Vorsicht gegen Verfolgungen und der Gegensatz gegen das Heidenthum „ließen in der jungen christlichen Kirche die Instrumentalmusik ganz zurücktreten". Die Liturgie war, dem Parallelismus membrorum der Psalmen folgend, Wechselgesang, entweder zwischen Männer- und Frauen-chor, oder zwischen Priester und Volke. Unter den Heidenchristen (weitaus der zunehmenden Mehrzahl der Christen) mochten die alten griechischen Tonweisen auch auf die christlichen Hymnen übertragen werden.

Papst Sylvester errichtete 330 zu Rom eine Gesangschule. Erzbischof Ambrosius zu Mailand 374–397 erwarb sich „um kunstmäßige Pflege wie edle Popularisierung des Kirchengesanges ein großes Verdienst". Er dichtete und komponierte selbst; jedoch stammt der ihm zugeschriebene berühmte Lobgesang (Te Deum laudamus) aus späterer Zeit von einem bis jetzt Unbekannten. Vgl. o. S. 548.

„Den inzwischen für die kirchlichen Zwecke zu frei und weltlich gewordenen Gesang suchte Gregor d. G., Papst 590–604, zu der früheren Kraft und Einfalt zurückzuführen". Er erweiterte die von Ambrosius ursprünglich auf das griechische Tetrachord gegründeten vier „authentischen Kirchentöne" (dorischen, phrygischen, lydischen, mixolydischen) durch vier plagalische oder Nebentonarten. Die Singezeichen seines Antiphonariums hießen Neumen (νεῦματα Winke). Der von ihm eingeführte „gregorianische" oder römische Gesang, für welchen er eine Schule errichtete, war ein einförmiger Sprechgesang (canto fermo, plain-chant), im Gegensatze zu der „rhythmischen Mannigfaltigkeit und freieren Beweglichkeit des weltlichen". Jetzt sang fast nur der Sängerchor, „wodurch die frühere lebendige Betheiligung der Gemeinde selbst fast ganz wegfiel!" (wie allmählich im ganzen Kirchenwesen!) Ambrosius schuf genial „mit warmem Gefühl für das Herzensbedürfnis des Volkes"; Gregors Thätigkeit war mehr „verstandesmäßig, kritisch organisatorisch".

„Der an die Stelle des ambrosianischen Volksgesanges gesetzte gregorianische Chorgesang verbreitete sich von Rom aus schnell über das christliche Abendland". Ihn förderte Karl d. G. und errichtete, von dem britischen (angelsächsischen, S. 562. 599 u. s. w. genannten) Mönche Alcuin unterstützt, zahlreiche Singschulen in Frankreich und Deutschland (in Metz, Mainz, Fulda u. s. w.). Das Selbe that 100 Jahre später Alfred d. G. in England.

Dieser gregorianische Gesang dauerte zeitgemäß bis zum 13. Jahrh. oder höchstens bis auf Palestrina. Seine heutige Restauration in der römischkatholischen Kirche ist verfehlt durch „unsere Ultras mit bloßer Affectation eines tieferen Verständnisses!"

Mit dem 10. Jahrh. beginnen bestimmtere Versuche in der Harmonie und Verbesserungen in der Tonschrift. Doch war die, von

Mönchen eingeführte, Mehrstimmigkeit noch nicht „wirklich harmonische Kunst". Der Vlaming Hucbald (840–930) gründete fester den schon lange (um 660 pueri symphoniaci in der päpstlichen Kapelle; vgl. Nohl a. a. O.) praktisch geübten zweistimmigen Satz, „concentum concorditer dissonum", „Symphonia", „Diaphonia" oder „Organum", was auf Einfluß des, seit dem 8. Jahrh. (zuerst 756 von Konstantinopel aus) aufgekommenen, Orgelspiels deutet. Der Benedictiner Guido von Arezzo, „inventor musicae", brachte in der ersten Hälfte des 11. Jahrh. die Harmonie nicht sonderlich weiter. Er schuf die Solmisation; si (h) als 7. Stufe kam erst viel später hinzu. Im 12–13. Jahrh. gründete der Presbyter Franco von Köln die Zeitmaßtheorie (mensura, Mensural- oder Figural-gesang im Gegensatze zum Choralgesange), die im 14. Jahrh. Marchettus von Padua und der Franzose Johannes de Muris (Jean de Meurs) fortbildeten. Nohl zeigt die nothwendige Verbindung des Zeitmaßes, des Tempos und des Taktes mit dem „Discantus", der zu Ende des 11. Jahrh. in Flandern und Frankreich aufkam. In diesem wurde die Begleitstimme des Organums zur selbständigen Weise, die Hand in Hand mit der Principalstimme schreitet. Daß sogar Gassenhauer als Diskant zu einem liturgischen Gesange benutzt worden sein sollen, entspricht der Laune des Mittelalters. Später bedeutete Diskant die höchste Stimme der Polyphonie.

Im 14–16. Jahrh. blühte die niederländische Schule, eine verdienstvolle und weitverbreitete Vorarbeit des Verstandes. Der älteste bekannte Contrapunctist ist W. Dufay (aus Chimay im Hennegau), päpstlicher Kapellmeister 1380–1432. Der Stifter des fugierten Styls, Joh. Ockeghem (Ockenheim, ebenfalls aus dem Hennegau), starb um 1513. „Der letzte große Meister der Niederlande und, nächst Palestrina, der gröste des 16. Jahrh. überhaupt war Orlandus Lassus, geb. zu Bergen (Mons) im Hennegau 1520, starb zu München 1595; über 2000 Compositionen von ihm sind erhalten. Die niederländische Kunst schwand weniger durch die folgenden Kriege (wie Fetis glaubt), als durch die Fortschritte der Kunst selbst.

Palestrina steht an der Spitze des kirchlichen Kunstgesanges in Italien, dessen Schulen in Rom, Bologna, Neapel und Venedig

blühten. In die Kirchenmusik waren viele weltlich-frivole Weisen eingedrungen, selbst (wie heutzutage wieder) mit ihren profanen Titeln. Das trientiner Concil (1562) wollte die zuchtlose gewordene Kunst reinigen, um nicht hinter den Fortschritten der deutschen Reformation zurückzubleiben, und vertraute besonders Palestrina diese Aufgabe an. Seit 1502, wo Ottavio Petrucci aus Fossombrone die beweglichen Drucknoten erfunden hatte, verbreiteten sich die Werke der Meister schnell nach allen Seiten.

Giovanni Pierluigi aus (da) Palestrina (1524–94) bewegte sich innerhalb der gesetzlichen Schranken mit Freiheit und genialer Leichtigkeit, und mit großer Fruchtbarkeit. Wir nennen nur seine Lamentationen und besonders die rührenden achtstimmigen zweichörigen „Improperia, liebevolle Vorwürfe des Herrn an sein undankbares Volk“. Sein Chorgesang ist ganz ohne dramatische Erregtheit, „eine selig in sich ruhende Harmonie“, die jedoch die verschiedenen Dreiklänge noch unvermittelt neben einander stellte und (wie wir uns mit Helmholtz, Lehre von den Tonempfindungen Braunschweig 1863, ausdrücken) „den musikalischen Zusammenhang des Akkordgewebes noch nicht besaß“. Seines Mitschülers Giov. Maria Nanini aus Vallerano (starb 1607), berühmtester Schüler war Greg. Allegri aus Rom (1590–1652), dessen Miserere Mozart aus der sixtinischen Kapelle entführte. Neben ihm steht auch der glutvolle Spanier Tomm. Lud. da Vittoria (geb. um 1560), der in Rom und München wirkte.

Die venezianische Schule, auf „Vollchörigkeit und Stimmenfülle“ gerichtet, entsprach dem „reichen Formen- und Farbensinne“ von Tizians (starb 1576, s. u. Malerei) Schule. In Venedig erfand Bernhard der Deutsche 1470 das Orgelpedal. Die zur venezianischen Schule gezählten Meister Lotti (1660–1740), Caldara (1674 bis 1763) und besonders Benedetto Marcello (1680–1739) gehören der, durch die neapolitanische Schule heraufgeführten, neueren Zeit an.

Diese Schule war die Hauptbildnerin der Oper. In dem „lebensfrohen sinnenfrischen“ Neapel behinderten keine kirchlichen Rücksichten den weltlichen Gesang, namentlich das schon u. A. auch von Lassus und Palestrina componierte, lebhafte mehrstimmige, Liebe und Landleben besingende Madrigal.

Seit 1580 wirkte in dem „gelehrten und kunstsinnigen“ Florenz ein reformatorischer Verein für Musik und bildende Kunst. Dort blühte auch die Oper mit „musica parlante“ (Recitativ), verbessert durch Claudio Monteverde, geb. zu Cremona 1566, gest. zu Venedig 1650. Noch Bedeutenderes that, auch für die geistliche Musik und namentlich für das Oratorium durch Befreiung und Ausbildung der Melodie Giac. Carissimi aus Padua (um 1600 ff.).

Erst um die Mitte des 17. Jahrh. wurden die Vorstellungen der Opern öffentlich; vgl. das früher S. 464. 471 ff. über die Oper u. s. w. Gesagte. Der eigentliche Schöpfer der modernen Oper und ihrer Melodie, welche Richard Wagner „Rückfall in den Paganismus“ schilt, ist Aless. Scarlatti, geb. 1659 zu Trapani, gest. zu Neapel 1725. Sein Sohn Domenico (geb. 1683 zu Neapel) war Meister des Pianos in Composition und Spiel; Letzteres auch ein Giuseppe Scarlatti, der 1771 in Wien starb. Der Hauptvertreter der italienischen Oper in engerem Sinne ist „il divino Sassone“ Jos. Adolf Hasse, geb. zu Bergedorf bei Hamburg 1699, gest. zu Venedig 1783, der über Mozart prophetisch ausrief: „questo ragazzo ci farà dimenticar tutti!“ Er war vorzüglich in Dresden thätig, mit seiner schönen und gesangreichen Gattin Faustina, für welche zunächst er über 100 Opern schrieb. Sein alljährlich in der Hofkapelle zu Dresden aufgeführtes Requiem stellt Krause selbst über das Mozartsche. Zugleich dichtete P. A. Dom. Bon. Metastasio (aus Assisi 1698—1782) seine musikalischen Texte. Im 17. bis 18. Jahrh. treten auch in Italien die großen Meister in Bau und Spiel der Geigen auf, namentlich in Cremona Amati, Guarneri, Straduari.

Im 18. Jahrh. standen Kirchen- und Opern-musik „in fast steter Wechselwirkung“, so daß „solenne Oper und ernste Messe“ kaum einen Unterschied hatten. Diese Verweltlichung war aber keine kirchenfeindliche, sondern das Heilige nahm allen Glanz der Künste in seinen Dienst (s. Jahn Mozart I 441). Giov. Batt. Pergolese (aus Jesi 1710—36) führte in der Kirchenmusik, eben auch in seinem berühmten Stabat mater, einen mehr weichen Charakter an der Stelle der früheren Würde und Kraft ein. Eine Art geistlicher Oper

war im 18. Jahrh. das italienische Oratorium; seine höchste Bedeutung aber gewann es erst durch die Deutschen Seb. Bach und Händel, welchen sich später Ferd. Schneider aus Waltersdorf in der Lausitz (1786–1853, auch namentlich Operncomponist) und Bernhard Klein aus Köln (1794 – 1832) würdig anschließen. Vgl. o. S. 461–2. 469.

In Italien war die Kunst frei, und den kirchlichen Zwecken mehr und minder übergeordnet; dagegen fast ausschließlich kirchlich im protestantischen Deutschland. Die, durch die Wiederaufnahme der klassischen Studien veranlaßte, allgemeine Geisterbewegung des 16. Jahrh. befreite in Italien die Kunst, in Deutschland das Denken. Die unsinnliche und im ganzen kunstfeindliche Reformation widerstrebte in ihrem geistigen Ernste dem leichten und künstlerischen Sinne der Italiener.

Dennoch erwuchs zu großer Bedeutung der evangelische Kirchengesang, welchen Luther (an Ambrosius erinnernd) in deutscher Muttersprache bildete und, wie ja das Kirchliche überhaupt, möglichst zu popularisieren suchte. Er wollte, „daß der Haufe mitsinge", und sein Choral war der volle Gemeindegesang, gegenüber dem rein liturgischen römischen Chorgesange, den er wüstes wildes Eselsgeschrei nannte. Dieser Gemeindegesang war schon in den Liedern der Hussiten, der böhmisch-mährischen Brüder vorgebildet. „Im allgemeinen war der Choral der protestantischen Kirche eine Verbindung des gregorianischen Gesanges mit der neu sich entwickelnden Harmonie".

Zunächst setzte man die in den Landessprachen gedichteten Lieder in bereits beliebte weltliche und kirchliche Weisen. Luther ließ seine Lieder mehrstimmig setzen und das Volk in die herrschende Melodie einstimmen. Der deutsche Schweizer Zwingli aber war Gegner des Kirchengesanges überhaupt. Auch der französisch-calvinistische Kirchengesang hat nur geringe Bedeutung. Meistens setzte der burgundische Hugenotte Goudemil (wurde 1572 zu Lyon ermordet), Palestrinas Lehrer, die, gröstentheils weltlichen, Weisen der von Marot und Beza in der Landessprache nachgedichteten Psalmen in vier Stimmen; ähnlich in drei Stimmen Clemens non Papa die vlaemischen Psalterliedchen (Souterliedekens).

Seb. Bach und Händel, in Einem Jahre geboren, „beide nach verschiedenen Seiten bahnbrechende Genies," gaben der auf protestantischem Boden erwachsenen Musik ihre Vollendung, und bezeichnen zugleich „den Eintritt und die Obergewalt eines neuen Volkes in der Geschichte der Musik", des deutschen. Seb. Bach aus Eisenach (1685–1750) war Meister der geistlichen Cantate, schrieb aber auch katholische Messen; sein Talent erbten in verschiedenen Antheilen seine Söhne Emanuel, Friedemann, Joh. Christoph Friedrich, Joh. Christian. G. Frd. Händel aus Halle a. d. S. (1685–1759), der Meister des Oratoriums, schrieb in Deutschland (Berlin, Hamburg) u. a. Singspiele, in Italien (drei Jahre verweilend) und besonders in England italienische Opern, Oratorien u. s. w.

Aus Italien kam das Singspiel nach Frankreich; auch der bekannte, doch nicht sehr bedeutende, Giov. Batt. Lulli aus Florenz (1633–87). Sein tüchtigerer, jedoch an Überladung leidender Nachfolger war Jean Phil. Rameau aus Dijon (1683 bis 1764). Der Hauptmeister der französischen Operette, einer Mittelgattung zwischen Oper und Vaudeville, war der Wallone Gretry aus Lüttich (1741–1813); ihm zunächst stehn Nicolo Isouard aus Malta (Italiener? geb. 1777, starb zu Paris 1818), der Schöpfer des lieblichen Cendrillon, Adrien François Boieldieu aus Rouen (1775–1834), und Et. H. Méhul aus Givet in den Ardennen (1763–1817).

Christoph Willibald Ritter v. Gluck aus der Herrschaft Weidenwang in der Oberpfalz (1714–87) wirkte besonders in Wien und in Paris, wo er die Singbarkeit der französischen Sprache erwies. Er war „der Epoche machende Umbildner der großen Oper, in welcher er, wie Lessing im Schauspiel, den deutschen Geist vom romanischen Modezwange befreite". Als seinen ausgezeichneten Textdichter nennen wir den Florentiner Ranieri di Calzabigi; als seinen Hauptgegner Nicolo Piccini aus Bari (1728–83), Zögling der neapolitanischen Schule.

Jh. Frd. Reichardt aus Königsberg (1751–1814) wandte Glucks Grundsätze auf Goethes Gedichte an, komponierte auch Opern (und treffliche Liederspiele, s. o. S. 473) und eine bedeutende

Trauerkantate, und war ein geistvoller musikalischer Schriftsteller. Sein Lehrer und Schwiegervater Franz Benda aus Alt-Benatky in Böhmen (1709–88) gilt als Stifter einer Violinschule in Deutschland. Sein berühmterer Bruder Georg (1721 – 95) componierte Operetten und besonders gute Melodramen (vgl. das bei dem Drama S. 473 von letzteren Gesagte). Der Gründer des deutschen Liederspiels (Operette) aber ist J. A. Hiller aus Wendisch Ossig bei Görlitz (1728 – 1804), zugleich auch der Gründer des Gewandhausconcertes in Leipzig. Carl Ditters v. Dittersdorf aus Wien (1739 – 99) machte das deutsche Singspiel, insbesondere die komische Oper, volksthümlicher und kräftiger. Für Lieder-, Sing-spiel, Vaudeville u. s. w. vgl. o. S. 462. 472 ff.

„In der Symphonie wird die Instrumentalmusik ganz heraustretende Gefühlsmalerei und eine selbständige Dichtung. — Die Instrumentalmusik, deren glänzendsten Zeiten wir jetzt entgegengehn, ist, wie die Malerei, eine in ihrem ganzen Wesen durchaus moderne Kunst, und zugleich die Gattung, mit welcher Deutschland zuerst Italien selbständig gegenüber und bald an die Spitze der weiteren Entwickelung tritt.“ Die Italiener sind durch die Streichinstrumente, die Deutschen durch die Blasinstrumente ausgezeichnet. Aber auch das Klavierspiel, der Schattenriß der Symphonie, ist hauptsächlich in Deutschland zu Hause.

Der erste Hauptbildner der deutschen Instrumentalmusik ist der herrliche Jos. Haydn aus Rohrau an der ungarischen Grenze (1732–90), der Ph. Em. Bachs Klaviersonaten Viel verdankt. In London, wo er drei Jahre hindurch verweilte, kam er erst recht zu Ehren. „Er führte die Musik aus Kirche und Schule in das frisch natürliche Leben hinüber, in die Kreiße des Volkes, wie es weint und lacht.“ Jeden einzelnen Gedanken führte er mannigfach und wundervoll aus. Die erhabene Schöpfung schrieb er 1797, die idyllischen Jahreszeiten 1801. Seine Fruchtbarkeit bezeugen 118 Symphonien, 83 Quartette, 24 Concerte, 24 Trios, 44 Sonaten u. s. w. Auch sein Bruder Jh. Michael zeichnete sich aus, namentlich durch kirchliche Tonwerke.

Die Vollendung der Oper verdanken wir Wolfgang Amadeus Mozart aus Salzburg (1756–91), dem jung Gestorbenen, in

ewiger Jugend Fortlebenden. Seine hohe musikalische Bildung war seiner früh entwickelten Naturanlage würdig, und er war keineswegs „nur instinktiv und naiv". Seinen Don Juan weiß Schlüter nur mit Göthes Faust zu vergleichen. Beethoven stellte jedoch seine Zauberflöte am höchsten. Sie und die Entführung begründen eine selbständige deutsche Schule; aber Don Juan und Figaro sind weltbürgerlich und allumfassend, und wirkten gleich mächtig auf die deutsche, italienische und französische Oper. Als Mozarts schönste Symphonien nennt Schlüter Es dur, G moll und C dur mit der Fuge. Otto Jahn vergleicht in seinem klassischen Werke über Mozart den großen Darsteller „edler Schönheit" in Tönen mit ihrem Schilderer Raphael, und sagt ferner u. a. von ihm: „Aber auch mit Shakespeare und Goethe kann Mozart gemessen werden, insofern er mit jenem die Fülle, Kraft und Lebendigkeit dramatischer Gestaltung, wie die Kühnheit des Humors, und mit diesem die Einfachheit und Natürlichkeit menschlicher Empfindung, wie die plastische Klarheit gemein hat: — das ganze Gebiet der Musik war ihm nicht ein eroberter Besitz, sondern die angeborene Heimat."

Die Glanzzeit der Instrumental- und Lieder-composition wird weiter durch Ludwig v. Beethoven aus Bonn (1770–1827) und durch Franz Schubert aus Wien (1797–1828) vertreten.

„Die hohe ethische Bedeutung hat die Musik Beethovens mit der Dichtung Schillers gemein, während sie zugleich in der Anmuth und Lebensfrische einigermaßen der Goetheschen entspricht." Die Sonaten stellen in klaren Formen sein erhöhtes Seelenleben, seine geistigen Kämpfe und Siege dar. „Die großen Menschen im Kampfe mit großen Geschicken und über alle feindlichen Gewalten siegend darzustellen, aus der Beengung zur Freiheit, aus Nacht zum Lichte aufzusteigen: das ist der hohe, man darf sagen, tragische Grundgedanke Beethovens, den er am schönsten in den Symphonien Es dur (Eroica), C moll und A dur, am gewaltigsten in der neunten ausführt." Die schönste von allen aber ist D dur. Sein Fidelio, trotz seiner Großartigkeit, „erfüllt nicht die höchsten Forderungen seiner Gattung", der Oper. Seine bedeutendsten Gesänge sind die schottischen Lieder.

„Das von dem männlichen Beethoven im ganzen wenig gepflegte Lied behandelte in seinem Geiste und mit unerreichter Meisterschaft

F. Schubert.“ Aber von seinen (an 600) Liedern konnte keines Volkslied werden. Sein Lied und Beethovens Sonate „bezeichnen die organische Vollendung der modernen Tonkunst“.

Unsere Zeit der Epigonen „liebt vor allem das drastisch Erregte, die Affekte bis zur Höhe Treibende“. Jh. Nep. Hummel aus Preßburg (1778–1837) wurde unter Mozarts „formell bildendem Einflusse der bedeutendste Klaviercomponist (doch nicht in der Sonate) nach den drei großen Meistern“. Ihm folgte C. Maria v. Weber aus Eutin (1786–1826) in seinen Klaviercompositionen, noch mehr der „klassisch gebildete“ Ignaz Moscheles aus Prag (geb. 1794). Mit hoher Achtung für einen großen Theil seiner Werke nennen wir auch Muzio Clementi aus Rom (1752–1832), der in England, Frankreich, Russland und Deutschland als Componist und als Virtuose auftrat und den grösten Einfluß besonders auf die moderne Klaviersonate übte — obgleich Schlüter ihm „kalte akademische Formenglätte“ zuschreibt und sogar Mozart, mit welchem er einen Klavierwettkampf ehrenvoll bestand, ihn in einem derben Ausbruche der Laune „einen bloßen Mechanicus“ nannte.

Deutsche Einflüsse auf die neueren Italiener sind häufig sichtbar, wie Glucks auf Antonio Sacchini aus Neapel (1735–86), Glucks und Mozarts auf den fast ganz deutschen, besonders in Wien gebildeten, Antonio Salieri aus Legnano (1750–1825), Mozarts auf Vincenzo Righini aus Bologna (1766–1812), der in Prag und Berlin wirkte. Andre Beispiele siehe im Folgenden.

In der komischen Oper Italiens glänzten besonders Domenico Cimarosa aus Neapel (1755–1801), der Tondichter des „Matrimonio segreto“, worinn wiederum Mozarts Einfluß unverkennbar ist; und Giov. Paesiello aus Tarent (1741–1816), dessen „bella Molinara“ noch heute so viele lieberfüllte Herzen rührt und erheitert durch das köstliche Lied „Nel cuor non più mi sento“, das verdeutschte „Mich fliehen alle Freuden“. In Deutschland noch jetzt mehr und minder bekannt und beliebt sind auch die römischen Operncomponisten Val. Fioravanti (geb. 1767) durch seine Cantatrici villane (Sängerinnen auf dem Lande), und Nic. Zingarelli (geb. 1752) durch Romeo e Giulietta (besonders die Arie „Ombra adorata,

aspetta“), beide gestorben 1837; sowie Fern. Paer aus Parma (1771—1839), der besonders in Wien und Paris lebte; die weiche Melodienfülle namentlich seines „Sargino“ reicht schon in die neueste italienische Musik herüber.

Diese beginnt, nach kurzem Interregnum, mit dem „Schwan von Pesaro, dem genialen Melodiker und „Melodienverschwender“ Gioacchimo Rossini (geb. 1792), der lieber Rossini bleiben, als vergeblich streben wollte, Mozart zu werden. Er ist Meister in der Opera buffa, hat aber auch mit ihrem Feuer die ernste belebt und Bedeutendes in ihr geleistet, wie in Othello, Semiramis, Moses und besonders in Tell, seinem grösten und einen neuen Zeitraum seiner Entfaltung bezeichnenden Werke. Sein Barbier von Sevilla ist voll heitren Zaubers, wenn er uns auch freilich nicht entzückt, wie Mozarts stoffverwandter himmlischer Figaro; seinem Tancred spendete Jemand das zweideutige Lob „buntscheckiger Begeisterung“. Der Sicilianer Vincenzo Bellini aus Catania (1802—35) trat nicht aus seiner Lyrik und Jugend heraus. Der begabte Gaetano Donizetti aus Bergamo (1797—1848) ist leichtfertig, und glücklicher im Komischen als im Sentimentalen. Noch einige Italiener von vielen werden wir nachher bei der französischen Schule nennen.

Dem gegenwärtigen Geiste der Oper in Italien entspricht die Haltung der Zuhörer. „Der Italiener erwartet von einer Oper nicht viel mehr, als wir Deutsche von einem erträglichen Gartenconcerte: angenehme Unterhaltung für die Pausen der Conversation. Das frohe sinnliche Leben des Volkes bringt es so mit sich. — Es war gewis kein blos zufälliges Zusammentreffen in der politisch ermatteten und musikalisch armen Zeit, daß in Wien zugleich mit der Rossinischen Oper die Tanzmusik unter Strauß und Lanner ihre klassische Zeit feierte.“

Auf die französische Schule wirkten Gluck, Mozart und Haydn; Gluck namentlich auf den würdigen Méhul (oben S. 672) und noch mehr auf Gasparo Spontini aus Majolati bei Jesi im Kirchenstaate (1778—1851), welchen Schlüter „den direktesten und genialsten Nachfolger Glucks“ (zumal in der „Vestalin“) nennt, ein Anderer „den Componisten des französischen Kaiserreichs“, wozu sein heroischer

Pomp und seine überreiche Instrumentation paßt. Haydn und Mozart wirkten auf den „nationlosen“, indessen mehr deutschen, als italienischen und französischen, Luigi Cherubini aus Florenz (1760–1842), dessen edel-schöner „Wasserträger“ allbekannt ist und der auch großartige religiöse Werke schuf. Sein Schüler war Boieldieu (o. S. 672), der „das leichte französische Element wieder in den Vordergrund brachte“, aber nicht bloß volksthümlich, sondern auch gediegen war. Ein andrer Schüler Cherubinis, Dan. Frç. Esprit Auber aus Caen (1784 ff.), entspricht in seiner Musik dem „eleganten Conversationston“ von Scribes Texten; sein bedeutendstes und bekanntestes Werk ist die Stumme von Portici. Ihn übertraf „in der klugen Berechnung aller Effektmittel“ Jakob Meyer Beer aus Berlin (1794–1864), von jüdischem Stamme, ein Mann von bedeutender Begabung, der aber leider „Caricatur des universellen Mozart“ wurde und dessen „Raffinement Natur und Gefühl ausschließt“ (Schlüter). Sein Stammgenosse J. Frç. Fromental Halevy aus Paris (1799–1862) schloß sich in der großen Oper an ihn an, in der komischen an Auber. Was Meyer Beer im großen, versuchte im kleinen J. Offenbach, „ein nach Paris gegangener Kölner“, der den Geschmack des großen Publikums „so recht bis in den Grund verdarb“. Gleich scharf kritisiert ihn ausführlicher Schletterer a. a. O. 163 ff., der seine Musikstücke „widerliche musikalische Zoten“ nennt, was ihm Ed. H. in der Österr. Wochenschrift 1863 Nr. 29 sehr übel nimmt, ob er gleich den Werth seines Werkes anerkennt. Giuseppe Verdi aus Parma (1814 ff.), nicht unbegabt, aber auch nicht gewissenhaft, „hat durch das unheilvolle Bündnis mit Frankreich seinem Vaterlande den allerschlechtesten Dienst erwiesen“. Zu den Franzosen rechnen wir auch den jetzt in Deutschland, wenigstens in Darmstadt, geschätzten und überschätzten Belgier (Flamänder?) Gounod.

Schlüter spricht von der französischen „Programm-Musik, einer dem innersten deutschen Wesen fremden Erscheinung“. Ihr Erfinder sei Hector Berlioz (aus Côte Saint-André, geb. 1803), dem namentlich Franz Lißt (aus Raiding in Ungarn, Gespanschaft Oedenburg, geb. 1811) verwandt ist. Berlioz ist in der Kunst und, wie man erzählt, auch im Leben, Neuromantiker in folio, und hat

sein, wie Carl Banck es nennt, „für Alles Ersatz bietendes Toncolorit" auch quantitativ einmal (hymne à la France) durch ein nahezu 1000 Mann starkes Orchester gesteigert. Er selbst erklärt seine „Vorurtheile" für nationale, in Frankreich eingewurzelte, bezeigt jedoch zugleich seine gröste Hinneigung zu Gluck und Beethoven (mit welchem er die Zauberflöte für Mozarts Meisterwerk hält), demnächst für M. v. Weber, erst nach diesen zu Mozart, den er gleichwohl bewundert. Er hat auch eine Reihe kritischer Aufsätze geschrieben. Seiner Richtung schloß sich auch der Provenzale Felicien David (aus Cabinet bei Aix, geb. 1810) an.

Unter den ausländischen Genossen der neueren französischen Richtungen nennen wir noch Folgende. Frd. v. Flotow aus Teutendorf in Mecklenburg (geb. 1811), der den deutschen Charakter indessen nicht aufgab. Der irische Engländer Balfe (aus Dublin, geb. 1805) „versuchte vergeblich den Franzosen nachzucoquettieren". Der Engländer G. Onslow aus Clermont (geb. 1784) dagegen bildete sich zwar in Frankreich aus, aber großentheils nach deutschen Mustern. Als Franzose (auch wohl der Abstammung nach) gilt auch der Pole („François du Nord") Frd. Fz. Chopin (aus Zelazowawola bei Warschau 1810–49), der in Tonsetzung und Klaviertechnik eine seltsame und zarte, verschieden beurtheilte Gattung der Romantik schuf. Schlüter nennt ihn einen eleganten, doch nicht verkränkelten, Schwärmer besonders für Frauen. U. v. A. gehören zu den Franzosen auch die Geiger Rud. Kreuzer, ein Deutscher aus Versailles (1767–1831; nicht zu verwechseln mit dem gemüthlichen Opern- und Lieder-componisten Konradin Kreutzer aus Möskirch 1783-1849), und die Mitglieder der belgischen Geigerschule, wie Beriot, Vieuxtemps, Prume. Allein steht der Genuese Nic. Paganini (1784–1840) mit seinen genialen Künsteleien. Norweger ist der berühmte Geiger Ole Bornemann Bull aus Bergen (1810 ff.).

Gerne kehren wir wieder heim nach Deutschland. „Vor Allen ein wahrhaft deutscher Componist", auch in seinen Opern, ist C. M. v. Weber, den wir vorhin bei den Klaviercomponisten nannten. Auch wollen wir P. Winter in München (1755–1825), den Componisten des „unterbrochenen Opferfestes" u. s. w., nicht vergessen. In der

lyrischen Oper am höchsten steht „der gediegene, sich allseitig bewährende Meister“ Ludwig Spohr aus Braunschweig (1784–1859). Gute komische Opern componierte Albert Lortzing aus Berlin (1803–51). An C. M. v. Weber schloß sich der Romantiker H. Marschner aus Zittau (1795–1861). Am meisten Aufsehen in neuester Zeit machte der Zukunftsmusiker Richard Wagner aus Leipzig (1813 ff.), welcher „die Oper in Ein Finale und den Gesang in eine fortlaufende Declamation auflöst“. Schlüter gehört nicht zu seinen Anhängern, sagt aber doch: „Wir schätzen das Gute in Tannhäuser und Lohengrin höher, als den ganzen Operkram unserer Tage.“

Der echt deutsche Jude Felix Mendelssohn-Bartholdy aus Hamburg (1809–47), in der Composition vorzüglich K. Frd. Zelters (1753–1832) Schüler, wurde der „feinsinnige geschmackvolle Repräsentant moderner Bildung, der mit seiner, an den Alten erfrischten, Kunst in die sentimentale Geschmacksrichtung der Zeit vorsichtig eingieng — weniger reichhaltig und tief, aber reger und bildsamer, als Spohr“, den er verdrängte. Er führte u. a. den Dänen Niels W. Gade aus Kopenhagen (1817 ff.), einen einfachen Componisten, in die musikalische Welt ein.

Robert Schumann aus Zwickau (1810–56), der mit seiner nachmaligen Gattin, der trefflichen Klavierspielerin Klara Wieck Chopin verehrte, hatte sich „aus Sturm und Drang zu Maß und Klarheit und fester Meisterschaft wunderbar schnell herausgearbeitet“, kehrte aber später wieder bald in Phantastik, bald in geistreiche Reflexion zurück. Seine Lieder stellt Schlüter zunächst nach denen Schuberts. Von ihm sagt der deutsche Schweizer Xaver Schnyder v. Wartensee aus Luzern (geb. 1786), dieser klassische und vielseitigst gebildete Theoretiker und Kunstkritiker: er wäre ganz was Anderes geworden, wenn er schon in früheren Jahren seine musikalische Schule gemacht hätte.

Die meisten der vorgenannten deutschen Dichter haben auch das, vorzugsweise dem deu schen Volksgeiste entsprossene, Lied angebaut, das zwar, gleich der entsprechenden Lyrik in der Dichtung, allmählich in Überfülle der Zahl verflacht ist, aber doch immer noch zu Zeiten bedeutend und sinnvoll auftritt. Moriz Hauptmann aus Dresden (1792 ff.) mag als Vertreter einer Gesangesgattung genannt werden,

die hoffentlich fortklingen wird, wann der „noble Bänkelsang“ der Salonsänger längst verhallt ist. Die Menge der Sänger und die, der Bildung im allgemeinen förderliche, Vielheit der deutschen Staaten, resp. Residenzen, ließ manche gute Werke nur in engerem Bereiche bekannt werden, wie z. B. die Lieder und die klassischen Oratorien von Bernhard Klein aus Köln (1794–1832) mehr nur in Berlin; auch u. a. sehr singbare und ausdrucksvolle Lieder aus Wilhelm Meister von Leopold Lenz in München. Gute Volkslieder erlauschte und schuf Frd. Silcher (aus Schnaith in Wirtemberg 1789–1860). Sein Landsmann Jh. Rud. Zumsteeg (1760–1802) und C. Löwe aus Löbejun (1796 ff.) sind unsere genialsten Balladencomponisten.

Mit dem wachsenden Strome der Lieder, Oratorien und Instrumentalstücke ist in Deutschland „die musikalische Oberherrschaft fast ganz von der Bühne an den Concertsaal übergegangen“. Hier fehlt freilich das volle Leben der Oper, aber auch ihre Bestechungsmittel, wogegen wiederum die Virtuosität mit Fug und Unfug stärker hervortritt. Die Instrumentalmusik schwankt zwischen „krassem Realismus und abstraktem Idealismus“. Überhaupt hat in der Musik die Phantasie einer materialistischen Richtung Platz gemacht; um so mehr wird die Erhaltung einer „schönen Idealität“ ohne Verhimmelung Pflicht des Künstlers.

Schlüter erklärt, doch uns nicht genügend, aus dieser Zeitrichtung auch eine Abnahme der Singstimmen im Umfange, „also“ an charakteristischer Klangschönheit, was denn doch Zweierlei ist. Beim Klaviere wenigstens steht der größere Umfang der Octaven mit einer Abnahme des musikalischen Inhalts in Wechselwirkung. Mit Recht aber schreibt Schlüter der lärmenden Opernmusik große Mitschuld an der Verderbnis der Stimme zu, und rügt die Abrichtung beliebter Sänger auf einzelne und gehaltlose Lieblingsopern. Früher schrieben umgekehrt große Componisten Rollen für Sänger. Ein landüblicher Misbrauch ist das widerliche Tremulieren erlogenen Gefühls, das keinen reinen Ton mehr aufkommen läßt.

Beispiele zu einer ethnologischen Liste von Sängern und Sängerinnen seit dem vorigen Jahrhundert sind: aus Italien (der früheren unseligen verstümmelten Wundersänger nicht zu gedenken) Tamburini, Rubini, Lablache (aus Neapel 1794–1858), die schon

erwähnte Faustina Bordoni-Hasse (aus Venedig 1700 ff.) und ihre Nebenbuhlerin Francesca Cuzzoni-Sandoni; Angelica Catalani (aus Sinigaglia 1783–1849), Giulietta und Giuditta Grisi, die Pasta; aus Spanien der Abstammung nach Maria Felicitas Malibran-Garcia (geb. zu Paris 1808, gest. zu London 1836); aus Frankreich Roger (Sänger und Schauspieler), der Deutsche Jul. Stockhausen aus Paris (geb. 1826); aus Deutschland Anton Raff (1714 bis 1797), Fischer (geb. 1745), Vogl (1768–1840), Wild (geb. 1792), Haizinger (geb. 1796), Staudigl (1807–60); Wilhelmine Schröder-Devrient (aus Hamburg 1805–60), Henriette Sonntag (aus Mainz 1806–54, starb in Mexiko), Nanette Schechner (aus München 1806 ff.), Anna Milder-Hauptmann (aus Konstantinopel 1785 bis 1838, starb in Berlin), Sophie Löwe (1815 ff.); Luise Köster; aus Schweden Jenny Lind (1821 ff.); aus England Clara Novello (1818 ff.).

Wir haben hier eben nur Beispiele gegeben, und auch in der ganzen Skizze eine Menge von Namen weggelassen, welche Auszeichnung verdienten und fanden, oder auch nur Eins von Beidem. Aber auch vom ethnologischen Standpunkte aus bescheiden wir uns, mehr nur Bruchstücke gegeben zu haben. Manches ergänzt sich durch das früher u. a. bei der Dichtung Gesagte, besonders für den Volksgesang, dessen musikalische Seite im ganzen noch nicht so genügend untersucht worden ist, wie seine dichterische und geschichtliche Bedeutung. Wir berührten z. B. die Tonweisen der beiden Keltenstämme in Großbritannien, von welchen die irischen weiterhin, auch durch Opern, bekannt geworden sind; der slawischen Völker, unter welchen die böhmischen Musikanten auch die technische Geschicklichkeit ihres Stammes überall bekannt gemacht haben. An die Singvereine der Deutschen in der Schweiz und in Deutschland, jetzt auch überall in der neuen Welt, knüpfen sich die großen Musikfeste in diesen Ländern. Der mehrstimmige Männergesang ist in Deutschland großentheils auch in den niedren Volksschichten, theilweise mit Einschlusse der Soldaten, eingedrungen; und wo dieß geschehen ist, verhallte zwar immer mehr der alte naturwüchsige Volksgesang, aber auch das Zotenlied und das wüste Geschrei, wie wir schon früher bemerkten.

Daß Kunstgesänge zu wirklichem und mächtig wirkendem Volksgesange werden können, beweisen z. B. die früher erwähnten neueren Lieder der Polen, die Marseillaise, das Heckerlied und das nach gleicher Weise gesungene „Schleswig-Holstein meerumschlungen". Von den officiellen Volks- und Soldaten-liedern haben wir auch früher gesprochen. Mit den Klängen des Volksliedes vereinigen sich gewöhnlich mächtige Erinnerungen, sei es das schlichte Heimweh des hochschottischen Galen in Indien, oder bei den besiegten Mauren in Granada die jammervolle Erinnerung an den Sturz ihres letzten Bollwerkes Alhama, weshalb bei Todesstrafe von den noch nicht sicher stehenden Siegern die Weise „Wehe mir, Alhama"! verboten wurde (vgl. C. Löwes ergreifende Ballade), um das unglückliche Volk nicht zur Verzweiflung aufzuregen, wie aus gleichem Grunde die Engländer jene galischen Volksweisen beim indischen Heere untersagten. Die mildere Macht des einfachen Liedes, das wir in den schönsten Frühlingstagen unseres Lebens voll Sehnsucht oder Glück sangen oder singen hörten, haben wir älteren Menschen wohl alle schon empfunden, wann uns einmal unvermuthet in späteren Tagen die früheren mit ihren Gestalten und Empfindungen auf den Schwingen jener Töne wieder zuschwebten.

Die bildenden Künste.

Klänge und Gesänge der alten Welt, durch wenig genügende Zeichen und Zeugnisse festgehalten, leben nur noch in schwachem Nachhalle fort. Weit ausgeprägtere und dauerhaftere Bedeutung für die Geschichte der Völker und ihrer Bildung haben die **bildenden Künste**, unter welchen wir die **Baukunst** (Architektonik, Architektur), die **Bildnerei** (Plastik, Skulptur) in ihren mannigfachen Gestaltungen, und die **Malerei** sammt ihren Schwesterkünsten verstehn.

Viel körperlicher, als die Tonkunst greifen sie mit viel größerer Nothwendigkeit in das Leben ein, dessen alltäglicher Bedarf das Handwerk und den Gewerbfleiß hervorruft, auf höherer Stufe aber die Veredlung und Verschönerung der Formen durch den Kunstfleiß, der sich endlich durch Befreiung von den unmittelbaren Forderungen des

praktischen Lebens zur selbständigen Kunst erhebt. Diese wirkt nun wieder zurück auf jene untergeordneten, der Entwickelung nach früheren (primitiveren) Arbeitsgattungen, und allmählich auf das Bedürfnis der Menschen selbst, das erst von dem Nothwendigsten zum Behaglichsten aufgestiegen war, und nun auch das Gefällige und Schöne verlangt.

In der That fand und findet diese Rück- und Wechsel-wirkung schon im Bereiche des Gewerbfleißes statt. Die Noth war nur die Mutter der ersten und roheren Erfindung. Sobald ihre ersten Gebote erfüllt waren, entstanden neue, höhere Bedürfnisse, die bald ebenfalls dringlich erschienen, und die mit dem Erfindungsgeiste — dem Feinde der Genügsamkeit und der Philosophie des Kynikers in der Tonne — immer wieder Kinder zeugten. Dieser Geist übersprang in genialen Menschen ganze Bildungszeiträume, belauschte aber immer die menschliche Natur und schmiegte sich ihren wachsenden Wünschen an, indem er selbst zugleich diesen Wachsthum förderte.

Es ist die alte Geschichte von dem Geiste und dem Ideale überhaupt, die nie aus utopischem Jenseits herabgeschickt werden, sondern aus dem Leben, der Gesammtgliederung, in welcher ihr Keim (implicite) vorhanden war, also nicht schlechthin aus dem Stoffe, der Körperwelt, sich heraus und empor bilden. Je höher die allgemeine Bildungsstufe, desto freier und selbständiger wurde auch die Erfindung. Wenn sie jedoch nicht zur übernatürlichen Phantastik oder zur widernatürlichen Zerrbildnerei werden wollte — und selbst da noch einigermaßen —, blieb die Natur ihr Vorbild und zeichnete die Grenzen ihrer Freiheit. Aber diese Natur, zumal die Gestalt und das ganze Wesen des Menschen, vervollkommnete sich selbst durch die Bildung (wie wir früher schon mehrmals nachwiesen); und aus dem erhöhten unmittelbaren Vorbilde erschloß die Kunst ein immer höheres Urbild oder Ideal.

Unsere Ansicht über das Schöne in seinem Verhältnisse zu den verschiedenen Typen und Rassen ist folgende.

Wir halten jede Variation der Menschheit befähigt, freilich in sehr verschiedenem Maße der Qualität und der Zeitfrist, aus eigener Kraft sich (allmählich, dereinst) über die mechanische Auffassung und Nachbildung des Vorhandenen zu erheben, also der gegebenen

Gestaltung und Färbung der Naturwesen in der organischen und der sogenannten unorganischen Welt außerhalb des Menschen, sodann des Menschen selbst.

Dieses Vorhandene und Gegebene wird dann zwar der Grund, die Urform und die Norm für die vorschreitende Anschauung bleiben, aber von dieser in seinen gesündesten, besten, schönsten Einzelheiten und Einzelwesen, als den würdigsten Trägern des gemeinsamen Typus, zusammengefaßt und zu neuen Gebilden umgeschaffen werden, die sich selbst zu den höchsten thatsächlichen Vorbildern verhalten, wie jedes Ideal zu seiner Wirklichkeit.

Die Baukunst und ein Theil der Bildnerei wird in Formen, Lichtern und Farben durch Landschaft, Pflanzen- und Thier-welt angeregt und bestimmt werden. Die Idee der menschlichen Gestalt und ihre Ausführung durch bildende Kunst wird den eingeborenen Rassentypus, solange sie nicht geradezu Fremdes nur adoptiert und nachahmt, zum Vorbilde behalten. Zwar wird die Einbildungskraft, der bis zu gewissem Grade schöpferische Kunstsinn die, mit leiblichem Auge nicht erblickten, Gipfelbilder oder Ideale dieser Typen frei gestalten und dabei selbst einer veredelnden Zukunft der letzteren vorgreifen; aber ohne jemals in völlig abweichenden, divergierenden Richtungen sich zu bewegen. Das natürliche Vorbild wird sogar da bemerkbar bleiben, wo absichtlich Götter in Übergröße und Vielgliederung, Kobolde und Genossen in zwerghafter und verkrüppelter Gestalt, endlich der Teufel als Gegenfüßler des, den höchsten und schönsten Nationaltypus besitzenden, guten Gottes geschaffen werden. Andre Erscheinungen kommen zu Tage, wann die Berührungen mit andern Volksstämmen und Rassen jene Anlehnung an die Errungenschaften fremder, namentlich höherer Bildung hervorrufen; oder wann der Widerwille gegen den fremden Stamm dessen Gestalt und Farbe zum Vorbilde des (z. B. schwarzen oder weißen) Teufels macht, was bekanntlich nicht bloß in der „Zauberflöte“ geschieht. Solche ethnische Unterschiede spiegeln sich dann auch öfters in den Gestalten der guten Gottheiten, wie z. B. der alten indischen Götter und der christlichen Madonnen.

Somit werden die bildenden Künste ihre vollkommenste esoterische Entwickelung, d. h. ihre Vorbilder und die befähigtesten Nachbildner

auf einheimischem Boden nur da finden, wo ein körperlich und geistig ausgebildetes und, mehr und minder, schönes Volk selbst die plastischen und malerischen Modelle erzeugt; und wo Klima und Boden, Himmel und Erde Umrisse und Farben leuchtend hervortreten lassen und selbst zur Erhaltung des fertigen Kunstwerkes mitwirken, des Bildes wie des Gebäudes. So vor allem in Griechenland und demnächst in Italien.

Solche Gebilde und Bildner üben denn die vorhin mehrmals angedeutete Propaganda bis in ferne Räume und Zeiten hinaus. An sie lehnen sich nacheifernde, nicht bloß nachahmende, Menschen und Völker an und eilen der eigenen Natur in der Kunst voraus; jedoch nicht ohne ermäßigende Einwirkung der ersteren, je mehr wirklichen Kunsttrieb sie besitzen, so daß die Nach- und An-bildung auch zu einer Umbildung führt.

Diese kann freilich bei wenig Begabten oder in Zeiträumen ohne schöpferische Kraft zur Verschlechterung und Zerrbildung werden, wie z. B. bei den nach griechischen und römischen Mustern ungeschickt gemachten Bildwerken und Münzen „barbarischer" Völker. Sie kann aber auch unter günstigen Verhältnissen den Reichthum der fremden Vorgänger und Vorbilder übertreffen. Diese Möglichkeit muß sogar ein Ziel des künstlerischen Glaubens, die Hoffnung der Zukunft sein, wenn die Kunst nicht unter dem Drucke der Fessel, die in dem verzweifelnden Bekenntnisse der bloßen Nachahmungsfähigkeit liegt, zum bloßen Handwerke erlahmen soll.

Wann einmal ein Volk einen bedeutenden Grad künstlerischer Schöpfungskraft und Bildung gewonnen hat, so wird dieser ein Bestandtheil der Volksnatur und theilt deren allgemeine Entwickelungen und Schicksale. Leider haben aber auch die Dämonen der Geschichte Macht darüber. Bei den Völkern des mittleren und südlichen Amerikas verschwanden Baukunst, Skulptur, Kunst- und Gewerbfleiß jeder Art, die Errungenschaften langer Zeiträume, nicht selten mit Einem Male unter dem furchtbaren Drucke der Spanier; und der Ersatz durch höhere Bildung blieb den Unglücklichen gröstentheils aus. Wir haben uns bereits o. S. 168 hierüber ausgesprochen. Die feindseligen Gewalten, welche die Tempel und Bildsäulen der hellenischen Götter

zertrümmerten, konnte ihre schönere Auferstehung nicht hindern, solange sie nicht das ganze Volk zertraten. Mit dem Siege über die Perser begann die Blütezeit seiner Kunst. Mit seiner Freiheit, seit der makedonischen Herrschaft, welkte diese Blüte langsam ab, obschon die Kunst in Alexander d. G., seinen Nachfolgern, und noch mehr später in den, nur anfangs barbarisch zernichtenden, Römern neue Förderer gewann, bis sie im byzantinischen Christenthum erstarrte und endlich mit dem ganzen Volksthum von dem misgestalteten Türkenthum vollends zermalmt wurde, der vorübergehenden Lawinen der Völkerwanderung und des christlichen Bildersturms nicht zu gedenken.

Aber die Reliquien der hellenischen Kunst waren reich genug, um in den vormaligen „Barbaren“ späte und ferne, jedoch würdige Erben zu finden, die ihren Kunstsinn an ihnen entzündeten und die nun das neuerstandene und fortgebildete Erbe hoffentlich mit dem Mutterlande theilen werden, wenn auch König Georgios der Däne fürs erste noch nicht der Überbringer und das gährende Volk der Gegenwart noch nicht der Empfänger des Erbtheiles sein nird.

Wir begnügen uns, von den zahlreichen uns vorliegenden oder erreichbaren Schriften über die bildenden Künste nur wenige zu benutzen. Zunächst einige allgemeinere, theilweise sehr eigenthümliche Ansichten Sempers aus seinem Werke „Der Styl in den technischen und tektonischen Künsten oder praktische Aesthetik“ (Band 1. 2. 1859–63, nach der Augsb. A. Z. 1863 Beil. zu Nrr. 360–1).

Die Baukunst richtet sich ursprünglich nach den Formen, die sie in Bekleidung und beweglichem Hausrath vorfindet. Der, über das bloß sinnliche Bedürfnis hinausgehende Drang des Menschen nach Harmonie seines ganzen Seins, der künstlerische Trieb bedarf Jahrtausende langer Uebung, bis er ein freies Kunstwerk hervorbringt. Die langsame Entwickelung und lange Dauer der frühesten Bildungszeiträume ergab sich bereits in unserem physiologischen Hauptstücke.

„Sowie die Natur bei ihrer unendlichen Fülle doch in ihren Motiven höchst sparsam ist, wie aber diese nach den Bildungsstufen der Geschöpfe und nach ihren verschiedenen Daseinsbedingungen tausendfach modificiert, in Theilen verkürzt oder verlängert, in Theilen

ausgebildet, in andern nur angedeutet erscheinen; wie die Natur ihre Entwickelungsgeschichte hat, innerhalb welcher die alten Motive bei jeder Neugestaltung wieder durchblicken: ebenso liegen auch der Kunst nur wenige Normalformen und Typen unter, die aus ältester Tradition stammen, in stetem Wiederhervortreten dennoch eine unendliche Mannichfaltigkeit darbieten und gleich jenen Naturtypen ihre Geschichte haben. Nichts ist dabei reine Willkür, sondern Alles durch Umstände und Verhältnisse bedingt."

Semper nimmt die „textile" Kunst des Bindens, Flechtens, Webens, Stickens als die Urkunst an (vgl. unsere frühere Erwähnung der geflochtenen Blätterschürze im Paradiese), die unmittelbar aus der Naturnachahmung sich herausbildete und deren Typen und Symbole die übrigen Künste, die Töpferei an der Spitze, annahmen. Selbst die Sprache der Holzarbeit und der Baukunst entlehnte jener die Ausdrücke, wie Band, Gurt, Kranz, Futter, Bekleidung, Spannung, Decke. Von dem Teppich aus bildete sich der Schmuck des Fußbodens, der Zimmerdecke, der Wände; die Anwendung dieses Satzes auf die aegyptischen, assyrischen, griechischen Bauten führt Semper wohl allzu folgerecht aus. Von großem Einflusse auf die Färbung und Gestaltunq der Gewande ist der Stoff, aus welchem sie gemacht werden. So für die Bereitung aus Fellen und Pelzwerk bei Nordasiaten und Germanen, aus Wolle bei den Hellenen und anderartig bei den Assyriern, aus Flachs und Seide; den Aegyptiern war das gepresste Leder eigen.

Nach der Webekunst kommt die („Keramik") des Töpfers, Thon-, Glas- und Metall-arbeiters mit erst flüssigem und darnach erhartendem Stoffe. Mancherlei örtliche Verhältnisse wirken mit; der Aegyptier schöpfte das Wasser aus dem Nil, der Grieche fing es aus der fließenden Quelle auf. Selbst noch die Baugeschichte des 18. Jahrh. ist mit der des Porcellans verwachsen; das Rococo kam mit letzterem aus Dresden nach Versailles.

In anderer Weise ging die geschmackvolle Renaissance des hölzernen Hausraths in geschmackloser Anwendung auf die Steinfaçaden der Paläste über und erzeugte den leidigen Kommodenstyl des 17. Jahrhunderts.

Dem bloßen Holzbau folgt die Anwendung des Metalls und dann erst des Steines. Stützen und Wände von Holz wurden erst mit Teppichen bekleidet, dann mit Erz überzogen, auf welches sich auch die Verzierungsformen übertrugen. Aus gegossenem Erze bestanden die Hohlsäulen der Semiten, namentlich des salomonischen Tempels; auf Erzguß weisen auch die Säulen von Persepolis hin. Die Griechen erst, deren dorische und ionische Säulen die hohe Fortbildung der aegyptischen und assyrischen sind, schufen diese selbständiger aus Marmor, wenn auch mit sichtbaren Reminiscenzen an Holz, Erz, auch gebrannten Thon. So bildete sich auch die freie Plastik der Marmorbildsäule erst aus, nachdem bemalte Holzstatuen erst mit wirklichen Gewändern (wie noch heute so viele Madonnenbilder) behangen, dann mit Metallblech überzogen worden waren; diese ältere Weise idealisierten die Goldelfenbeinstatuen.

Soweit sind wir Semper gefolgt, und werden in den folgenden kunstgeschichtlichen Umrissen Kuglers und Lübkes Ansichten und Ausdrücke mit unsern eigenen verschmelzen, mitunter auch noch andere hinzuziehend. Die erstgenannten schöpfen wir aus den Werken: „Handbuch der Kunstwissenschaft“ von Kugler, 4. A. bearbeitet von Lübke, Stuttg. 1861; und „Geschichte der Plastik“ von Lübke, Lpz. 1863. Die Wechselbeziehungen der bildenden Künste lassen, zumal bei unserer kurzen und eklektischen Behandlung, ihre strenge Sonderung nicht zu. Wir suchen die, oft unerläßliche, synchronistische Darstellung mit der deutlichen Unterscheidung der Völkerstämme und Länder zu verbinden, überall nur die wichtigsten Charakterzüge und Beispiele auswählend.

Bei den redenden und tönenden Künsten ist schon der Stoff ein beseelter, aber desto vergänglicherer; in Beidem unterscheidet sich der der bildenden Künste. Sie beseelen erst den leblosen Stoff und bearbeiten die mehr und minder spröden Massen, mit Hülfe anderer Stoffe: des Wassers, des Feuers, der Luft, und der mechanischen Gehülfen. Zu letzteren gehören nicht bloß die todten Werkzeuge, sondern auch die lebenden mechanischen Diener, leider auch die willenlosen und gezwungenen, besonders in niedren Bildungszeiträumen. Die Frohnden ganzer Völkermassen: der Aegyptier bei den Pyramidenbauten, der

Juden bei den Ziegeleien in Aegypten und ebenso anderer semitischer Volksstämme in Mesopotamien, kommen heutzutage nicht mehr vor, wo selbst die Marmorsägereien in Zuchthäusern als allzuharte Strafe in Abgang kommen und die Arbeiten kriegsgefangener Soldaten nicht mit den todbringenden der athenischen Kriegsgefangenen in den Steinbrüchen von Syrakus zu vergleichen sind. Der gefangene Fürst, welcher den schönen Burgthurm zu Friedberg in Hessen erbauen muste, that dieß nicht einmal mit höchst eigener Hand, sondern durch bezahlte Arbeiter.

Jene Stoffe spenden alle Naturreiche: das Mineralreich die Erdarten in mannigfachster Gestalt, als Grundstoff des Tumulus, in neuerer Zeit des Pisébaus, als Backstein und Ziegel zu den Weltstädten Assyriens und Babyloniens, als Thon zu plastischen Gebilden und Geräthen, als Bindemittel und Mörtel; das Gestein zu Bauten und Bildwerken; das biegsame und schmelzbare Metall. Das Pflanzenreich gibt das abgestorbene und fast mineralisch erstarrte Holz; das Thierreich Elfenbein, Horn u. s. w. zu plastischen Werken. Die Malerei hat wiederum ihre eigene Schatzkammer.

Was nun die Gegenstände der bildenden Künste betrifft, so will die Baukunst das Schöne der unorganischen Natur in gesetzmäßiger Harmonie darstellen, die Bildnerei aber das beseelte organische Einzelleben oder Gruppen desselben, welche die Einzelgestalten harmonisch verbinden, ohne jedoch dieselben auszuführen.

Das Relief, abhängig von der Fläche, an der es haftet, bezeichnet den Übergang zur Malerei, sucht sich aber nach Kräften dem Rundbilde zu nähern, vom zartesten, fast noch gezeichneten Flachrelief an bis zu dem, fast von der Fläche gelösten, Hochrelief (Bas- und Hautrelief).

Der Gegensatz der Plastik zur Malerei verknüpft sich mit dem der antiken (klassischen) Zeit zur modernen christlichen. Die Plastik ist nämlich zunächst der Ausdruck der durch Schönheit geadelten Sinnlichkeit. Die idealistische Malerei aber will die Reinheit der Seele und die Schönheit der Empfindung darstellen, und bedarf mehr der von Licht umflossenen Oberfläche der Gestalt, indem sie die Psyche nicht durch die volle Körperlichkeit niederdrücken will. Ihr

bleibt auch die allmählich sich ausbildende, wenn auch auf die Antike gestützte Plastik des spiritualistischen Christenthums nahe, welche die geistige Bedeutung des Individuums, also Haupt und Gesicht, mehr im Auge hat, als dieß bei der Antike (im allgemeinen) der Fall war. Auch am lebenden Menschen ist ja das plastisch schönste Antlitz noch nicht das beseelteste. Unbeschadet seines Formenadels kann sein Auge das „starrblickende" der Götter sein, und bei dem Profil ist vollends das unmittelbarste Organ der Seele, das Auge, nur Nebensache.

Zu den „Vorstufen künstlerischer Gestaltung" gehören überall als erste Denkmäler Haufen von Erde und Steinen, in noch unbestimmter aber mächtiger, mehr quantitativ wirkender Gestalt. So in dem keltischen und germanischen Norden und Westen Europas, besonders bei den britannischen Kelten diesseit und jenseit des Kanals.

Solche Denkmäler, deren Entstehungszeit bis jetzt nicht genau anzugeben ist, bestehn mitunter in schon gebauten Grabkammern, Gängen u. dgl., die gewöhnlich mit Erde, seltener mit Steinen, bedeckt sind. Zu diesen gehört der „Cârn" der hochschottischen Gaidelen (Galen), der durch, von den Vorübergehenden hinzugeworfene, Steine sich immer mehr vergrößert, eine Sitte der Pietät, die auch im Oriente vorkommt. Kugler nennt eine Synonyme „Galgal"; wir kennen nur gaidel. gall m. Stein, Fels. Der monumentale Steinpfeiler der Britonen, briton. (in der Niederbretagne) „Peûlvan", entspricht dem „Bautasteinn" der skandischen Germanen. Mit aufgesetzter Platte heißt er briton. Dolmen f., und wird für einen Altar gehalten; das Wort bedeutet vermutlich Tafelstein (dol statt tol, taol aus lat. tabula). Auch die Benennung Menhir enthält men Stein hir lang. Diesen Menhirs u. s. w. ähnliche Denkmäler glaubt man z. B. in den „Lübbensteinen" auf den Sassengräbern bei Helmstädt zu finden, aber auch in fernen Welttheilen. Die kymrische Form von men ist maen m.; daher die zusammengesetzten Benennungen für Grabmäler maendo m., maenfedd m., und cistfaen f. d. i. Steinkiste, plur. cistfeini, deren Bestimmung indessen noch zweifelhaft ist. Die Steindenkmäler der Kymrobritonen stehn oft in Gruppen, namentlich kreisförmig, wie die Cromlech f. (d. i. Krummstein) in Wales (Cymru). Die großartigsten Werke solcher Art

sind: der kymrische „Côrgaur“ (d. i. Riesenchor, von cawr m. Riese), bekannter unter dem englischen Namen „Stonehenge“; das Feld von Carnac in der Bretagne, ein (zufällig mit dem neuaegyptischen in Theben zusammentreffender) Ortsname, der wahrscheinlich eben durch diese Denkmale (allgemein keltisch carn Stein, Steinhaufe) entstanden ist; die mächtige Steingrabhalle auf der nur von einer Familie bewohnten Gavrinis (Ziegeninsel) im Morbihan, die neuestens erst verdiente Aufmerksamkeit erregt. Die Reste keltischer Bauten, besonders Festungen, in England wurden ausführlich von G. R. Hall besprochen in den vorjährigen Sitzungen der British Association zu Newcastle (s. den Bericht im „Reader“ 1863 p. 450 ff.).

Die europäischen Indogermanen haben, wie wir früher bemerkten, mehrere religiöse Vorstellungen und Namen, Sagen und Formeln aus dem heimischen Osten mitgebracht, schwerlich aber, wenigstens in das nordwestliche Europa, Bauformen der Tempel, Altäre und Gräber. Spärliche Berührungen des ältesten Westens mit dem Osten mögen nicht sowohl geschichtlicher als bloß dynamischer Art sein, und die Künste bei der ersten Trennung dieser Familie noch in den ersten Anfängen gestanden haben.

Die alten Germanen waren, wie wir S. 261 bei der Religion andeuteten, wenn auch nicht sehr zu Tempelbau und Götterbildnerei geneigt und geschickt, doch nicht so arm daran, wie man häufig annimmt, auf Tacitus (Germania IX) gestützt. Kugler beruft sich nur auf den späten „ganz von Golde gebauten“ (Adam. Brem. IV 26) Tempel zu Upsala. Aber die deutschen Stämme, mindestens Goten, Sachsen und Hochdeutsche, haben ein sehr altes einheimisches Wort für Tempel gemein: alh, nom. alhs, dessen älteste Form vielleicht nomen Alcis ist bei Tacitus, Germania XLIII, wo dieser Singular eher die heilige Stätte, als die dort verehrten Götterzwillinge bedeuten mag (vgl. J. Grimm, Mythologie S. 57 ff., auch mein Goth. Wörterbuch A. 49). Andre altdeutsche Benennungen bezeichnen das Heiligthum überhaupt, und zwar zunächst den heiligen Hain (vgl. Tacitus, Germ. IX) oder auch Baum; dann aber, bei fortschreitender Bildung oder Verbildung, das erbaute Heiligthum, Tempel und Altar, sogar das Götterbild (Grimm a. a. O.), das

anfangs den Germanen (vgl. u. a. Tacitus ll. c.) wie den Kelten (deren Zeusbild nur eine hohe Eiche, ὑψηλὴ δρῦς Maxim. Tyr., Diss. VIII, war) und so allen Völkern auf tieferen Stufen der künstlerischen, aber auf reineren und naturwüchsigeren der religiösen Bildung fehlte.

Auch bei den Kelten, wie bei den Slawen, folgten den natürlichen Tempeln des Haines mit Menschenhand erbaute, aus Holz z. B. bei den Wenden auf Rügen und in Pommern, mit Bildsäulen aus gleichem Stoffe. Bei den Preussen fügte sich zu der heiligen Eiche ein Zelt (vgl. oben Sempers Ansichten) für das Götterbild. Der feste Bau des „templi, gallica lingua Isarnodori" in Burgund, der am Ende des 5. Jahrh. n. C. schon dem alten Heidenthum („vetusta paganitas") angehörte, konnte von Galliern auf Burgunder vererbt sein. Für sonstige Zeugnisse altdeutscher Tempelbauten und Götterbilder verweisen wir auf J. Grimm a. a. O.

In der neuen Welt ragen jene Vorstufen künstlerischer Gestaltung tiefer in die neue Zeit herein. Zwar läßt sich schon von bildender Kunst der Eingeborenen Amerikas sprechen, und zwar von einer selbständigen, deren Berührungen mit asiatischer, namentlich indischer, oder auch chinesisch-japanischer, gleichwie die entsprechenden der Volkstypen selbst, nur dynamische sind. Aber trotz dieser Selbständigkeit, einer gewissen Großartigkeit der Bauten und des Reichthums ihrer Skulptur, ist jene Kunst auf ziemlich niederer Stufe stehn geblieben. Es fragt sich: wieweit die Rasse im Stande war, ohne Einimpfung fremden Blutes und Sinnes sich zur Anschauung des Schönen (in den oben gezeichneten Grenzen) zu erheben, da sie durch die weiße Rasse theils zernichtet, theils für immer in ihrer selbständigen Entwickelung unterbrochen wurde, wie wir bereits mehrmals bemerkten.

Wir können Amerika in drei große Bildungsprovinzen Einer Rasse theilen. Über der nördlichen, deren Begräbnisstätten (Mounds u. s. w.) wir o. S. 182. 251 ff. erwähnten, hängt ein dichter, oft blutiger Nebel, der uns nicht in ihre Vorzeit durchdringen läßt. Schon vor den europäischen Einwanderungen ist ein ruheloses Drängen, dessen Spuren

bis in die Polargegenden reichen, eine feindselige Zersplitterung sichtbar, Zustände, in welchen ein eigenthümlich strenger Volkscharakter sich entwickelte. Der Kunsttrieb ist gleichwohl ziemlich thätig, äußert sich aber mehr nur in kleinen Gegenständen, im Zubehör des Einzel- und Gemeinde-lebens, als in größeren Werken, zu welchen ruhige Siedelung und Zusammenwirkung größerer einträchtiger Gliederungen nothwendig ist. Kugler läßt Nordamerika fast ganz unerwähnt. So bestimmt wir auch den stammlichen Zusammenhang seiner Urbevölkerung mit der des übrigen Amerikas, zunächst des centralen, annehmen können, so dunkel sind uns ihre Wanderungen, deren Ausgangspunkte und Richtungen. Vermuthung bleibt uns deßhalb auch nur der Zusammenhang der grösten Hügelbauten des Missisippithals mit den Bauten in Mexiko und Peru. Die in jenen gefundenen Gegenstände „ergeben als geographische Grenze ihres Vorkommens das Alleghanigebirge, die nördlichen großen Seen, die Sierren von Mexiko und den mexikanischen Meerbusen" nach Zacher (bei Pott, Ungleichheit menschlicher Rassen S. 73). Jene Erdbauten, die nur sehr selten mit Steinen bekleidet sind, und deren Errichtung mitunter noch nach der europäischen Einwanderung vorkam, gröstentheils aber einer grauen Urzeit angehört, sind theils zu Begräbnissen und Kultuszwecken, theils zu Festungen bestimmt (vgl. u. a. Perty a. a. O. 126 ff.).

Ähnliche Erdbauten (Mohilen, Kurgane) neben riesigen Steinwällen, Steinkreißen und andern Denkmalen kommen auch in den Steppen Centralasiens und des Pontuslandes, selbst in der Ukraine vor (ebds.). Die Epigonen errichten nur noch kleine Mohilen als Wegweiser, während die alten großen oft, wie in Amerika, von altem Waldbestande überwachsen sind.

In Südamerika schuf das (angeblich im 11—12. Jahrh. gegründete) Inkasreich große Städte mit starken Mauern, Palästen, Tempeln, baute mächtige Heerstraßen (vgl. o. über die Verkehrswege), formte auch kolossale Bildwerke, namentlich Köpfe. Massenhafte Skulpturen finden sich in der jetzigen Wüste Atakama auf dem „camino de las pintadas", einer glatten Trachytwand, welche Philippi (Reise durch die W. A. Halle 1860 S. 75) aus der Inkaszeit

herleitet, und u. a. in der angrenzenden peruanischen Provinz Tarapaka. Merkwürdiger Weise liegen solche Skulpturen und alte Bauten Perus häufig in wüsten und wohl von jeher wasserlosen Gegenden und in der Schneeregion (Darwin im Journal of Researches bei Perty a. a. O. 129).

Dem strengen peruanischen Style gegenüber zeigt in Centralamerika das Reich der verhältnismäßig gebildeten Tulteken (Tolteken) im 7—12. Jahrh. n. C., welchen die roheren Azteken im 12. Jahrh. folgten, ein reiches und prächtiges aber chaotisches Formenspiel. Der „Altartempel" (Teokalli) ist eine oben abgeplattete Pyramide mit Treppen, gewöhnlich von Höfen und Bauten umgeben. Am besten erhalten sind die Tempel in Quatemala mit pyramidalen Statuen und roth und gelb bemalten Götterbildern. „Die 100—120 Fuß hohen Tempel, aus Quadern und Backsteinen erbaut, glockenförmig oder terrassierte Pyramiden darstellend, haben entweder ein scheitelförmiges Dach, zu oberst mit einer Art Halle oder Kapelle, zu der man auf Außentreppen gelangte, wo geopfert und Feuer angezündet wurde; oder sie sind ohne Dach, mit auf Säulen ruhenden Überbauten." (Perty a. a. O. 128.) Die verlassenen Städte mit ihren großen Bauwerken (casas grandes, c. de pietra), namentlich Gemeindehäusern mit vielen Einzelwohnungen und Gemächern, sowie die unterirdischen Gräber bei den Palästen von Mixtlan (Mitla) sind mit musivischen Verzierungen bedeckt. Die Verzierungen in Palenque sind oft aus aufgelegtem Stuck geformt. Die zahllosen Bauten in Yukatan, wo sich die Spuren älterer und roherer Kunst zeigen, sind nach strengen Gesetzen aufgeführt, und bilden oft menschliche und thierische Kolosse. Bekannt ist die Größe und Pracht der Vorgängerin der Hauptstadt Mexiko, der Lagunenstadt Tenutschtitlan, welche Cortez aus kriegerischer Nothwendigkeit mit größerem Bedauern zerstörte, als jüngst die Franzosen die Häuser und Kirchen von Puebla.

Plastische Kunstwerke sind zahlreich namentlich in den Gräbern des einst mächtigen Kulturvolkes der Chibchas (Tschibtschas) in Cundinamarka und Veragua. Sie bestehn aus 57,75 Theilen Gold, mit 37,45 Kupfer und 4,78 Silber legiert (nach Wöhler und Uriconchea bei Perty a. a. O. 129), was auf ausgedehnten

Handelsverkehr deutet, da Cundinamarka weder Gold noch Kupfer besitzt.

Seitdem wir dieß niederschrieben, hat Waitz in dem 4. Bande seiner oft citierten „Anthropologie der Naturvölker" zahlreiche Einzelheiten über die bildenden Künste der mittel- und süd-amerikanischen Völker zusammengestellt, welche wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen.

Auch in der weiten malayo-polynesischen Inselwelt haben sich „Vorstufen der Kunst" entwickelt. In Otaheiti, Tongatabu u. s. w. die Morais, Treppenterrassen, ähnlich den vorhin erwähnten in Amerika und andern buddhistischer Bauten in Indien, Java u. s. w. Auf der Osterinsel pyramidale Steinhaufen mit behauenen Korallenblöcken; auf andern polynesischen Inseln Bildpfeiler und Idole. Die Pfeilergassen auf der Mariane Tinian sind vielleicht Reste buddhistischer Tempel.

Aegypten besitzt schon im 3. Jahrtausend v. C. Glanz der Macht und der Bildung, welche durch die roheren (vermuthlich semitischen) Hyksos ½ Jahrt. lange unterbrochen, jedoch nicht gebrochen wird, und während dieses Zeitraums Denkmäler in Aethiopien schafft, aber nach der Verjagung der Hyksos, nach der Mitte des 2. Jahrt. neuen und bedeutenden Aufschwung nimmt und viele Denkmäler hinterläßt. Neuem allmählichem Verfalle folgt wiederum neuer Aufschwung im 7. Jahrh. v. C., wo die 100 Jahre lange herrschenden aethiopischen Könige (Sabako, Tahraka u. s. w.) vertrieben wurden. Dieser Aufschwung wird wieder durch die Eroberung der Perser gegen Ende des 6. Jahrh. unterbrochen. Im 4. Jahrh. kommen die bildungs- und kunst-freundlichen Ptolemaeer, im Jahre 30 v. C. die Römer. Beide setzen die nationalen Bauten fort, den alten Typus fortbildend, mitunter auch verbildend.

Dieser Typus ist im Grunde der uralte, in allen Zeitaltern wiederholte und nachgeahmte, dem conservativen Charakter des Volkes gemäß, welchem auch die strenge und verständige Regelmäßigkeit der Kunst und die Größe und Dauerhaftigkeit ihrer Werke entspricht. Die Thätigkeit und Kraftanstrengung der Bauleute wird zwar durch die Tyrannen geboten und erzwungen, liegt aber auch in Wesen und Gewöhnung des Volkes, das durch sein Wohnen in der Stromniederung

schon früh zum Denken und Handeln gedrängt wird. Aber es besitzt nicht die schöpferische Fortschrittskraft der Hellenen, sondern nur die Kraft der Selbsterneuerung nach jenen Störungen, wesshalb auch seine ganze Kunst „stereotyp und monoton" bleibt (Lübke). Nach 3000 Jahren wird sie, namentlich die Skulptur, greisenhaft kindisch (Kugler). Sie zeichnet sich schon in jenem frühesten Zeitraume (3000 v. C.) durch scharfe geschichtliche Auffassung aus, namentlich im Gegensatze zu Indien, dessen ganze Geschichte (s. o. bei dieser und der Dichtung) noch spät durch mystische Speculation zum Märchen wird. Indessen zeigen sich vielleicht einige indische Einwirkungen bei jener Abzweigung und späteren Umbildung der aegyptischen Kunst in Aethiopien (Obernubien und Abyssinien), besonders bei den Obelisken von Axum; sonst sind dort griechische und römische Einwirkungen sichtbar und durch die Geschichte erklärlich. Jedoch ruht auf der ethnologischen Geschichte der aethiopischen Denkmäler noch manches Dunkel, das hoffentlich in der Kürze Brugsch durch sprachliche Untersuchungen erhellen wird.

Die Hauptdenkmäler der aegyptischen Kunst sind weltbekannt, zum Theile schon seit ältester Zeit, und werden jetzt immer gründlicher untersucht. So die Pyramiden, die Riesengrabmale der Könige, welche immer wieder durch neue Überbauten nach allen Richtungen vergrößert wurden. Die Könige sind, wie in ihrer S. 279 beschriebenen Stellung im Staate, auch in der Kunst die Mittelpunkte, um welche sich erst selbst die Götter gruppieren.

Der Kultus des Todes tritt noch lebhafter in den zahllosen, oft in Felsen eingehauenen, Gräbern hervor, in deren Wandmalereien und bemalten Flachreliefs das Volk sein ganzes Leben und seine Geschichte schildert, die Lebenden gleichsam den Todten zu Ehren sich unsterblich machen, wozu denn noch überall die Hieroglyphen kommen. Diese Gräber sind mit Säulen geschmückt, die zum Theil die heimischen Pflanzenformen des Lotos, der Palme u. s. w. nachahmen, zum Theil schon die dorische Säule vorbilden. Letzteres gilt auch von den riesigen Säulen der Tempel und Paläste, deren geneigte Flächen sich der Pyramidenform nähern, die älteren in Memphis, die jüngeren besonders in Theben aus der Zeit nach den Hyksos.

Im 7. Jahrh. v. C. bauen 12 aegyptische Fürsten, welche die vorhin erwähnten aethiopischen vertrieben hatten, ein Bundesheiligthum, das sogenannte Labyrinth, über dessen Erbauung und Bestimmung jedoch auch andre Ansichten vorliegen. Auch setzen sie, wie schon der Aethiope Sabako, die Erbauung Thebens fort. Erst nach 362 v. C. begann Nectanebus die Bauten von Philae, die (sammt denen von Theben) von den Ptolemaeern und selbst von den Römern fortgesetzt wurden. Erst Kleopatra gründete die Tempel von Hermonthis und Tentyris, die man früher für uralt hielt.

Der hohe Werth der aegyptischen Bildnerei zeigt sich sowohl in jenen Scenen aus dem täglichen Volksleben, wie in den Porträtköpfen der, schon frühen, Freiskulpturen, namentlich der sitzenden Bildsäulen, wiewohl in herkömmlicher Starrheit. Weit bewegteres Leben haben die Scenen jener flachen oder mäßig hohen Reliefs, deren lebhafte Färbung sie der Malerei nähert. Besonders gut sind die Thierbilder. Die Köpfe der eingeborenen Aegyptier (neben denen fremder Stämme, wie der Juden) zeigen, nach Lübke, „niedrige Stirn, flachgedrückten Schädel, schmales langgeschlitztes Auge mit niedrig geschwungener Braue, lange schnabelartig gebogene Nase, sinnlich volle Lippen, kurzes aber festes Kinn". In späterer Zeit erscheinen Hochreliefs (Koilanaglyphen, basreliefs en creux), eingegraben, mit stehnbleibenden Rändern.

Ein besonderes Gebiet der ältesten Kunst bildet das mesopotamische Mittelasien, die Weltreiche Babylons und Ninives. In Vielem ist diese Kunst der aegyptischen verwandt, doch nie so einheitlich und abgeschlossen, wie sie und wie die ostasiatische (indische); sie hat viele Besonderheiten. Das Volk hat mit dem aegyptischen den Anbau des Fußbodens gemein, aber nicht die Felsen als Bau- und Bild-stoff; sodann die Fixierung des Staates in dem despotischen Königthum, die sich wiederum auch in der Kunst abspiegelt; Lübke rechnet hierhin auch den „historisch nüchternen Chronikengeist". Die mittelasiatische Kunst stellt, wie Kugler sagt, „im Ganzen einer einfach mächtigen Grundstimmung einen glänzenden Luxus zur Seite", der durch wachsende Üppigkeit Entartung und frühes Welken verschuldet. Ihre tief vergrabenen Reste sind erst in neuerer

Zeit durch Franzosen und Engländer (Botta, Layard) ans Tageslicht gefördert worden.

Zu Alt-Babylon (Babel im Lande Sinear Gen. XI 1–9), das im 3. Jahrt. v. C. blühte und gegen Ende des 2. Jahrt. der Nebenbuhlerin Ninive weichen muste, wurde der bekannte „Thurm" erbaut, ein riesiger Belustempel in Gestalt einer 8stöckigen, je 600 Fuß in Höhe und Basisbreite messenden Stufenpyramide. Bis zum 7. Jahrh. v. C. blieb die Herrschaft bei Assyrien mit der Hauptstadt Ninive; seit dem 7. Jahrh. bestanden die Reiche von Neu-Babylon und von Medien, seit dem Anfange des 6. Jahrh. von Persien; im 4. Jahrh. kam Alexandros d. G. von Makedonien.

Schon die ungeheure Größe der mesopotamischen Hauptstädte steht in Wechselwirkung mit verhältnismäßig bedeutender Bildung, insbesondere der bauenden und bildenden Künste. Ninive lag am oberen Tigris, dem jetzigen Mosul gegenüber. Das älteste Überbleibsel ist im Süden der Hügel von Nimrud, der Rest einer Grabpyramide (Ninos oder Sardanapals, wie man annimmt) auf 150 Fuß breiter Basis, die von Palastbauten umgeben war. Jünger sind die Reste von Khorsabad im Norden, die von Kujundschik in der Mitte des Stadtgebietes. Den Grundstoff bilden Dörrziegel, bedeckt mit Alabasterplatten, diese mit farbigen Hochreliefs; der Oberrand der Wände ist (nicht mit Gesimsen, sondern) mit gemalten Verzierungen versehen. Die — auch auf Abbildungen von Gebäuden vorkommenden — nicht zahlreichen Säulen haben die Vorbilder (nicht Nachbildungen) ionischer Volutenkapitäle (dagegen in Aegypten der dorischen Ordnung S. 696). Die Bildnerei beherrscht die Baukunst. Wie in Aegypten, trägt sie monumentalen Charakter, und gesellt sich Inschriften zu, hier in sogenannter Keilschrift.

Die, ethnologisch sehr lehrreichen, Bilder enthalten geschichtliche Darstellungen mit genauen Einzelheiten, meistens aus dem Leben der Könige, in Krieg und Belagerung, wie in friedlichem Prunke, besonders der jagenden Nimrode; sehr selten sind mythische und symbolische Bilder, sowie freistehende Statuen. Im kurdischen Gebirge kommen auch Felsskulpturen vor. Der weiche Alabaster jener Platten begünstigt die Feinheit und biegsame Lebendigkeit der Bilder, gegenüber der

Feierlichkeit und strengen Regel der aegyptischen. Mehrere Zeitalter der Kunstbildung sind sichtbar, bis zu der letzten und feinsten seit ungefähr 700 v. C.

Die Gestalten der einheimischen Menschen sind — gegenüber den schlanken feingliederigen auf den aegyptischen Denkmälern — gedrungen, derb, fleischig, die Glieder muskulös; auch die Köpfe voll und derb, mit stark gebogenen Habichtsnasen (der semitisch-jüdischen Nase, z. B. auf einem Kopfe aus Nimrud), üppigen Lippen, vortretendem Kinne, Haar und Kinnbart lang und in Löckchen geordnet. Die Kleider sind lang und reichverziert; sie schließen sich an die von den alten Schriftstellern gemeldete Teppichweberei an. Die Bilder der Thiere sind noch großartiger, als die aegyptischen, und trefflich ausgeführt, besonders die Löwen, weniger die Pferde; auf Landschaftsbildern zeigen sich Flüsse mit Fischen. Auch die Pflanzen sind fein ausgeführt. Die Phantasie verbindet menschliche Gestalten mit thierischen; geflügelte Menschen sind die Vorbilder der jüdischen Cherubim. Sehr reich entwickelten sich, vermuthlich von Aegypten ausgehend, die plastischen Kleinkünste in Geräthe und Schmuck. Ihre Stoffe sind Elfenbein, farbiger Schmelz (émail) und besonders Bronze, worauf außer assyrischen Keilschriften auch phoenikische Inschriften vorkommen.

In Medien erbaute Deiokes um 700 v. C. Ekbatana in Atropatene, mit siebenfacher, in Stufen sich erhebender Ringmauer; man unterscheidet die später blühende Hauptstadt Großmediens, die man südlich in Hamadan sucht.

Die Reste Babylons aus seinen beiden Zeiträumen (Nebukadnezar in Neubabylon 604–551 v. C.) finden sich bei Hillah. Im Birs-i-Nimrud sucht man den Belusthurm; auch die Spuren von Semiramis Terrassengärten glaubt man zu sehen. Berühmt waren auch die bethürmten Mauern mit ehernen Thoren und die Wasserbauten der Stadt. Die Stoffe der, der assyrischen ähnlichen, Bildnerei waren Stein und Metall, namentlich Gold, vermuthlich als Holzüberzug. Man findet Edelsteinspiegel und Amuletcylinder mit theils rohen, theils feinen Skulpturen.

Persien fügte vermuthlich zu eigener alt-arischer Bildung und Kunst die der Euphratländer, jedoch nur „eklektisch“ (Lübke),

und bildete ihre Baukunst und Bildnerei in eigenthümlicher Weise fort. Die Gestalten der Menschen ähneln den assyrischen, noch mehr die kräftigen der Thiere, auch der mythischen. Die der Menschen sind freier und edler entwickelt, aber minder muskulös, wobei jedoch der kleinere Maßstab zu bedenken ist. Die Gewande weichen von den assyrischen ab, und sind den Körpern noch mehr angeschmiegt. In Kyros des Ä. Denkmälern (559–529 v. C.) ist sein Bild in assyrischem Styl ausgeführt, trägt aber die aegyptische Krone.

Außer den Entlehnungen aus Assyrien und Aegypten sind auch spätere aus dem ionischen Kleinasien wahrscheinlich. Indessen betrachten wir die, wie in Assyrien, an die ionischen erinnernden Kapitäle der, hier weit zahlreicheren, Säulen als alt-asiatische Form, gleichwie dort. Den allgemeinen Charakter der bildenden Kunst in Persien bezeichnet Lübke als milde Würde. Ihr Hauptgegenstand ist das Königthum überhaupt (in Assyrien mehr die Individuen der Herrscher) in seinen verschiedenen, und zwar friedlichen, Verrichtungen. Ausnahmsweise schildert das Denkmal von Behistan (Bisutun) den Sieg des Königs Darius Hystaspis (521–467 v. C.) über Rebellen (den Magier Gaumâta, griechisch Gomates oder Pseudo-Smerdis). Auf diesen König beziehen sich auch vorzüglich die Gebilde zu Persepolis (Istakhr) in der Ebene Merdascht.

Noch undurchforscht sind die Trümmerhügel von Susa (Schus, östlich von Tigris). In Ekbatana (Hamadan s. o.) melden die Alten kostbare Holzbauten, mit edeln Metallen geschmückt. Erhalten sind dort Reste von Steinbauten, auch das Bruchstück eines Löwenkolosses. Von Kyros d. Ä. stammen die plastisch reichen Denkmale des älteren Stammsitzes der Könige, Pasargadae (bei Murghâb), mit der erwähnten Mischung des Styles.

Kleinasien mit Inbegriffe Syriens lehnt sich in der Kunst vor, außer und neben der hellenischen an Mittelasien, womit es auch die Phoeniken vermittelten; sodann, theilweise in geschichtlichem Zusammenhange, an Aegypten, wie namentlich in Ramses II. Denkmale (vgl. Herod. II 102. 106.) an der Mündung des Lykos (Nahr el Kelb) bei Berytos (Beirut) ein aegyptisches Original erhalten ist, darneben auch spätere Bildnerei der assyrischen Eroberer Aegyptens.

Eine aegyptisierende Nachbildung dagegen ist das Denkmal bei Nymphion (in Jonien, unweit Smyrna). In Galatien (zu Boghazköi) finden sich Bauten mit kyklopischem („pelasgischem") Mauerwerk, und geschichtlich-mythologische Felsreliefs, die an babylonische und persische Denkmäler erinnern, mit aegyptischer Beimischung. Lübke findet darinn sakische (indoskythische) Gestalten, und erinnert an die von Herodotos VII 64 beschriebene Tracht. Spiegel (s. „Ausland" 1864 Nr. 20) bezweifelt die Beziehung dieser, den assyrischen ähnlichen, Skulpturen auf den Friedensschluß zwischen Kyaxares von Medien und Alyattes von Lydien. Ausgemeißelte Felsfaçaden finden sich auch im nördlichen Phrygien und in Lykien.

Lykiens merkwürdige Denkmäler: u. a. auch Vorhallen und freistehende Gebilde, namentlich in Sarkophagform, oft skulpiert, deuten auf griechische Muster und stehn häufig zwischen dem „archaisch-griechischen und dem assyrischen Style" (Lübke). Argivische Könige beriefen lykische Baumeister. Aus Lykien kam der Apollonsdienst nach Delos. Die Inschriften der lykischen Denkmale haben den Zugang zu der Sprache dieses merkwürdigen Völkchens eröffnet, aber dadurch bis jetzt noch kein Endurtheil über die Abstammung fällen lassen. Man glaubt neuerdings, Spuren der lykischen Menschengestalten und ihrer Kleidung in der jetzigen türkischen oder turkisierten Bevölkerung wiederzufinden.

Die aus Mittelasien stammende häufige Harpyiengestalt hat die Überlieferung in Kappadokien selbst noch in mohammedanischer Zeit nachgebildet. In ummauerten Bauten Kilikiens vermuthet Kugler Feueraltäre u. dgl. aus der Zeit assyrischer oder persischer Herrschaft, wie denn auch anderweit kleinasiatische Kunst (s. vorhin) nicht bloß an Ninive, sondern auch an Persepolis erinnert, sodann auch den Übergang in die ionische bildet. Sehr alte Grabhügel finden sich besonders in Lydien. In einem derselben bei Sardes sucht man den des Königes Alyattes, der nach Herodotos I 93 1300 Fuß im Durchmesser, einen steinernen Unterbau und fünf Denksäulen auf dem Gipfel hatte. Weit jünger sind die Felsgräber, namentlich die lykischen in Myra.

In dem für Völkerkunde und die gesammte Bildungsgeschichte so unendlich wichtigen Kleinasien, dem Sonnenaufgangslande (Ἀνατολή)

der antiken Kunst und Wissenschaft, liegt leider so tiefer Schutt über den einst so mannigfaltigen Völkerstämmen, daß auch der neue Aufschwung der Nationalitäten dort nur wenige Todte auferwecken wird. Desto eifriger müssen die begrabenen, indessen auch oft zu Tage liegenden Hinterlassenschaften der alten Völker in Bauten, Bildern und Inschriften untersucht und mit den Nachrichten der Alten und selbst noch der Byzantiner verglichen werden. Vor allem muß die Anarchie unter dem Halbmonde verschwinden, um das Land den Kolonisten wie den Gelehrten aus dem Abendlande überall zugänglich zu machen. Die angrenzenden und bis nach Kleinasien heutzutage noch hereinreichenden Stämme und Länder der Armenier und der Kaukasier in engerem Sinne müssen besonders bei den ethnologischen Forschungen über Kleinasien berücksichtigt werden, bieten aber gerade für die Kunstgeschichte nur geringen Stoff. Desto reicher und oft deutlicher ist die Verknüpfung der letzteren und der Bildungsgeschichte überhaupt mit der alten griechischen, auf welche wir weiter unten kommen.

Zu den Semiten gehören sowohl mehrere der hier genannten kleinasiatischen Völker, wie die mesopotamischen und einige der erwähnten Gäste Aegyptens. Sodann die Phoeniken, die schon im 2. Jahrt. v. C. blühten, besonders um 1000 v. C. Ihre Kunst ist mehr aus Berichten der Alten, als aus Überbleibseln bekannt. Sie kam vermuthlich aus Mittelasien und bildete sich mehr handwerksmäßig aus. Jedoch kann wenigstens die Kunst der Metallbearbeitung, die sie frühe besaßen, von ihnen nach Persien gekommen sein (vgl. Pott, Anti-Kaulen S. 88). Jedenfalls sind ihnen mancherlei technische Erfindungen eigen, wie die des Purpurs und des Glases. In ihren weit zerstreuten Kolonien haben sich mehr Denkmäler erhalten, als in ihrer Heimat, wo von ihren Hauptstädten Tyros und Sidon fast nur noch Schatten und Namen übrig sind. Die Steindenkmäler in Karthago, deren phoenikischer (punischer) Ursprung freilich nicht immer sicher ist, gleichen den ältesten des nördlichen Europas. Eigenthümlich sind die Tempelhöfe auf Malta und Gozzo. Ein ähnlicher befindet sich zu Márathos an der phoenikischen Küste; gegenüber, auf der Insel Arados (Arvad) waren kolossale Uferbauten angelegt. In solchen Bauten, wie im Schiffsbau musten die Phoeniken

früh geübt sein. Rohe aber strenge Kunstregel zeigen die oben abgeplatteten Kegel der in Sardinien nuraghi, auf den Balearen talajots genannten Gebäude. Tempelbauten werden namentlich gemeldet auf Kypros (Aphroditetempel), wo später griechische Kunst und Künstler mitwirkten; in Tyros und Gades, mit Säulen aus Metall und kostbarem Gestein u. s. w. geschmückt, namentlich einer von zweien Heraklestempeln in Tyros, der nach der Aussage der Priester an Herodotos (II 44) schon 2300 Jahre vor dieser Zeit zugleich mit der Stadt erbaut worden wäre; in Karthago ein goldgeschmückter Tempel „Apollons“; dort auch ein Hafen mit ionischem Säulenportikus. Rohe Pfeiler mit punischer Schrift und kindischem Bildwerk (Votivpfeiler) finden sich in Numidien. Zu Caesarea (Cherchell) in Algerien lehnt sich an einen Pfeiler die Bildsäule eines Gottes, wahrscheinlich Aschmuns (Esmons), die Gestalt barbarisch, der Kopf besser ausgeführt. Wüste embryonische Idole finden sich auf Sardinien und Malta. Die ältesten Göttersymbole waren nur rohe Steine, dann einfache Steinkegel. Später kam ungeheuerliche Mischung von Mensch und Thier, wohl eine Entartung mittelasiatischer Vorbilder.

Die den Phoeniken nächstverwandten Juden erhielten ihre Kunst, über welche die Bibel nähere Auskunft gibt, theils von Jenen, theils unmittelbar aus Mittelasien, namentlich die vorhin erwähnten Cherubs. Reiche Plastik besaß der ältere Tempel zu Jerusalem, welchen Salomo mit Hülfe des phoenikischen Königs Hiram (durch Baustoffe und Baumeister) errichtete, und Nebukadnezar 586 v. C. zerstörte. Den gegen Ende des 6. Jahrh. erbauten nennt Kugler einen unbedeutenden Neubau, aber auch den alten „weder nach Umfang noch nach Anlage bedeutend“, ob er gleich auf mächtigen Substructionen stand. Die Wände des letzteren bestanden aus Steinquadern, bekleidet mit Holz, und dieses mit skulpiertem Golde. Von Gold war auch das Opfergeräthe, von andern Metallen Säulen, Stierbilder u. s. w. Das merkwürdige Wanderzelt des Volksgottes, die „Stiftshütte“, bestand schon aus vergoldetem Holze und hatte ein Teppichdach, auch Schranken eines Hofes bei der Aufstellung. Es ist bedeutsam, daß die Kunstfertigkeit nach der Legende vorzüglich in Kains Geschlechte zu Hause

war, das östlich von Eden im Lande der Flucht (Nôd) wohnte. Man deutet dieß als ein Zugeständnis: daß den hebräischen Nomaden (Abel) östliche Völker in der Bildung vorausgeschritten seien (Pott a. a. O.).

Der phoenikischen Kunst ähnelt, nach Kugler, die „pelasgische", die vor- und ur-griechische, was uns an Kieperts Annahme semitischen Stammes bei den Pelasgern erinnert. Aus jener Vorzeit rühren Grabhügel, die auch in der troischen Ebene vorkommen, kaum Tempel. Die, ursprünglich an sich gestaltlosen, Götter werden, wie bei den Phoeniken, Phrygen u. s. w., durch Steine vertreten. Diese, anfangs viereckig, werden allmählich säulenartig, und endlich zur Herme, die dem viereckigen Pfeiler einen Menschenkopf aufsetzt. Die Königsburgen haben kyklopische Mauern, später künstlicheren Quaderbau; ihre Steinthore haben die geneigten pyramidalen Seitenflächen der aegyptischen Bauten. Aus Aegypten stammt der Minotauros Kretas; aus Assyrien vielleicht die Löwen des Thores von Mykene, die älteste Reliquie europäischer Plastik. Aus Mittelasien leitet auch Lübke Vieles in der Plastik dieses Zeitraumes ab, namentlich die Metallbildnerei, die wir freilich nur aus Sagen kennen. Bauten aus demselben sind die Burgen und unterirdischen Schatzhäuser (Thesauren) in Argolis, namentlich in Tirynsund Mykenae, und in Boeotien Minyas Schatzhaus zu Orchomenos.

Homeros steht „auf der Grenzscheide zweier Welten". Er „schuf die Götter", erlebte aber noch keine hohe Kunst ihrer Bilder und Tempel, deren er mehr nur nebenbei erwähnt, während er seinen Königshäusern und ihren Gärten die Pracht und Zierde Asiens und Bildnerei in Metall und Elfenbein zuschreibt. Ein andres Zeugnis damaliger Plastik ist sein Achillesschild. Sein Heroengrabmale dagegen sind nur aus Erde und Stein aufgethürmt.

In der vorklassischen Zeit Italiens tritt besonders Etrurien hervor. Da die nordische Herkunft der „Tarsenen" noch viel weniger entschieden ist, als die eines möglichen andern Bestandtheils der Etrusker aus Kleinasien: so adoptieren wir Kuglers kunstgeschichtliche Schlüsse aus diesen Voraussetzungen ebensowenig, wie die geschichtliche (nicht bloß dynamische) Natur der von Otfr. Müller

(Etrusker III 1, 4) behaupteten Verwandtschaft etruskischer und kleinasiatischer Musik. Die Blüte des etruskischen Staates fällt in die erste Hälfte des letzten Jahrt. v. C.

Die etruskische Kunst, die lange und weithin in Italien, auch in Rom (besonders durch die tarquinischen Könige) herrscht, ist im allgemeinen herb, nüchtern und verständig, „mehr Manier als Styl" (Lübke), hat jedoch auch plastische Eigenthümlichkeiten. Älter, als die sicheren griechischen Einwirkungen, sind Erinnerungen an Assyrien und an Aegypten. Mancherlei Fremdes kam vermuthlich sporadisch herein, da die Etrusker Seefahrer waren, vielleicht auch unmittelbar mit den Phoeniken und durch diese mittelbar mit dem inneren Asien in Berührung standen.

Wir machen hier darauf aufmerksam: daß die etruskische Schrift zwar phoenikischen Ursprungs ist, aber (wie die europäischen Schriften im allgemeinen) durch die Griechen vermittelt wurde, jedoch in älterer Zeit, als die übrigen alten italischen Schriftgattungen.

Selbst nach der Einführung der hellenischen Kunst bleibt oft noch der einheimische Charakter sichtbar, wie denn dieser verständige Realismus, die „orientalische chronikenartige Schilderung", sowohl in Scenen der Wirklichkeit, wie in mythologischen (neben denen hellenischer Gattung), noch spät in italischen Wandgemälden und Grabreliefs auch außerhalb Etruriens bemerkbar ist. Im 7. Jahrh. v. C. sollen griechische Künstler, vermuthlich besonders Thonbildner aus Korinthos, nach Italien gekommen sein, die zuerst von den Etruskern, dann von den Römern nachgeahmt wurden.

Die Etrusker bauten über und unter der Erde (z. B. Thürme und Gräber), und höhlten Grabgrotten in den Felsen aus, deren Façaden sie ausmeißelten. Letztere hatten pyramidalisch, jedoch nicht ganz in jenem aegyptischen Style, geneigte Fläche; manche stellen etruskische Säulenportiken plastisch dar. Die ältesten Mauern und Thore gleichen den vorhin beschriebenen altgriechischen. Dem früh entwickelten Quadernbau ist das „Kistengewölbe" eigenthümlich, namentlich in der Cloaca maxima der Tarquinier. Solche praktische Bauten, Kanäle und Dämme bauten die Etrusker geschickter, als

ihre Tempel (vgl. besonders Vitruv. IV 7). Die älteste Gestalt der letzteren ist nicht „orientalisch-pelasgisch“, sondern „rasenisch“ (Kugler o. S. 704); d. h. sie trägt den entschiedenen Typus des alten nordeuropäischen Holzbaus, und ist mit Säulen und Bildwerk geziert (vgl. u. über die dorischen Tempel).

Etrurien und überhaupt Italien eigenthümlich ist das Atrium des Wohnhauses, dessen Traufen nach innen gehn, bei den Tempeln dagegen nach außen. Reichliche Bildnerei auf Stein und Metallblech schildert, gleichwie die Wandgemälde der Gräber, meistens Vorgänge aus dem Leben. Darneben treten assyrische Flügellöwen und aegyptische Sphinxe auf. Auch das Bildwerk auf den bekannten schwarzen Thongefäßen erinnert gröstentheils an asiatische Vorbilder. Menschengestalten in den Grabbildern haben das Auftreten mit der ganzen Fußsohle mit den ältesten griechischen gemein; es ist die aus Mittelasien, vielleicht ursprünglich aus Aegypten stammende Überlieferung, die auch von physiologischem Standpunkte aus untersucht werden sollte. Auffallender sind bei den älteren Bildern (neben den jüngeren hellenisierenden) andere Erinnerungen an Aegypten, sogar Köpfe mit flachem Schädel, zurückweichender Stirn, schrägen Augen, vortretendem Munde, die von allen griechischen und italischen abweichen und vielleicht eher nach fremden Bildern, als nach lebenden Menschen gezeichnet sind. Lübke jedoch hält dieses Profil für das eigentlich etruskische; vgl. dagegen unser Früheres über die Etrusker oben S. 165 ff. Deleutre (Geschichte der Kunst, bearb. von Fester, Lpz. 1863) schreibt es, als bloß technischen Fehler, auch der ältesten griechischen Kunst zu.

Die Zieraten der Tempel sind erst aus Thon (so auch in Rom durch etruskische Bildner), darnach aus Erzgusse geformt. Schöne und zahlreiche kleine Schmucksachen und Ziergeräthe sind großentheils aus Bronze und aus Gold gebildet.

Späterhin denn mischte sich etruskische Kunst und Mythe mit der hellenischen, und gieng wiederum auf Rom über. Die Ausdehnung ihrer Ausübung bezeugen ungefähr 2000 eherne Bildsäulen, welche die einzige Stadt Volsinii bei ihrer Eroberung durch die Römer 265 v. C. besaß. In diesem spät-etruskischen Zeitraume

blühte außer dem Erzgusse (von Kolossen bis zu Statuetten) die Plastik mannigfaltig: Gravierte Zeichnungen auf Gemmen und (bisweilen in Flachrelief) auf ehernen Rundspiegelrücken und Cisten. Aschenkisten mit Hochreliefs und Bemalung kommen besonders in Volterra vor. Selbst bei dem Fortschritte mit und nach der hellenischen Kunst behält die etruskische Übertreibung und Schroffheit der menschlichen Bewegung bei, wie denn überhaupt in Italien, noch 200 v. C., neben der griechischen Kunst entschieden italische bemerkbar ist, die theilweise an den Orient erinnert. Die den Etruskern und den Assyriern gemeinsame Linienverzierung findet sich auch in keltischen Gräbern und am Schatzhause von Mykenae.

Am Ende löst sich die etruskische Kunst völlig in Handwerk auf, wie überhaupt in Italien auch die griechisch-römische Plastik allmählich „verwilderte".

Die höchste Blüte alles Völkerlebens, des hellenischen der geschichtlich klassischen Zeit, umschließt auch die Kunst. Im Gegensatze zu der weitgedehnten aber eintönigen „orientalischen" Bildung entwickelt sich das Griechenthum auf engem Raume, aber in reichster Gliederung des Einzellebens, deren Pole der dorische und der ionische Stamm sind.

Am Ende des 2. Jahrtausends v. C. brachten die Dorer aus den Gebirgen des Nordens, in der Peloponnesos sich festsetzend, den Dorismos als occidentalische Kultur herein, nicht aber als fertiges eigenes Element mit, während der Jonismos das alte pelasgische Element verjüngt und umbildet (Kugler). Die asiatische Tyrannis gieng in aristokratische und demokratische Freistaaten über, deren Freiheit mit der Sittlichkeit auch den Kunstsinn förderte und erzog. Der Volksgeist bildete die Götter allmählich aus Vertretern der Naturgewalten zu seinen eigenen Vertretern um, zu idealisierten Menschen, welche die Kunst abbilden und deren Bildern sie Tempelpaläste bauen durfte.

Die Plastik emancipierte sich von der Architektonik, und vermehrte ihre Mittel durch den Glanz von Metallen und edeln Steinen, sowie durch Farben (der Bildwerke, vermuthlich auch der Säulen), in das Gebiet der Malerei übergreifend, vielleicht weniger

aus Gefühl der Nothwendigkeit, als aus Geschmack. Die gesammte griechische Kunst besitzt „edle Einfachheit und stille Größe“ (Winckelmann). Sie entspricht der idealsten Richtung des sehr mannigfachen und häufig von diesem Ideale abweichenden Volksgeistes. Ein individueller Ausdruck desselben in jener Würde ist uns in der Grabstele eines athenischen Bürgers Aristion in einfacher Hoplitenrüstung erhalten, der in dem Perserkriege lebte und fiel, also in der Zeit der edelsten griechischen Volkskraft. Lübke findet in diesem Bilde den „anziehenden Ausdruck ruhiger Sicherheit des inneren Lebens und ehrenfester Tüchtigkeit“.

Über die menschlichen Vorbilder (Typen) der griechischen Kunst und ihre Mannigfaltigkeit innerhalb des Gemeinsamen, sowohl für Kopf und Gesicht, wie für den Körper, wäre Viel zu sagen. Die Ethnologie hätte zu den Denkmalen auch die schriftlichen Nachrichten der Alten zuzuziehen, wie auch besonders die Schädel und ganzen Skelette in antiken Gräbern, ferner die Reste der späteren Zeiträume bis zu dem lebenden Geschlechte der Gegenwart. Wir begnügen uns hier, eine zwar erst aus dem 5. Jahrh. n. C. herrührende, aber auf ältere und ethnisch reinere Zeit hindeutende Schilderung des hellenischen Typus aus Adamantios Physiognomik XXIV mitzutheilen (nach Uhlenhuth, das plastische Kunstwerk 2. A. Berlin 1864, vgl. O. Müllers Archaeologie): „Wenn bei Manchen der hellenische und ionische Stamm sich rein bewahrt, dann sind es ziemlich große Männer, etwas breit, gerade, wohlgebaut, mit weißer Hautfarbe, blond und mit einer angemessenen schön gefügten Fleischmischung, gerade Schenkel, schön gewachsene Extremitäten (Spitzen) mit einem Kopfe von mittlerer Größe, gerundet (darum nicht Rundkopf nach moderner Terminologie, s. o. bei der Physiologie), der Hals kräftig, das Haar etwas blond, weich und sanft gekräuselt, ein quadratisches Gesicht, feine Lippen, gerade Nase, schmachtende Augen. Strahlend blickend haben sie in sich viel funkelndes Feuer, denn das hellenische Volk hat die schönsten Augen von allen.“

Der dorische Tempel mit Säulenhalle ist, wie der erwähnte etruskische, aus Holzbau entstanden, ohne daß wir darum, wie Kugler bei letzterem, an Ursprung aus höherem Norden Europas denken, wir müßten denn Vermittelung durch die Etrusker annehmen,

wobei wir deren Identität mit den pelasgischen Tyrrhenern in der Haemoshalbinsel unentschieden lassen würden. Verkehr Griechenlands mit Etrurien selbst ist sicher, auch unmittelbarer, nicht bloß durch Großgriechenland. Wir erinnern an unsere obige Äußerung über das etruskische Alphabet, dessen nächstes Vorbild wenigstens in Großgriechenland nicht aufgefunden wurde, sowie an die Sage von der Einführung der Thonplastik aus Korinthos (S. 705), wo sie erfunden worden sein soll. Bei bemalten und beschriebenen dorischen Thongefäßen, besonders aus dem 6. Jahrh. v. C., herrscht noch orientalischer Geschmack vor (Kugler). Seit dem Anfange des 6. Jahrh. jedoch beginnt bereits die edelste hellenische Baukunst und Plastik, beide harmonisch vertheilt. Die kraftvolle dorische Kunst und die weichere, sinnvoll gegliederte ionische unterscheiden sich namentlich durch die Säulen, deren wir schon oben in Asien und Aegypten gedachten. Manchmal sind beide Ordnungen verbündet, wie in Attika. Außerhalb Hellas herrschte die dorische in Unteritalien und Sicilien, die ionische in den kleinasiatischen Stammsitzen und späteren Siedelungen des ionischen Stammes.

Das älteste (durch Pausanias V 17) bekannte Werk griechischer Plastik nach der Heroenzeit ist die mit mythischen Skulpturen und Einlagen aus Holz geschmückte Cedernholzlade der Kypseliden im Heratempel zu Olympia. Der fortschreitenden bildenden Kunst schenkte der heimische Boden seinen Marmor. Die Verwandelung der puppenhaft starren Gestalten in lebende durch die Daedalen reicht in mythische Zeit hinauf, oder wurde vielmehr dem dichterischen Volke frühe zum Mythos. Metallkolosse entstanden schon früh; die 101 rhodischen (nach Plinius) gehören einem späteren Zeitraume an. Hier und da, z. B. bei der Pyramide von Kenchreae, vermuthet Kugler (Lübke aber nicht) unmittelbare aegyptische Einwirkung, die übrigens in andern Bildungszweigen bekanntlich durch die Sagengeschichte aegyptischer Kolonisten behauptet wird.

Mit Kugler und Lübke nehmen wir vier Hauptzeiträume der griechischen Kunst an.

Der erste umfaßt das 1. Jahrh. v. C. und einige Jahrzehnte des fünften. Seit dem 5. Jahrh. steigert sich das Volksbewußtsein

durch die Abwehr der Perser in Griechenland, der Karthager in Sicilien. Die ältesten, meist dorischen, Tempel standen in den sicilischen Städten Syrakusae, Akrágas (Agrigentum, Girgenti), Selinús; in Griechenland in Kórinthos, Aégina (Athenetempel), Athen (der ältere Parthenón und der Tempel des olymphischen Zeus) Delphi (Apollons); in Kleinasien in Ephesos (der ionische Tempel der Artemis), Assos (dorisch), auf Samos (alt-ionischer Tempels Heras).

Die Plastik schuf eherne Geräthe und Weihgefäße namentlich auf kleinasiatischen Inseln; Bildsäulen aus Holz mit Elfenbein und Gold, in der Peloponnesos von Meistern aus Kleinasien und Kreta, darnach auch in Erz in Sikyón. Dorische Kunst herrschte in Aegina vor, ionische in Athen, im nächsten Zeitraume zur dorischen gesellt.

Malerei soll in Sikyon und Korinthos (wo Kleanthes das Schattenbild erfand) entstanden sein. Jedenfalls stand sie noch auf niederer Stufe, und wurde auf Statuen und Thongefäßen nur handwerklich geübt.

Der zweite Zeitraum beginnt um die Mitte des 5. Jahrhunderts. Nach den Perserkriegen, wie wir schon mehrfach bemerkten, entfaltete der griechische Volksgeist überhaupt seine volle Herrlichkeit, deren Untergang ewige Todtenklage verdient. Das Massige und Starre weicht der Elasticität. Der Vorort aller Kunst wird Athen, namentlich durch Periklés und Phidias (Φειδίας), diesen allseitigen genialen Künstlerfürsten, der, gleich Sokrates, als „Götterlästerer" im Kerker starb. Wir fanden schon in der Literaturgeschichte das Pfaffenthum in Griechenland nicht minder blühend, als in Judaea und in der christlichen Welt; dazu kam noch vorzugsweise bei den Hellenen der Neid gegen die grösten Männer des eigenen Volkes! Jener Beider Werk, der jüngere Parthenon, dessen Säulen Deleutre (a. a. O. 24) an Körper und Stellungen schöner Frauen erinnern, hat in wundervollen Trümmern alle Akte des griechischen Trauerspiels überdauert, den Cultus der römischen Caesaren und des „unbekannten Gottes" in Athen, das Bombardement der Venezianer, Lord Elgins rettenden Raub. Seine herrliche Bewohnerin, die heilige Jungfrau Athene in

Phidias riesigem Bilde, stand noch gegen Ende des 4. Jahrh. n. C. und verschwand seitdem spurlos! Auch Phidias noch großartigeres Werk, der chryselephantine Zeus von Olympia, der „den Gottesbegriff des ganzen Volkes darstellte" (Lübke) und auch noch bei den Römern die höchste Verehrung genoß, verbrannte sammt seinem Tempel erst im 5. Jahrh. n. C. Letzterer war dorisch, wurde von Libon aus Elis gegründet und gegen 432 v. C. vollendet. Phidias Werke in Marmor und Erz, mit Hülfe von Gold und Elfenbein, athmen höchste ruhige harmonische Würde; er war der Meister aller Götterbildner.

Wir verzeichnen noch einige Meisterwerke dieses (zweiten) Zeitraums, mit besonderer Rücksicht auf ihre Örtlichkeit. In Athen noch den Theseustempel, die dorischen und ionischen Propyläen, die ionischen Tempel der Nike Apteros und der Athene Polias (Ἐρέχθειον) auf der Akropolis. In Attika ferner die Tempel der Demetermysterien in Eleusís, der Nemesis in Rhamnús, der Athene in Súnion weit ins Meer hinaus erglänzend. Tempel erhoben sich in der Pelopónnesos, in Arkadien (des Apollon Epikurios zu Bassae), auf Delos (Apollons), wo später ein Barbar mit griechischem Namen die harmlosen, bis dahin gottbeschützten, Bewohner mordete und die heilige Insel verwüstete (Pausan. III 23). In Großgriechenland bemerken wir Metapontion und den noch sichtbaren Poseidonstempel zu Paestum (ἡ Παῖστος); in Sicilien die in christliche Kirchen verbauten Tempel Athenes auf der syrakusischen Insel Ortygía, und des Zeus Polieus in Akrágas, sowie die, durch die zerstörenden Einfälle der Karthager 409 und 405 v. C. im Ausbau unterbrochenen, Tempel zu Selinus und den des olympischen Zeus zu Akrágas, den gröſten der griechischen Welt nach dem Artemistempel zu Ephesos.

Für die Plastik nennen wir die Schule von Ageládas aus Argos (wo zwei Bildhauer dieses Namens genannt werden), aus welcher sowohl Phidias selbst, wie Polýklitos (Πολύκλειτος) aus Sikyon oder Argos und Mýron aus Eleutheraé (Grenzstadt Attikas und Boeotiens) hervorgiengen; sodann Pythagóras aus Rhegion, Kálamis u. A. in Athen.

Die Malerei hebt sich allmählich, namentlich durch Polýgnôtos aus Thasos, der in Athen wirkte und die Halle (Lesche) der

Knidier in Delphi ausmalte; Agátharchos aus Samos, der in der 2. Hälfte des 5. Jahrh. in Athen Wohnungen und Theater zierte und vermuthlich Verdienste um die Perspective erwarb; Apollódóros in Athen, den „Schattenmaler", der Lichter und Farben wirken ließ.

Der dritte Zeitraum beginnt im 4. Jahrh. v. C., nach dem peloponnesischen Kriege. Als seine Merkmale nennt Kugler: Wirkung und Schein, im besten Sinne; geistige Erregung und Individualisierung statt der früheren „Gattungsmäßigkeit" (doch s. S. 708 die Bemerkung zu der Stele aus dem Perserkriege); malerisches Element.

In der Baukunst nimmt die verbündete Jonik und Dorik den prachtvollen korinthischen Blätterkelch statt des ionischen Volutenkapitals an. Der Bildhauer Skópas aus Paros ist zugleich der Baumeister des grösten und prächtigsten peloponnesischen Tempels, der Athená Aléa zu Tegéa. In Kleinasien werden viele Tempel gebaut; in Halikarnassós das Mausoleum (Μαυσώλειον), dessen Reste erst neuerdings auferstehn. In der Plastik wirken die athenische und die peloponnesische Schule. In jener schuf Skopas namentlich den bekannten langgewandeten Apollon Musagetes mit der Kithara; der graziöse Práxitéles aus Athen oder Paros namentlich Aphrodite in dem rings offenen Tempel zu Knidos. In der peloponnesischen Schule nennen wir Euphranor, der auch Maler war; Lýsippos aus Sikyon, der Bildnisstatuen schuf, darunter mehrere Alexanders d. G., und seinen Bruder Lysístratos, der nach Wachsmasken arbeitete; Dâmophón von Messene, der dort (nach der Wiederherstellung des Staates) und in der arkadischen Megalopolis viele Götterbilder schuf, auch an Phidias Zeus in Olympia das Elfenbein restaurierte.

In diesen Zeitraum fällt auch die Fortbildung der Kunst in Lykien, namentlich das sogenannte Harpagos-Denkmal auf der Akropolis von Xánthos; die in London befindlichen Friesreliefs verbinden griechische und assyrische Kunst in genauen geschichtlichen Darstellungen. Felsgräber, besonders in Myra und Karýanda, zeigen namentlich naive weich behandelte Familienscenen, in Pinara (τὰ Π.) auch landschaftliche Ansichten von Städten und von Grabdenkmälern.

Im 4. Jahrh. bildet sich die Münzprägung aus in Hellas, Großgriechenland und Sicilien. Gegen Ende des Jahrhunderts werden viele Gemmen gearbeitet, die früher häufiger, jedoch in hellenischem Styl, in Etrurien vorkommen. Die Malerei gelangt jetzt zu selbständiger Blüte. Der attischen Schule des vorigen Zeitraumes stellt sich die ionische entgegen, die an die venezianische erinnert. Sie blüht besonders in Kleinasien, namentlich in Ephesos; woher auch Parrhasios stammt, der in dem bekannten Wettstreite mit Meister Zeuxis diesen selbst täuschte, wie Zeuxis vorher die Vögel. Timanthes von Kythnos deutete bei Iphigenias Opfer den höchsten Schmerz des Vaters, den kein Maler abbilden kann, nur an durch Verhüllung des Hauptes. Die Schule von Sikyon bildete u. A. den schon genannten Euphranor; Pausias, den Enkaustiker und ersten Zimmerdeckenmaler; den wissenschaftlichen Künstler Pámphilos, bei welchem der Jonier Apellés aus Kos oder Ephesos, der gröste griechische Maler, seine in Ephesos begonnenen Studien vollendete. Aus diesem Zeitraume stammen Gemäldereste in Paestum.

Der vierte Zeitraum geht von der makedonischen Oberherrschaft bis zur römischen Eroberung. Mitten in dem Reichthum der, wenn auch nicht mehr frischen, doch wundervoll ausgebildeten Kunst, die an allen Wohnsitzen der Griechen bis auf die kleinsten Inseln heimisch ist, ahnen wir mit tiefer Trauer ihren Verfall mit dem der Freiheit und der Sitte des Volkes, und die unendliche Verwüstung und Verödung der herrlichsten Bildungsgebiete. Nirgends sind diese tiefer durch barbarische Eroberer verschüttet, als in Kleinasien, der Wiege des Griechenthums.

Alexandros d. G. wollte die Griechen für die Idee begeistern: „hellenische Civilisation unter makedonischer Obermacht nach Osten zu tragen“ (sagt Lübke, der an Österreichs Aufgabe gedacht haben mag). Mit ihm aber tritt an die Stelle der vermenschlichten Götter der vergöttlichte Mensch.

Von der eklektischen Baukunst dieses Zeitraums sind mehrere Reste vorhanden: der ionische Tempel des Zeus Panellenios zu Aezani (*οἱ Αἰζανοί*, *Ἀζανοί*) in Phrygien; von den Prachtbauten in Athen der von Andrónikos Kyrrhéstes (aus Kyrrhos) erbaute Thurm der Winde; in Sicilien u. a. das Theater von Segesta.

Die Skulptur blühte besonders auf dem Festlande und den Inseln Kleinasiens. Chares aus Rhodos, Lysippos Schüler, schuf den berühmten Apollonskoloss. Apollonios und Tauriskós aus Trálles (αἱ Τράλλεις, ἡ Τράλλις) in Lydien oder Phrygien bildeten die leidenschaftlich bewegte, aber nicht fein berechnete Gruppe des „farnesischen“ Stiers, die von Rhodos einst nach Rom gebracht wurde und jetzt sich im Museum zu Neapel befindet. Die reichen Könige Attalos und Euménes von Pergamos förderten Wissenschaft und Kunst. Pyrómachos schildert ihre Kämpfe gegen die eingedrungenen Galater, von welchen uns ethnologisch wichtige Bilder in den fälschlich „sterbender Fechter“ und „Paetus und Arria“ genannten Kunstwerken erhalten sind. — Die Malerei wendet sich mit luxuriösem Reichthum dem Genre zu, und wirkte auch auf die Ausbildung der (bisher schon bei Fußböden üblichen) Mosaik.

Mit diesem vierten Zeitraum ist die reiche Kunstthätigkeit der Griechen noch bei weitem nicht geschlossen; aber wir verfolgen ihre ferneren Zeiträume in der „Kunst der römischen Epoche“.

Auf der Höhe ihres Volksthums sahen wir die Römer bereits in unseren früheren Abschnitten als ein verständiges und praktisches Volk — von Aristokraten, sagt Lübke, mit alten Ahnenbildern in gemalten Wachsmasken —, als tüchtige Staatsmänner und Gesetzgeber; aber auch als tapfre, kluge und gewissenlose Eroberer, jedoch nicht mehr als die barbarischen Städtezerstörer ihrer früheren Zeit, sondern aus den eroberten Ländern Kunstwerke und Künstler als edelste Kriegsbeute heimführend (wie ähnlich die Franzosen unsers Jahrhunderts). Bald erblicken wir sie im Besitze eines „gediegenen Luxus“ und namentlich einer großartigen, massigen und reichverzierten Architektonik, während nur wenige Bildhauer eingeborene Römer sind.

Selbst arm an künstlerischer Phantasie, gewann ihr Ehrgeiz doch Geschmack genug, um die Reste des Hellenismos zu fördern und, soweit es der spröden römischen Natur möglich war, selbst anzunehmen. Doch behielten ihre korinthischen Säulentempel Erinnerungen der oben bezeichneten etruskischen Kunst. Auf dem Deckel der von dem Italer Novius Plautius mit griechischer Kunst gefertigten

ficoronischen Kiste zeigt sich roher alter italisch-etruskischer Styl von andrer Hand. Alt-italisch sind auch die Bögen und Überwölbungen der Bäder, Brücken, Wasserleitungen, Thore und Triumphbögen, Theater und Amphitheater. Eigenthümlich, mit römischer Einrichtung und Sitte zusammenhangend, sind die vielumfassenden Fora, die Basiliken für Gericht und Börse mit dem Tribunal als Halbrundnische, welche später in christliche Kirchen verwandelt wurden; auch die gewaltigen Grabmale und vieles Andere.

Als erste griechische Künstler in Rom werden Dâmóphilos und Górgasos genannt, welche den, schon 493 v. C. eingeweihten, Cerestempel beim Circus maximus mit Bildwerken und Gemälden schmückten. Um 250 v. C., nach den Samnitenkriegen, kamen griechische Kunstwerke nach Rom, 212 aus Syrakus, 146 aus Korinth. Die Besieger der Makedonen, Flaminius und Aemilius Paullus, und der Aetoler Fulvius Nobilior, führten zahlreiche Kunstwerke und Künstler ein, Letzterer allein 515 Statuen aus Erz und Marmor. Von 146 (der Eroberung Griechenlands) an beginnt, durch Roms Macht und Mittel gefördert, die hohe Nachblüte der griechischen Kunst in der neu-attischen Schule, großentheils in Rom selbst, in warmer Reproduction und feinster Ausführung, nur von der alt-attischen Schule übertroffen.

Kugler und Lübke nehmen drei Zeiträume der römischen Kunst an.

Der erste Zeitraum währt vom 2. Jahrh. v. C. bis 69 n. C., d. h. bis zum Untergange des augustischen Hauses und der Herrschaft der Flavier.

Die Baukunst schafft in Hellas selbst u. a. die Propylaeen des Demetertempels zu Eleusis (nach denen der atheniſchen Akropolis gebaut) und des neuen Marktes zu Athen; hier auch die, noch vorhandenen, kolossalen Säulen des Tempels des olympischen Zeus. In Kleinasien Tempel zu Aphrodîsiás (von dem noch ionische Säulen aufrecht stehn) und Ankyra (des Augustus und der Roma; Reste noch vorhanden). In den italischen Städten zahlreiche Bauten, z. B. in Rom (u. a. das Pantheon), Pompeji mit vielfarbigen Decorationen. In Istrien den Tempel des Augustus und der Roma zu Pola.

Von der Skulptur dieses Zeitraums sagt Kugler: sie sei „ein Auszug des Höchsten und Feinsten, was die früheren Blüteepochen der hellenischen Kunst ausgezeichnet hatte", aber bei dieser „Virtuosität" ohne den „innersten Lebenspuls" des 4. und 5. Jahrh. v. C., indem „die Unschuld des künstlerischen Gefühls" fehlte. Reste dieses Zeitraums sind zahlreich. Z. B. der „borghesische Fechter" von Agasias aus Ephesos (im Pariser Museum); der „farnesische Hercules" von Glýkon aus Athen (in Neapel); die „mediceische Venus" von Kleoménes aus Athen, „eine Umprägung des praxitelischen Ideals" von höchster Anmuth der Formen, aber ohne die des „naiven Selbstvergessens" (in Florenz); der „Apoll von Belvedere" (im Vatikan); die Lâokóôngruppe, von dreien Rhodiern: Agésandros, Polýdôros und Athênódôros, meisterhaft, „aber bühnenmäßig", ausgeführt (ebenfalls im Vatikan). Gegenüber der hellenischen Kunst zeichnet sich die römische (in engerem Sinne) dieses und des folgenden Zeitraums durch Porträtstatuen aus, deren realistische Genauigkeit den Abbildungen der verschiedenen Völkertypen bedeutenden ethnologischen Werth gibt. In diesen Zeitraum fallen die 14 Nationenstatuen in dem, von dem Römer Coponius unter Pompejus gearbeiteten, Siegesdenkmal; auch die merkwürdige, neuestens gefundene, Bildsäule des Kaisers Augustus. Auf Münzen und Kameen bemerken wir die in Glas eingeschnittenen Scenen der sogenannten Portlandsvase (in London, von einem Wahnsinnigen zertrümmert, kunstreich wiederhergestellt).

In der Malerei zeichnet sich aus Timómachos aus Byzantion, dessen Medea ein Wandgemälde in Herculanum nachbildet; eine Malerin Lala aus Kyzikos malte Bildnisse. Später wird die Malerei nur decorativ. Fresken und Mosaiken nehmen zu.

Im zweiten Zeitraume, unter den Flaviern, blüht die Kunst vorzüglich unter Trajanus und Hadrianus.

Für die Baukunst zeugt der ganze Orbis Romanus, u. a. das Colosseum der Flavier, der gewaltigste römische Massenbau, mit hellenischen Säulen geschmückt; Titus Triumphbogen: Trajans Forum, eine großartige Bauanlage; Trajans Bögen u. a. auch in Spanien und Afrika (Tucca); Philópappos Mischbau in Athen; römisch-hellenischer Styl in Hadrians Bauten zu Rom, Nemausus (maison

quarrée zu Nîmes), Nikaea, in Aegypten die ganze Stadt Antinoe (Ἀντινόεια).

Die Plastik römischen Styls, deren Hauptgesetz nicht Schönheit, sondern geschichtliche Wahrheit ist, erscheint besonders bei Trajans Denkmälern, namentlich auf seiner Säule mit 2500 Männergestalten, deren dakische Typen spärlichen ethnologischen Ersatz für die mangelnden Aufzeichnungen aus der Sprache des Volkes bieten. Ähnlichen ethnologischen Werth hat der Markomannenkrieg auf Mark-Aurels Säule. Unter Hadrianus herrscht hellenischer Archaismus vor, namentlich auf den Bildern seines Lieblings Antinoos. Häufig sind Sarkophage aus diesem Zeitraum. Lübke läßt denselben schon von 14 (statt 69) bis 138 (Hadrianus) n. C. währen, und kennzeichnet ihn ebenfalls durch Wachsthum der geschichtlichen Bildnerei, als „echter Tochter des römischen Geistes", der auch immer mehr im Dienste der, sammt ihrem plastischen Schmucke an Großartigkeit zunehmenden, Baukunst waltet.

Der dritte Zeitraum dauert bis zum Untergange des Reiches. Seit Septimius Severus (193–211 n. C.) lastet die soldatische Kaiserherrschaft auf den Völkern des ungeheuren Reiches. Volksthum und Kunst zeigen wirres Gemisch des Westens und des Ostens, in welchem die alte römische Tüchtigkeit versiegt ist und als Bodensatz hinterlassen hat „barbarische Rohheit, häßlich verschmolzen mit den Lastern der verdorbenen Kulturen dreier Welttheile" (Lübke). Zu der römisch-griechischen Götterwelt kommen noch Gottheiten aus Aegypten, Assyrien, Persien (Isis, Mithras u. s. w.), und endlich, unter Constantinus (gest. 337) das Christenthum, schon zur Staatsreligion gefälscht, mit den Anfängen seiner Kunst.

Zugleich wird die gesunkene römische Kunst nach Ost-Rom, der neuen Konstantinupolis, übergetragen, wo jedoch aus diesem Zeitraume wenige oder keine Reste vorhanden sind, die Reliefs auf Theodosios Obelisken nur in Abbildungen.

Die Baukunst schuf Septimius Severus mächtige Triumphbögen und hinterließ in dessen Vaterlande Afrika bedeutende Reste, sowie auch in Gallien und Istrien; mischte römischen und asiatischen Styl in Kleinasien und besonders in Syrien phantastisch und sinnverwirrend (Pálmýra, Heliópolis); in Palaestina römischen

Styl mit aegyptischem und mit einheimischer Überlieferung (Felsdenkmale, Königsgräber). Das ausgedehnteste Denkmal in Arabien ist Petra. In Rom selbst zeigen sich verschiedene Stylarten; asiatischer Geschmack namentlich in Verona und in Salona (Diocletianus Palast in Spálatro, aus dem Anfange des 4. Jahrh.). Unter Constantinus werden Basiliken in Pergamos und in Trier (wenn nicht eher Thermen; jetzt evangelische Kirche) erbaut.

In der Plastik wirken Romanismus und Hellenismus neben einander; sie widmet sich den verschiedenen Götterdiensten. Noch spät, besonders von der Zeit der Antonine an, sind unzählliche Sarkophage mit theils handwerksmäßigen, theils ideal hellenischen Reliefs geschmückt. Häufig sind Bildnisse der Kaiser und Kaiserinnen, auch z. B. des wüsten Caracalla: sie verdrängen die Ideale und verderben die Kunst. Diese unsinnigen Barbaren auf dem Kaiserthrone schlugen sogar den geraubten griechischen Bildsäulen die edelschönen Götterköpfe ab, um ihre eigenen misgeschaffenen darauf zu setzen. Claudius ersetzte auch auf Gemälden den Kopf Alexanders d. G. durch den des Kaisers Augustus. Caligula ließ die Statuen großer Männer auf dem Marsfelde umwerfen und zerschlagen, wie ähnlich Nero in Olympia verfuhr. Bei Constantinus kam noch der affektierte Fanatismus des Proselyten dazu. Er gab das Signal zu der massenhaften Zerstörung antiker Bildsäulen durch die ersten christlichen Bilderstürmer. „Länger als ein Jahrhundert ertönten die Gestade des Mittelmeers von dem Lärm der Hämmer, welche die Meisterwerke der griechischen Künstler zerschlugen"; die später eindringenden heidnischen Barbaren fanden nur noch Trümmer (Deleutre a. a. O. 67. 108). Neuestens wurden auf Kypros begrabene wirre Trümmermassen antiker Kunstwerke gefunden, welche man von einem solchen Bildersturme etwa im 4. Jahrh. n. C. herschreibt. Aber die Kunst ist nicht zu tödten, weil die Menschheit ihrer nicht entbehren kann, wenn sie auch nach solchen Gräueln nur langsam wieder Lebenskraft gewinnt und eine neue Kindheit durchmachen muß.

Daher entwickelt sich auch über den Trümmern der antiken Welt wieder ein neues Zeitalter: das der altchristlichen Kunst, das Kugler in drei Zeiträume theilt. Der neue Geist bedient sich

anfangs noch der alten Form, wo er eben sich in Formen und Bildern offenbaren muß. Denn „das junge Christenthum erbte von dem Judenthum die Scheu vor der Bildnerkunst“ (Lübke), wie später in noch höherem Grade der Islam. Das Symbol wird häufiger abgebildet, als das Wesen, die geschichtliche Gestalt. Indessen wird uns auch von Bildnisstatuen erzählt, selbst von Christus Abbilde, wie von der Bildsäule in Kaiser Severus Besitze, auch von einem Cedernbilde bei Nikodemos. Die Kirchenväter schrieben zum Theil Christus die schönste Gestalt zu, zum Theile begriffen sie in die Selbsterniedrigung des Gottes auch die Verhäßlichung ein. Längere Zeit hindurch wollten sie die Passion nicht dargestellt wissen, weil sie fürchteten, „daß der Anblick eines am Kreuze hängenden Gottes Anstoß geben werde“ (Deleutre a. a. O. 117). Auf den symbolischen und geschichtlichen, oft noch mit antiker Kunst gearbeiteten Skulpturen der Sarkophage im 4. Jahrh. erscheint Christus, meistens in jugendlicher Gestalt, auch in Mosaiken. Bemerkenswerth ist ein Christuskopf in der Katakombe des hl. Pontianus. Aus dem 5. Jahrh. stammen die Bildsäulen des Apostels Petrus von Erz (in St. Peter) und des h. Hippolytos von Marmor (im altchristlichen Museum des Lateran), beide an altrömische Kunst angelehnt, nach der obigen Bemerkung, oder, mit Lübke, wie das erste Halbjahrtausend des „altchristlichen Kunstbetriebes immer noch von Reminiscenzen der alten Kulturvölker zehrt“.

Gegen das Ende des Zeitalters tritt die „leblose Feierlichkeit der byzantinischen Kunst“ (Lübke), an welcher die griechische Kirche noch heute festhält, stärker hervor; z. B. in den Reliefs der Benedictinerkirche zu Cividale im Friaul, die im 8. Jahrh. von der longobardischen Fürstin Peltrudis erbaut wurde, neben der Rohheit des ebendaselbst erhaltenen Altars des Herzogs Pemmo. Sonst herrscht in den Kirchen jetzt mehr die Malerei.

Der erste Zeitraum der alten christlichen Kunst währt bis zur künstlerisch selbstthätigen Zeit unter dem großen Goten Theodorich. Die Baukunst schafft jene kirchlichen Basiliken, deren Tribunal (S. 715) jetzt der Altar und seine Diener einnehmen, u. a. auch in Tyros, Jerusalem, Bethlehem, Afrika, in Libyen sowohl, wie Kirchenbauten verschiedenen Styls in Aegypten, bis nach Abyssinien

hinauf, das manche Eigenthümlichkeiten besitzt. In Rom erheben sich die großartigsten Kirchen der Apostel Petrus (im 16. Jahrh. umgebaut) und Paulus (fuori le mura, nach dem Brande 1823 prachtvoll erneuert). Der Taufe und dem Tode sind besondere Bauten gewidmet: Baptisterien und Grabkapellen, wie „la Rotonda“ Theodorichs zu Ravenna, sowie die Katakomben Roms und Neapels. Die Plastik schmückt mit Reliefs namentlich Sarkophage, auch die Außenseite der inwendig mit Wachs überzogenen Diptychen. Glasschalen tragen Gravierungen auf Goldgrund. Malerei und Mosaik schaffen christliche Gebilde an Wänden und Deckengewölben, und Miniaturen auf Pergament.

Der zweite Zeitraum währt von dem (slawischen) Kaiser Justinianus (527–565 n. C.) bis in die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts. Die byzantinische Kunst waltet mit großen Mitteln, besonders im Orient. Reste der Baukunst sind u. a. Kirchen der heiligen Sergios und Bakchos zu Konstantinopel und San Vitali zu Ravenna, mit achteckigem Mittelraum unter hoher Kuppel, von niedren Umgängen und Galerien umgeben. Verwandten Styl zeigt die riesige, 532–7 von den Kleinasiaten Anthemios aus Tralles (S. 582) und Isidoros aus Miletos gebaute H. Sophia zu Konstantinopel, deren Restauration durch einen christlichen Künstler in unserer Zeit ihre und des ganzen byzantinisch-griechischen Reiches Wiederherstellung vorbedeuten mag. Sie verbindet die Längenwirkung der Basilika mit der mächtigen Centralkuppel des Ostens. Einfachere Kirchen finden sich in dem damals immer noch von griechischer Kunst und Bildung befruchteten Kleinasien, zu Ankyra in Galatien und zu Kassaba und Myra in Lykien. Unter den Langobarden erstehn Kirchen und Paläste in Italien, unter den Franken in Gallien (so spät erst die Porta nigra in Trier?), unter den Angelsachsen in Britannien (7. Jahrh.). Das früh christliche keltische Irland hat seine eigenthümlichen Holzbauten, aber auch steinerne Rundthürme und kleine Kapellen, die an die kyklopischen Mauern erinnern. Bauten in Spanien folgen der allgemeinen Zeitrichtung. Die Plastik ist mehr weltlichen Gegenständen gewidmet; geistlichen namentlich in der Sophienkirche.

Im dritten Zeitraum, seit der zweiten Hälfte des 8. Jahrh., bilden sich neue Staaten. Karl d. G. (768–814) waltet und baut in Deutschland und Frankreich und hilft den Kirchenstaat in Italien gestalten. In Osten und Westen herrschen die Mohammedaner (Abbassidenreich in Bagdad, Khalifat in Córdova); auf ihre eigenthümliche Kunst kommen wir nachher. In der Baukunst treten jetzt auch deutsche Meister auf. Abt Ansegis leitet noch „materiell tüchtig“ den Bau von Karls Münster zu Aachen und Bauten in seinem Kloster St. Wandrille. Alcuin hilft bei der Basilika St. Peter in York, Einhard baut eine (erhaltene) Kirche in Seligenstadt am Main, fränkische Baumeister machen einen (erhaltenen) Bauriß für St. Gallen; in Ingelheim am Rheine ragte Karls säulenreiche Pfalz. In der merkwürdigen Halle zu Lorsch zeigt sich Zierlichkeit und selbst Classicität neben barbarischem Gemische, welches das Baptisterium St. Jean zu Poitiers kennzeichnet. Die bunten Farben fränkischer Baureste erinnern sowohl an die bunten Fabrikate der Kelten, namentlich der alten Gallier, wie an den mohammedanischen, vielleicht hier von Spanien her eindringenden, Geschmack, der von Osten her auf die Decorationen des (erhaltenen) Hebdomons in Konstantinopel wirken mochte, wo Kaiser Theophilos mit den Abbassiden Bagdads wetteiferte. In Spanien selbst zeigen Kirchen des 9–10. Jahrh. nur wenige Arabismen. In Rom weicht der Byzantinismus wieder der alten Basilika, während in Dalmatien (Zara) der Kuppelbau S. Donata sich erhebt. San Marco in Venedig wird am Ende des 1. Jahrh. begonnen.

Die Skulptur hemmt der Gegensatz der Askese gegen die „fessellose Phantasie der Orientalen“ (Kugler), anderseits auch neben den christlichen Bilderstürmern der Widerwille des Islams gegen alle Abbildung menschlicher Gestalt, dessen Bann erst neuerdings die Sultane durch ihre eigene Abbildung brechen. Eine Synode gibt 842 der Kirche ihren Bilderschmuck zurück; die Pracht ihrer Stoffe und Geräthe hatte sie nie aufgegeben.

Malerei, namentlich der Wände, Miniatur und Mosaik blühen auch in Deutschland, besonders unter Karl d. G.; sodann in der Ornamentik der Angelsachsen und der Iren. Die

erstarrte byzantinische Malerei kehrt mitunter zur Antike zurück Ihr volles Recht im byzantinischen Osten gewinnt die Antike erst durch eine völlige Restauration und Losmachung von dem Byzantinerthum, und zugleich durch den Anschluß an das vorgeschrittene Abendland. Wieweit auch auf diesem Gebiete die neue Hellas wieder nationale Kraft gewinnen kann, muß die Zukunft zeigen. Mit dem Aufsuchen und Auffinden begrabener Kunstwerke belebt sich auch der Kunstsinn aufs neue. Als günstiges Wahrzeichen nennen wir einstweilen eine Schrift von Kumanides: Ποῦ σπεύδει ἡ τέχνη τῶν Ἑλλήνων τῶν σήμερον; (Belgrad 1846).

Wir wenden uns nun eine Weile zu vor- und nicht-christlichen Gebieten des Ostens. Zuerst nur kurz zu den Reichen der Sassaniden und der Indoskythen. Jene (226–641 n. C.) stellen in Persien die Reinheit des Glaubens wieder her und hinterlassen Denkmale der Baukunst und der Plastik, in welchen sich einheimische Kunst mit der byzantinischen verbindet. Ebenso auch in dem mannigfachen, auch mit älteren griechischen Elementen gemischten Style der Indoskythen, die 90 v. C. das griechisch-baktrische Reich gestürzt hatten.

Ein größeres und eigenthümlicheres Gebiet nimmt die Kunst der Hindus nebst ihren Ausläufern ein. Wie in Hindostan die Naturfülle das Menschenwerk überwuchert, so die Phantasie die klare Anschauung, wie sich dieß schon oben bei dem Verhältnisse der Dichtung zur Geschichte zeigte. Diese Phantastik läßt „das Tiefsinnige ins Verschrobene umschlagen“ (Lübke) und spottet in den ungeheuerlichen vielgliederigen Göttergestalten der Natur wie der Plastik. Letztere wird unendlich angewendet, geht indessen, als Dienerin der gleich mystischen und wunderlichen Baukunst, nicht über das Hautrelief hinaus, welchem selbst die sitzenden Kolosse des brütenden Buddha angehören. Von Avghanistan bis an die Südspitze Dekans und nach Ceilon hinüber wandelt sich der gewachsene Fels in Grotte, Tempel und Bildwerk. Die Darstellungen sind meist religiös. Eine auffallende Ausnahme machen die realistischen Reliefs des buddhistischen Tope-Portals (s. u.) zu Sanchi in Centralindien, deren Belagerungsscenen an assyrische Bildnerei erinnern. Die Bilder und Scenen aus der Götterwelt sind selten thatkräftig; Ruhe, Weichheit, Träumerei

herrschen in Göttern und in Menschen der Wirklichkeit, der Dichtung und der bildenden Kunst vor. Übrigens ist uns die Bildnerei immer noch nicht zur Genüge bekannt. Aus der Zeit vor dem Buddhismus (6–3. Jahrh. v. C.) und selbst vor der Einwanderung der arischen Hindus finden sich Steindenkmäler in Süd-Dekan und in Hinter-Indien, die an keltische u. a. des europäischen Nordens (S. 690 ff.) erinnern. Die arisch-indische Kunst ist jünger, als die griechische, mit welcher einige Berührungen vorkommen. Sie beginnt wahrscheinlich erst zu Alexanders d. G. Zeit, wie Kugler annimmt, ob er gleich weiß, daß schon damals große und schöne Kulturstädte in Indien blühten. Er nimmt für sie vier Zeiträume an.

Der erste beginnt um die Mitte des 3. Jahrh. v. C., mit dem buddhistischen König Aschoka (Açôka), und dauert bis in die christliche Aera hinein. Die Baukunst errichtet Siegessäulen; Grabhügel, Sing. sanskr. stûpa msc. pali thûpa neuind. tope, auch sanskr. dhâtugôpa neuindisch dagop (Reliquienbehälter) oder auch sanskr. čaitya ntr. (Grabdenkmal, Opferstelle; masc. ficus religiosa, heiliger Baum in der Nähe von Ortschaften; vgl. čitâ, čiti f. Erdhaufen, Scheiterhaufen); auf cylindrischer Basis steht eine Halbkugel mit kegelförmiger Spitze. Sodann sanskr. vihâra m. (Tempel), das buddhistische Kloster, Hallen mit Nebenhallen, vermuthlich mit besonderem Tempelsaal, worinn ein Stupas steht. Der brahmanische Klostertempel hat (nach Lassen) einen Vorhof, und besteht aus einer Vorhalle (sanskr. sabhâ) und einem Adyton (sanskr. garbhagṛha). Die Tschaitja- (čaitya-) Grotte ähnelt der römischen Basilika, hat ein breites Mittelschiff, vom schmalen Seitenschiffe durch Pfeiler getrennt, welche die eigenthümlich gebauten Decken stützen. Kugler vermuthet Umbildung persischer und griechischer Formen, namentlich in den Kapitälen der Siegessäulen des Buddhismus, auf welchen Löwen stehn. Diese Grotten kommen besonders im Dekan vor, z. B. in Karli östlich von Bombay. Auch vielstöckige Gebäude erscheinen, namentlich (Lassen Ind. Alt. II 421) ein Riesenbau mit eisernem Dache „lôhaprâsâda“ (sanskr., d. i. Eisenpalast). Bildnerei und Wandmalerei kommt in Grotten vor; auf dem großen Stupas von Bhilha Kriegsscenen in Relief (identisch mit den obigen von Sanchi?).

Im zweiten Zeitraume, ungefähr 4—6. Jahrh. n. C., veredelt sich die Baukunst. Abweichend sind die Tempel mit ummauerten Höfen in Kaschmir (Kaçmîra), mit classicistischen Spuren, vielleicht durch Indoskythen oder Sassaniden vermittelt, bis ins 10. Jahrh. herab. Die Plastik schafft Buddhakolosse mit Stuckkleidern, namentlich in Nischen einer Felswand bei Bamiyan.

Der dritte Zeitraum dauert bis ins 11—13. Jahrh. n. C. Der Brahmadienst wandelt die Wiharagrotten (S. 723) mit Pfeilerhallen nach seinem Bedürfnisse um; die Wucht der Felsendecke erfordert schwere Tragepfeiler. Die Pagoden (sanskr. bhagavati Heiligthum) sind pyramidale Freibauten. Die berühmtesten Pagoden und Grotten finden sich in Ellora (der Brahmanen, auch der Buddhisten und der Dschainas), auf der Insel Elephanta bei Bombay, zu Mahamalaipuram (Mahavellipore) an der Koromandelküste. Die Plastik, zumal der Brahmanen, bildet Hautreliefs, oft mit weich schönen, pflanzenhaft träumenden Menschengestalten.

Der vierte Zeitraum beginnt entschiedener etwa mit dem 13. Jahrh. n. C. Der Islam führt im Norden fremde Kunst ein und drängt die einheimische mehr südwärts in das Dekan (sanskr. Daxinâ f. Südland), wo sich pyramidale Tempel und Thore erheben. Neben Versuchen älterer Strenge schafft die Baukunst urwaldliche Wirrnis, namentlich in dem 1623 begonnenen, von Riesenpfeilern getragenen, Saale der Tschultri (des Hospizes) zu Madura.

Die indische Kunst verbreitet sich mit der Religion weithin in Asien und bildet sich oft um. Java besitzt von Buddhisten und Brahmanen geweihte Tempel und Paläste, z. B. in Brambanan, mit reicher Skulptur. Das größte Bauwerk ist die Terrassenpyramide den Tempels von Boro Budor, 526 Fuß breit und 116 hoch, in 6 Stockwerken mit Bogennischen, in welchen Buddhabilder hausen, darüber Stupas aufgebaut. Wir gestatten uns eine längere Schilderung (zunächst nach W. v. Humboldt) einzufügen. Unfern der ausgestorbenen Tempelstadt von Brambanan erhebt sich am Fuße des waldbewachsenen Minoreh-Gebirges der isolierte Tempelhügel oder, richtiger, Hügeltempel von Boro Budor. Denn der ganze Hügel ist ein Tempel Buddhas, vom Fuße bis zur Spitze durch Menschenhand überbaut, und ohne

Zweifel in seinem Inneren heilige Reliquien des Gottes vor den Menschen bergend, die ihn seit lange auch nicht mehr Buddha nennen. Unzählliche Bilder bedecken die untere Hälfte des Hügels, die in viereckigen Ummauerungen nach den Weltgegenden gerichtet ist. Die Buddhas zeigen sich, verkörpert, in den mannigfachsten Berührungen mit den Menschen aller dieser Weltgegenden. Aber auf der höheren Hälfte fängt mit der Kreisform des Tempels die Beziehung zum Himmel an, und auch das Symbol zieht sich mehr vom Körperlichen zurück. Die Reliefs mit ihren zahllosen Gruppen verschwinden; die Gestalten der Heiligen stehen ganz allein, unzugänglich, nur dem Auge, und diesem nur halb, durch Gitterwerk, erreichbar. In der Kuppel, die das Ganze krönt, verschwindet auch der Allerheiligste selbst mit allem Bildwerk, und das dort Verborgene bleibt auch dem Auge völlig verschlossen. Durch diesen Gipfel deuten die tiefsinnigen Buddhisten die höchste der drei Welten an, die Welt ohne Gestalt und Farbe, in welcher die in allen drei Welten thronenden, zu Menschen gewordenen, Buddhas selbst ihre Namen verlieren. Doch indem der Menschengeist auf diesem Gipfelpunkte sich über die Welt der Farben und Namen und Einzelgestalten in die namenlose des Urlichtes und des Alls erhebt, ruft ihn der wundervolle Anblick, der sich von hier aus bietet, wieder in die schöne Welt zurück, welcher der Mensch zunächst angehört. Drunten in ihr strömen silberblitzend die Fluten des Prago und des Elo in Ein Bette zusammen; jenseit der fruchtbarsten Fluren heben sich fast auf allen Seiten Gebirge 10,000 Fuß in die Wolken — Himmel und Erde grenzen in diesem schönen Lande nahe zusammen.

In Nepal mischt sich indische Kunst mit chinesischer in eigenthümlicher Weise. In Pegu, wie auf Java und in China, formt die Plastik viele Bronzegeräthe.

In China, an welches Japan sich anlehnt, herrscht der Buddhismus schon früh. Der vorwaltende Verstand entwickelt die Technik, nicht aber den Geist und die Schönheit der nur handwerksmäßigen Kunst. Sollte nicht auch der Mangel höherer, schönerer Vorbilder in der Rasse des Volkes mitwirken? Zwar verräth die Skulptur und die saubere Malerei oft vorzügliches „künstlerisches Gefühl“, ist aber „in der künstlerischen Absicht um so seltsamer

und verkehrter" (Kugler), und an die Naturnachahmung schließt sich die Fratze (Lübke). Die Baukunst versieht die Paläste und die, meist kleinen, Tempel mit Säulenhallen. Vielgeschossige, 100–150 Fuß hohe, Thürme (tha) haben vorspringende geschweifte Geschoßdächer mit Glöckchen und gefirnisten Ziegeln. Die Wände sind bunt angestrichen oder (wie der 1413–22 gebaute von Nanking) mit Porcellanplatten belegt. Quer über die Straßen werden Denkmalthore (pä-lu) gebaut, mit steinernen oder hölzernen Säulen, darüber Querbalken mit Inschriften. Die weltberühmte chinesische Mauer wurde schon 200 v. C. errichtet.

Wiederum betreten wir ein Zeitalter, in welchem die Religion sich mit Örtlichkeit und Volksthum verbindet, und über deren Grenzen hinaus herrschend wird. Kugler betitelt es: Die mohammedanische Kunst und die verwandten Gruppen orientalisch-christlicher Kunst. Obschon jene Abneigung gegen die Abbildung menschlicher Gestalt herrscht, und oft die sinnvolle Inschrift auch dem Bilderschmucke der Architektur vorzieht: so gedeiht dieser doch namentlich bei den Schiiten. Allmählich sogar überwuchert die Verzierung (Ornamentik) das Bauwerk, welches Bögen über Bögen häuft. Kugler schreibt der Baukunst „Trieb zur Einzelgestaltung" zu. Wir folgen seiner Eintheilung in vier Zeiträume.

Der erste Zeitraum geht bis zum Schlusse des 10. Jahrh. n. C. Er baut die Tempel (arab. al haram sing.) in Mekka (die antike Stiftshütte Kaaba) und an der Stelle des salomonischen Tempels in Jerusalem, wo auch die basilikenartige Moschee el Aksa; Moscheen in Kairo; darnach in Damascus; in Kairwan (Kairowan), südlich von Tunis, woher die arabischen Eroberer Siciliens kamen; in Cordova (8. Jahrh.) excentrisch, mit Thierkaryatiden; dort auch das schon im 11. Jahrh. zerstörte Wunderschloß az-Zahra; Bauten in Bagdad. Diese Namen bezeichnen hinlänglich die Herrschaft und Kunst der mohammedanischen Araber nach ihrer Ausdehnung.

Im 10–11. Jahrh. blühte die christliche Kunst der Armenier und der Südkaukasier. Die Baukunst ruht auf byzantinischer Grundlage und ist streng und zierlich zugleich, namentlich in der, noch stehenden aber entseelten, armenischen Hauptstadt Ani.

In Georgien (Karthli) ist die Sion-Kathedrale zu erwähnen; in Imerethien die reiche und phantastische von Kutais. Das Innere schmücken Wandgemälde und wenige Reliefs.

Im zweiten Zeitraume erwächst die mohammedanische Baukunst mit ihren Zieraten stolz und machtvoll. Hierhin gehören in Toledo die Puerta del Sol und der jüdische basilikenartige Tempel (Synagoge), welchen die christlichen Gewalterben S. Maria la Blanca getauft haben; in Sevilla die Moschee-Kathedrale und die 200 Fuß hohe Minaret Giralda. Sodann Bauten in Sicilien, Mauretanien, Aegypten (dort namentlich Mausoleen) und Kleinasien (namentlich das Seldschukenschloß zu Ikonion).

Im dritten Zeitraume 13–14. Jahrh. nennen wir vor andern Bauten in Spanien Alhambra in Granada mit seinen zahlreichen Decorationen: Löwenstatuen, Emailvasen, Malereien (auch auf Pergamentüberzuge der Decken). Ein frommer Kunstkritiker, Prisac, kann sich einer profanen Bewunderung kaum erwehren und sagt u. a.: „Der allerdings reizende Bau der Alhambra ist mir schreckbar, allerdings ein Bau voller Poesie, aber für unlautere Geister, nicht für Christen!" An einer anderen Stelle des „Kölner Domblatts" (1863 Nr. 221) ereifert er sich zwar über die „Judas-Theologie", welche die Kirchenschätze lieber zum Besten des Volkes und des Staates verwendet, gesteht aber ein, daß die Reliquieneinfassungen in Bronze durch Kriegssteuer u. dgl. minder gefährdet sind, als die in Silber und Gold. Dabei führt er einige interessante Gründe des Verfalls der alten Kirchenbauten in Spanien bis zu Ende des 15. Jahrh. an und erzählt (nach Havemann, Darstellungen aus der inneren Geschichte Spaniens) die Vertragsbedingung von 712 n. C. zu Merida nach dem Siege der Mauren bei Xeres de la Frontera: daß aller Reichthum und Schmuck der Kirchen dem Sieger verfalle; sogar die Ausbesserung der alten Kirchen und der Aufbau neuer wurde den Christen untersagt. Bekanntlich übten die siegenden Christen später schreckliche Wiedervergeltung an den Eindringlingen.

Im dritten Zeitraume entstanden ferner Bauten in Aegypten; in Kleinasien sehr gemischte der osmanischen Herrscher, zeitweilig auch der mongolischen, namentlich die „blaue Medresseh" in Ikonion,

mit Einwirkung persischer Kunst; in Hindostan besonders Bauten der avghanischen Herrscher in Delhi.

Der vierte Zeitraum beginnt mit dem 15. Jahrhundert. In Spanien ahmt die christliche Kunst die mohammedanische nach. Diese schafft in der westafrikanischen Heimat der wiederverdrängten Eroberer noch Unbedeutendes; Größeres in dem neueroberten Konstantinopel, besonders Solimans II. Moschee und Mausoleum; auch in Persien Einiges, sogar bei Teheran moderne Felsreliefs. In Hindostan wirkt die einheimische phantastische Kunst auch auf die Prachtbauten des Großmoguls (seit 1526).

Wir haben früher (S. 604 ff.) geistvolle, wenn auch nicht unbefangene Äußerungen Franz Löhers über die Araber und ihre Spuren in Europa, besonders in Sicilien, mitgetheilt. Wir entnehmen der Fortsetzung seines Aufsatzes „Palermo" (A. A. Z. 1863 Nrr. 327–9) einige weitere, auf die bildende Kunst bezügliche, die bis über unsern Zeitraum hinaus gehn.

In Sicilien hinterließen die Araber auffallend wenige Bauten, fast nur die paar Schlösser in Palermo, ohne daß die Christen solche zerstört hätten, die vielmehr Lustschlösser und Gärten in arabischem Geschmacke anlegten (doch nach welchen Vorbildern?). Die schönste jener Königsburgen ist die Zisa, ein hohes einfaches Mauerviereck in harmonischen Verhältnissen, dessen nackte Flächen „durch große einfache Lisenen (pilasterartige Streifen) überaus anmuthig belebt sind". Das vielfach durchbaute Innere zeigt in Fensterbögen und Wölbungen noch die unvollkommene Gotik. Eine schöne offene Brunnenhalle mit vielem Schmuckwerke ist erst von den Normannen ausgebaut worden. Reicher gegliedert und geschmückt ist ursprünglich die „Cuba", auf deren Viereck eine breite Kuppel ruht; auf vier Vorbauten laufen oben große Hallen in die freie Luft aus. Löher möchte das Schönste an diesen und andern Resten der, in der Grundanlage kastenartigen, arabischen Bauten byzantinischen Baumeistern zuschreiben, welche urkundlich Moscheen und Schlösser der Türken bauten, wie anderseits deutsche Baumeister den Dom zu Mailand. Ähnlichen Verdacht hegt er bei herrlichen Bauten in Aegypten und Spanien aus arabischer Zeit, weil der Islam nach seiner starr mathematischen

Gottesidee nie und nirgends einen echten eigenen Baustyl schaffen konnte, wie den Arabern auch im Staatswesen der Sinn für organisches Leben abgieng. Sie mischten kindisch aller Orten vorgefundene Baustyle und Bestandtheile. „So z. B. brauchen sie in Persien und Indien den Kielbogen, der ohne Zweifel schon bei den Brahmanen, noch feiner bei den Sassaniden ausgebildet war als die Schattenlinie der altorientalischen Zwiebelkuppel. In Spanien dagegen, wo die Araber den Rundbogen vorfanden, machten sie daraus ihr rundes Hufeisen. Später, als der germanische Spitzbogenstyl seine Herrlichkeit in fast ganz Europa entfaltete, benutzten die Araber auch diesen.“ Sie brachten ebensowenig ihn, wie den Reim, nach Europa. Dennoch haben sie etwas Nationales und ganz Eigenthümliches in die Geschichte der Baukunst gebracht: die Form ihres heimatlichen Zeltes mit seinen farbenreichen Teppichen und Verzierungen und das Gewölbe der wasserreichen Grotte mit ihren Pflanzen- und Tropfstein-bildungen. So wurzeln bei allen Völkern Formen der Baukunst in den Erinnerungen ihres heimischen Naturlebens: bei den Buddhisten ebenfalls in dunklen Grotten, bei den Deutschen im Hochwalde, bei dem Griechen im hellen Berggipfel, beim Chinesen in der Bambushütte mit breitem Vordach. In ähnlicher Weise sucht Löher die „Arabesken“ und überhaupt die im kleinen so reiche Ornamentik der Araber zu deuten. In Sicilien folgte ihnen die Kunstperiode der Normannen, aus welcher drei Prachtkirchen vollständig erhalten sind: die Klosterkirche della Martorana, die Palatina (Palastkapelle) in Palermo und der Dom zu Monreale. In diesen erblickt der schönheitssinnige und phantasievolle Christ der römischen Kirche das höchste Maß von Ernst und Lieblichkeit, in den Formen der Baukunst und der Bildnerei, obgleich ihre „märchenhaft“ aus dem Halbdunkel zu der „goldenen Helligkeit“ der Kuppel aufsteigenden Säulen und Bögen an sich nicht mit dem „machtvoll aufstrebenden Säulenwalde unserer gotischen Dome“ zu vergleichen sind, vielmehr hier die Kunst des byzantinischen Ostens zu Grunde liegt. Das Starre in der Bildnerei der letzteren milderte der germanische Geist der Normannen. Ganz besonders glänzen die Mosaiken auf Marmor- und Goldgrund; der Dom zu Monreale, ein in Gold und Farben strahlender

„Feenpalast“, in welchem gleichwohl „furchtbar erhoben“ Christus in der letzten Chorrundung steht. Freilich sind manche Gestalten von Menschen und Thieren „für unser Wissen und Fühlen etwas kurios gerathen“. Zwar erinnern in München die Allerheiligenkapelle an jene Palatina, die Basilika, viel nüchterner, an den Dom von Monreale; ohne Gleichen aber ist der an letzteren stoßende Kreuzgang. „Warum bauen wir nichts Ähnliches mehr? Fehlt der nöthige Welthumor den Künstlern oder Bauherrn?“ Ja, antworten wir; jene Romantik liegt hinter uns, ob wir sie gleich noch nachempfinden können!

Wir gehn an der Hand unsrer früheren Führer weiter. Im romanischen und russischen Osteuropa beginnt mit dem byzantinischen Christenthum auch seine Kunst, mit ihrer Starrheit in Gemälden, Skulpturen und Goldeinlagen, in phantastisch verworrener Pracht, in Bauten mit zahlreichen Kuppeln, die in Russland oft Birnform annehmen. Dort bringt die zeitweilige mongolische Herrschaft mohammedanische Einflüsse herein.

Vom Osten wenden wir uns wiederum zum Westen, zur christlichen Kunst des occidentalischen Mittelalters.

Seit dem 10. Jahrh. prägen sich die neuen Nationen schärfer aus, mit ihrer Bildung und Kunst, die sich zunächst an die überlieferte anschließt, allmählich aber den Volksnaturen Raum gestattet. Mit der „einfachen klassischen Reminiscenz“ der Romanen mischt sich in mannigfachen Proportionen „das ebenso kühne und strenge wie phantasievolle Verhalten der germanischen Völker“, wozu denn noch das Keltenthum „mit mancher seltsam formalen Eigenthümlichkeit“ kommt (Kugler). Lübke betont die chiliastische Furcht vor dem Weltuntergang am Ende des 1. Jahrtausends und sagt: „Trat die Kirche mit der strengen Forderung der Einheit, der Unterordnung des Einzelwillens, der Abtödung der nationalen Empfindung auf: so suchte der germanische Freiheitssinn die Selbständigkeit des Individuums dagegen durchzusetzen.“ Daher wechselte kühne Auflehnung mit Zerknirschung, und auch die versöhnende Kunst ringt sich nicht von diesem Dualismus los. Auf die occidentalische Kirche wirkt, wie Kugler sich ausdrückt, die den Byzantinern und den (christlichen wie mohammedanischen) Arabern gemeinsame Aufgabe:

die Darstellung des „himmlischen Gnadenreiches" gegenüber „dem Wirrsal irdischen Dranges".

Die neuen Kunstformen der, von Lübke als „byzantinisch-romanisch" bezeichneten Epoche tragen sich auch auf slawische und magyarische Stämme über, vielleicht (wie Kugler bemerkt) nicht ohne deren eigene Bethätigung. Aus dem späteren Romanismus geht die Gotik hervor, zuerst in Nordfrankreich. Idealer und einheitlicher, als jener, bricht sie mit den Überlieferungen der altchristlichen Kunst und der, in dieser fortwirkenden, Antike. Hier wie dort waltet die Baukunst vor. Wir verfolgen beide Stylgattungen zunächst nach Kugler-Lübke.

Die romanische Kunst dauert vom Eintritte des sächsischen Herrschergeschlechtes bis zum Ausgange des hohenstauffischen, und erlischt im 12. Jahrh. in Nordfrankreich, vom 13. an im übrigen Europa.

In ihrem ersten Zeitraume nimmt die Baukunst oft Holz zum Stoffe, besonders im Norden, Deutschland voran. Die Basiliken haben bisweilen, besonders für Frauen, orientalische Emporen. Unter ihnen werden Krypten gebaut; an den Thürmen Vorbauten. Ihre Reste finden sich namentlich am Niederrhein bis nach Mainz hinauf, in Niedersachsen, England, Frankreich, Italien, besonders in Venedig, und im nahen Istrien. Im 10–11. Jahrh. sind die Kirchen arm an plastischem Schmucke, dagegen reich an Fresken und Mosaiken; allmählich gesellen sich Elfenbeinschnitzereien und Metallgefäße zu kunstreicheren Altären.

In den folgenden Zeiträumen herrscht die Basilikenform noch vor. Im zweiten entstehn viele Kirchenbauten in den genannten Gebieten, auch in Südostdeutschland, im Elsaß, in Spanien (11. Jahrh., besonders im Norden), Italien (byzantinisch, besonders S. Marco in Venedig) und Sicilien. In der Plastik bleibt Italien und noch mehr England hinter Frankreich und Deutschland (namentlich Westfalen und Baiern) zurück. Deutschland ist fleißig in Erzguß, Holz- und Elfenbein-schnitzerei, Urkundensiegeln, überhaupt in decorativer Kunst.

Im dritten Zeitraum wölbt die Baukunst des 12. Jahrh. die Decken der Basiliken und verziert sie reicher. Reiner bleibt ihre Form

in Sachsen, Schwaben, Baiern (Pfeilerhallen). U. a. entstehn die Dome zu Mainz, Speier, Worms; mit etwas normannischem Geschmacke in den Verzierungen der Kaiserpalast zu Gelnhausen und das Schloß zu Münzenberg (jetzt große Ruine im Großh. Hessen); Basiliken in Österreich, auch in den ganz oder halb slawischen Ländern Böhmen, Mähren, Schlesien, Polen; Backsteinbauten in Lübeck, der Mark u. s. w. In Frankreich ist besonders wichtig die Auvergne, alterthümlicher und einfacher die Provence. Zwischen beiden steht Burgund; wildere Stylmischung zeigt das transjuranische Burgund (die französische Schweiz), wo sich zu südfranzösischen und deutschen Elementen noch ein phantastisches drittes gesellt, das Kugler (o. S. 730) „keltisch" nennen möchte; sicherer findet er letzteres in der Bretagne. Im 12. Jahrh. zeigen die Bauten in der Normandie Rückwirkungen aus dem eroberten England, aber „kräftiger und geschlossener", während dort die Kunst sich glänzender fortentwickelt, meist in langen Basiliken mit Emporen. So auch in Schottland und auf den kleineren Inseln, weniger in Irland, wo noch die „urthümliche Bauweise" vorherrscht, und zwar aus bewustem Volkssinne. Dem Erzbischof Malachias (gest. 1148), der zu Bangor eine Kirche in kunstreicherem Style baute, wehrten seine Landsleute, mit dem Zuruf: „Iren sind wir, nicht Gallier!" Außer Kirchen, Sarkophagen, Steinkreuzen in Irland werden jetzt noch Rundthürme gebaut. Auf Skandinavien hat England, doch auch Irland Einfluß. Die mit phantastischer „Bandschlinge" geschmückten Holzkirchen haben mitten auf dem Hauptdache ein Glockenthürmchen. In Schweden erheben sich neben den vorchristlichen Tempeln christliche Steinbasiliken. Rundbauten in Grönland und selbst auf Rhode-Island rühren von den Nordländern her. In der Lombardei mischt sich der italienische Styl mit nordeuropäischem, in Süditalien und Sicilien mit byzantinischem und saracenischem. Die Bildnerei ist überall ziemlich roh.

Im vierten Zeitraum nimmt Leben und Gliederung zu, und die Antike tritt wieder auf. In der Baukunst verdrängt das Gewölbe

fast ganz die flache Decke. In Deutschland werden die oben genannten Dome weiter gebaut, dazu neue Kirchen u. a. in Kloster Arnsburg (Gh. Hessen, Grafschaft Laubach, bei Münzenberg), Limburg a. d. Lahn, Gelnhausen, Bamberg. An den Niederrhein reiht sich Belgien, an den Oberrhein die Schweizerstädte Basel und Zürich mit ihren Münstern. Der sächsische Styl wirkt bis nach Böhmen. In den germanisierten Slawengebieten Nordostdeutschlands wird viel gebaut. In Serbien mischen sich im 13–15. Jahrh. mit byzantinischen Elementen auch romanische, verschwinden aber nach der türkischen Eroberung. An den „romanischen Spätstyl von Deutschland lehnen sich Schweden und Dänemark, während in Norwegen der Holzbau fortdauert. Die reichen Decorationen der Bauten in England sind national, in der Provence feine Nachbildung der Antike. In Spanien herrscht gemischter aber prachtvoller Styl. Die Bildnerei entwickelt sich bedeutend, besonders in Nordostfrankreich, das überhaupt nach der Hegemonie der Bildung ringt. Deutschland zeigt im Süden noch Barbarismen; im Norden blüht die sächsische Schule mit Erzguß und Stuccoreliefs; das luxuriöse Goldrelief vom Altar des Baseler Münsters ist jetzt noch in Paris. Malerei erhebt sich in Deutschland und wirkt auf Böhmen.

Die Kunst des gotischen Styls umschließt widersprechende Kräfte und Neigungen: berechnenden Verstand, der das Phantastische ausschließt, aber durch die „spiritualistische Tendenz“ die Mystik fördert, welche sich besonders im aufwärts strebenden Inneren der mit farbigen Bildern, namentlich auf Glas, geschmückten Kirchen zeigt. Die große Mannigfaltigkeit wird durch größere Kraft der einheitlichen Gliederung zusammengehalten. Jene Berechnung führt allmählich die Kunst abwärts nach dem Handwerke hin, in welches sie sich endlich auflöst. Die Mystik selbst bahnt, wie bei den dramatischen Mysterien (S. 457 ff.), der Skepsis und der Ironie der nahenden Neuzeit den Weg. Bekannt sind die, gegen die Heiligen und Heiligenthümer der Kirche gerichteten, Zerrbilder an und in den Kirchen selbst (S. 457).

Der erste Zeitraum der Gotik beginnt, wie schon bemerkt, in Nordfrankreich, wo Lübke bereits im 13. Jahrh. die spät- oder

franko-gotische Epoche beginnen läßt. Ärmer an Bauwerken ist Südfrankreich, wo in dem folgenden Zeitraum die Ketzergerichte die Bildung stören.

Im zweiten Zeitraum verbreitet sich die Baukunst aus Frankreich, wo sie die Kathedralen von Chartres, Rheims, Amiens, Beauvais u. s. w. errichtet, durch die Niederlande, Lothringen und Belgien nach Deutschland, wo sie der tiefere Sinn des Volkes fortbildet. Wir bemerken folgende neue und fortgesetzte Kirchenbauten, die meistentheils an Rhein, Main, Lahn und in Hessen liegen: im „hilligen" Köln (der Dom, 1248 gegründet), in Freiburg i. Br., Straßburg, Frankfurt a. M. (Dom, 1238 gegründet), Oppenheim (St. Katharina), Geisnidda (Dorf im Gh. Hessen, nahe der Wetterau), Marburg a. d. Lahn (Elisabethenkirche; auch der hohe Saal im Schlosse), Wetter, Haina, Frankenberg, Wetzlar a. d. Lahn (Stiftskirche), Grünberg (Gh. Hessen), Friedberg in der Wetterau (Kirche und ein Judenbad, beide gut erhalten), Alsfeld. Eine Abart bildet seit dem 13. Jahrh. die englische Gotik, mehr nur decorativ und an romanischer Tradition festhaltend. Ihre Räume sind kleiner, als in Frankreich, nüchtern, jedoch mit überreicher Einzelgliederung. Sie wirkt auch in Schottland und Norwegen (Dom zu Drontheim); in Schweden vielleicht niederländische Gotik. Spanien schließt sich besonders an Frankreich an, mischt aber alte romanische und maurische Elemente zu (Kathedralen von Burgos, Toledo). In Italien bleibt der Romanismus neben der schon im 13. Jahrh. auftauchenden Gotik; die Decoration wiegt vor. Hier u. a. Dom von Siena, Campo santo von Pisa, Paläste. Die Skulptur bethätigt sich besonders an Kirchenfaçaden in Nordostfrankreich (Christus von strenger Würde am Hauptthore der Kathedrale von Amiens). Hinter ihr bleibt die Malerei zurück, die Glasmalerei ausgenommen.

Im dritten Zeitraum der Gotik wird das Leben freier, flüssiger. Die Deutschen bauen Hallen und setzen ihre Dombauten fort, außer den genannten noch in Regensburg und Wien (St. Stephan). Unter Karl IV. ist Böhmen sehr thätig. Nürnberg blüht; Danzig baut den Artushof; der deutsche Orden u. a. das Schloß

von Marienburg in Preußen. Auch in Litauen, Kurland, Estland erstehn Kirchen, Klöster und Schlösser. Der deutschen Bauweise schließt sich Spanien an. In Portugal ist besonders die Klosterkirche von Batatha zu nennen; in Italien der Dom von Mailand (begonnen 1386), der Dogenpalast u. s. w. in Venedig. Die Bildnerei nimmt zum Stoffe weißen Marmor in Italien, Stein, Stucco, Holz in Deutschland, wo Altarwerke mit Farben und Gold geschmückt werden. Hier schreitet auch die Glasmalerei vor; nicht so die Tafelmalerei mit ihren unentwickelten, doch oft den Ausdruck kindlicher Unschuld tragenden Bildern. Malerschulen kommen auf: in Nürnberg mit plastischen Formen, später und feiner in Köln, noch plump in Belgien, kunstreicher in Italien (Florenz, Siena u. s. w.; Giotto u. A.).

Der vierte Zeitraum dauert vom 15. bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts. Während die Bildnerei sich schon vom Mittelalter abwendet, zeigt die Gotik der Baukunst noch merkwürdige Entwickelung. Das Innere der Kirchen breitet sich hallenartig aus, strebt aber minder in die Höhe. Allmählich weicht die Harmonie der Willkür, und Nüchternheit wechselt mit Überladung. In Italien lebt sich die Gotik im 15., im Norden im 16. Jahrh. aus (s. o.). Bemerkenswerthe Kirchenbauten entstehn im Rheinlande; in Schwaben, der Macht des Bürgerthums entsprechend (Münster von Ulm, ein „gewaltiges Werk deutscher Gotik"), ebenso in der Schweiz (Münster in Bern, 1421 durch den Straßburger Heinz begonnen). In Frankfurt a. M. erheben sich die Kirchen St. Nicolaus und Leonhard, der Domthurm (begonnen 1415), die (bei unserem Gedenken niedergerissene) Halle des Heiligengeisthospitals. Hallen werden in Hessen und Westfalen gebaut; in Wien der Stephansthurm; in Ungarn und Siebenbürgen Kirchen unter österreichischem Einflusse. Die englische Baukunst prägt sich in diesem Zeitraum am meisten aus. Die Franzosen bauen graziös, mit reichen Verzierungen.

Die Geschichte der modernen Kunst ist in dem oben genannten, von Kugler gegründeten, darauf von Burkhard bearbeiteten Werke vorzüglich von Lübke abgefaßt und in Kapitel abgetheilt, welchen wir folgen. Sie beginnt im Anfange des 15. Jahrh. und knüpft sich

unmittelbar an die mittelalterliche Kunst an, geht aber über sie hinaus; einestheils zurück zur Antike, welche die „Renaissance“ originell und großartig handhabt; anderntheils vorwärts, durch wissenschaftliches Streben, das sich, im Gegensatze zum schwärmerischen Spiritualismus, die Erforschung des Naturlebens zum Ziele stellt, und zugleich denn schärfere Selbsterkenntnis und ein „gesteigertes Bewustsein der persönlichen Geltung“ erzeugt. Später tritt die Baukunst hinter die Bildnerei zurück. Die Ölmalerei erblüht; Holzschnitt und Kupferstich beginnen die immer höher steigende Reihe der Erfindungen, die nach Wesen und Zweck der Buchdruckerkunst verwandt sind.

Der erste Zeitraum umfaßt die moderne Baukunst bis gegen Ende des 18. Jahrh. Ihre Wiege ist Italien, wo sich zugleich die Decoration aufs höchste ausbildet. Dort werden viele Paläste gebaut, namentlich in Florenz. Wir nennen die Meister Peruzzi, Palladio, den vielseitigen Michelangelo, Bramante und seinen Neffen Raffaele de' Santi (Sanzio) von Urbino (1483–1520), den Malerfürsten, der zugleich auch Baumeister war und welchen Leo X. zum Nachfolger seines Oheims als Bauführer der Peterskirche ernannte.

Wir fügen hier einige, vorzugsweise praktische, Anschauungen Schinkels über die ältere und neuere Architektur italienischer Städte aus seiner ersten italienischen Reise ein (vgl. A. A. Z. 1862 Nr. 213 Beilage). Die staunenswerthe Architektur Venedigs, deren Mischung aus morgenländischer und antiker man „saracenisch“ nennt, zeigt sich in ihrem reichen äußeren und inneren Schmuckwerk mehr auf unsere Theaterscenen, als auf unsere moderne Baukunst anwendbar, da uns Deutschen die Natur nicht die Mittel dazu verlieh; jedoch verbündet sich die Schönheit dieser Bauten mit nachahmungswerther Umsicht und Zweckmäßigkeit. Weit näher stehn uns die, oft in Palladios Styl errichteten, Bauten in Padova aus Mauerziegeln und ungleich gebrochenem Stein mit Kalktünche. Nach Stoff und Ausführung sehr tüchtig sind die, nebst ihren Verzierungen aus gebrannten Ziegeln geformten, Kirchen, Paläste u. s. w. in Ferrara und Bologna; ihre glatten Façaden bedürfen keines ausgleichenden Kalküberzuges. Die schönen Paläste in Florenz von hartem Stein, aus Bramantes und Michelangelos Zeit, passen am wenigsten für nordisches Klima.

Ihre über 30 Fuß hohen Stockwerke, gröstentheils mit gewölbten Decken, sind vorzüglich zur Erhaltung der trefflichen Fresken geeignet. Das Selbe gilt von den römischen Palästen, die mit großen Kosten vorzüglich aus Mauerstein und Travertin mit Puzzolanerde gefügt sind; die antiken Bauten aber oft aus Mauerziegeln, deren Innenseite mit Steinstücken und Kalk ausgefüllt ist. Nach Süden hin weicht die Architektur immer mehr von der unsern ab. In Neapel und Sicilien kennt man das Ziegeldach fast gar nicht. Über die flache Wölbung des Hauses kommt ein fester Guß aus Puzzolane und Gyps. Die weitesten Räume des Inneren bestehn aus offenen, von Pfeilern und Arkaden getragenen Hallen und aus breiten Corridoren, die auf allen Seiten zu Altanen oder Weinlauben führen. Noch nicht nach Würden beachtet sind mehrere alte, zum Theil nach und nach veränderte, Kirchen und Paläste Italiens und Siciliens in gotischem, saracenischem und spätmittelalterlichem Style, deren Charakter „für das Zeitalter ihrer Entstehung Ehrfurcht erregt“.

In Spanien erbauten J. Bautista de Toledo und Juan de Herrera 1563—84 das Lorenzokloster im Escorial. Zu den imposantesten Denkmalen spanischer Baukunst gehört auch die Stadt Mexiko im ganzen genommen, deren großartiger Eindruck auf die vielgewandertesten Reisenden, wie A. v. Humboldt, Mühlenpfordt, Ch. Lempriere indessen noch mehr durch ihre unvergleichliche Lage bewirkt wird (vgl. A. A. Z. 1863 Nr. 201 ff. Beil.). Ihre stolze dorische Kathedrale, 1573—1657 erbaut, ist aus Porphyrquadern aufgeführt. Jeder der beiden Thürme wird durch eine glockenförmige, in eine Blume auslaufende Kuppel geschlossen, auf welcher sich ein Kreuz erhebt. Um diese Kuppeln laufen mit kolossalen Statuen geschmückte Balustraden. Leider hatte man die riesige Pyramide des aztekischen Tempels, auf dessen Stelle der christliche steht, abgetragen, statt sie zur Basis zu benutzen. A. v. Humboldt rügt die Zerstörungswuth der Spanier, welche der der älteren Römer gleichkomme; wir haben übrigens Cortez Bedauern über die nothwendige Zerstörung der großartigen Aztekenstadt bereits S. 694 erwähnt.

In Deutschland nennen wir aus diesem Zeitraum u. a. den Otto-Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses, die Martinsburg in

Mainz, das Gewandhaus in Braunschweig, auch den Zwinger in Dresden, als Vertreter des „Rococo“, der letzten Blüte der modernen Baukunst vor Wiedererweckung des klassischen Styls.

Die italienische bildende Kunst des 15. Jahrh. zeigt eine, durch das Studium der Antike genährte, „Großheit des Sinnes“ als Erbgut des italienischen Volksgeistes. In der ersten Hälfte des 16. Jahrh. fördern auch Päpste, besonders Julius II. und Leo X., die Kunst. Meister der Skulptur ist Michelangelo; die berühmtesten Maler außer ihm und Raphael: Leonardo da Vinci (vgl. o. S. 585), Correggio, Giulio Romano, Giorgione (in Venedig, der „Befreier“ der Kunst), Tiziano Vecellio (1477–1576), Pordenone, Bordone.

Die moderne nordische Bildnerei und Malerei vom Anfange des 15. Jahrh. bis zur Mitte des 16. hatte freilich nicht, wie die italienische, die Antiken unmittelbar vor Augen. Doch entstanden schon weit früher, um den Schluß des 12. Jahrh., an Adel der antiken Richtung ebenbürtige Werke namentlich in den Skulpturen von Wechselburg und Freiberg. Wie einst das Christenthum, hemmte jetzt die Reformation die stetige Fortentwickelung der alten „Lebensinteressen“, indem sie ein neues und freieres Leben keimen ließ, das zuerst sich zur Speculation wandte, um erst später auch seine eigene Kunst zu erzeugen.

Erst im zweiten Viertel des 16. Jahrh. sucht der Norden die italienische Formbildung mit der „heimischen Darstellungsweise zu verschmelzen“. Dadurch entwickelt sich ein „ganz besonderes Element: das Phantastisch-Humoristische“, wozu der deutsche Volkscharakter sich besonders neigt, was uns auch bei der Literatur bemerklich wurde. Bei den Italienern dagegen bleibt „schon im romantischen Zeitalter Neigung zur Plastik der Antike“ erkennbar.

Die Malerei bestimmt ihre moderne Richtung zuerst in der flandrischen Schule, an deren Spitze die beiden Brüder van Eyck stehn. Im 15–16. Jahrh. zeichnet sich Brabant aus, wo Quintin Massys in Antwerpen 1529 stirbt. Die Malerei der Niederlande wirkt weithin bis nach Spanien und Frankreich, zunächst auf das stammverwandte Norddeutschland; während aus ihr Oberdeutschland mit der Schweiz eine eigene Gestaltung herausbildet,

namentlich der geniale, in allen bildenden Künsten und in den angrenzenden Wissenschaften auch als Schriftsteller thätige, vielgeprüfte Albrecht Dürer aus Nürnberg (S. 586. 630.), der sich auch im kunstreichen Venedig stolz einen Deutschen („Germanus") nannte; sodann Lukas Sunder aus Kronach im Bambergschen, daher genannt Cranach (1472–1541), Luthers Freund, der vorzüglich in Thüringen und Sachsen lebte und wirkte. In der Bildnerei zeichnete sich die Familie Vischer in Nürnberg aus.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. bietet im allgemeinen die Kunst nicht viel Erfreuliches. In Italien arbeiten Kunsthandwerker in Thon (Majolika, Terrakotten). Aus dieser Zeit stammen die neuerdings von Brugsch aus Persien mitgebrachten 50 Prachtblätter persischer Schrift und Malerei, unter dem großen Schah Abbas (1587–1629) gefertigt. Nach einem Berichte in der „Schwäbischen Kronik" 1863 Nr. 223 ist „die Farbenpracht und feine geschmackvolle Ausführung der Zeichnungen und Malereien unbeschreiblich". Aber sie sind nicht rein orientalisch, indem die persischen Randbilder und Arabesken häufig Gestalten der christlichen Legende und Mythologie umgeben, deren abendländische Vorbilder wohl nachweisbar sein dürften.

Im 17–18. Jahrh. verbreitete sich der Streit und Wettstreit und ebenso die Wechselwirkung der beiden christlichen Hauptkirchen im Abendlande auch auf die Kunst, besonders die Malerei: die römisch-katholische, mit Einschlusse der läppischen Allegorien der Jesuiten, in Italien, Spanien, Brabant, die protestantische besonders in Holland.

Neben der Historienmalerei blüht das Genre, sowohl höheres, wie — vorzüglich in Holland — niederes, in Italien leidenschaftliches, überall sich der Volksstimmung anschließend. Einige der bedeutendsten Geschichtsmaler dieses Zeitraums sind: in Italien die Caracci in Bologna mit ihrer Schule, der Domenichino (Domenico Zampieri), Guido Reni; in den Niederlanden Rubens, van Dyck, Rembrandt van Rijn; in Spanien der gröste des Landes: Esteban Murillo (1618–82); in Frankreich der Classicist Nic. Poussin (1594–1665) und Lebrun (1619–90), der unter dem „renommistischen" Selbstvergötterer Ludwig XIV. die französische „theatralische

Scheingröße" ausbildet. Herr und Diener sind bei den Aegyptiern (S. 279. 696.) in die Schule gegangen; denn auf Lebruns Deckengemälden wirft sich, wie Hettner (in seiner o. angeführten Literaturgeschichte) sagt, der ganze Olymp dem Könige zu Füßen, dessen Wesen auch der ganze prunkende Baukoloss Jules Hardouin Mansards in Versailles „ohne tiefere gedankenvolle Gliederung" repräsentiert. — In England, wo u. A. der Deutsche Hans Holbein d. J. aus Basel (1495–1550) gearbeitet hatte, werden viele Bildnisse gemalt, auch die romantisch-historische „Shakspere-Galerie".

Für die „Kabinetsmalerei" erwähnen wir: in den Niederlanden wiederum Rubens und Rembrandt für die Landschaft, Jenen auch für das Genre (Bauernhochzeit) neben Tenier und den geborenen Deutschen Adrian und Isaak van Ostade; für die Landschaft den mystisch poetischen Ruysdael sammt seinen Nachfolgern, und Ph. Wouverman (1620–68), der Landschaften mit vornehmen Jagdstücken und Thiergestalten malte. In Italien u. A. Annibale Caracci (auch Geschichtsmaler S. 739), die beiden Canaletti in Venedig, Salvator Rosa (il Salvatoriello) aus Renella bei Neapel (1605–73), welcher Maler, Radierer, Dichter und Musiker war und außer einigen historischen und kirchlichen Bildern hauptsächlich düster-wilde Landschaften und Seebilder malte. In Frankreich für das Genre den phantastischen Jacques Callot und den feinen Watteau, für Seescenerie den älteren Vernet (1714–89), für architektonische Bilder wiederum Poussin, und Claude Gelée genannt Lorrain, voll „klaren Wohllauts". Im 18. Jahrh. bildet sich in Italien der Kupferstich, in Deutschland der Holzschnitt aus.

In dem, heute fortwährenden, Zeitraume des 18–19. Jahrh. schreiten Italien und Spanien rückwärts, vorwärts aber Deutschland und Frankreich, demnächst Belgien, auch Holland und England.

Die erste Stufe kennzeichnet Lübke durch Natürlichkeit, gegenüber der besonders von Frankreich aus früher eingerissenen Maniertheit. In Deutschland schuf Dan. Nik. Chodowiecki aus Danzig (1726–1801), dem Namen nach von polnischen Ahnen, seine naiven Radierungen; auch sein Bruder Gottfried und sein Sohn Wilhelm halfen und folgten ihm. Th. Gottfried Schadow aus Berlin

(1764–1850), Schüler des Niederländers Tassaert, formte plastische Werke, auch Bildnisstatuen, aus Thon und Stein, schrieb auch über Kunst; ebenso sein zweiter Sohn, der Maler Fr. W. v. Schadow-Godenhaus (1789–1862), der Gründer der Düsseldorfer Schule, von dem wir hier im Städelschen Institute die klugen mit den noch reizenderen thörichten Jungfrauen besitzen. Dessen älterer Bruder Rudolf (1786–1822) war Bildhauer; ein anderer Bruder, Felix, Bendemanns Schüler, ist Historien- und Porträtmaler.

Auf der zweiten Stufe wächst die Herrschaft der Antike, deren Herold der Deutsche Joh. Joachim Winckelmann aus Stendal (1717–68) in Rom war. Die Engländer Stuart, Revett und Elgin bringen aus dem damals noch den Türken preisgegebenen Athen die Trümmer antiker Plastik dem Westen zur unmittelbaren Anschauung. Die Deutschen K. Frd. Schinkel aus Neuruppin (1781–1841) und der „minder selbständige klassische Eklektiker" Leo v. Klenze aus dem Fürstenthum Hildesheim (1784–1864), beide auch Schriftsteller, schufen herrliche Bauwerke, Jener in Preußen, Dieser in Baiern, auch in Petersburg und in Athen; ein Nekrolog Klenzes in der A. A. Z. 1864 Nr. 32 Beil. nennt ihn mehr Römer, Schinkel mehr Griechen. Gottfried Semper aus Hamburg (geb. 1804), auch Schriftsteller, verbindet in klassischen Renaissance-bauten zu Dresden Alterthum und Gegenwart; ebenso in Frankreich Ch. Percier aus Paris (geb. 1770?), mit strengerer und schlichter Classicität G. Moller aus Diepholz (1784–1852), besonders in Darmstadt thätig, auch als Schriftsteller.

In der Plastik obenan steht der klassische Isländer Thorwaldsen (1770–1844), der in Italien und Dänemark schuf. In Italien nennen wir den Venezianer Canova (1757–1822), der bald plastisch und edel, bald befangen und kokett, häufig malerisch auftritt. Jh. H. v. Dannecker aus Waldenbuch (1758–1841) wirkte in Stuttgart, früher auch in Rom, mit zartem Natursinn. In Berlin nennen wir, außer Schadow, den Classicisten Chrst. Frd. Tieck (1776–1851), den Bruder des Dichters, der namentlich Porträtstatuen bildete; in Schweden Sergel, Byström, Fogelberg; in England Flaxmann. In der Malerei zeichnet sich Frankreich durch

den Classicisten J. L. David (1748–1825) mit zahlreichen Nacheiferern aus.

Die dritte Stufe wendet sich der Blüteperiode des romantischen Zeitalters zu. Die Baukunst ist vorzugsweise in England gotisch, in Deutschland romanisch. In der Skulptur folgen romantischen Idealen u. A. Schwanthaler in Baiern, klassischen Rauch und Rietschel in Norddeutschland.

Besonders mannigfaltig gestaltet sich die Malerei. Aus Vielen nennen wir die Deutschen Peter v. Cornelius, „nicht den ersten Maler, wohl aber den ersten Künstler unserer Zeit"; ihm zunächst A. Rethel; sodann Schnorr v. Carolsfeld; den eleganten, phantasievollen, aber auch zeitverständigen W. v. Kaulbach; M. v. Schwind, mit oft klassischer Form für romantischen Inhalt; den classicistischen Bon. Genelli (italienischer Abkunft in München und Weimar); die gemüthlich naturalistische Düsseldorfer Schule: u. A. W. v. Schadow (S. 741), Schirmer, Bendemann, Hübner, Lessing, den Schilderer des protestantischen Martyriums. In Frankreich machen die Romantiker fleißige Farbenstudien, Horace Vernet verherrlicht die nationalen Thaten mit mehr Glanz, als Geist und Gemüth. Vortrefflich schildern die französischen Schweizer Leop. Robert südliches Volksleben in Genrebildern, Al. Calame aus Vevay besonders heimische sturmbewegte Alpenlandschaften. Erneuert wird die Glasmalerei und, erst in England, dann in Frankreich und zuletzt in Deutschland, der Holzschnitt, in Wechselwirkung mit der illustrierten Literatur für Wissenschaft, allgemeine Bildung und Unterhaltung der größeren Volkskreiße, Hand in Hand mit dem Steindrucke, dem Stahlstiche und nun auch der Photographie, welche die Natur unmittelbar und handwerksmäßig nachbildet und eigentlich zu den angewandten Naturwissenschaften gehört, aber auf die Kunst zurückwirkt.

Lübke bemerkt am Schlusse seiner Geschichte der Plastik u. a. noch ungefähr Folgendes. In Italien zehrt alle bildende Kunst von den Vorgängern. In England lebt wenig Sinn für Plastik wie für höhere geschichtliche Malerei. In dieser ist Belgien selbständig, in den übrigen bildenden Künsten aber von den Franzosen abhängig. Diese zeigen schon seit dem 13. Jahrh. Beruf zur Plastik durch ihren

Formensinn. Ihr Streben nach dem Reize sinnlicher Erscheinung verbindet sich mit theatralischem Pathos, ohne Tiefe des Geistes und der Empfindung (was uns an die spätgriechische Kunst erinnert). Die Baukunst bedarf überall der Auferstehung. Die Kirche, die alte Gönnerin der Kunst, ist durch ihre eigene Entstellung und innere Unwahrheit zur Feindin der Kunst geworden, wälzt aber die Schuld auf die Unkirchlichkeit des Zeitalters, zu dessen Verständnisse sie sich nicht erheben mag noch kann.

Aus dem Wirrsal entwickelt sich das Miasma eines „Restaurationsfiebers", über welches die A. A. Z. 1861 Nrr. 356–7 Beill. einen lesenswerthen Aufsatz gibt, mit Beispielen aus Frankreich und Deutschland. Die Hauptursache dieser Krankheit sieht der Verfasser in dem „berechnenden Fanatismus einer retrograden Partei, die auf allen Gebieten die Probe zu machen sucht, wieweit die Gegenwart in ihrem kirchlichen Leben sich bis in die Vergangenheit zurückschrauben läßt", dabei sich aber „ebensowohl am Leben der Gegenwart wie an den Schöpfungen der Vergangenheit versündigt".

Aus der Fülle des vorliegenden Stoffes geben wir hier noch in freier Einkleidung, für die Ergänzung der Einzelheiten auf das Vorige verweisend, den Hauptinhalt einer Rede, welche Stud. Becker in der 27. Generalversammlung des akademischen Domvereins zu Bonn gehalten hat (s. Kölner Domblatt 1863 Nr. 220), und die zwar nicht ganz frei von Parteistandpunkten ist, aber eine gute ethnologische Chronik der Kirchenbaukunst entwirft.

Constantin führte den, unter dem Drucke des Heidenthums auf Privathäuser, Katakomben und andere Verstecke beschränkten, christlichen Gottesdienst in würdige Gotteshäuser ein, zunächst in die oben beschriebenen Basiliken, an welche sich die Neubauten anlehnten. Eine im fernen Phoenikenlande in Tyros von Bischof Paulinus 313 bis 324 erbaute gehört zu den ältesten. Die von Constantius gegründete, von Constantin vollendete Sophienbasilika in Konstantinopel blieb der Gipfelpunkt der „vormittelalterlichen Periode". Sie verbrannte und wurde von Justinian durch Anthemios von Tralles (s. o.) in 6 Jahren bis 537 neu und herrlich wieder aufgebaut, aber 5 Jahre darauf durch ein Erdbeben gröstentheils wieder zerstört und darauf nur

restauriert. Außerdem baute Constantin (nach Eusebios Berichte) die Grabkirche zu Jerusalem. Die Kirchenstreitigkeiten des Orients hemmten früh gänzlich die Entwickelung der Kunst.

Im Occident bietet Rom im 4. Jahrh. Musterbauten: die oben erwähnten Kirchen der Apostel Petrus und Paulus; im 5. die der h. Sabina und im 6. der h. Balbina u. s. w. Aus dem 4. Jahrh. stammt auch die Kathedrale von Ravenna. Auf die Markuskirche zu Venedig (976–1071) wirkt die byzantinische Musterkirche Sophias, und seitdem verbreitet sich der byzantinische Styl im Abendlande, zunächst in der Lombardei, dann in Frankreich und in Deutschland, zumal am Rhein. Der alte und prachtvolle Dom zu Trier wurde vermuthlich schon durch Constantin gegründet und bekam allmählich bis 1212 seine jetzige Gestalt. In Fulda wurde an der Stelle des von Bonifacius gegründeten Kirchleins 792 eine große doppelchorige Basilika erbaut und nach einem Brande 937 schon 948 in alter Bauweise wieder völlig hergestellt.

Die Wirren nach der Auflösung des karolinger Reiches hemmten die Kunst, jedoch weniger in Deutschland, als in Frankreich und Italien.

Vom 12. Jahrh. an wurden in Frankreich viele Kathedralen gegründet, wie die schon gotische von Laon, bald nach ihr Notredame in Paris, dann die von Reims, Metz und die von Amiens, die vielleicht das Vorbild des Kölner Domplans wurde. In der, durch Margarete von Österreich 1511–36 erbauten, Kirche zu Brou bei Lyon zeigt sich das, durch prächtige Ausstattung nur verschleierte, Siechthum der Kunst dieses Zeitraums in Frankreich.

Belgien baute im Mittelalter mehrere bedeutende Kirchen, namentlich die Kathedralen von Tournay und St. Peter in Löwen. Gleicher Styl herrscht in Holland, mit einigen Ausnahmen, besonders des nach dem Muster des Kölner angelegten Doms von Utrecht.

In Spanien verdrängte der christliche Gottesdienst 1236 den mohammedanischen aus der Moschee von Cordova, und baute sich neue Kirchen vom 13–15. Jahrh., namentlich Kathedralen von Toledo und von Sevilla, die gröste im Lande. In Italien ist der, erst von Napoleon I. vollendete, Dom zu Mailand der bedeutendste Vertreter des germanischen Baustyls.

In Schweden baute 1287 ein angeblich französischer Baumeister die gotische Kirche zu Upsala nach dem Muster von Notredame zu Paris, wogegen der im 14. Jahrh. erbaute Dom zu Lund echt nordischen Styl hat.

Die Polen bauten die Kathedralen von Krakau (im 11. Jahrh. begonnen) und die gotische von Warschau (2. Hälfte des 13. Jahrh.).

In England finden wir keine bedeutenden Bauten der angelsächsischen Zeit. Desto glänzender und vielseitiger entwickelte sich die Kirchenbaukunst seit der normännischen Eroberung (1066). Die älteste, aber oft umgebaute, Kathedrale ist die von Canterbury, die am reinsten ausgeführte die von Salisbury (1220—58), die glänzendste die von York (1291—1405).

Deutschland steht seit dem 13. Jahrh. in der Kirchenbaukunst allen Ländern voran. Die Dome von Straßburg und Köln reichen einander die Hand und sind stylverwandt.

Soweit Becker. — Wir bauen den Kölner Dom allmählich aus, fragen aber bedenklich nach dem Geiste, welcher den Gottesdienst der Zukunft darinn leiten wird. Mit bescheidenern Mitteln bauen der Gustav-Adolfsverein, die Protestanten in Italien und Frankreich, die freien Gemeinden und Dissenters sogar in germanischen Landen ihre Erbauungshäuser. Die strengkirchlichen Angloamerikaner lassen gleichwohl ihre Gotteshäuser durch Gasthäuser überragen, die Schweizer aber durch Schulhäuser, obschon auch ihre „Hotels" die Hochschule für die moderne Kasse der Wirthe und Kellner bilden. Das kommende Geschlecht wird sowohl seinen Lehranstalten wie seinen Volksvertretern die grösten Paläste errichten.

Wir schreiten täglich aus der Gegenwart in die Zukunft. In ihr, hoffen wir (mit Kugler-Lübke am Schlusse des genannten Werkes), werden die „großen Interessen des Gemeinwesens" auch die Kunst neubeseelen. Vorerst sind heutzutage die praktischen Interessen, die Technik und der Schönheitssinn besonders für die Verzierung, als „decorativer" Sinn, thätig. Die Industrie errichtet die zahlreichsten Bauten für ihre Arbeiten wie für die bürgerliche Familie, und beginnt, tastend die Hand nach der Kunst auszustrecken. Im stärksten Gegensatze zu den für die Ewigkeit aufgerichteten Bauten der Aegyptier,

den glattgemeißelten und zu Tempeln ausgehöhlten Felsen der Inder steht oder stand ein nordamerikanisches Gesetz: daß kein Wohnhaus volle 100 Jahre stehn dürfe. Einen andern Gegensatz zu den monumentalen Bauwerken bildeten schon früh die Zelte und Wagenhäuser der Nomadenvölker und neuerdings hölzerne und eiserne Häuser, die zerlegbar sind, um selbst über das Weltmeer transportiert zu werden, da ihnen die übermenschlichen Locomotivkräfte der santa casa von Loretto nicht zu Gebote stehn. Jedoch beginnen die gleich schnellen, zwar nicht übermenschlichen, aber gewissermaßen übernatürlichen, die Elemente zu ihrem Dienste zwingenden Locomotivkräfte der Gegenwart, ihre Eisenbahnwägen zu prachtvollen Wohnungen umzugestalten, während mehr und minder jenen Nomadenwägen ähnliche, mit Schlafgemächern und Küchen versehene sowohl reichen Lords, wie armen „Spielern" auf ihren heimatlosen Wanderungen dienen. So mögen auch die unwohnlichen Wohnkeller norddeutscher u. a. Städte (nicht die Austernkeller!) mit den Höhlen der uralten Troglodyten oder den Jurten der Nordasiaten verglichen werden. Wir haben in unserem dürftigen Abrisse Vieles, was auch ethnologisches Interesse bietet, unberührt lassen müssen, sogar ganze Gebiete, welche aber auch die ausführlichen Kunstgeschichten allzusehr außer Augen lassen. So die von ältester Zeit an von den Kulturvölkern in den verschiedenartigsten Klimaten betriebene Gartenbaukunst, zu welcher alle bildenden Künste beitragen; und ebenso die Schiffbaukunst, die noch weit höhere Bedeutung hat.

Auf der Brücke zwischen zweien Jahrtausenden lassen sich nicht, wie auf unsern großen Strombrücken, Häuser zu ruhigem Wohnen bauen. Und der bildenden Ruhe bedarf die bildende Kunst, bedarf die Werkstatt des Künstlers wie die des philosophischen Denkers. Was aber unserer Übergangszeit an Ruhe fehlt, das hat sie überreich an Anregungen. Doch auch dieser bedarf der schaffende Künstler, Dichter und Denker nicht minder, als der Ruhe, aber vor ihr; und so hoffen wir das reichste Erblühen der heutigen Ideensaat zu Werken und Thaten der Zukunft.

Digitized b

Digitized by Google

Digitized b

Digitized by Google

Digitized b

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google